DER FRANZOSENKRIEG: 1870. 1871. VON FERDINAND SCHMIDT

Ferdinand Schmidt





Der

Franzosenkrieg



Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhaunem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Rückert.

Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann,
und wer Uebermuth steuert, thut Gottesdienst.

E. M. Arndt.

Von

Ferdinand Schmidt.

Zweite Hälfte.

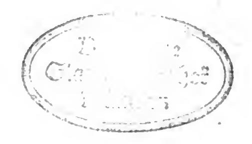


Berlin, Fr. Lobeck's Verlag (Anders & Zum Felde).

Inhalt.

Seite.





Die allgemeine Lage in den Tagen von Sedan.

„Du reicher Gott der Gnaden
Schau her vom Himmelszelt;
Du selbst hast uns geladen
Auf dieses Waffenfeld."

Wahrlich, wie dieses Wort gegolten hatte für die Väter im Befreiungskriege, so galt es auch für die Söhne und Enkel in dem neuen Kriege gegen Frankreich, und mit Recht ist er auf deutscher Seite der heilige Krieg genannt worden. Während die Väter das schwere Werk zu vollführen hatten, das eiserne Joch, von dem das Vaterland sieben lange Jahre hindurch bedrückt worden war, zu zersprengen, war den Söhnen und Enkeln die nicht minder schwere Aufgabe zugefallen, den zu einem neuen Raubzuge sich anschickenden Feind in dessen eigenem Lande aufzusuchen und seine Macht zu zerschellen, damit sie nicht, einer Sturmflut gleich, über Deutschland verheerend sich ergieße. Eine schwere Gefährdung materieller und sittlicher Güter stand für die Deutschen auf dem Spiele, vielleicht eine schwerere, als es jemals der Fall gewesen war, obgleich doch in der Geschichte der zwei und vierzig Invasionen, durch die Deutschland von Frankreich im Laufe der letzten Jahrhunderte heimgesucht worden ist, grauenhafte Merkzeichen — nach napoleonischer Ausdrucksweise „Spuren der Väter" — reichlich ge-

nung verzeichnet stehen. Schwerere Gefährdung materieller und sittlicher Güter denn je war zu befürchten, weil dem französischen Heere in den afrikanischen Horden der Turcos, Zuaven und Spahis Bestandtheile beigegeben worden waren, die dasselbe in Bezug auf seine Sitten schlimmer machten, als es je gewesen, und es in seiner Gesammtheit tief unter alle europäischen Heere der Jetztzeit stellten.

Alles daran zu setzen, um das Vaterland vor dem Unheil der Heimsuchung durch solche Horden zu bewahren, das war das heilige Gelöbniß gewesen, mit dem die deutschen Krieger die Grenze überschritten, und um deswillen sie sich die Berechtigung erworben hatten, jenes Weihewort auch auf sich anzuwenden, sich demnach als Streiter anzusehen, die einem Gottesrufe gefolgt waren.

Und wie war der Gottesgeist, dem sie vertraut hatten, so mächtig in ihnen gewesen! Zehn siegreiche Schlachten hatten sie in einer Zeit von vier Wochen geschlagen, eines der beiden feindlichen Hauptheere war eingeschlossen, das andere, und mit ihm der Kaiser, war in Gefangenschaft gerathen!

War damit nun das Ziel erreicht, das die Deutschen sich gesteckt, als sie gezwungen zur Wehr griffen? Hatten die deutschen Krieger dem Gottesrufe, der sie auf die Wahlstätten geführt, hinreichend Genüge gethan, und wäre es nunmehr ihre Pflicht gewesen, dem französischen Volke zu erklären: Wir zogen gegen euren Kaiser und seine gegen uns aufgebotenen Armeen aus; wohlan, da seine Heermacht gebrochen, er selbst in unsere Gewalt gerathen ist, geben wir euch ohne alles Weitere Frieden und ziehen heim? —

Diese Frage trat nach dem Tage von Sedan sofort auf und wurde im Auslande vielfach zu Gunsten Frankreichs beantwortet. Das war das Ergebniß theils des Neides und der Mißgunst, theils der Furcht und der Unkenntniß. Im Verlaufe der Darstellung werden Stimmen solcher Art, wie auch gebührende Entgegnungen zur Vorführung gelangen. Hier sei

nur erwähnt, daß von Seiten aller klar denkenden und auf dem Gebiete der Geschichte mehr oder weniger kundigen deutschen Patrioten vom ersten Augenblicke an jene Frage dahin beantwortet wurde: Mit dem Tage von Sedan hat der Krieg seinen Abschluß, wie einen solchen das Wohl und die Sicherung des Vaterlandes verlangt, noch nicht gefunden! In diesem Sinne sprach sich (mit verschwindend geringen Ausnahmen) die gesammte deutsche Presse aus. „Darüber hat sich das deutsche Volk," sagte Alexis Schmidt, „haben sich seine Armeen von Hause aus keiner Täuschung hingegeben, daß sie in Frankreich nicht etwa die Napoleoniden, sondern die Franzosen bekämpfen, nämlich ihren hoffährtigen, rauflustigen, beutegierigen Sinn, ihre Herrschsucht, ihre Unruhe, mit der sie unablässig die Nachbarn und ganz Europa stören. Ruhe und Frieden wollen wir uns, wollen wir dem Erdtheil verschaffen, mag die Regierung dieses Volkes sein und benannt werden, wie sie wolle. Mögen 1814 und 1815 die Verbündeten vor Allem den Zweck in das Auge gefaßt haben, Napoleon zu stürzen; sie hatten Grund dazu, denn ihnen, den Russen, Engländern und Oesterreichern, war Frankreich durch Napoleon gefährlich geworden, sie hatten vor Napoleon nie das von den Franzosen zu leiden gehabt, was Deutschland von ihnen seit Jahrhunderten erfahren hatte. Jene also begnügten sich mit dem Sturz Napoleon's. Wir aber, die Deutschen, die heute allein den Kampf gegen Frankreich zu bestehen haben, wir betrachten die Dynastie, die Regierungsform, unter der Frankreich steht, ganz als Nebensache. Wir wollen dies Volk für die Zukunft zwingen, Ruhe zu halten. Wir wissen, daß Deutschland der Gegenstand seiner Raublust ist und war unter allen seinen Dynastieen und Verfassungsformen; die alten Könige, die Republik, die Napoleon's und die Orleans, sie haben geraubt und wollten rauben deutsches Land. Darum ist mit Napoleon's Kriegsgefangenschaft auch der Krieg noch nicht aus. Es hat nicht Einer daran gezweifelt, daß obgleich

sich Napoleon bei Sedan ergeben hat, die deutschen Armeen auf Paris marschiren würden, mochte dort regieren, wer da wolle. Der ungeheure Eindruck, den die Kriegsgefangenschaft Napoleon's gemacht hat, liegt nicht darin, daß man glaubt, damit sei der Krieg zu Ende, unser Ziel erreicht, er liegt in dem großen Gefühl des Waltens göttlicher Gerechtigkeit auf Erden, die sechs Wochen nach der Vermessenheit Frankreichs und seines Kaisers gegen Deutschland und sein friedliebendes Oberhaupt Napoleon in die Hände unsres Königs liefert!"

Mit Napoleon selbst hätte der Friede nicht abgeschlossen werden können, selbst wenn die Bereitwilligkeit dazu auf deutscher Seite vorhanden gewesen wäre. Napoleon hatte sich nicht als Staatsoberhaupt, ja nicht einmal als Oberfeldherr der Armee, die in Sedan eingeschlossen worden war, sondern als Privatperson gefangen gegeben, hinweisend auf die mit der Landesleitung betraute Regentschaft in Paris. Es war also abzuwarten, ob die Kaiserin oder, falls diese nicht am Ruder blieb, die ihr folgende Regierung es geeignet finden würde, dem Sieger mit Friedensanerbietungen entgegen zu kommen. Bis dahin mußte der Krieg fortgesetzt werden.

Sehen wir uns hiernach zunächst die Kriegslage unmittelbar nach dem Ereigniß von Sedan an.

Endlos schienen die Reihen zu sein, in denen die in Sedan in Gefangenschaft gerathenen Franzosen nach Deutschland übergeführt wurden. Und den Gefangenen folgte die Kriegsbeute in eben so langen Zügen. Jetzt schon konnte mit Recht gesagt werden: Frankreichs Hochmuth kommt ihm theuer zu stehen! — Wer Sinn dafür hatte, der konnte im Hinblick auf das Schauspiel, das die Gefangenen-Transporte am Rhein darboten, fruchtbare Betrachtungen über den Weisheitsausspruch Sidney Smith's anstellen: „Gehe der Schande aus dem Wege, aber strebe nicht nach Ruhm; nichts ist kostspieliger als der Ruhm." — Ein Berichterstatter der „Weser-Zeitung" schrieb: „Ich hatte Gelegenheit, viele dieser Gefangenen-Transporte am

Rhein ankommen zu sehen. Welch' ein Schauspiel, der Zug eines ganzen gefangenen Volkes durch Feindesland! Zumeist in offenen Wagen stehend, Mann an Mann gedrängt, in zerlumpter Kleidung, kothbespritzt, kamen sie Zug auf Zug an, die Ruhmessäulen Frankreichs, jetzt ein klägliches Bild gefallener Größe." — Ob Frankreich nach den schweren Niederlagen, die es erlitten, schon dahin gebracht war, in sich zu gehen, sollten schon die nächsten Tage erweisen.

Zu Betrachtungen gänzlich andrer Art regte die Haltung der deutschen Krieger an. Im Hinblick auf die Kämpfe um Sedan gab ein Dichterwort der Empfindung, die sich Aller Herzen im Heimathlande bemächtigt hatte, bewegten Ausdruck. Freiligrath sang in seinem Dichtergruß an Germania:

„Nun grüß dich Gott, du wunde, du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde, du Herrliche, vor dich hin.
Wohl seh' ich freudig glänzen das Schwert in deiner Hand; —
Wohl gehst einher in Kränzen, — doch schwarz ist dein Gewand."

Zwei Tage und zwei Nächte lang (am 31. August und 1. September) war um Sedan blutig gerungen worden, am 2. September erfolgte die Capitulation. Mußte man nun nicht annehmen, das Heer, todeswund und kampfesmüde, würde zum allermindesten eine Reihe von Tagen nöthig haben, um sich wieder in Kriegsverfassung zu setzen? Legte ihm doch allein schon die Uebernahme von Sedan eine neue außerordentliche Thätigkeit auf! Siehe, da geschah das kaum Glaubliche: Schon am 3. September brachen die Armeen der beiden Kronprinzen (die III. und die IV. Armee) aus ihren Lagern bei Sedan auf und traten ihren Marsch auf Paris an! Nur den Brüdern, die gefallen waren, hatten sie den Zoll wohlverdienter Ehre gebracht, und rüstig wieder ging es vorwärts gegen den Feind! Es ist in der That schwer zu entscheiden, was mehr zu bewundern ist: die außerordentliche Tüchtigkeit der deutschen Heere im Kampf, oder ihre unerschütterte Streitfähigkeit unmittelbar nach dem blutigsten Ringen.

Dem Marschall Mac Mahon war in den Tagen von Sedan von Paris aus ein Corps von 25,000 Mann unter Führung des Generals Vinoy nachgesandt worden, das, hätte es die Armee Mac Mahon's rechtzeitig erreicht, ohne Zweifel in das Geschick derselben verflochten worden wäre. Es entging dem Verderben, indem es, freilich mit Verlust bedeutenden Kriegsmaterials, rechtzeitig Kehrt machte, um zuvörderst hinter den starken Wällen der Hauptstadt Schutz zu suchen.

Im Felde fanden nunmehr die Deutschen feindliche Truppen nicht mehr vor, nur die Festungen hatten noch starke Besatzungen, namentlich die beiden mächtigen Festungen Metz in Lothringen und Straßburg im Elsaß.

Auch bei Metz hatten um dieselbe Zeit, in der bei Sedan gekämpft ward, nämlich am 31. August und 1. September, heftige Kämpfe stattgefunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mac Mahon und der in Metz eingeschlossene Bazaine Mittel und Wege gefunden hatten, sich zu verständigen, und Letzterer schlug am 31. August los, weil er an diesem Tage dem Entsatze durch Mac Mahon's Heer entgegensah. Seit dem 19. August war von Metz aus keine Bewegung gemacht worden, die den Zweck hatte, die Cernirungsarbeiten zu hemmen oder den mit jedem Tage fester werdenden Gürtel zu durchbrechen. Am 30. August ließen gewisse Bewegungen es vermuthen, daß es Bazaine's Absicht sei, in nächster Zeit einen kräftigen Angriff auf das Cernirungsheer auszuführen. Das Vermuthete geschah am 31. August, indem Bazaine am Morgen dieses Tages zum Angriff überging. Im Gegensatze zu den früheren Zusammenstößen hatten diesmal die deutschen Truppen die günstigsten Positionen inne; jetzt waren sie es, die sich angreifen ließen. Es wurden die heftigsten Offensivstöße von Seiten der Franzosen ausgeführt. Vergebene Mühe! Als der Abend anbrach, befanden sich die Deutschen in derselben Stellung, die sie am Morgen inne gehabt hatten. Die Ehre des Tages gebührte dem 1. (ostpreußischen) Armeecorps und der

Landwehr-Division Kummer. Nach den Anstrengungen zu schließen, mit denen der Feind seine Absichten durchzusetzen bemüht gewesen war, konnte mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß er am nächsten Tage zu neuen und vielleicht um so kräftigeren Versuchen schreiten werde. Die Franzosen warteten aber den nächsten Tag nicht ab; sie hatten sich vielmehr die Nachtzeit zur Fortsetzung des Kampfes ersehen, vor dessen Beginn sie zu einer List ihre Zuflucht nahmen. Sie ließen das deutsche Signal „Stopfen" d. i. „Gewehr in Ruh" blasen, gingen darauf — etwa gegen 12½ Uhr — mit dem Bayonnet gegen die deutschen Vorposten vor, fielen über die Besatzungen und die Schützengräben der Dörfer Retonfay und Flanville her, und es gelang ihnen, sich in diesen Ortschaften, wie auch in den nächstliegenden Dörfern Noisseville und Servigny festzusetzen. Noch war der Cernirungsgürtel nicht durchbrochen; aber es war ein Durchbruch desselben für den Fall zu befürchten, daß der Feind es ermöglichte, sich in den genannten Ortschaften bis zur Ankunft von Verstärkungen aus Metz zu halten. Der Schlüssel seiner Stellung war das Dorf Retonfay, und so mußte es deutscherseits als nächste und vornehmste Aufgabe betrachtet werden, ihm dieses Dorf wieder zu nehmen. Um dies zu bewerkstelligen, ging der General von Manteuffel beim Morgengrauen des 1. September aus der Defensive in die Offensive über, und schon nach wenigen Stunden konnte er dem Prinzen Friedrich Karl melden, daß der Feind mit ostpreußischen Kolben und Bayonneten aus Retonfay hinausgetrieben worden sei. Diesem günstigen Beginne des Tages entsprachen die weiteren Erfolge desselben. Nachmittags 4 Uhr fanden sich die Franzosen, die in den sechsunddreißigstündigen Kämpfen außerordentlich schwere Verluste erlitten hatten, nach Metz zurückgeworfen, während die Deutschen sämmtliche frühere Stellungen wieder eingenommen hatten.

Mit dieser Schlacht — nach einem der Dörfer die Schlacht von Noisseville genannt — war dem Feinde die

Hoffnung, Erlösung aus seiner Lage zu finden, gänzlich abgeschnitten.

Wie vor Metz, so hatten auch vor Straßburg in den Tagen von Sedan blutige Kämpfe stattgefunden.

Auf die Belagerung Straßburgs ist oben nur vorübergehend hingewiesen worden, und auch hier möge nur erwähnt werden, daß aus dem seit drei Wochen von drei deutschen Divisionen eingeschlossenen Platze eine Reihe von heftigen Ausfällen gemacht worden waren, daß jedoch die Belagerungsarbeiten ihren stetigen Fortgang genommen hatten. Es wird der wichtigen Stadt, ihrer Bedeutung, ihrer Geschichte und ihres erfolgenden Ueberganges in deutsche Gewalt weiterhin ein besonderer Abschnitt gewidmet werden: hier galt es eben nur, ihrer so weit zu gedenken, als es für den Zweck der Ueberschau in Betreff der gesammten Kriegslage erforderlich erschien.

Was hatte nun inzwischen die gewaltige Panzerflotte Frankreichs verrichtet, die wir (s. Bd. I, S. 268 u. f.) verderbendrohend ihre Feuerschlünde zeigen sahen? So gut wie nichts, zumal wenn man dasjenige in Betracht zieht, was von derselben einerseits gehofft, andrerseits befürchtet worden war. Müssig lagen Abtheilungen der stolzen Armada vor Helgoland und in den dänischen Gewässern. Es war der Seemacht Frankreichs nicht einmal gelungen, die Blockade der deutschen Häfen aufrecht zu erhalten, vielmehr beschränkte sich ihre ganze Thätigkeit darauf, friedliche Handelsschiffe zu kapern.

Die spätere Zeit, die über die Gesammtlage Frankreichs so vielfache Enthüllungen brachte, hat Aufklärung über die Umstände gegeben, die dahin wirkten, daß die französische Flotte, die gefürchtete Nebenbuhlerin der englischen, eine so klägliche Rolle spielte. Es war das Werk der rächenden Nemesis, daß Frankreich weiterhin Schritt vor Schritt seine eigene Schande eingestehen mußte. Den Anstoß dazu gab der Wechsel der Machthaber, die, um ihre Vorgänger zu treffen, rücksichtslos die Zustände, wie sie unter jenen gewesen, bloß legten. So

in dem „Moniteur universel" die Zustände der französischen Flotte und ihr Verhalten in der Zeit von Mitte Juli bis zu der Katastrophe von Sedan:

Der Krieg war schon mehrere Tage erklärt, als man noch nicht wußte, welcher Oberoffizier an die Spitze der wichtigen Expedition gestellt werden sollte, die in die Ostsee bestimmt war. Dann, am 22. Juli, erfuhr der Vice-Admiral Graf Bouet-Villaumetz plötzlich, daß der Kaiser ihn zum Befehlshaber des Ostsee-Geschwaders erwählt habe. Eine zweite Flotte unter Commando des Vice-Admirals La Roncière le Noury sollte in kurzer Zeit folgen mit 30,000 Mann Landungstruppen unter General Bourbaki. Tags nach seiner Ernennung begab sich Bouet-Villaumetz nach Cherbourg. In dem Arsenal daselbst fehlte fast alles. Nicht nur die Gegenstände der Bewaffnung und der Proviant waren nicht in genügendem Vorrath vorhanden, sondern es fand sich auch nicht die nöthige Mannschaft. Admiral Rigault kannte übrigens alle Hindernisse, denn unter den Ministern hatte er allein im vollen Ministerrathe den Muth gehabt, zu sagen, daß er nicht fertig wäre. Indeß beeilte Vice-Admiral Bouet nichtsdestoweniger seine Abreise. Die Instructionen, die er vom Marine-Minister Rigault empfing, sprachen übrigens, obgleich doch Jenem die Mangelhaftigkeit der Ausrüstung nicht unbekannt war, von der „kolossalen Flotte des Nordens" nur, als ob sie complet und in der Verfassung sei, ohne Weiteres die Offensive zu ergreifen. Ein Schiffscapitän war nach Dänemark gesandt, um kundige Lootsen zu werben, was ihm ohne Schwierigkeit gelang. Mehr noch bewies Anderes, daß Dänemarks Sympathien ganz auf Seiten Frankreichs waren. Die Küstenwächter in Jütland empfingen Instructionen, welche ihnen erlaubten, mit den Franzosen mittelst Hülfe geheimer Signale zu correspondiren; die Bucht von Kjöge, südlich von Kopenhagen, war zur Verproviantirung der französischen Flotte eingeräumt. Ueberdies war dem Admiral eine Summe von 200,000 Francs (zu Bestechungen) zur Verfügung gestellt.

Nach der Instruction des Ministers sollte der erste Operationspunkt des Admirals Bouet die Jahde sein. Letzterer hoffte, daß es ihm gelingen werde, den Admiral Prinzen Adalbert auf offener See zu überraschen, und er entwarf vor seinem Absegeln von Cherbourg seinen Angriffsplan. Prinz Adalbert hatte unter seinem unmittelbaren Befehle drei Panzerfregatten und einen Monitor, „König Wilhelm", ein Kriegsfahrzeug, das in Bezug auf Schnelligkeit und Geschützeskraft allen im Aufbruch befindlichen französischen Schiffen überlegen war. Nur ein Schiff der französischen Flotte, der „Rochambeau", würde sich haben mit jenem Schiffe messen können. Allein am 23. Juli war der „Rochambeau", welcher — Alles eingerechnet — Frankreich ein Dutzend Millionen gekostet hatte, nicht seebereit. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß der „Rochambeau" eines der furchtbarsten Zerstörungs- und Vertheidigungswerkzeuge ist, die es giebt. Da aber, wie bemerkt, auf seine unmittelbare Mitwirkung nicht zu zählen war, so hatte der Admiral Bouet sich für einen Kriegsplan entschieden, dessen Ergebniß die Paralysirung der Geschützkraft des „König Wilhelm" sein sollte. In dem Angriff „auf den Stoß" hing Alles von der Geschicklichkeit des Manövers und der Schnelligkeit des Anlaufs ab. Am 24. Juni 5 Uhr Abends verließ das Geschwader den Hafen von Cherbourg. Der Aviso „Jerome Napoleon" begleitete die Flotte, um nach Dünkirchen mit Nachrichten von derselben, sei es nach einem Kampfe bei Begegnung des preußischen Geschwaders, sei es nach seiner Ankunft bei Helgoland, zurückkommen zu können. Man weiß, daß Helgoland eine Insel gegenüber der hannoverschen Küste, bei 20 — 25 Meilen von den Mündungen der Weser und Elbe ist und England gehört. In diesen Gegenden mußte das französische Geschwader zuerst operiren. Vieles, die Ausrüstung der Schiffe betreffend, war mangelhaft, die Artillerie aber war gut, und da der Commandirende im Augenblick keinen anderen Zweck hatte, als die feindliche Flotte zu verfolgen und zu schlagen, so hatte

er nicht wenig Zuversicht und ging, um aus dem Canal zu kommen, mit vollem Dampf nach Nordost. Weder auf der Fahrt gen Norden, noch bei der Recognoscirung der Rhede an der Jahde, der hannöverschen Küste entlang, wurde die preußische Flotte aufgefunden. Wo war sie? Von einer Seite ward behauptet, Prinz Adalbert habe die Route in die Ostsee eingeschlagen, um im Hafen zu Kiel Sicherheit zu suchen. Dem wurde die Meinung entgegen gestellt, es sei nicht anzunehmen, daß die preußische Regierung ihr Geschwader habe in Kiel einlaufen lassen, da sie der Stütze Rußlands nicht sicher sei. Das dadurch hervorgerufene Schwanken, das der französischen Flotte eine mehrere Tage dauernde Unthätigkeit auferlegte, wirkte um so nachtheiliger, als Admiral Bouet ohne dänische Karten abgesegelt war, welche ihm vor seinem Auslaufen hatten geliefert werden sollen, und ohne welche es ihm so zu sagen unmöglich war, in einer angemessenen Entfernung von diesen Küsten zu fahren, an denen alle Leuchtthürme ausgelöscht waren. Nachdem der Admiral nun auch noch durch seine Capitäne erfahren hatte, daß beim größten Theil der Schiffe der Kohlenvorrath unvollständig, bei einigen geradezu unzureichend war, entschloß er sich, seine Rückkehr nach dem Norden anzutreten. Nachdem die Schiffe sich mit neuen Vorräthen versehen hatten, wurden die Operationen wieder aufgenommen. Am 28. Juli begegnete das Geschwader an der äußersten Spitze von Dänemark den Herrn von Champeau, welcher an Bord kam, um den Admiral Bouet im Namen des französischen Ministers zu ersuchen, in die Ostsee einzulaufen. Dabei mußte die Haltung Dänemarks in Betracht kommen. Sie characterisirte sich von vorn herein schon dadurch, daß in diesem Lande eine Subscription für die verwundeten Franzosen in wenigen Tagen die Zahl von 80,000 Francs, eine für die verwundeten Deutschen in gleichem Zeitraume nur 1800 Francs ergeben hatte. Fast die ganze dänische Presse predigte glühend Krieg und Haß gegen Preußen. Frankreich hatte da eine Macht, die ganz bereit war, mit ihm zu gehen, und der man

nur die Hand reichen durfte. Wäre Dänemark ein Verbündeter Frankreichs geworden, so hätte das von bedeutenden Folgen sein können. Durch seine Marine, welche besser in diesen gefährlichen Gewässern zu Hause und zur Beschiffung dieser drohenden Engen geeigneter war, wäre die Landung leicht geworden, und da Dänemark sofort fast 40,000 Mann in's Feld stellen konnte, wäre Preußen im Norden von einer Armee von 70,000 Mann bedroht worden, welche es gezwungen hätten, mehr als 200,000 Mann in Hannover und Holstein zu concentriren, ohne die Garnisonen zu rechnen, deren es in seinen anderen von den französischen Fregatten bedrohten Küstenstädten bedurfte. Um ein solches Ergebniß aber erzielen zu können, mußte vor Allem die französische Landungs-Armee erscheinen. Die Anwesenheit des Geschwaders allein genügte nicht, um eine Volksbewegung hervorzurufen. Wie sollte überdies der Admiral den sich widersprechenden Befehlen genügen, die Jahde zu überwachen und in die Ostsee einzulaufen? Er telegraphirte um neue Instructionen an sein Ministerium. Fast gleichzeitig war ein Telegramm aus Paris an den Admiral eingegangen. Es wurde ihm „empfohlen", ansehnliche Kräfte zur Beobachtung an der Jahde zu lassen, einen Observationspunkt zu wählen und die dänische Neutralität zu achten. Man sieht, was für Befehle, was für unnützes Kommen und Gehen ohne bestimmten Zweck! Wo sollte man diesen Observationspunkt wählen? In der Nordsee oder in der Ostsee? Man vergaß in Paris (oder wußte es nicht), daß die Entfernung von der Jahde nach Kiel fast 300 Seemeilen beträgt, und daß der Weg zum Theil durch Meerengen führt, welche von Stürmen sehr oft für große Schiffe unzugänglich gemacht werden. Man muß wahrlich annehmen, daß es im Marine-Ministerium keine französischen Karten mehr gab, so wenig wie dänische Karten an Bord des Geschwaders vorhanden waren. Vergeblich wartete der Admiral immer noch auf die Instruktionen, welche er von Paris gefordert hatte, und er wußte sich das Schwei-

gen des Ministers noch nicht zu erkären, als er einen Besuch des Herrn v. Cadore empfing. Dieser kam aus Kopenhagen, wohin er gesandt worden war, um mit den nordischen Mächten über eine Allianz zu verhandeln. Er bat den Admiral Bouet, sich gegen den Sund zu bewegen. Der Admiral wies nach, daß ihm dies unmöglich sei, willigte aber ein, noch 48 Stunden zu warten; gehe bis dahin eine Depesche nicht ein, so müsse er, gemäß seiner ersten Instruction, nach der Jahde zurückkehren. Inzwischen ward dem Admiral mitgetheilt, daß der preußische Monitor „Arminius“ mit dem Schiffe „Elisabeth“ den großen Belt hinaufzugehen sich anschicke. Er sandte gegen die beiden Schiffe vier Fregatten ab, konnte sich aber gerade dadurch überzeugen, daß seine Flotte nicht geeignet sei, in diesem nur für Schiffe mit geringem Tiefgang offenen Gewässer zu operiren. Der „Arminius“ gelangte, ehe man ihn erreichte, in eine jütländische Bucht, somit in ein neutrales Gewässer und setzte folgenden Tags bei Nebel seine Fahrt längs der Küste fort, wo ihn die französischen Fregatten nicht zu verfolgen vermochten. Er gewann so die Nordsee und die Jahde, ohne weiter bemerkt zu werden. Die „Elisabeth“ ging nach Kiel zurück.

Am 2. August endlich gelangte eine Depesche aus Paris an den Admiral Bouet, welche ihm das Einlaufen in die Ostsee befahl. Die zweite Phase der französischen Expedition, d. h. die mühseligste und schwierigste, sollte beginnen.

Wenn man in der Richtung von West nach Ost die äußerste Spitze Dänemarks hinter sich hat und danach das Kattegat, das ist das Dänemark von Schweden trennende Binnenmeer, hinausgegangen ist, findet man drei Straßen zum Einlaufen in die Ostsee vor sich: den kleinen Belt, den großen Belt und den Sund. Bei dem Tiefgang der Schiffe mußte die gefährlichste Straße, der von Riffen übersäete große Belt zur Durchfahrt gewählt werden. Mit Noth und Angst brachte man das schwere Werk hinter sich. Am 1. August erreichte das Geschwader die Bucht von Marstal, und der Admiral

recognoscirte, um den zur Landung der verheißenen Truppen günstigsten Platz ausfindig zu machen, nach und nach Neustadt, Wismar und Rostock und ging darnach mit der Flotte vor Colberg. Das günstige Wetter erleichterte die Fahrten; bei einbrechender Nachtzeit jedoch mußte man, da die Leuchtfeuer an der Küste fehlten, darauf bedacht sein, die hohe See zu gewinnen. Nicht im Mindesten in Zweifel darüber, daß Dänemark mit nächstem aus seiner Neutralität heraustreten würde, erkundete der Admiral in den folgenden Tagen die Stellung bei Alsö, einem Punkte, dessen er sich zu bemächtigen hoffte, und wo das Landungscorps vortheilhaft gegen Alsen, demnach gegen die schleswigsche Küste würde operiren können. Der Admiral beeilte sich, seinen Plan zur Kenntniß des Marineministers zu bringen; aber kaum war seine Depesche abgegangen, als er von Jenem eine Mittheilung vom 7. August empfing, die mit den Worten begann: „Ernste Ereignisse haben an unseren Grenzen stattgehabt. Die Armee hat Unfälle erlitten, und es ist Pflicht der Flotte, mit noch größerem Eifer die Gelegenheit wahrzunehmen, dem Feinde zu schaden.“ Es war in der Mittheilung weiterhin der Abgang des längst erwarteten zweiten Geschwaders angekündigt, dagegen fehlte jede Andeutung darüber, ob dieses zweite Geschwader die noch viel dringlicher erwarteten Landungstruppen bringen werde. Es mußte angenommen werden, daß dies nicht der Fall sei, ein Umstand, der nicht geeignet war, den Admiral Bouet zuversichtlicher zu stimmen. Er nahm seinen Cours auf die preußische Küste wieder auf und suchte sich zunächst Kunde darüber zu verschaffen, ob der Hafen von Kiel Kriegsschiffe berge. Bald vernahm er, daß nur kleine Schiffe, die „Elisabeth“ und einige Kanonenboote dort seien. Ein Schiff, der „Reinold“, ankerte im Vorderhafen, bei Friedrichsort, und war dazu hergerichtet, quer in dem schon durch drei Reihen Holzverpfählungen und mehreren Reihen Torpedos gut vertheidigten Hafeneingang versenkt zu werden. Diese Vertheidigungswerke waren so weit vom Kriegs-

hafen Kiel entfernt, daß selbst ein Ueberwinden derselben den französischen Fregatten noch nicht die Möglichkeit gab, mit ihrer Artillerie die Stadt Kiel zu erreichen. Der Weg dahin war nur unter einem vernichtenden Feuer der längs dem Ufer mehr als 30 Meter hoch gelegenen Forts möglich. Ein Geschwader kann wohl versuchen, Torpedogürtel zu durchbrechen und die furchtbaren Batterien anzugreifen — ein Theil der engagirten Kräfte opfert sich dann, um den andern, welche folgen, das Fahrwasser zu öffnen. Aber was wäre mit der bloßen Eröffnung des Hafens gewonnen gewesen? Der Plan, dessen Durchführung dem Admiral Bouet empfohlen war, hatte Leuten sein Dasein zu verdanken, die vom Kamin aus einen Phantasiekrieg führen. Um gegen Kiel und die andern wichtigen Küstenorte mit Aussicht auf Erfolg operiren zu können, hätte man Kanonenschaluppen, schwimmende Batterien und Landungstruppen zur Besetzung der forcirten Punkte gebraucht. Nichts von dem Allen war vorhanden.

Von Kiel aus ging das Geschwader die Küste entlang, fuhr um die Insel Fehmarn und ging die Bucht von Neustadt hinab. Darnach nahm Bouet seinen Cours auf Rügen in der Absicht, sich dieser Insel zu bemächtigen. Kaum war die Richtung nach dem Osten eingeschlagen, so fand der „Coligny" das Geschwader, und der Admiral empfing zwei Depeschen aus Paris; die eine vom 6. August befahl ihm, mit seiner Flotte unverzüglich nach Frankreich zurückzukehren; die andere (vom Tage darauf) enthielt den Befehl, zu bleiben.

Sich durch Zögerungen und Widersprüche gelähmt fühlend, ging Bouet in die Kjögebucht zurück und erwählte eine Commission von Offizieren, denen er den Auftrag ertheilte, sich über die angreifbaren Küstenpunkte auszusprechen.

Die Commission überreichte dem Admiral ihren Bericht am 12. August. Ueber Alsen war Folgendes gesagt: „Der Meeresgrund gestattet nicht, sich dieser Insel auf weniger als 3000 Meter zu nähern, eine Entfernung, auf welcher ein Ge-

fecht nutzlos wegen der vernichtenden Feuer der Forts sein würde. Hier ist ohne Landungscorps nichts zu erreichen, umsomehr, als es sehr wahrscheinlich längs der Küste unterseeische Vertheidigungsmittel giebt, welche unumgänglich beseitigt werden müssen, und deren Beseitigung nur wird versucht werden können, wenn das Geschwader mit dem hierzu nöthigen Material versehen sein wird." Weiterhin ließ sich der Bericht über Düppel, Kappeln, Eckernförde, Kiel, Neustadt, Colberg und Danzig u. s. w. aus. Der Schluß lautete: „Colberg und Danzig können demnach allein angegriffen werden, aber die geringe Wirkung, welche aus diesen beiden Versuchen entspringen würde, wäre der Art, daß sie den „Glauben an die Stärke" des französischen Geschwaders benachtheiligen würde. Um dort mit Vortheil zu operiren, brauchte man besondere Schiffe, und man müßte die Aussicht haben, daß man den Feind zwingen könnte, Truppen an diesem Küstentheile festzuhalten. Dieses Werk wäre aber nur mit Hülfe eines Landungscorps zu erreichen."

Der Admiral Bouet beschloß nun, auf Colberg einen Angriff auszuführen. Als er eben in der Vorbereitung begriffen war, empfing er, am 13. August Nachts, eine Depesche, welche ihm anzeigte, daß die preußische Flotte die Jahde verlassen habe und an der jütischen Küste heraufgehe, um in die Ostsee einzulaufen. Der Admiral zweifelte nicht daran, daß diese Nachricht (es war ihm dieselbe muthmaßlich von dänischer Seite zugegangen) richtig sei. Er sagte sich, Prinz Adalbert habe wahrscheinlich von dem Abgange des zweiten Geschwaders aus Cherbourg Kenntniß erlangt und suche nun in dem von ihm für unangreifbar gehaltenen Kiel Zuflucht. Bouet beeilte sich, seine Schiffe zu sammeln und mit ihnen in den großen Belt hinauf zu gehen, um sich der Durchfahrt der Flotte des Prinzen zu widersetzen.

Neue verlorene Zeit und Mühe! Es stellte sich nach einigen Tagen heraus, daß die preußische Flotte die Jahde nicht verlassen hatte, ja sie wurde bereits daselbst von der zweiten

französischen Flotte unter Führung des Admirals Fourichon blockirt.

Admiral Bouet ging wiederum südlich, zunächst in der Absicht, die Blockade so wirksam als möglich zu machen. Am 16. August berichtete er dem Minister, daß die kleinen preußischen Schiffe bei dem Umstande, daß er nur tiefgehende Fahrzeuge unter seinem Befehle habe, sich stets die Küste entlang flüchten könnten, und daß die Blockade mehr von einer moralischen als reellen Wirkung sei, da das zu überwachende Gestade (von Kiel bis Memel) eine Ausdehnung von mehr als 150 französischen Seemeilen habe.

Vom 23. August an blockirte Bouet die fünf wichtigsten Häfen des Gestades, und es blieben ihm zum Kreuzen auf hoher See nur zwei Fregatten. Dabei fehlte ihm ein Wachtschiff, und er wurde auf der Rhede, wo er seine Kohlen faßte, nicht selten durch schnelle feindliche Aviso's besucht, welche unversehens Nachts die Küste entlang kamen, auf das Admiralsschiff ihr Feuer abgaben, Torpedos unter seinen Kiel zu befördern suchten und darauf flohen, ohne daß ihre Verfolgung möglich war.

Das Alles ward nach Paris berichtet, ohne daß für Abhülfe irgend etwas geschah. Die dänischen Lootsen selbst waren in Sorge, denn die Jahreszeit wurde rasch schlechter, Stürme folgten auf Stürme an Küsten ohne Leuchtfeuer, ohne völlig geschützte Buchten und voller Riffs und Untiefen! Zudem konnte der Fall eintreten, daß Dänemark bei den Mißerfolgen der französischen Waffen durch Preußen genöthigt ward, der französischen Flotte die Mittel der Verproviantirung zu verweigern. Endlich wirkten auch die Nachrichten, die von Frankreich her kamen, fortgesetzt auf die Schiffsbesatzungen höchst niederschlagend.

Fast übler noch gestalteten sich die Verhältnisse für die zweite französische Flotte, die, von Admiral Fourichon geführt, am 9. August in der Nordsee erschienen war, um dort an den

Küsten von Schleswig und Hannover zu kreuzen. Ein Blick auf eine noch so unvollständige Karte dieser Gewässer reicht hin, sich die Hindernisse zu erklären, welche die Blockade durch ein Panzergeschwader bot. In der Tiefe dieses Trichters, wo die französischen Fregatten operiren sollten, öffnen sich Elbe, Weser und Jahde, welche in der Nähe bei Tag und Nacht und jedem Wetter überwacht werden sollten. Admiral Fourichon konnte an diesen feindlichen Küsten ohne Zufluchtsort an keine Proviantstation denken; das englische Eiland Helgoland, welches ihm übrigens bei Unwetter keinen Zufluchtsort zu bieten vermochte, war ihm verschlossen, und nur auf hoher See sollte er die Erneuerung von Kohlen und Lebensmitteln vornehmen dürfen. Die in diesen Gewässern meistens von Südwest wehenden Stürme hinzugenommen, begreift man leicht, was es für das zweite französische Geschwader hieß, an diesen Gestaden zu kreuzen.

Der Admiral Fourichon theilte sein Geschwader in drei Divisionen; eine Division hatte die Elbmündung, die zweite die Wesermündung zu überwachen, er selbst blieb mit der dritten Division vor der Jahde. Das Wetter wurde schlecht, Sturm folgte auf Sturm, und die Verproviantirung der Fregatten, welche, wie bemerkt, nur auf hoher See und mittelst Barken vor sich gehen konnte, wurde sehr schwierig. Die großen Schiffe der Flotte fuhren fort, kräftig gegen die Elemente zu ringen, aber die Kohlenfahrer und Proviantschiffe kamen nicht nur nicht mehr mit der gleichen Regelmäßigkeit, sondern sie blieben auch oft mehrere Tage lang unter Segel, bevor sie sich mit dem Geschwader vereinigen konnten, und der Verlust einer ziemlichen Zahl von ihnen war für die Flotte äußerst nachtheilig. Je mehr die Jahreszeit vorrückte, desto drohender wurden die Aequinoctialstürme, und die Fregatten fanden sich bald in einer sehr kritischen Lage und ohne genügende Heizmittel.

Inzwischen hatte sich auch noch die Lage der von Bouet geführten französischen Ostseeflotte entsprechend verschlimmert, und als nun gar den äußeren die inneren Bedrängnisse sich

gesellten, die ihren Gipfelpunkt in der Kunde der Tage von Sedan fanden, waren beide Admirale nur noch von dem Wunsche beseelt, durch Zurückberufung die traurige Rolle beendet zu sehen, zu deren Trägern sie erwählt worden waren, und es darf hier hinzugefügt werden, daß ihrem Wunsch bald darauf Genüge gethan ward. —

Gedenken wir hiernach der deutschen Flotte, deren Verhalten der französischen Flotte gegenüber mehrfach bemängelt worden ist. Die großen Erfolge, die zu Lande errungen worden waren, hatten das ungeduldige Verlangen erregt, auch vom Meere her Kunde bewunderungswürdiger Thaten zu vernehmen. Da nun dabei die factischen Verhältnisse, namentlich der Unterschied der gegenseitigen Streitkräfte, gar nicht oder zu wenig in Betracht gezogen wurden, mußte es zu schiefen Auffassungen kommen. Weiterhin jedoch gewann, angeregt durch sachgemäße Erörterungen in den hervorragendsten Zeitungen, die sich namentlich auf die Darlegung eines Fachmannes, des Corvetten-Capitäns Livonius, stützten, eine ruhigere Betrachtnahme Raum, und bald herrschte kein Zweifel mehr darüber, daß die junge deutsche Flotte gethan habe, was nur irgend vernünftiger Weise von ihr verlangt werden konnte. Es wäre nicht Muth, es wäre Wahnwitz gewesen, wenn die deutsche Flotte mit ihren 5 Panzerschiffen gegen die französische Seemacht, die 50 Panzerschiffe zählte, in offener See sich hätte messen wollen, zumal in einer Zeit, in der Dänemark auf dem Sprunge stand, Frankreichs Verbündeter zu werden. Was möglich war, energische Abwehr gegen den Feind durchzuführen, geschah. Von dem Augenblicke an, in dem bekannt geworden war, daß die erste französische Flotte sich zum Auslaufen anschickte, wurde Tag und Nacht an der Befestigung der Häfen von Kiel und Wilhelmshaven gearbeitet. Namentlich suchte man die Hafeneinfahrten durch Balkenverbindungen, Ketten, Versenkung von Fahrzeugen, Auslegung von Netzen und Torpedos zu sperren und die zur Verwendung ausersehenen Fahrzeuge auszurüsten.

An Thatendurst fehlte es nicht, wie auch nicht an Vorlage von Plänen, Wagestücke zu unternehmen. Aber es stand mehr auf dem Spiele, als die Personen, die Verlangen trugen, den Feind anzugreifen, und als die Schiffe, mittelst derer dies hätte geschehen können. Das Unterliegen im Kampfe auf offenem Meere hätte den Verlust der Häfen zur Folge gehabt. Man male sich die Folgen aus, die es nach sich gezogen hätte, wenn es z. B. dem Feinde gelungen wäre, in die Jahde einzudringen! Dort hätte er Schutz vor den Stürmen der offenen See, die Alliirten Deutschlands waren, gefunden, dort hätte er sich mit Kohlen, Proviant und allen Mitteln zu weiteren Operationen zu versehen vermocht. Und welch ein Material wäre dem Vaterlande verloren gegangen! Bedenkt man, welche Thätigkeit es voraussetzte, alle bedrohten Punkte in der kurzen Frist von dem Tage der Kriegserklärung an bis zu dem Tage des Erscheinens der ersten feindlichen Flotte in eine Wehrverfassung zu setzen, die den Feind in respectvoller Entfernung hielt, bedenkt man ferner, daß die deutschen Kriegsschiffe sich unausgesetzt schlagfertig hielten, dem etwa andringenden Feind gebührend zu begegnen, so muß gesagt werden: auch die deutsche Seewehr hat treue Wacht gehalten, auch ihr gebührt ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieses entscheidenden Krieges.

Die stolze Armada Frankreichs war also nicht im Stande gewesen, sich eines Hafens oder auch nur eines einzigen Ortes während desselben Zeitraums zu bemächtigen, in welchem von den deutschen Heeren ganze Armeen theils gefangen, theils eingeschlossen worden waren. Konnte es da verwundern, daß der französischen Seemacht, sechs Wochen früher ein Gegenstand der größten Besorgniß für die Deutschen, kaum noch gedacht ward? Daher wurden denn auch Streitkräfte, die aus Fürsorge zur Küstenwacht aufgestellt worden waren, nach dem Süden gerufen. So traf u. A. auch die 18. Division unter Führung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin auf dem Kriegsschauplatz ein.

Inzwischen war in den Departements Elsaß und Lothringen von deutscher Seite eine Civilverwaltung eingesetzt, der Graf Bismarck-Bohlen zum General-Gouverneur im Elsaß, der General von Bonin zum General-Gouverneur in Lothringen ernannt, Post- und Telegraphenwesen nach deutschem Fuße eingerichtet und Aufhebung der Conscription verkündet worden. Um so lebhafter regte sich der Wunsch im deutschen Volke, die alten Reichslande Elsaß und Lothringen wieder an Deutschland zurückgebracht zu sehen. In Berlin gab Ende Augusts diesem Wunsche eine Adresse der Bürgerschaft an den König Ausdruck, in der es hieß:

„Um Eure Majestät und deren Verbündeten schaarte sich, als der Krieg unvermeidlich war, einmüthig die Nation. Sie gelobte, treu auszuharren in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Gott hat die Waffen gesegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt werden. Mit Strömen des edelsten Blutes sind die Siege errungen worden, doch unerwartet schnell haben sie dem vorgesteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anstrengungen stehen noch bevor; das deutsche Volk ist zu jedem Opfer entschlossen, welches den höchsten nationalen Aufgaben gewidmet ist. Aber in der Mitte der ernsten und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einmischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unserer Kämpfe zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unserer Väter lebt frisch in unserem Gedächtniß und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohlfahrt allein berathe. Darum nahen Eurer Majestät wir abermals mit dem Gelöbniß, treu auszuharren, bis es der Weisheit Eurer Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser, als bisher, verbürgen, die Einheit und Freiheit des gesammten

deutschen Volkes begründen und gegen jede Anfechtung sicher stellen."

Daß diese und ähnliche Kundgebungen günstige Aufnahme gefunden hatten, ließ sich bald darauf aus einem Artikel des preußischen „Staats-Anz." entnehmen, in welchem es hieß: „Dem Vorgange der berliner Bürgerschaft, welche in einer Adresse an Seine Majestät den König auf's Neue den Entschluß zu erkennen giebt, selbst unter den schwersten Opfern im Kampfe für Deutschlands Ehre treu an seiner Seite zu verharren, sind bereits viele Städte Nord- und Süddeutschlands mit Adressen und Resolutionen ähnlichen Inhalts gefolgt. Nach den uns darüber zugegangenen Telegrammen sind in Königsberg, Breslau, Stettin, Magdeburg, Schleswig, Kiel, Frankfurt, Marburg, Schwerin, Leipzig, Chemnitz, Meiningen, Darmstadt, Mainz, München, Augsburg, Stuttgart die Adressen ausgelegt und schon mit Tausenden von Unterschriften bedeckt, theils sind dieselben schon an das königliche Hauptquartier oder an die verbündeten deutschen Fürsten abgesandt worden. Das ganze deutsche Volk giebt dadurch den festen Willen kund, vor keinen Opfern zurückzuschrecken, welche zur Erreichung eines seine Dauer verbürgenden Friedens erforderlich sein sollten." Der Kundgebung in dem amtlichen Blatte entsprach der Eifer, mit dem die Aufstellung dreier Reserve-Armeen betrieben ward. Es konnte jetzt schon Keinem zweifelhaft sein, daß der König Wilhelm entschlossen war, das „verlorene Gut", die Reichslande Elsaß und Lothringen, die sich bis auf die Festungen Straßburg, Metz, Belfort und Bitsch bereits in der Gewalt der Deutschen befanden, für Deutschland dauernd in Anspruch zu nehmen und jeglicher fremden Einmischung, falls eine solche versucht werden sollte, gebührend zu begegnen. Diese Annahme fand darin einen neuen Anhalt, daß der Verwaltung des Elsaß noch der deutsche Theil Lothringens unterstellt ward. So nahm man denn allgemein an, daß das neugebildete Gouvernement Elsaß (Elsaß und der deutsche Theil Lothringens) jetzt schon als unerläßlicher Preis

des Sieges, mithin seine Zuerkennung an Deutschland von Seiten Frankreichs als erste Bedingung eines Friedens angesehen werde.

Sturz des Kaiserreichs.

Welcher Art wird der Widerhall sein, den der Donner von Sedan in Paris finden wird? Dies war begreiflicher Weise eine der Fragen, die um jene Zeit auf das Lebhafteste die Deutschen beschäftigte. Die Franzosen hatten längst mit dem ihre Stadt umgebenden Festungsgürtel geprahlt; aber was war dieser Gürtel von Stein gegen die in ihnen aus Lüge und Eitelkeit aufgebauten Befestigungen, die den wahren Nachrichten vom Kriegsschauplatz her den Zugang gewehrt oder sie geschwächt und entstellt, ja bis in ihr Gegentheil verkehrt hatten? Was war von den Parisern aus Weißenburg, Wörth, aus den Kämpfen um Metz gemacht worden! Und vor die Mauern von Metz war der Feind von Bazaine „nur gelockt worden, um ihm blutige Niederlagen zu bereiten und ihn festzuhalten, bis Mac Mahon ihn umgangen und dann dem auf den Knien Liegenden den Opferstahl in den Nacken gebohrt haben würde"; kurz der Tag war nahe — in den ersten Tagen des September wurde er bestimmt erwartet —, an dem der Boden Frankreichs, „der schon die Hälfte des Barbarenheeres verschlungen hatte", auch die andere Hälfte verschlingen würde! — Freilich war in die Lügenwerke mehrfach schon Bresche geschossen und für den Augenblick dadurch angstvolle Aufregung erzeugt worden. Aber immer wieder hatte man bald darnach Hand daran gelegt, und mit einer wahren Virtuosität im Erdichten und Prahlen waren hinter den zertrümmerten neue Lügenwerke hingezaubert worden. Nun war auch der Tag von Sedan gekommen, dessen Posaunenton die Herzen weithin beben gemacht

hatte, und der am 2. September auch bis Paris, jedoch nur bis in das Ministerium gedrungen war, das sich um diese Zeit in dem ausschließlichen Besitz der telegraphischen Verkehrsmittel befand. Palikao hielt vorerst noch die Unglückskunde vor den Parisern geheim. Es wäre ja gegen alle bisher geübte Praxis gewesen, sofort mit der unverhüllten Wahrheit aufzutreten! Ueberdies hatte Palikao, um für den schlimmsten Fall gesichert zu sein, noch seine Geldangelegenheiten zu ordnen, und es lag ihm ob, eine Methode zu ersinnen, die geeignet erschien, ihn auch bei den veränderten Zuständen am Ruder zu erhalten. Während nun am 3. September die Morgenblätttter in den meisten großen Städten Europas den Fall Sedans verkündeten, enthielt keine der pariser Zeitungen desselben Tages auch nur die geringste Andeutung darüber. Nur das Regierungsblatt „Journal officiel“ brachte einen Artikel, der als Vorbote einer ernsten Nachricht und als eine entsprechende Vorbereitung auf dieselbe angesehen werden konnte. „Die ruhige und entschlossene Nation“, hieß es in dem Artikel, „ist zu allen Opfern bereit. Alle Franzosen begreifen, daß Einigkeit die erste der Pflichten ist. Die Feinde werden vor sich nicht blos furchtbar bewaffnete Steinwälle, sondern auch Wälle des Patriotismus, der Aufopferung, der Energie und einer unbesieglichen Hartnäckigkeit finden. Paris weiß noch nicht, ob es eine Belagerung zu erdulden haben wird; aber es erwartet eine solche Eventualität festen Fußes. Ganz Frankreich erhebt sich. Alle Arme bewaffnen sich für die Vertheidigung des Vaterlandes. Die Hauptstadt und die Provinzen wetteifern mit einander an Kampflust. Ihre vereinigten Anstrengungen müssen uns den Sieg sichern.“ Daß diese Auseinandersetzung die Bedeutung eines sogenannten vorbereitenden Artikels hatte, wußten am besten Männer zu würdigen, deren Federn schon zu ähnlichen Dienstverrichtungen von der Regierung in Anspruch genommen worden waren, die demnach so zu sagen das Geschäft, um das es sich hier handelte, aus eigener Praxis kannten. Einer dieser Männer, Edmond

About, der mit auf den Kriegsschauplatz gezogen war, um als französischer Homer die Thaten des Kaisers zu verherrlichen, den aber der Wettersturm des Krieges sehr bald nach Paris zurückgeschleudert und ihn damit der Gelegenheit beraubt hatte, sich in der kaiserlichen Gunst zu befestigen, beschloß jetzt, die augenblickliche gespannte Situation zum Verfassen einer effectvollen Ansprache an die Nation zu benutzen. Wußte er doch aus den ersten Tagen des Krieges nur gar zu gut, in welchem Widerspruch die pariser Mittheilungen, officielle sowohl wie private, mit den wirklichen Thatsachen standen! Wohlan, dachte sich der dem Ruhm und Gelde ebenfalls in erster Linie nachjagende Franzose, da ich die Rolle des ersten Siegesheroldes, zu der ich an der kaiserlichen Tafel die Weihe empfing, nicht durchzuführen vermochte, und da es mit der kaiserlichen Herrlichkeit, was nicht mehr bezweifelt werden kann, vorbei ist, so will ich unter einer andern Gruppe von Schriftstellern als Erster auftreten! Geschwind! Morgen möchten betäubende Nachrichten meine Stimme nicht zur Geltung kommen lassen! Frankreich, jetzt sollst du mich als deinen Priester und Propheten sehen; der „Gaulois" von heut Abend soll meine Kanzel sein! Und flugs stürzt der Romanschriftsteller Edmond About an seinen Schreibtisch und schreibt unter der Ueberschrift „Der heilige Zorn" folgende Philippica:

„Bis jetzt sind wir die Besiegten. Frankreich wird erobert, Paris, das wunderschöne von der ganzen Welt so geliebte Paris! Dieser Donnerschlag hat Frankreich und Europa aufgeklärt, und die Dinge haben ein anderes Ansehen bekommen. Wir kannten unsere Feinde nicht, wir waren unschuldig genug, zu glauben, daß sie uns einigermaßen ähnlich wären. In der Trunkenheit des Erfolges haben sie die Maske abgeworfen, jetzt können wir in ihrer Seele lesen. Dieser König, der Gott alle seine Siege darbietet, diese Krautjunker-Generale, die da prahlen, daß sie uns mit dem Säbel civilisiren werden, diese Apostel des göttlichen Rechts, die sich die Taschen mit gestoh-

lenen Kronen vollstopfen, diese deutschen Patrioten, die ihre Arme bis an die Ellenbogen in deutschem Blute gebadet haben, sind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verkleidete Räuber, Tartuffes in Rüstung, Basilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen und Denunciren sind ihre Lieblingswaffen. Von der modernen Civilisation haben sie sich nichts angeeignet, als die in der Zerstörungskunst gemachten Verbesserungen; die niedrigen Instincte und ungeregelten Begierden des Wilden haben sie behalten; sie ehren den Spion, erschießen als Aufrührer den Bürger, der sein Vaterland vertheidigt. Hingebung und Heldenmuth bestrafen sie als Verbrechen und beschimpfen den Muth im Unglück. Als Söhne der Gothen, die Europa im 4. Jahrhundert geplündert, haben sie alle Sitten der Barbaren bewahrt mit Ausnahme des Ehrgefühls. Wir wissen jetzt, was sie von uns wollen: Alles, was wir besitzen. Bis jetzt haben sie erst zwei Provinzen verwüstet; nun marschiren sie auf Paris, um einen großen Coup auszuführen. Sie theilen sich schon im Voraus die 1000 Millionen Francs in der Bank und rechnen auf die absurde Centralisation des Landes, um noch drei- oder viermal so viel zu erpressen, wenn sie im Besitz von Paris sind. Auf dieselbe Weise zwingen griechische und italienische Banditen reiche Familien, zu „blechen", wenn sie das Haupt derselben in ihren schmutzigen Pfoten haben. Was ist für ein Unterschied zwischen ihren Führern und einem Parlatore oder Takos Arvanitaki? kein anderer als zwischen einem großen und einem kleinen Diebe. Die Mittel zum Ziel sind dieselben: Nachtmärsche, Manöver im Dunkel der Wälder, immer List, Angriffe nur von vier gegen einen, Meuchelmord, Brandstiftung, Plünderung. Frankreich weiß das jetzt alles. Wir kennen die Race von Schuften, mit der wir zu thun haben, und da sie uns unsern Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich angelegen sein lassen, zuerst die preußische Armee und hinterdrein Preußen zu vernichten. König Wilhelm's Kumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinaus-

kommen. Wenn sie, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet haben, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dies Barbarenthum in seinem Nest zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg, Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchen, die uns ihr Dasein verdanken, denn wir haben sie vor etwa hundert Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden, und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirthe, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserablen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Beute des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber Alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Race im Sinne. Wer trägt die Schuld, daß wir ihr feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesammten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Januar 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit sein. Wir müssen auf unserer Ostgrenze ein auf hundert Jahr zerrissenes, geknebeltes Deutschland haben."

O, wie gefiel dies Wort den Franzosen; das war aus ihren Herzen gesprochen! „Ein zerrissenes und geknebeltes Deutschland!" — Das war ja das alte Programm der französischen Politik gegenüber Deutschland. Und mit einem Volke, das in solchen Stimmen auch noch nach Sedan seine bösen Absichten gegen Deutschland zu erkennen gab, hätten die Sieger ohne Weiteres Frieden schließen sollen? — Möge, wer solche Meinung hegte, einmal Schritt vor Schritt von dem 3. September an die hervorragenden Stimmen aus dem französischen Volke

in Betracht ziehen, um die Frage zu beantworten, ob nicht Kern und Wurzel der Feindschaft gegen Deutschland im französischen Volk selbst steckte? —

„Daily News" sagt in einer Kritik dieses „heiligen Zornes" u. A.: „Hat Herr Edmond About ganz und gar die Laufbahn des jetzigen Kriegsministers, Grafen Palikao, vergessen, des großen Meister in der Kunst des Plünderns? Und Bazaine! Von seinen Thaten in Mexiko spricht man aus Anstand und Mitleid jetzt nicht, nachdem das Unglück Frankreich gezwungen hat, ihn als militärischen Führer zu tragen. Hat Herr About vergessen, was er selbst vor kaum einem Monat bei Gelegenheit von „einem Fuß in Preußen" in vorschneller Freude und rosenrother Ahnung schrieb, wie die Mitrailleusen mit den deutschen Männern umgehen, und in welchem Jubel die Turcos unter den blonden Frauen Deutschlands leben würden? Vae victis war Herrn About's stolzes Wort."

In der Mittagssitzung des gesetzgebenden Körpers am 3. September hatte Palikao noch versichert, er wisse Bestimmtes nicht vom Kriegsschauplatz, er hatte aber das Versprechen gegeben, die Kammern in dem Falle, daß entscheidende Nachrichten eingingen, sofort zusammenrufen zu wollen. Aber es war nicht allein die Haltung der Regierung den Eingeweihten verständlich genug, es machten sich auch politische Wetterzeichen anderer Art bemerkbar, aus denen zu ersehen war, daß den Bemühungen der Regierung zum Trotz die Kunde von Sedan in Form unheimlicher Gerüchte ihren Weg nach Paris gefunden hatte. Schon am 2. September hatten die Eisenbahnen viele Flüchtlinge gebracht. Stärker noch war der Zudrang von Flüchtlingen aus dem Norden und Osten am 3. September. Nicht allein waren die Bahnzüge überladen, auch die Straßen waren bedeckt mit Fuhrwerken. Da meinte denn doch Palikao sich zu einem halben Geständniß herbeilassen zu müssen. Das „Journal officiel" brachte in seiner Abendausgabe einen Artikel, der die Niederlage von Sedan eingestand, dagegen in Bezug auf die

Zahl der deutschen Krieger und die gemachten Gefangenen unwahre Angabe machte. Er lautete:

„Ein großes Unglück hat Frankreich betroffen. Nach dreitägigen heldenmüthigen Kämpfen der Armee Mac Mahon's gegen 300,000 Feinde wurden 40,000 Mann zu Gefangenen gemacht. General Wimpffen, welcher den Oberbefehl an Stelle des schwer verwundeten Mac Mahon übernommen hatte, unterzeichnete die Capitulation. Dieser grausame Unglückstag soll unsern Muth nicht erschüttern. Paris ist heut im Vertheidigungszustande. Die militärischen Kräfte des Landes organisiren sich, und binnen wenig Tagen wird eine neue Armee unter den Mauern von Paris stehen. Eine andere Armee formirt sich an den Ufern der Loire. Euer Patriotismus, Eure Einigkeit, Eure Energie werden Frankreich retten! Der Kaiser ist in diesem Kampf zum Gefangenen gemacht. Die Regierung weiß sich Eins mit den großen Staatskörpern; sie wird alle Maßregeln treffen, welche der Ernst der Ereignisse mit sich bringt."

Diese Mittheilung, die mit Blitzesschnelle durch Paris bekannt ward, rief gesteigerte Aufregung unter der Bevölkerung hervor. Straßen und Plätze waren gegen Abend mit Gruppen erfüllt, in denen die neuesten Ereignisse in ihrer entstellten Form besprochen wurden, und in denen auch der „heilige Zorn" Edmond About's seinen Ausdruck fand. Es bildeten sich Züge, aus denen man feindselige Rufe gegen das Ministerium, Hochrufe auf den General Trochu vernahm. Trochu, der beim Kaiser Napoleon wenig Geltung gehabt hatte, stand gerade um deswillen zu jener Zeit in großer Gunst bei der pariser Bevölkerung. Ein starker Trupp bewegte sich an der Vendômesäule vorüber. Unter dem Gebrüll „Nieder mit der Dynastie!" erhoben sich Tausende von Fäusten gegen das auf der Säule stehende Erzbild Napoleon's des Ersten. Unter Kundgebungen ähnlicher Art wälzte sich der Zug nach dem Staatsministerium, der dermaligen Wohnung Trochu's, zu, und es erhob sich vor

derselben der Ruf: „Es lebe Trochu!" Vergebens versuchten höhere Offiziere die Menge zu bewegen, daß sie auf das Erscheinen des Gouverneurs von Paris Verzicht leiste. Die Ovationen erneuerten sich, bis Trochu auf dem Söller des Palais erschien. „Er ist bleich, sein Auge schwimmt in Thränen." Als er ein Zeichen giebt, daß er zu sprechen wünscht, tritt vollständige Ruhe ein. „Sie haben nach mir verlangt, meine Herren," sagt er. „Ich bin hier; was wünschen Sie?" — „Neues!" ruft eine Stimme. — „Meine Herren, es sind immer dieselben traurigen Nachrichten." — Eine andere Stimme ruft: „Sprechen Sie die Absetzung der Dynastie aus!" worauf der Gouverneur erwiedert: „Meine Herren, ich bin Soldat, ich habe einen Eid geleistet. Diesen Eid brechen, heißt meine Ehre besudeln. Die Kammer ist es, an welche Sie ihr Verlangen zu stellen haben." — Er selbst also wollte sich bei dem Absetzungsacte nicht betheiligen, „weil dies seine Ehre besudele," die ihm mehr galt, als die Pflicht an und für sich, einen Eid zu halten; aber er fand nichts Unehrenhaftes darin, der wilden Meute den Weg zu zeigen, auf dem das zu erreichen war, was sie wünschte. — Man ist zufrieden, und unter dem Rufe „Auf, zur Kammer!" wälzt sich der wachsende Trupp dem Palais Bourbon zu, in welchem die Abgeordneten tagen. Wie vorher nach Trochu, so wird hier nach Gambetta gerufen. Er erscheint und versichert der Menge, daß die Kammer ihre Schuldigkeit thun und sich des Vertrauens des Volkes würdig erweisen werde. Unter Anderem äußert er: „Jetzt kann nur noch vom Volke die Rede sein; aber die Sache des Volkes ist es, sich zu erheben, um den von Triumphen trunkenen Feind vom französischen Boden zu verjagen! Zeigen wir Europa, zeigen wir der Welt, daß Revolution und Patriotismus immer zwei solidarische Ziele sind! Paris hält in seinen Händen nicht allein das Wohl des Landes, sondern auch das Heil der französischen Revolution." Jauchzende Rufe folgen diesen Worten. Alte Bilder in neuen Umrahmungen! — Gam-

betta's Aeußerungen waren Sirenentöne für französische Ohren. „Jetzt kann nur noch vom Volke die Rede sein!" So hatten alle französischen Tyrannen gesprochen — bevor das Volk sie zur Macht erhoben hatte. — Für's Andre athmete seine Rede ebenfalls jenen „heiligen Zorn" gegen die Deutschen, dem Edmond About an demselben Tage so beredten Ausdruck gegeben hatte; auch er schwor ihnen Tod und Verderben für das Verbrechen, daß sie sich unterfangen hatten, dem Gegner das auf sie gezückte Schwert aus der Hand zu schlagen, und er kündigte an, daß die Züchtigung dafür, „im Angesichte Europas, ja im Angesichte der Welt" erfolgen solle! Natürlich, wenn Frankreich sich regt, so muß „das Auge des Weltalls" sich auf dasselbe richten! — Gambetta schloß seine Rede mit den Worten: „Meine Herren! Ich gehe jetzt zu meinen Collegen zurück, und ich schwöre Ihnen zu, daß die Nacht oder höchstens die Hälfte des morgenden Tages nicht vergehen wird, ohne daß wir Beschlüsse gefaßt haben, welche des Volkes würdig sind. Doch dürfen wir nicht als von außen beeinflußt erscheinen. Ich bitte Sie daher, fortzugehen. Lassen Sie die Eingänge zum gesetzgebenden Körper frei." Die Menge war befriedigt, der angehende Dictator hatte es bewirkt, daß sie sich unter Hochrufen auf ihn, den sie als ihren dienstwilligen Vertreter ansah, allgemach zerstreute.

Gambetta war zu den in dem großen Salon der Präsidialwohnung versammelten Deputirten zurückgekehrt, unter denen die lebhaftesten Berathungen über die Lage und die Mittel, ihr zu begegnen, stattfanden. Dringend aufgefordert vom Präsidenten Schneider, erschien der Kriegsminister um Mitternacht in der Versammlung. Man kam dahin überein, daß noch in der Nacht eine Sitzung des gesetzgebenden Körpers abzuhalten sei, doch war man längere Zeit uneinig darüber, ob die Sitzung eine öffentliche, oder eine geheime sein solle. Endlich ward gefunden, daß die Geschäftsordnung das Letztere erst gestatte, nachdem ein darauf zielender Antrag in öffentlicher Sitzung

angenommen worden sei. Man ließ daher um 1 Uhr sämmtliche Tribünen öffnen, die indeß fast leer blieben. Um 1¼ Uhr trat der Präsident Schneider in den Saal; er hatte nicht, wie sonst, den Großcordon der Ehrenlegion angelegt. Unter den Ersten, welche nach dem Präsidenten im Saale erschienen, befand sich Graf Palikao, ihm folgte die gesammte Rechte, welche so eben eine Besprechung über die zu ergreifenden Maßregeln gehalten hatte. Die Bänke der Linken füllten sich schnell; Thiers war auf seinem Platze. Der Präsident Schneider erhob sich bleich und verstört; er verlas mit Mühe folgende mit Bleistift auf einem Blatt Papier aufgezeichneten Worte:

„Meine Herren Deputirten, eine ernste, schmerzliche Nachricht ist mir heut Abend mitgetheilt worden. Ich habe sofort die Kammer zusammenberufen, wie dies meine Pflicht gegen dieselbe, gegen die Nation war. Ich bin darin einem Gedanken gefolgt, der mir von einer großen Anzahl unserer Collegen ausgesprochen worden war. Ich habe unter so peinlichen Umständen keine andere Verantwortlichkeit, als die Verpflichtung, Sie hier zu versammeln. Ich ertheile dem Herrn Kriegsminister das Wort, um die in der gestrigen Sitzung von ihm abgegebene Erklärung zu vervollständigen."

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Palikao bestieg die Tribüne und sprach:

„Meine Herren Deputirten, ich habe die schmerzliche Aufgabe, Ihnen anzukündigen, was meine Worte an diesem Morgen Sie bereits voraus ahnen ließen. Die officiösen Nachrichten sind officiell geworden. Nach drei Tagen heldenmüthiger Kämpfe ist unsere Armee auf Sedan zurückgedrängt und dort von so überlegenen Streitkräften eingeschlossen worden, daß sie capituliren mußte. Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht worden. Es ist uns, den Ministern, nicht möglich, einen sofortigen Entschluß zu fassen, weil wir nicht die Zeit gehabt haben, uns unter einander zu verständigen. Ich schlage daher der Kammer vor, die Berathung zu vertagen."

Präsident: „Ich schlage der Kammer vor, heut Mittag zusammenzutreten.“ Gambetta: „Erlauben Sie ....“ Präsident: „In der unglücklichen, ausnahmsweisen Lage, in welcher wir uns befinden, haben wir ernste Pflichten zu erfüllen, und wir müssen sie in ihrem ganzen Umfange erfüllen. Es scheint mir nun, daß einige Augenblicke der Ueberlegung uns nothwendig sein werden. Ich verlange von der Kammer nicht, über den Vorschlag abzustimmen.“ (Ja! Ja! Nein! Nein!) Jules Favre: „Wenn die Kammer der Ansicht ist, daß in der unglücklichen Lage, in welcher sich das Land befindet, sie die Sitzung auf heut Mittag vertagen soll, so habe ich für meinen Theil nichts dagegen einzuwenden. Aber da es bei dieser Verwaisung der Gewalt unsere Pflicht ist, Berathungen über die zum Heile des Vaterlandes geeigneten Schritte herbeizuführen, so lege ich folgenden Antrag, dem ich kein Wort der Erläuterung beifügen will, auf das Büreau nieder:

„„Antrag auf Absetzung: Artikel 1. Louis Napoleon und seine Dynastie sind der Befugnisse, welche ihnen die Verfassung übertragen hat, für verlustig erklärt. — Artikel 2. Es wird eine Commission von .... Mitgliedern (die Kammer wird die Zahl bestimmen) ernannt, welche die Aufgabe hat, die Vertheidigung bis zum Aeußersten fortzusetzen und den Feind zu vertreiben. — Artikel 3. General Trochu wird in seinen Functionen als General-Gouverneur von Paris bestätigt.““

„Ich füge Nichts hinzu,“ schloß Jules Favre, „und gebe den Antrag Ihrer weisen Erwägung anheim.“

Der Antrag auf Absetzung der Dynastie rief nicht eine einzige Entgegnung hervor, er erregte nicht einmal ein leises Murren. Eben so bemerkenswerth ist es, daß auch Jules Favre in Betreff des Krieges nur von der Vertreibung des Feindes zu reden wußte, und daß nicht ein einziger Mann der Versammlung Willen und Muth hatte, der Wahrheit die Ehre zu geben, Frankreich als den Angreifer zu bezeichnen und irgend ein Mittel zu empfehlen, das geeignet erschienen wäre, einen

Frieden anzubahnen. — Nachdem Jules Favre obige Worte gesprochen hatte, trennte sich die Versammlung unter eisigem Schweigen.

In den ersten Vormittagsstunden wurde es in der Stadt bekannt, daß der gesetzgebende Körper auf Mittag zu einer Sitzung zusammenberufen sei. In den Straßen, die nach dem Palais Bourbon führen, drängten sich zahlreiche Colonnen von Nationalgarde theils mit, theils ohne Waffen, mit Volksmassen untermischt. Ueberall erscholl der Ruf: „Absetzung! Absetzung! Es lebe Frankreich! Es lebe Trochu!" Die Gardes de Paris, die am Abend zuvor das Palais Bourbon besetzt hatten, waren zurückgezogen worden. Jetzt hielten an der Seite nach der Straße Bellechasse zu Dragoner und Gensdarmen zu Pferde Wache, an der Seite nach der Straße St. Dominique und der Esplanade der Invaliden die Stadtsergeanten. Die Volksmenge wuchs unaufhörlich, und den Journalisten, ja selbst den bekanntesten politischen Persönlichkeiten, gelang es nur mit großer Anstrengung, das Sitzungsgebäude zu erreichen.

Endlich, um 1 Uhr 20 Minuten nahm der Präsident Schneider auf seinem Sessel Platz und erklärte die Sitzung für eröffnet. Sofort verlangten Glais-Bizoin und Raspail inmitten furchtbaren Lärms, daß die Kammer die Absetzung der Dynastie ausspreche, welches die einzige Rettungsplanke sei. Graf Keratry beklagte sich lebhaft darüber, daß die Kammer von andern Truppen als von der Nationalgarde bewacht werde. Der Kriegsminister habe durch diese Anordnung seine Pflichten gegenüber der Versammlung verletzt: ja noch mehr, es liege darin ein offener Act der Feindseligkeit gegen den General Trochu, welcher in seiner Proclamation als Gouverneur von Paris diesen Posten der Nationalgarde anvertraut habe. Der Kriegsminister Palikao bemerkte in stockender und unbeholfener Rede, Trochu und er hätten verschiedenartige Befugnisse; er, der Kriegsminister, habe die Truppen zu seiner Verfügung und bediene sich derselben, wie es ihm beliebe, wogegen auch vom

General Trochu niemals Protest eingelegt worden sei. (Widerspruch und Lärm.) „Uebrigens, meine Herren," fuhr Palikao fort, „beklagen Sie sich in Wahrheit doch nur darüber, daß ich Ihnen die Braut so schön schmücke. (Heftiger Lärm. Eine Stimme: „Wir sind also bei der Hochzeit!") Ich sorge für die Sicherheit Ihrer Berathungen; Sie beklagen sich darüber. Wenn ich für diese Sicherheit nicht sorgte, würden Sie sich ebenfalls beklagen." (Erneuter Widerspruch.) Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, fuhr der Minister fort: „Als ich in die Kammer eintrat, glaubte ich nicht auf Fragen, wie man sie so eben gestellt hat, antworten zu müssen; ich war hierher gekommen, um der Kammer einen Gesetzentwurf zu verlesen, der uns den Bedürfnissen der gegenwärtigen Krisis zu entsprechen scheint. Dieser Entwurf lautet: „Ein Conseil der Regierung und National-Vertheidigung, aus fünf Mitgliedern bestehend, wird vom gesetzgebenden Körper ernannt. Die Minister werden unter Gegenzeichnung dieses Conseils ernannt." (Ruf: „Ernannt durch wen?") Palikao im Lesen fortfahrend: „Herr von Palikao wird zum General-Statthalter beim Conseil ernannt." (Zahlreiche Stimmen: „Wie! was bedeutet das? Was will das sagen?") Der Minister verlangt, daß diesem Gesetzentwurf die Dringlichkeit zugestanden werde. Jules Favre erinnert die Kammer daran, daß er gestern einen dieselbe Frage behandelnden Entwurf überreicht habe, und er verlangt für denselben die Priorität, weil er zuerst deponirt worden sei und der Kammer ausgedehntere Befugnisse gebe als der Regierungs-Entwurf. „Die Kammer", bemerkt der Präsident, „wird darüber befinden; vorläufig gebe ich Herrn Thiers das Wort, der einen Vorschlag ähnlicher Art einzubringen beabsichtigt." Thiers verlangt, daß jede persönliche Meinung in einer so schmerzlichen Krisis vor dem allgemeinen Interesse zurücktrete; indem er daher seinen früheren Ansichten Schweigen auferlege und sich von seinen Freunden zur Linken trenne, bringe er folgenden Entwurf ein: „Die Kammer ernennt eine Commission für die Regierung und die National-Verthei-

digung. Eine Constituante wird, sobald die Ereignisse es gestatten, einberufen werden." — Der Minister Palikao erklärt, das Ministerium widersetze sich dem nicht, daß das Land nach der gegenwärtigen Krisis befragt werde. Auf den Vorschlag Gambetta's beschließt die Kammer en bloc die Dringlichkeit für die drei Anträge Favre, Palikao und Thiers und die Ueberweisung derselben an eine und dieselbe Commission.

Die erwählten Deputirten ziehen sich in die Abtheilungen zurück. Kaum sind indessen zehn Minuten vergangen, als man von dem Saale des pas perdus aus draußen heftiges Getümmel vernimmt. Alles stürzt nach dem Hofe. Es sind die Personen, welche sich auf den Zuhörertribünen befanden und nun auf der großen Treppe auf den Pont de la Concorde zu herniedersteigen. Von dort aus schreien sie: „Die Absetzung ist verkündet!" Sie schwenken ihre Hüte und geben den Nationalgarden, die auf dem Pont de la Concorde Wache halten, Zeichen, zu ihnen zu kommen. Jene zögern einen Augenblick, dann setzen sie sich in Marsch, die Menge folgt ihnen. Eine kurze Zeit lang werden sie von den Gardes de Paris zu Pferde aufgehalten, die ihnen indessen bald den Weg frei geben, ohne einen Schuß zu thun. Das Sitzungsgebäude wird von der Volksmenge in Beschlag genommen. Nationalgarde und Volk stürzt nach den Tribünen und schreit: „Die Absetzung! die Absetzung!" Die Barrièren und Thüren zum Sitzungssaal werden eingeschlagen; der Volkshaufe stimmt im Saale die Marseillaise und den Chant du départ an. Präsident Schneider glaubt die öffentliche Sitzung wieder aufnehmen zu können. Der Saal ist indessen von einer zahllosen tumultuarischen Menge erfüllt, welcher der Präsident vergebens Schweigen zu gebieten sucht. Man hört ihn nicht. Gambetta besteigt die Rednerbühne und stellt für einen Augenblick die Ruhe her; bald aber verdoppelt sich der Tumult. Immer neue Massen dringen in den Sitzungssaal. Der Präsident bedeckt sich, Palikao und die Mitglieder der Mehrheit ziehen sich zurück. Der ganze Halbkreis des Saales

ist jetzt von den Volksmassen angefüllt, welche aus den Korridoren hereinströmen. National- und Mobilgarden zeigen sich in den für die Abgeordneten reservirten Zugängen. Jules Favre besteigt die Tribüne und verschafft sich für einen Augenblick Gehör. „Keine Gewaltthat!“ ruft er. „Bewahren wir unsere Waffen gegen die Feinde und lassen wir uns tödten bis zum letzten Mann. In diesem Augenblicke bedürfen wir der Einigkeit. Das ist auch der Grund, weshalb wir nicht die Republik proclamiren.“ — „Doch! doch! Es lebe die Republik!“ ertönte es von verschiedenen Seiten. Die so riefen, stürzten sich auf die Tribüne, wo sie Jules Favre umringen. Einer von ihnen will sprechen, man reißt ihn mit Mühe von der Tribüne herunter. Während dieser Scene ist der Präsident von seinem Sessel herabgestiegen, welcher leer bleibt. Etwa ein Dutzend Nationalgarden stellt sich hinter dem Präsidentenstuhl auf, zeitweise, wenn der Lärm zu betäubend wird, schwingt einer von ihnen die Präsidentenglocke. Das Eindringen in den Saal nimmt zu. Schon sind fast alle Bänke der Abgeordneten von einer buntscheckigen Menge in Blousen, Röcken, Uniformen der Nationalgarde, in Hüten und Mützen von allen Farben und Formen besetzt. Nur einige Mitglieder der Linken sitzen noch auf den Plätzen. Einige Flinten, denen die Bayonnete abgenommen, und die mit grünen Zweigen geschmückt sind, werden über den Köpfen geschwungen. Da läßt sich der Ruf: „Es lebe Rochefort!“ hören. Die Menge stimmt ein: „Es lebe Rochefort! Holen wir ihn aus St. Pelagie!“ Rochefort befand sich wegen eines Preßvergehens im Gefängniß. „Wo sind die Deputirten?“ rufen Andere. „Wir verlangen die Deputirten zu sehen!“ — „Nach dem Stadthause! nach dem Stadthause!“ wird von anderer Seite gerufen. „Ja wohl, nach dem Stadthause!“ — Es leert sich unter Tumult der Saal, ein Theil der Menge schlägt seinen Weg nach dem Stadthause ein, wohin sich bereits eine Zahl der Abgeordneten der Linken in der Absicht begeben hat, weitere Beschlüsse zu fassen, ein

anderer Theil begiebt sich nach dem Gefängniß Rochefort's. Auf dem Wege werden Kaufleute gezwungen, die kaiserlichen Adler abzureißen. Um drei Uhr wird das Gefängniß von St. Pelagie erstürmt, sämmtliche politische Gefangene, an ihrer Spitze Rochefort und Arthur de Fonvielle, werden in Freiheit gesetzt, die Genannten darauf im Triumphe nach dem Stadthause geleitet. Dasselbe gewährte etwa um vier Uhr einen eigenthümlichen Anblick. Alle Fenster, das Dach, die Schornsteine, die Thüren, ja sogar die Blitzableiter waren von Personen aus allen Ständen besetzt. Gegen fünf Uhr erschien Gambetta an einem Fenster mit Jules Ferry, Emanuel Arago und Jules Favre und kündigte die Mitglieder der provisorischen Regierung an, die inzwischen daselbst gebildet worden war, was mit Hochrufen von den Massen beantwortet ward. Bald darauf zeigten sich Rochefort und Raspail an einem anderen Fenster und umarmten sich unter Beifallsjauchzen der Menge.

Wer war der Schöpfer dieser neuen Regierung? Eine bunt zusammengewürfelte Menge von Parisern, die sich in den Sitzungssaal gedrängt und jetzt vor dem Stadthause aufgestellt hatten. Den Mitgliedern der Kammer, die im Stadthause zur Berathung zusammengetreten waren, war der Willensausdruck dieser Leute genügender Anlaß gewesen, nicht nur über die kaiserliche Regierung und die sie vertretende Regentschaft, sondern auch über die gesetzgebende Gewalt, die in der Kammer ihren Ausdruck fand, hinwegzugehen und sich selbst dem Lande als seine neue Regierung anzukündigen. Von der Kaiserin, die wenige Zeit vorher verkündet hatte, daß man sie bei etwa eintretender Gefahr als die Erste „an der Spitze des Volkes" finden werde, vernahm man nichts; Palikao hatte den Sitzungssaal in fluchtähnlicher Hast verlassen; aber zwei Factoren der Staatsgewalt waren intact, der gesetzgebende Körper und der Senat. Namentlich war für jetzt der gesetzgebende Körper der einzige wirkliche Vertreter des französischen Volkes. Ihm waren drei Anträge vorgelegt worden (von Palikao, Thiers und Favre), von denen der erste

den Wünschen der rechten Seite des Hauses, der zweite denen des Centrums, der dritte denen der Linken entsprach, und es lag nun der Kammer ob, bezügliche Beschlüsse zu fassen. Dies war das Recht der Kammer. Welchen Gebrauch machte sie nun von diesem ihrem Rechte, dessen Aufrechterhaltung Eins mit ihrer Pflicht war?

Während Jules Favre und seine Freunde auf dem Stadthause damit beschäftigt waren, die Würden der usurpirten Gewalt unter sich zu vertheilen, trat die Majorität der Deputirten in einem Saale des Kammerpräsidenten zu einer Sitzung zusammen. Es wird der Versuch gemacht, eine Verständigung mit den Mitgliedern der Linken, die sich auf dem Stadthause versammelt haben, zu Stande zu bringen, zu welchem Zweck ihnen eine Deputation zugesandt wird. Die Commission, der oben bezeichnete drei Anträge übergeben worden waren, erstattet Bericht. Es wird von derselben folgender verbesserter Antrag zur Annahme empfohlen:

„In Anbetracht der Erledigung der Regierungsgewalt ernennt die Kammer eine Commission für die Regierung und die nationale Vertheidigung. Diese Commission besteht aus fünf aus der Kammer zu wählenden Mitgliedern und wird die Minister ernennen. So wie die Verhältnisse es gestatten, wird die Nation durch eine constituirende Versammlung aufgerufen werden, sich über die Form der Regierung auszusprechen."

Thiers, der in Abwesenheit des Präsidenten auf Wunsch der Kammer den Vorsitz übernommen hat, macht die Mittheilung, daß ihm so eben die Anzeige von der Ankunft der Herren Jules Favre und Jules Simon zugegangen sei. Die Genannten werden eingeführt. Jules Favre erhält das Wort und sagt Folgendes: „Wir kommen, Ihnen für die Schritte zu danken, welche Ihre Delegirten bei uns unternommen haben. Wenn wir in der Versammlung über die Politik verschiedener Ansicht sind, so sind wir doch sicher ganz einig, wo es sich um die Vertheidigung des Landes und der bedrohten Freiheit handelt.

In diesem Augenblicke liegen vollzogene Thatsachen vor: ein Gouvernement, hervorgegangen aus Umständen, denen wir nicht haben vorbeugen können, ein Gouvernement, dessen Diener wir geworden sind. Wir sind gefesselt worden durch eine höhere Bewegung, die, ich gestehe es, ein vertrautes Gefühl in unserer Seele geweckt hat. Ich kann mich heute nicht über die Fehler des Kaiserreichs auslassen. Unsere Pflicht ist es, Paris und Frankreich zu vertheidigen. Wenn es sich um die Erreichung eines so heiligen Zieles handelt, dann ist es sicher nicht gleichgültig, sich in denselben Gefühlen mit der Kammer zu begegnen. Im Uebrigen können wir nichts an dem Geschehenen ändern. Wenn Sie Ihre Ratification dazu geben wollten, würden wir erkenntlich sein. Wenn Sie im Gegentheil die Ratification verweigern, werden wir die Entscheidungen Ihres Gewissens achten, aber uns die ganze Freiheit des unsern bewahren. Das ist es, was ich Ihnen im Namen der provisorischen Regierung zu sagen beauftragt bin, deren Präsidium dem General Trochu angeboten wurde, der es angenommen hat." Der Schlußsatz, aus dem hervorging, daß der Gouverneur mit seiner Militärmacht sich auf die Seite der provisorischen Regierung gestellt hatte, schlug wie ein Blitz in die Versammlung ein. Thiers war sofort klar darüber, daß nunmehr es für die Kammer das Gerathenste sei, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Sie haben", äußerte er gegen Jules Favre, „eine ungeheure Verantwortung auf sich geladen. Unsere Pflicht ist es, die heißesten Wünsche zu haben, daß Ihre für die Vertheidigung von Paris gemachten Anstrengungen reussiren, und daß wir nicht zu lange das herzzerreißende Schauspiel der Gegenwart des Feindes vor unseren Augen haben." Peyrusse: „Paris macht wieder einmal das Gesetz für ganz Frankreich!" Jules Favre und Jules Simon: „Wir protestiren gegen diese Behauptung!" Auf die Frage nach der Zusammensetzung der provisorischen Regierung antwortet Jules Favre: „Dieselbe ist zusammengesetzt aus den Herren: Arago, Crémieux, Jules Favre, Ferry, Gambetta,

Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan und Rochefort. Dieser Letztere wird nicht der wenigst Vernünftige sein, auf jeden Fall haben wir es vorgezogen, ihn lieber unter uns zu haben, als außerhalb der Regierung." Nachdem sich Jules Favre und Jules Simon entfernt haben, sagt Thiers auf eine diesen Gegenstand berührende, von einem Abgeordneten gemachte Bemerkung: „Der Grund, an die Herren Jules Favre und Jules Simon die Frage, welche Stellung die provisorische Regierung zur Kammer einzunehmen gedenke, nicht zu richten, lag darin, daß, wenn ich (in meiner Eigenschaft als der von Ihnen erwählte Vorsitzende) es gethan hätte, dies so viel hieß, wie eine Regierung anerkennen, die den uns bekannten Umständen ihr Dasein verdankt. Jedoch sie heute zu bekämpfen, wäre ein unpatriotisches Werk. Diese Leute müssen die Zustimmung aller Bürger gegen den Feind haben. Gott stehe ihnen bei." Auf die Bemerkung eines Abgeordneten, daß es nothwendig sei, gegen die Vorgänge im Stadthause einen Protest zu erlassen, bemerkt Thiers: „Behüte! Betreten wir nicht diesen Weg! Wir sind vor dem Feinde, und deshalb bringen wir alle ein Opfer den Gefahren, denen Frankreich entgegengeht!" Es wird der Vorschlag gemacht, daß wenigstens die Vergewaltigung, deren sich die Männer des Stadthauses schuldig gemacht, constatirt werden müsse, worauf Thiers bemerkt: „Fühlen Sie nicht, daß ein Protest die Erinnerung an die Vergewaltigung einer andern legalen Versammlung wachrufen würde?" Thiers spielt damit auf den Staatsstreich Louis Napoleon's an, der ja ebenfalls mit einem Gewaltact gegen die Kammer verbunden war, durch den viele Abgeordnete (und unter ihnen Thiers selbst) der Gefängnißhaft in Mazas überliefert wurden. Graf Daru drückt seine Empörung darüber aus, daß an die Thüren der Kammer Siegel angelegt worden sind. Thiers: „Es giebt Etwas, was noch gewichtiger ist, das ist, wenn Personen hinter Riegel gelegt werden. War ich nicht in Mazas? und haben Sie mich darüber klagen gehört?" Bouquet erklärt mit Heftigkeit, daß er im Sinne des Herrn

Buffet Protest gegen die Gewalt einlege. Eine Zahl der Abgeordneten stimmt ihm bei. Thiers: „Um des Himmels willen, beschreiten wir nicht das Gebiet der Vorwürfe; und überdies vergessen Sie nicht, daß Sie vor einem Gefangenen von Mazas sprechen! Ich hoffte, wir würden uns tief erschüttert, aber geeinigt trennen. Ich bitte Sie, lassen wir uns nicht zu gereizten Worten hinreißen, befolgen Sie mein Beispiel. Ich tadle den Vorfall des heutigen Tages; ich kann überhaupt keine Gewaltthat gutheißen, ich halte mir aber auch immer gegenwärtig, daß wir Angesichts des Feindes tagen, der vor den Thoren steht!" Auf den Vorschlag eines Abgeordneten, durch Sendung einer Deputation an die Männer des Stadthauses den Versuch zu einer Einigung zu machen und wenn der Versuch scheitere, einen Protest zu erheben, erwidert Thiers: „Wollen Sie die Discussionen der früheren Jahre wieder erneuern? Ich glaube kaum, daß dies zweckdienlich ist. Ich protestire gegen den Gewaltact, der uns heut widerfahren, und gegen die Gewaltthaten aller Zeiten, mit denen unsere Versammlungen angetastet wurden; aber jetzt ist nicht der Moment, seinem Grolle den Lauf zu lassen. Ist es überhaupt möglich und gerathen, sich in diesem entscheidenden Augenblicke gegen die provisorische Regierung feindlich zu stellen? Angesichts des Feindes, der bald vor Paris sein wird, giebt es, meine ich, nur Eines zu thun: uns mit Würde zurückzuziehen." — Und die Herren gingen darauf stumm von dannen.

Das war das Ende einer Kammer, die sechs Wochen früher fast einstimmig dem Kriege trunkenen Muthes entgegengejubelt und dem offenkundigen Unrechte der Regierung ohne Gewissensscrupel zugestimmt hatte. Damit aber der Schluß nicht des theatralischen Schmuckes entbehre, ward dem Protocolle über die obige Sitzung die Bemerkung beigefügt: „Die tiefe Bewegung Thiers' theilte sich der ganzen Versammlung mit." Thiers bewegt! — Aus all' seinen Aeußerungen ist Klugheit, Gewandtheit, Verschlagenheit, aber auch nicht die Spur einer

Bewegung des Gemüthes zu erkennen. Doch vielleicht hatte er den Protocollführer dadurch getäuscht, daß er am Schluß seiner Rede den Bewegten spielte.

In nicht minder verdienter, aber noch kläglicherer Weise brach der Senat zusammen. Die Herren Senatoren waren um die Mittagszeit zu einer Sitzung berufen worden, während schon auf den Boulevards und der Rue de la Pair die kaiserlichen Wappen abgerissen wurden, die Liste der provisorischen Regierung circulirte und von allen Seiten das „Vive la République!“ ertönte. Wie es zumeist bei den Eröffnungen der Senatssitzungen geschah, erklärte auch heut der Präsident Rouher, daß nichts auf der Tagesordnung stehe; er fügte aber hinzu, daß in diesem Augenblicke dem gesetzgebenden Körper eine wichtige Vorlage gemacht würde, welche den Senat alsbald beschäftigen werde. (Er meinte den Regierungsantrag, der darin gipfelte, einstweilen die Gewalt in die Hand Palikao's zu legen und ihn mit der Würde der Stadthalterschaft zu bekleiden.) „Es haben“, sagte darauf der Senator Chabrier, „einige Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, den Eid des Gehorsams gegen die Verfassung und der Treue gegen den Kaiser, den sie geleistet, vergessend, die Absetzung Seiner Majestät verkündigt. (Lärm. Nein! Nein! Das ist nicht angenommen worden.) Graf Flamarens: „Das ist verfassungswidrig.“ Chabrier: „Es hat sich allerdings eine Stimme im Schoß der Versammlung erhoben, um ihnen zu sagen, daß sie nicht das Recht dazu hätten; sie haben geantwortet, sie würden beweisen, daß sie es hätten. Es handelt sich in diesem Augenblick nicht darum, zu wissen, wer Recht und Unrecht hat. Wir werden unsere Rechnungen regeln, wenn der Feind nicht mehr den Boden Frankreichs überschwemmt. (Sehr gut!) Was den Kaiser persönlich betrifft, so würde ich, wenn er als Sieger zurückgekehrt wäre, ihn mit meinem Zuruf begrüßt haben, und ich würde nicht der Einzige gewesen sein. Nun da er gefangen und ritterlich unterlegen ist, kann ich ihm nur noch eine letzte

Huldigung und einen letzten Wunsch widmen. Es lebe der Kaiser!" Prinz Poniatowski: „Es lebe der Kaiser!" Graf Segur d'Aguesseau: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserin!" Graf Flamarens: „Es lebe der kaiserliche Prinz! Es lebe die Dynastie!" Chabrier: „Das versteht sich von selbst." Nisard: „Besiegt und gefangen. Er ist geheiligt." (Zeichen der Zustimmung.) Präsident Rouher: „Es ist nicht nothwendig, daß diese Versammlung den Ereignissen fremd bleibe. Wir müssen gleichzeitig mit dem gesetzgebenden Körper versammelt sein, um im Einvernehmen mit ihm an den Maßregeln, die geeignet sind, den öffentlichen Frieden zu sichern, mitzuwirken. (Ja! Ja! Sehr gut!) In der heutigen Nachtsitzung des gesetzgebenden Körpers ist ein Antrag (der Jules Favre's) gestellt und von einem unserer Collegen (Graf Palikao) zurückgewiesen worden, und es würde dieser Antrag, wenn er in diesen Mauern sich zeigte, ebenfalls nur einer einmüthigen Zurückweisung begegnen." Graf Flamarens: „Er dürfte die Schwelle dieser Versammlung gar nicht überschreiten." Präsident: „Es ist von der Regierung dem gesetzgebenden Körper ein anderer Vorschlag unterbreitet worden, um denselben in die Lage zu versetzen, seine Absichten und seinen Willen zum Ausdruck zu bringen. Dieser Vorschlag wird darauf an den Senat gelangen. In Anbetracht des Ernstes der Umstände werden wir uns ein festes Herz, einen hohen und entschlossenen Willen zu bewahren wissen." Quentin-Bauchard: „Und das Gefühl unserer Ehre." Präsident: „Ich schlage dem Senate vor, sich in Permanenz zu erklären. (Ja! Ja!) Die Sitzung wird wieder aufgenommen werden, sobald ich Nachrichten aus dem gesetzgebenden Körper erhalte. Ich bitte die Herren Senatoren, sich nicht aus dem Saale zu entfernen."

Die Sitzung ist suspendirt, die Senatoren unterhalten sich flüsternd mit einander oder lesen in den Zeitungen. Die Sitzung wird um 2¾ Uhr wieder aufgenommen. Präsident: „Es sind mir folgende Nachrichten zugegangen: Der gesetzgebende Körper hat sich mit zwei, aus der parlamentarischen

Initiative hervorgegangenen Anträgen, dem des Herrn Jules Favre und dem des Herrn Thiers, sowie mit der Regierungsvorlage, die Sie kennen, beschäftigt; er hat sie sämmtlich an die Abtheilungen verwiesen. Während diese berietheu, scheint es, ist die Menge in den Sitzungssaal und die Bureaux gedrungen, so daß die Berathung für den Augenblick wenigstens unterbrochen ist. Ich frage den Senat, ob er in Permanenz verbleiben oder die Sitzung suspendiren will." Mentque und Graf Segur d'Aguesseau sprechen sich für Permanenz aus. Präsident: „Ich glaube aber nicht, daß der erwartete Gesetzentwurf noch heute zu uns herübergelangen wird, da im gesetzgebenden Körper augenblicklich jedenfalls eine Berathung unmöglich ist." Larabit verlangt, daß der Senat gegen die dem gesetzgebenden Körper angethane Vergewaltigung protestire. Marquis Ernest de Girardin: „Wir sind hier kraft des Plebiscits; wir dürfen hier nur der Gewalt weichen."

Die Sitzung wird abermals suspendirt. Nach einer Pause erklärt der Präsident: „Meine Herren, die neuesten Nachrichten, die ich empfangen habe, besagen, daß der Tumult im Sitzungssaale des gesetzgebenden Körpers noch immer anhält, und daß letzterer auf jede weitere Berathung verzichtet zu haben scheint. Wir müssen gegen diese Vergewaltigung protestiren, welche die Action einer der großen Staatsgewalten lähmt. (Sehr gut!) Ich fordere jetzt den Senat auf, einen Beschluß zu fassen." Mentque: „Ich beharre darauf, daß sich der Senat in Permanenz erklärt." Präsident: „Man muß die Lage genau präcisiren. Wenn eine tumultuarische Gewalt vor unserer Pforte stände, so wäre es eine gebieterische Pflicht, dieselbe hier entschlossen zu erwarten. Aber keine Gewalt bedroht uns; wir können hier noch lange warten, ohne uns mit einem Gesetzentwurf befassen zu können: wir haben in der That keinen Gegenstand der Berathung. Uebrigens bin ich bereit, die Beschlüsse des Senats auszuführen." Der Fingerzeig war deutlich. Der Herr Präsident hatte den Senatoren mit anderen Worten gesagt:

Es ist Zeit, daß wir gehen! — Es fehlt nur noch der Aufwand einiger Phrasen, die dem Schlusse der Sitzung den Schein der Würde verleihen. Dafür sorgt der Gaukler Baroche (der frühere Justizminister), der sich erhebt und also redet: „Ich glaube, der Senat muß sich vor Allem durch Acclamation den Worten des Präsidenten anschließen und mit der größten Entschiedenheit gegen die Vergewaltigung protestiren, deren Opfer die andere Versammlung ist. (Zustimmung.) Was haben wir aber sonst noch hier zu thun? Wenn wir hoffen könnten, daß sie sich auch gegen uns wenden möchten, jene revolutionären Volkskräfte, welche in den gesetzgebenden Körper eingedrungen sind, so würde ich denken, daß Jeder von uns auf seinem Sessel ausharren müßte, um die Eindringlinge zu erwarten. Aber unglücklicherweise — denn hier ist es, wo ich sterben möchte! — können wir hier die Hoffnung nicht haben. Die Revolution wird in Paris ausbrechen und wird nicht in diese Umfriedigung dringen. Vielleicht könnten wir draußen noch dem Lande und der Dynastie einen Dienst leisten, denn ich will hier ganz laut von der Dynastie sprechen. Indem wir uns trennen, weichen wir übrigens schon der Gewalt und nicht der Einschüchterung, und unsere Aufgabe sei, ein Jeder durch seine persönlichen Mittel die Ordnung und die kaiserliche Dynastie zu vertheidigen." Die beklommenen Herzen athmen auf. „Ja wohl! ja wohl!" ertönt es von allen Seiten. „Abstimmen!" — Die Permanenz-Erklärung wird mit großer Majorität abgelehnt, die Sitzung als geschlossen erklärt, der Saal leert sich in ungewohnter Schnelle. Welch' ein jämmerliches Zusammenbrechen der „Säulen der kaiserlichen Macht!" Hier und dort auf den Straßen starrt die Dahineilenden das bereits angeschlagene Decret der provisorischen Regierung an:

„Der gesetzgebende Körper ist aufgelöst; der Senat ist abgeschafft."

Am 5. September brachte das amtliche Blatt „Journal officiel de la Republique Française" (Tags zuvor hatte es

noch den Titel „de l'Empire Français" geführt) folgende Proclamationen der neuen Regierung: „Franzosen! Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt; die Republik ist proclamirt. Die Revolution ist im Namen des Rechtes, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! Bewacht die Stadt, die Euch anvertraut worden ist; morgen werdet Ihr mit der Armee Rächer des Vaterlandes sein."

Eine Proclamation der provisorischen Regierung an die „Bürger von Paris" lautet:

„Die Republik ist proclamirt. Eine Regierung ist mit Acclamation ernannt worden. Sie besteht aus den Bürgern: Emanuel Arago, Cremieux, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta, Garnier Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Rochefort, Jules Simon, Abgeordnete von Paris. General Trochu ist mit den militärischen Vollmachten für die nationale Vertheidigung ausgerüstet. Er ist zur Präsidentschaft der Regierung berufen worden. Die Regierung fordert die Bürger zur Ruhe auf; das Volk wird nicht vergessen, daß es dem Feinde gegenüber steht. Die Regierung ist vor Allem eine Regierung der nationalen Vertheidigung."

Graf Keratry war zum Polizeipräfecten ernannt worden. Er erließ folgende Proclamation:

„An die Einwohner von Paris. Unter den Schlägen grausamer Nothwendigkeit sind, nach achtzehnjährigem Harren, die am 18. Brumaire und am 2. December unterbrochenen Traditionen wieder aufgenommen worden. Die Deputirten der Linken haben, nach dem Verschwinden ihrer Kollegen von der Mehrheit, die Absetzung proclamirt. Einige Augenblicke darauf wurde die Republik im Stadthause verkündet. Diese Revolution ist ganz friedlich verlaufen; sie hat begriffen, das

französische Blut dürfe nur auf dem Schlachtfelde fließen. Sie hat, wie 1792, die Austreibung der Fremden zum Ziele. Die Bevölkerung von Paris fahre darum fort, durch ihre Ruhe, durch die Männlichkeit ihres Verhaltens, sich der ihr wie Frankreich gestellten Aufgabe würdig zu zeigen. Durch die Regierung mit dem Amte, das man so oft unter den vorhergehenden Regimes mißbrauchte, betraut, fordere ich die Pariser Bevölkerung auf, die politischen Rechte auszuüben, welche sie mit einer Weisheit und Mäßigung, die Frankreich und der Welt zeigen, daß sie wirklich der Freiheit würdig ist, wieder vollständig errungen hat. Unser Aller Pflicht ist, unter den obwaltenden Umständen nur der Gefahr zu gedenken, in der sich das Vaterland befindet. In dem Augenblicke, in welchem unter dem Schutze republikanischer Freiheit Frankreich sich bereit macht, zu siegen oder zu sterben, habe ich die Gewißheit, daß mein Amt nur gegen das Treiben derjenigen, die das Vaterland verrathen könnten, gerichtet sein wird."

Damit man wisse, daß auch der socialistische Bund der „Internationale" „die Austreibung der Fremden nach dem Vorgange von 1792" als Hauptziel der Bewegung ansehe, erließ derselbe einen „Aufruf an die deutsche Social-Democratie" folgenden Inhalts:

„Deine Regierung hat erklärt, den Kaiser zu bekriegen und nicht die französische Nation. Der Mann, der diesen Bruderkrieg erklärt hat und den du in Händen hast, ist für uns nicht mehr vorhanden. Das republikanische Frankreich fordert dich im Namen der Gerechtigkeit auf, deine Heere zurückzuziehen, widrigenfalls wir bis auf den letzten Mann kämpfen und Ströme deines wie unseres Blutes vergießen müssen. Wir wiederholen dir, was wir dem 1793 gegen uns verbündeten Europa erklärten: Das französische Volk macht mit einem sein Gebiet im Besitz habenden Feinde keinen Frieden (!). Das französische Volk ist der Freund und Bundesgenosse aller freien Völker (!!), es mischt sich nicht in



die Angelegenheiten der Regierungen anderer Nationen, und duldet nicht die Einmischung anderer Nationen in seine Regierungsleitung (!!). Gehe über den Rhein zurück (!). Reichen wir uns die Hände und vergessen die wechselseitigen Verbrechen, welche Despoten uns haben begehen lassen. Verkünden wir die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der Völker, bilden wir die Vereinigten Staaten Europas. Es lebe die allgemeine Republik!"

„Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" — mit dieser Phrase, von Franzosen marktschreierisch ausgerufen, wird wahrlich Niemand sich mehr täuschen lassen, der ihre Geschichte der neueren Zeit kennt, denn nicht für die französischen Diplomaten insbesondere, vielmehr für das französische Volk in seiner Mehrheit, namentlich für seine „internationalen" Volksbeglücker, gilt der Ausspruch Talleyrand's: „Die Sprache ist erfunden, die Gedanken zu verbergen!" — Was es mit jener Phrase für diesmal zu besagen hatte, sollte bald genug in widerwärtigerer Gestalt denn je aller Welt offenbar werden.

Aber wo war die Kaiserin Eugenie? Was that sie, um ihr gegebenes Wort, daß sie sich bei eintretender Gefahr an die Spitze des Volkes stellen wolle, zu lösen? Welche Stunden des Entsetzens mochte sie schon verlebt haben seit dem Tage, an welchem sie zur Feier des „Sieges von Saarbrücken" hatte eine Messe lesen lassen! Hatte sie doch, wie erst im Verlauf des Krieges bekannt wurde, an dem Ausbruch desselben großen Antheil! Es kann dies von einem weiblichen Wesen nicht in Verwunderung setzen, das einem Manne wie Napoleon, nachdem derselbe sich durch Meineid und Mord den Weg zum Throne gebahnt, die Hand gereicht hatte. Sie gehörten zu einander, die üppige Spanierin und der Mann des zweiten December. Es ist bemerkenswerth, was der greise Washington Irving, kurz vor seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode einem Freunde über die Kaiserin schrieb, die er in ihrer jüngeren Zeit in Spanien gesehen hatte: „— In Madrid kam ich oft in das Haus ihrer Mutter, der Gräfin Montijo, eines

der lustigsten Häuser der Hauptstadt. Als ich Eugenie Montijo zuerst dort sah, war sie eine der Ballköniginnen, und sie mit ihrem lustigen Kreise riß mir eine junge, reizende Freundin, die schöne und hochgebildete N., in ihre modischen Zerstreuungen mit hinein. Jetzt sitzt Eugenie auf dem Throne, und ihre Freundin, die N., hat sich freiwillig in ein Kloster von der strengsten Regel begeben. Die arme N.! Dennoch ist vielleicht ihr Loos schließlich das glücklichere von Beiden! Die Stürme sind für sie vorüber, und sie ist in Ruhe, ihre Freundin Eugenie aber von einer See, die wegen ihrer Schiffbrüche übel berüchtet ist, an eine Küste geworfen, von der es keine Heimkehr giebt. Werde ich noch lange genug leben, um die Katastrophe ihrer Laufbahn und das Ende dieses plötzlich heraufbeschworenen Kaiserreichs zu sehen, das auch „aus solchem Stoff zu sein scheint, aus dem die Träume gemacht werden"? — Ich gestehe, daß meine persönliche Bekanntschaft mit den Personen (Washington Irving hatte früher auch Gelegenheit gehabt, Napoleon persönlich kennen zu lernen), die in diesem historischen Roman figuriren, mein Interesse daran bedeutend erhöht; aber ihr Loos erscheint mir voll Unbeständigkeit und Gefahr und zu so unvermeidlichen Schicksalswechseln bestimmt zu sein, wie sie bei Alexander Dumas' Romanen vorkommen." So der prophetisch schauende Irving. — Ueber Eugenie und ihre Mutter befanden sich bemerkenswerthe Aufzeichnungen in dem Geheimregister der Pariser Polizei, die später der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Im Auszuge lauten sie: „Rue St. Antoine Nr. 10., dritte Etage. Seit 1. April 1848 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines spanischen Refugiés, Herrn v. Montijo, Grafen Teba. Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussée d'Antin Nr. 8. Hielt kleine Cirkel von galanten

Frauen und älteren Roués, die Polizei wurde benachrichtigt. — 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. — Bis 1836 kein Vermerk. — November 1838 nach Paris zurück; wurden sechs Wochen observirt. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Kassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung eines Rencontres zwischen Oberst Sourvilliers und Kapitän Flausout; Polizei-Kommissär Rocé berichtet: Frau v. Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inaktiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung comfortabel eingerichtet; 1800 Frcs. Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournure, hat viele Anbeter."

Als Kaiserin war Eugenie eine fromme Tochter der Kirche geworden, jedoch dies durchaus nur nach äußerlicher Art, wie der Romanismus das Frommsein aufzufassen pflegt. Sie gab der Weltlust, was diese begehrte, und der „Kirche," was von den Würdenträgern derselben begehrt ward, wofür dann Letztere die Schwachheiten und Fehler der frommen Dame nicht sahen, oder sie ihr kraft ihrer „Schlüsselgewalt" vergaben. O, darum lebt es sich ja eben für Weltkinder so schön und bequem unter dem Krummstabe! Dort gilt nicht das aus evangelischem Geiste geborene Wort: „Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." Dort ist von einer „Wahl" solcher Art nicht die Rede! Dort gilt in Bezug auf „Sinnenlust" für Priester wie für Laien das Wort: „Leben und leben lassen." Brich alle Gebote Gottes, aber respectire die Gebräuche der Kirche, ihr „Ansehen," d. i. das Ansehen ihrer Vertreter, und du empfängst Vergebung für diese und jene Welt! Welch Trugspiel, das heut noch in der romanischen Welt im weitesten Gebrauche ist! Kann man sich wundern, daß auf dem Boden dieses Selbsttruges und gegenseitigen Truges allgemach auch der absoluteste Unglaube aufgewuchert ist? Eugenie trieb einen Luxus wie kaum eine andere ihrer Vorgängerinnen

auf dem Throne, sie überbot darin vielleicht die üppigsten Frauen in der entartetsten Zeit des kaiserlichen Rom; sie nahm nicht Anstoß an den ärgsten Uebertretungen göttlicher und menschlicher Gesetze, die vor ihren Augen am Hofe stattfanden; aber sie zeigte dem kirchlichen Wesen eine ausgesuchte Verehrung, gab mit vollen Händen Geld für kirchliche Zwecke, bezeugte dem Papste bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihre Verehrung, war eine fleißige Besucherin der Messen, ja ihr Eifer, sich in der Uebung der Frömmigkeit nach romanischen Begriffen hervorzuthun, brachte sie auf den Plan, in Nacheiferung Helena's, der Mutter des ersten christlichen Kaisers Constantin, in Jerusalem einen prächtigen Tempel zu erbauen. Während der Tempel wahrhaft christlicher Zucht und Sitte im eigenen Lande immer mehr verfiel, und gerade das kaiserliche Haus die heiligen Altäre christlicher Tugenden fortgesetzt mehr besudelte (die geheimen Papiere, die gefunden und später veröffentlicht wurden, brachten arge Dinge zu Tage!), wanderten die geistlichen Agenten der Kaiserin an den europäischen Fürstenhäusern umher, um die christlichen Fürstinnen zu bewegen, dem Tempelbau ihre Unterstützung zu Theil werden zu lassen! Wie wurde sie ob dieses ihres Planes willen in allen Kirchen Frankreichs gepriesen! Gerieth auch der Plan nach und nach in Vergessenheit — sie, das üppige, stolze, herrschsüchtige Weltkind, kam bei allen bigotten Franzosen in den Geruch der Heiligkeit, was Keinem mehr behagte, als dem Kaiser, da Jenes günstig auf die Kammerwahlen wirkte. Wie sehr die Kaiserin der geschilderten bigotten Richtung zugethan war, oder sich den Schein gab, es zu sein, zeigt u. A. ein in den Tuilerien aufgefundenes und später ebenfalls veröffentliches Schreiben Louvet's, der im Cabinet Ollivier Minister, zur Zeit der Abfassung des Schreibens aber (1855) Maire von Saumur war. Der Inhalt des an den Kaiser gerichteten Briefes läßt nicht zweifeln, daß für die Sache, um die es sich handelte, bei der Kaiserin Empfänglichkeit vorausgesetzt ward. Der Brief lautet:

„Saumur, 17. Dezember 1855. Sire! Die Kirche von Puy Notre Dame bei Saumur besitzt eine der kostbarsten Reliquien der Christenheit. Es ist ein Gürtel der heil. Jungfrau; ein Geschenk von Wilhelm VI., Herzog von Aquitanien, und von diesem aus den Kreuzzügen mitgebracht. Nach der Tradition ist dieser Gürtel von Maria selbst gewebt worden. Die Archive der Kirche von Puy und zahlreiche historische Urkunden bezeugen die Echtheit dieser Reliquie. Die französischen Könige haben zu jeder Zeit ein großes Vertrauen in diesen Gürtel gesetzt. Anna von Oesterreich trug ihn zu St. Germain en Laye im Jahre 1628, als sie eines Prinzen genas, welcher Ludwig XIV. war. Wenn es Ihnen beliebte, Sire, Ihre Majestät die Kaiserin unter den Schutz dieser Reliquie während des großen Ereignisses zu stellen, welches ihr häusliches Glück krönen und die Ruhe Frankreichs befestigen soll, so bezweifle ich nicht, daß der Pfarrer und der Bischof sich beeilen werden, dem Wunsche Eurer Majestät zu willfahren. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc. Der Maire von Saumur, Abgeordneter im gesetzgebenden Körper, Louvet."

Ohne Zweifel ist von diesem „von Maria selbst gewebten Gürtel," dessen Echtheit „durch zahlreiche historische Urkunden bezeugt" war, Gebrauch gemacht worden. Schon der Hinblick darauf, daß Ludwig XIV. durch diesen Gürtel seine erste Weihe empfangen hatte, — daß dies wenigstens hatte gesagt werden können —, mußte zur Annahme des Vorschlages geführt haben.

Eine andere Art „Gürtel", der aus alter Zeit stammende symbolische Ausdruck der Jungfräulichkeit, Keuschheit und Frömmigkeit des Herzens, dieser Gürtel, der die „Beglaubigung" des Gewissens der Menschheit hat, hätte der Kaiserin jedenfalls heilsamere Dienste gethan! — Und es wäre ebenso die gehütete Schuldlosigkeit des Herzens für sie segensreicher gewesen, als die von ihr ebenfalls (zu Ehren des „Saarbrücker Sieges") gestiftete ewige Lampe. Die „ewige Lampe" hatte

die Niederlage der französischen Waffen nicht zu verhindern vermocht; jetzt flackerte sie nur noch schwach und war nahe am Verlöschen. Welch ein Monat für die Kaiserin — der August des Jahres 1870! — Vielleicht verstand sie zum ersten Male die Bewegungen des von Höllenflammen gepeinigten Gemüths, die der große Seelenkundige Shakespeare in der Vorführung der Lady Macbeth geschildert hat! Wenn sie schlaflos Nachts in ihren Prachtgemächern umherirrte, sah sie in ihrer Erregtheit vielleicht auch Blut an ihrer weißen Hand, das zu löschen „alle Wasser der Meere nicht ausreichen", oder sie sah den rothen Schein des Blutes, das zum Himmel schrie, von den Schlachtfeldern aufleuchten; vielleicht erkannte sie zum ersten Male, daß der Abfall von Gott dem Gemüthe Wunden schlägt, deren Brennen kein Weihwedel zu stillen vermag! Ueberdies fühlte Eugenie sich ja verlassen von dem Oberhirten an der Tiber, dessen Lob bis dahin ihrem Herzen stets Ruhe gegeben hatte. Sie wußte, wie der heilige Vater dem Kaiserhause grollte, seitdem die französische Besatzung aus dem Kirchenstaate hinweggerufen worden war. Der alte Pact, wie ihn einst der Frankenkönig Pipin mit dem päpstlichen Stuhle geschlossen, und wie er seit der Präsidentschaft Napoleon's erneuert worden war, hatte sich als hinfällig erwiesen. Was fragte der päpstliche Stuhl darnach, daß die bittre Noth den Kaiser gezwungen hatte, alle auswärtigen Hülfskräfte, auch die in Rom stehenden, nach Frankreich zu ziehen? Unheil und Verderben ward ihm nun aus dem Vatican verkündet. So blieb also auch für die Kaiserin der Segen aus Rom aus, an dessen Wunderkraft sie glaubte. In ihrer Herzensbedrängniß wandte sie sich an den mit dem Kaiserhause verwandten Cardinal Bonaparte in Rom und beschwor ihn, den heiligen Vater günstig für sie und ihre Sache zu stimmen. Bald hatten die Zeitungen aus Rom zu berichten, der Cardinal Bonaparte sei, „die Augen in Thränen schwimmend", im Vatican erschienen. Nun, wenn der Corse Cardinal Bonaparte also vor dem heiligen Vater erscheint,

dann muß das doch auch entsprechenden Eindruck machen! „Der Papst gab“, berichtete die „Morning Post“, „den erbetenen Segen und suchte einigermaßen bewegt den fassungslosen Cardinal zu trösten, indem er sagte: „Warten Sie auf weitere Nachrichten und beunruhigen Sie sich nicht über bloße Gerüchte vom Kriegsschauplatze. Schreiben Sie nach Paris, daß Rom allein gegenwärtig der großen Dienste eingedenk ist, welche Frankreich und die kaiserliche Dynastie ihm geleistet. Ich bete unablässig für sie.“ An demselben Tage erzählte der Papst dem Baron Visconti und seinen Hausprälaten den Auftritt mit dem Cardinal Bonaparte.“ Das Telegramm, das Eugenie von ihrem Vetter erhielt, wirkte auf sie wie eine Siegesbotschaft; aber ach, weder der Segen noch die Gebete des Papstes vermochten das immer dichter werdende Unwetter über ihrem Haupte zu zertheilen, und gleich nach Empfang jener Tröstungen zuckte der zerschmetternde Strahl „Sedan“ auf sie hernieder. Nun tobten die Wetter in der Stadt, das Grollen der aufgeregten Volksleidenschaften drang bis in ihre Gemächer. Flucht! Flucht! Das war nun noch ihr einziger Gedanke! — Wo waren nun die mit Geld so reichlich bezahlten, mit Ehren überhäuften „Säulen des kaiserlichen Thrones?“ Wo war der Erzbischof von Paris, dessen oberhirtliche Mühen durch 200,000 Francs Jahrgehalt belohnt werden? Kaum, daß der Kaiserin ein Wink zugeht von dem neuernannten Polizeipräfecten Grafen Keratry! Dieser handelte dabei als ächter Franzose. Was thut's, wenn es zu Tage kommt, daß er sich der Kaiserin erbarmt hat? Giebt's nicht den Schein der Ritterlichkeit, eine Frau zu schützen? Und gleicht nicht überdies Frankreich einem Kaleidoskop? Wer weiß, was nach einigen Zwischen-Stationen folgt! — Als nun die Kaiserin vernommen, daß Gefahr im Verzuge ist, verläßt sie in größter Hast ihre Gemächer und gewinnt, durch lange Corridore dahin eilend, die nach der Seine hinausgehende Pforte. „Dort waren“, wie die Times berichtet, „der Fürst Metternich und noch zwei Herren bei ihr,

welche sie indeß im Gedränge verlor." Der edle Metternich, wie wird er bedauert haben, also von der Kaiserin abhanden gekommen zu sein! — Vielleicht hatte der Straßenbube daran Schuld, der sie erkannte, und der Ruf des Pöbels: „à la guillotine!" — Die Kaiserin entging jedoch der drohenden Gefahr im Gedränge, und es gelang ihr das Haus eines Freundes zu erreichen.

„Kaum hatte die Kaiserin", so berichtet die Times weiter, „die Tuilerien verlassen, so bemächtigte sich die Menge des Gitters, welches den Tuileriengarten von dem Platz de la Concorde trennt, dessen Bewachung einem Commando der Garde-Zuaven anvertraut war. Ohne auf Widerstand zu stoßen, wurden dabei die Adler zerbrochen, welche das Gitter zierten. Die Mobilgarde und Nationalgarde traten an die Spitze der eindringenden Menge. Hinter dem großen Bassin zeigten sich die Uniformen der Garde-Chasseurs, die sich in dem reservirten Theile des Gartens gesammelt hatten, und das Volk machte hier Halt. Ein Mobilgardist, Namens Ravenez, wurde abgeschickt, um eine Verständigung mit den Soldaten zu versuchen. Mit einem weißen Schnupftuche auf der Spitze seines Gewehrs schritt er auf die Truppe zu. Victorin Sardou und noch eine andere Person schlossen sich ihm an. Der General Mellinet befand sich auf der Terrasse bei den Truppen und wurde hier von Herrn Ravenez etwa mit den Worten angeredet: „Die Republik ist proclamirt. Ich komme im Namen des Volkes und der Nationalgarde, um von Ihnen den Eintritt in das Schloß zu fordern, welches unser Eigenthum ist. Wir verpflichten uns jede Beschädigung desselben zu verhindern." Gleichzeitig drängte sich die Menge heran, worauf General Mellinet einen Stuhl bestieg und erklärte: „Meine Herren, ich hege keinen anderen Wunsch, als meine Truppen zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß der Posten sofort von der dienstthuenden Nationalgarde besetzt wird. Im Uebrigen erkläre ich Ihnen, daß, sobald einer unserer Soldaten belästigt

werden sollte, ich als General meine Pflicht thun werde." Die Menge antwortete nur mit dem Ruf: „Nieder mit dem Kaiser! Wir wollen in das Schloß!" Der General Mellinet deutete mit einer Bewegung der Hand auf den Pavillon de l'horloge, wo die kaiserliche Fahne so eben abgenommen wurde. Darauf bildeten die National- und Mobilgarde Chaine unter dem Péristyle, welcher von den Tuilerien zum Carousselplatze führt, und ließen die Menge durch, welche mit lautem Hurrah, ohne jedoch Schaden anzurichten, in das Schloß strömte. Doch hatte man überall Nationalgarden aufgestellt, um das Volk gegen seine eigenen Zerstörungsgelüste zu schützen. Das Schloß stand im eigentlichsten Sinne des Wortes vollständig verlassen: nur das Küchenpersonal war auf seinem Posten geblieben, und ein Herr, der sich Sous-Conservateur des Palais Saint-Cloud und Sekretair des Generals Lepie nannte, fand sich vor. Derselbe übergab Herrn Ravenez einen Schlüssel, welcher diesem den Eingang in die reservirten Gemächer öffnete, die er allein betrat. Der Sekretair des Generals war sehr bewegt. „Ach mein Herr", sagte er zu Herrn Ravenez, „das ist abscheulich. Die arme Kaiserin, wie hat man sie so feige verlassen. Alle jene Menschen, welche sie mit Wohlthaten überschüttete, sind geflohen!" — Der Empfangssaal im ersten Stock hatte sein gewöhnliches Ansehen; nur nach dem Carousselplatz zu fanden sich keine Vorhänge an den Fenstern. Im Erdgeschoß dagegen herrschte unbeschreibliche Unordnung; die Kaiserin hatte dasselbe erst vor Kurzem verlassen, Alles trug die Spuren der überstürzten Abreise. Die kaiserlichen Gemächer waren angefüllt mit leeren Koffern, mit Necessaires, geöffneten Hutschachteln, in dem Gemach der Kaiserin fand sich ein Bett, das nicht geordnet war. Die für den Kaiser und seinen Sohn vorbehaltenen Appartements boten im Allgemeinen nachstehenden Anblick dar: Auf einem Canapé fand sich ein Kindersäbel, halb aus der Scheide gezogen; auf den Dielen, inmitten einer Anzahl Exemplare des „Gaulois", der „Opinion nationale" und des

„Figaro", das Futteral eines Revolvers, daneben Herrenhüte, in allen Spinden zerbrochene Cigarrenkisten und — etwas überraschend — eine große Anzahl Flacons mit Eisen-Phosphat; auf einem Stuhl lagen Pantoffeln. In dem Studirzimmer des kaiserlichen Prinzen fanden sich kleine Bleisoldaten, die mit einer Handhabe bewegt werden konnten. Welche Ironie des Schicksals! Ein Heft lag auf einem Tisch, — ein Heft für den Geschichtsunterricht. Wir haben, berichtet ein Beschauer, ein Blatt dieses Heftes eingesehen, bedeckt mit kleinen, gedrängten und correcten Schriftzügen, welches folgendermaßen anfängt: „Louis XV. Bourbon, Fleury (1723—1741). Auf die Regentschaft zurückzukommen: Bourbon 1723 bis 1726. Bourbon Madame de Prié Paris Duvernois. Im Innern Corruption, Agiotage, Frivolität, Intoleranz; im Aeußern Vermählung des Königs mit Maria Lescynska; Bruch mit Spanien, welches sich Oesterreich nähert." — In einem Salon der Kaiserin fand sich das Buch über den Dienst im Palais. Die tägliche Agenda war beim Datum 4. September halb zerrissen. In den gewöhnlich stets erleuchteten Vorzimmern hatten die ausgelöschten Lampen den Geruch von verbranntem Oel verbreitet. In einem andern Zimmer fanden sich die Rückstände eines sehr einfachen Frühstücks, ein Hühnerei, Käse und Brot. In den Zimmern des Kaisers wurden zahlreiche Karten von Preußen gefunden — aber wozu haben sie gedient? Ferner Büsten und Statuetten, den kaiserlichen Prinzen darstellend; der sehr unvollständige Entwurf einer Büste des Kaisers, eine große Zahl von Zeichnungen, Soldaten und Offiziere der preußischen Armee in Uniform darstellend."

Inzwischen hatte die Kaiserin das ihr befreundete Haus verlassen. Ueber ihre weitere Flucht berichtete die Times: „Die Eisenbahn zu wählen, erschien gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als ein nach der Normandie zurückkehrender Marktkarren. Auf diesem Karren fuhr die Kaiserin drei Tage und zwei Nächte, ehe sie in der Nähe

von Trouville die See erreichte, und hier von Sir John Burgoyne an Bord seiner Jacht aufgenommen wurde. Vor ihr kam ein Franzose an Bord mit der Bitte, sich einmal eine englische Jacht ansehen zu dürfen. Sir John, welcher ihn halbwegs für einen französischen Spion hielt, gestattete ihm die Besichtigung des Fahrzeuges, und bald, nachdem er sich entfernt hatte, kamen zwei andere Herren mit der nämlichen Bitte. Nachdem sie die Jacht genau in Augenschein genommen und vielerlei Fragen über deren Fahrgeschwindigkeit u. s. w. gestellt hatten, baten sie, den Eigenthümer allein sprechen zu dürfen. Der Eine, welcher sich als Herr v. Lesseps vorstellte, sagte, sie seien gekommen, einen Gefallen zu erbitten, und verließen sich auf seine Ehre als englischer Gentleman, daß er, auch falls er die Bitte zu erfüllen nicht im Stande sei, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch mache. Dann erzählten sie die Geschichte von der Flucht der Kaiserin, und baten ihn, dieselbe nach England zu bringen. Die Kaiserin kam ohne alles Gepäck an Bord, sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch das Geringste von frischer Wäsche bei sich. Die Ueberfahrt nach der Insel Wight war sehr rauh, und äußerst erschöpft langte die enthronte Fürstin in Rye an." In Hastings traf sie bald darauf mit ihrem Sohne zusammen, den der Kaiser über Belgien hatte nach England geleiten lassen.

Mit dem Kaiserthum war es also in Frankreich vorüber; Frankreich hatte sich für die Republik erkärt.

Die Zeitungen stimmten Lob- und Freudenhymnen über die „Errungenschaft" an. Und doch war ihnen die „Republik" gewissermaßen in den Schoß gefallen. Das Kaiserthum hatten sie als Joch empfunden, aber nicht die Kraft gehabt, dieses Joch abzuwerfen, bis der Tag von Sedan sie von dem Kaiser befreit hatte. Nun prahlten sie: Sehet, wie groß wir sind; wir haben eine Republik hergestellt — ohne Blutvergießen! — Aber auch nicht aus der leisesten Andeutung war zu erkennen, daß sie das von der kaiserlichen Regierung gegen Deutschland

beabsichtigt gewesene Verbrechen mißbilligten. Der räuberische Ueberfall an und für sich ward gut geheißen; der wüthende Tadel bezog sich nur auf die mangelhafte Ausführung. Aber jetzt, Welt, jetzt sollst du sehen, was die „Republik“ vermag! Wehe dir, Fremdling, Barbar, der du uns „überraschtest!“ Fliehe, gehe von hinnen, wenn Frankreich nicht dein Grab werden soll! —

In Bezug darauf, daß an Stelle des Namens „Kaiserreich“ für Frankreich der Name „Republik“ angenommen worden war, sagte ein Berliner Blatt treffend: „Die Schlange hat sich gehäutet, aber sie ist Schlange geblieben.“ — Eine ebenso treffende Antwort auf die prahlenden und drohenden Phrasen, die von den Republikanern „von Sedans Gnaden“ in die Welt hineingeschrieen wurden, gab das Hauptblatt der Deutschen in London, die „deutsche Post“:

„Endlich fängt Frankreich an, aus seiner imperialistischen Schlafsucht zu erwachen. Frankreich studirt Geschichte. Es geht an den Topf der Vergangenheit und zieht da eine Nummer heraus, die eben kein Treffer für den Franzmann war. Dann geht es wieder an die Urne der Gegenwart und beschaut sich eine andere Nummer, die sehr viel Aehnlichkeit mit einer entsetzlichen Niete in der Lotterie der Geschichte hat. Die Nummer der Vergangenheit heißt: 1814; die der Gegenwart: 1870. 1814 war ein Unglücksjahr, aber warum? so frägt selbstgefällig der Franke, der ohne Deutschthum nicht einmal einen ehrlichen Namen hätte; — und mit noch größerer Selbstgefälligkeit antwortet er: „1814 war Frankreich erschlafft, ermüdet“. — Zwanzig Jahre lang durchbrauste es ungestraft Wälder, Auen, Wiesen, Dörfer und Städte Europa's; plünderte, raubte, sengte, mordete es, um sich mit „Gloire“ zu brüsten. Was war der geistige Zweck der Napoleonischen Wirthschaft? Keiner. Frankreich durfte daher müde sein und es gesteht, so weit der entartete Celtenstamm wahr sein kann, diese volle Wahrheit. Es hatte nicht nur Preußen, sondern ganz Europa gegen sich — und das war zu viel. 1870 ist ganz etwas Andres: „Frank-

reich ist nun vergnügt, voll „Kraft und Saft". So prahlt der „Figaro" in London, so sein Stammvater in Paris. In diesem Tone spricht der characterlose „Standard", der ganz im Sinne der Irländer nur deshalb Partei für Frankreich nimmt, weil die liberale Regierung Englands und die kaltblütigen Sachsen für Deutschland schwärmen; so faselt der „Daily Telegraph", der noch nicht recht weiß, von welcher Seite her der Wind bläst, und der sich fort und fort in dem Faltenwurf des Widerspruchs verfängt. „Frankreich ist verjüngt." — Verjüngt? Sehen wir uns die „Verjüngung" näher an. Seit zwanzig Jahren seufzt Frankreich unter dem Druck talentloser Tyrannei; seit zwanzig Jahren durfte es keinen freien Gedanken aussprechen, durfte sich sein Volk nicht ohne Ueberwachung eines Polizeicommissärs versammeln; durfte es nur solche Vertreter wählen, die sich dem Willen des allmächtigen Cäsar blindlings unterwarfen; durfte es nur schmutzige Romane schreiben, drucken und lesen; durfte es „Cocottes" lieben und der bürgerlichen Ehe den Krieg erklären, durfte es in Unwissenheit, Vorurtheil und Blödsinn versunken, der „Unfehlbarkeit" des Papstes auf die Beine helfen; durfte es „Geschäftchen" mit groben Lügen auf der Börse machen; Anleihen contrahiren, Schulden auf Schulden häufen, Mordmaschinen erfinden, aber das Studium der Geographie vernachlässigen, — und doch prahlt es, es sei verjüngt! Jeder ehrliche Deutsche muß einsehen, daß dies nicht die Weise sei, durch die sich ein Volk verjüngen könne. 1814, grübelt der Franke, hatte Frankreich keine Armee, kein Geld, kein Pulver. 1870 sei dies ganz anders. „Wie so?" Es hat geschlagene Armeen, Papierfetzen statt Geld und genug Pulver, um der Welt blauen Dunst ohne Ende vorzumachen."

Bangigkeit hätte die Führer der Pariser Bewegung beschleichen müssen, wenn sie mit Besonnenheit daran gegangen wären, den Unterschied in Betracht zu ziehen, der zwischen dem Eindruck, den die erste französische Republik (1789) hervorgebracht hatte, und demjenigen, den die dritte Republik (1870)

hervorbrachte, auswärts zu Tage trat. Damals begeisterter Glaube an die Wahrheit der funkelnden und schillernden Phrase, Beifallsrufe voll heißer Wünsche für das Gelingen der angekündigten Ziele; diesmal das Gegentheil von dem Allen! Nur unkundige und verwahrloste Geister ließen sich für eine kurze Zeit täuschen. Durch hundertfache Belege könnte es erhärtet werden, wie fruchtbar die Studien in Bezug auf die neuere französische Geschichte sich erwiesen haben. Durch die Phrasen hindurch ward die Sache erkannt, und in diesem Sinne folgten die entschiedensten Abweisungen, deren Reigen die „deutsche Post“ eröffnet hatte. Aus der Fülle mögen hier nur noch Aussprüche von drei deutschen Blättern hervorgehoben werden, Aussprüche, die der Erklärung der Republik in Frankreich auf dem Fuße folgten.

„Jetzt haben die Franzosen“, sagte Alexis Schmidt (in der „Spen. Z.“), „als letzte Rettung die Republik proclamirt; so lange der Kaiser im Lande war, haben sie es nicht gewagt. Durch einen Sturm des Pariser Volkes stürzt der Thron, stürzt die Regierung zusammen. An die Spitze treten die Phrasen-Helden, deren Unfähigkeit seit Jahr und Tag die Kammersitzungen und Volks-Aufstände deutlich genug bewiesen haben. Diese Leute wollen ein Volk umwandeln, das seit zwanzig Jahren unter dem kaiserlichen Absolutismus gestanden und nothdürftig wenigstens disciplinirt worden ist, wenn auch diese Disciplin sehr wenig moralische Factoren in dem Volke erzeugt hat. Was kann die Folge sein? In der Hauptstadt ruft man die Republik aus, es folgen mehre große Städte nach. Aber das Land steht betäubt und weiß nicht, was es dazu sagen, wem es folgen und was es von sich abwehren soll. Die ganze Verwaltung liegt in den Händen Napoleonischer Creaturen, die Bauern und die Bewohner der kleinen Landstädte sind die Träger der durch einen Handstreich gestürzten Dynastie. Die Herren Rochefort, Gambetta u. s. w. sind ihnen bis jetzt als die schlimmsten Ungeheuer geschildert worden und jetzt sollen sie

ihnen gehorchen. Die Republik hat nicht vierzehn Tage Zeit, sich zu consolidiren und ihre Verwaltung durch das ganze Land durchzuführen. Die Folge des Pariser Handstreichs ist also nur eine kolossale Vermehrung der Unordnung, der in das Land hineingeworfene Brand des Bürgerkrieges."

„Wir wußten und mußten wissen", sagte die „Voss. Z.", „daß, wenn der Krieg die gehoffte Wendung nahm, Napoleon nicht der Mann sein würde, welcher den Frieden zu unterzeichnen hätte. Jetzt, nachdem Napoleon sich und seine Dynastie gleich nach der ersten Proclamation aus Metz vom 7. August mit den Worten aufgegeben: „Es kann noch Alles wieder in's rechte Geleise kommen", nachdem er, statt sich auf die Kraft Süd- und Mittelfrankreichs zu stützen, die Gefangenschaft als Privatmann vorzog und Frankreich der Regentschaft überließ — erst jetzt, nachdem die deutschen Waffen die zwanzigjährige Tyrannei gestürzt, tritt der längst erwartete Wechsel ein. Weil er später kommt, kann er uns nicht überraschen. Der verspätete Eintritt beweist nur, daß der Stamm Frankreichs nicht eigene Kraft hatte, eine überreife, längst verfaulte Frucht abzustoßen, und darum müssen wir mit diesem Frankreich, nicht mit dem Frankreich von 1792 rechnen. Noch wissen wir nicht genügend, wie die Republik zu Stande gekommen ist. Sie ist in Paris proclamirt, und einige andere Städte sind der Metropole nachgefolgt. Leider sind wir unter der Herrschaft des Belagerungszustandes und nach der Unterdrückung der oppositionellen Zeitungen ohne Kenntniß von dem eigentlichen Volksleben in der französischen Hauptstadt geblieben, aber die Frucht einer Revolution ist die Republik nicht."

Eingehender ließ sich das „Mag. für die Lit. d. Ausl." in einem Artikel: „Die dritte Republik der Franzosen" über die Frage aus. „In der schnellen Aufeinanderfolge politischer Ereignisse," heißt es daselbst, „welche jetzt in erster Linie das französische Volk in Scene setzt, vermag auch der Politiker von Fach nicht diejenige genügende Klarheit zu entdecken, die uns

zu einem bestimmten Urtheile über Frankreich nothwendig erscheint. Wären die republikanischen Träumereien in Frankreich neu und unmittelbar, hätten die sie begleitenden Hallucinationen eines verkommenen und versumpften Volkes auch nur den Schein der Originalität, so würde das Schauspiel der proclamirten Republik ein, wenn nicht weniger gleichgiltiges, so doch sicher aufmerksameres Zuschauer-Publikum hervorgerufen haben: da aber Ben Akiba diese Sonntags-Republik mit „Alles schon dagewesen“ lächelnd begrüßt, so verliert sie schon aus diesem Grunde unser größeres Interesse. Schon zum öfteren haben völlig unparteiische Männer und selbst Cavaignac nachgewiesen und öffentlich ausgesprochen, daß gerade das französische Volk am wenigsten für die Republik geeignet sei, und wir haben angesichts des Umstands, daß seit 1792 alle und jede Staatsform aus dem gallischen Herenkessel hervorbrodelte, wahrlich keine andere und am wenigsten eine bessere Meinung. Wo das lügnerischste Maulheldenthum seine Triumphe feiert und die verwerflichsten Leidenschaften und Ruchlosigkeiten das Andenken an eine gottähnliche Menschengestalt grausam zu vernichten bemüht sind, da bedeutet Republik Vermehrung und Verdoppelung des Bösen.

„Der Freiheit bis zum letzten Athemzug ergeben, müssen wir doch vor aller Welt das Geständniß ablegen, daß wir an die Dauer einer größeren Republik auf dem europäischen Continent nimmermehr glauben. Da die staatlichen Bedingungen dieses Erdtheils zu lange und zu intensiv an die Monarchie gefesselt waren, so müßten wir es als einen Mißgriff betrachten, wenn die monarchische Basis, gleichviel in welchem Lande Europas, der republikanischen Platz zu machen hätte. Daß die Schweiz als Republik ruhig fortbesteht, verdankt sie nur den Garantieen aller Mächte; sie wäre niemals eine Republik geworden, hätte sie nicht die Natur dazu geschaffen; und wäre es zu der Zeit, als über ihre Staatsform endgiltig entschieden wurde, möglich gewesen, ihre himmelhohen Berge mit dem Dampfroß zu über-

fahren oder einen Schienenstrang durch das Innere ihrer Gebirge zu legen, wie dies heute der Fall ist, dann wäre die Existenz einer schweizerischen Republik noch ein sehr großer Zweifel.

„Und nun sehen wir das für die Republik untauglichste Volk, die Franzosen, zur Republik als dem stets bei ihnen für probat gegoltenen Heilmittel die Zuflucht nehmen. Wo ist denn aber die ungeheure Majorität geblieben, die sich noch vor einigen Monaten im Plebiscit zu Gunsten der Napoleonischen Dynastie aussprach? hat sie so schnell und so gründlich ihr Votum dementirt, daß sie heute schon mit Rochefort den republikanischen Cancan tanzt? Und dieses Mameluken-Parlament wagte vor aller Welt die größte Schamlosigkeit des Jahrhunderts zu begehen, als es mit allen gegen zwölf Stimmen den Propositionen der sogenannten provisorischen Regierung seine Zustimmung ertheilte. In überwiegender Mehrheit aus lungernden, von napoleonischen Staatsmitteln gemietheten Söldlingen bestehend, haben dieselben den Cäsar, zu dessen Werkzeugen sie so lange sich gebrauchen ließen, als ihr nimmersatter Geldbeutel gefüllt wurde, schmählich verrathen, als derselbe gefangen und machtlos war. Von solchen Characteren wendet sich schaudernd und mit Ekel erfüllt der Deutsche weg, denn ihm ist oberstes Pflichtgebot Treue, und zwar Treue bis in den Tod. Alle Fanfaronaden der sogenannten provisorischen Regierung, die sich ihre Macht und Autorität von der Straße herholte, alle Circuläre Jules Favre's, der, wie einst sein Vorgänger Lamartine in der zweiten Republik, sein erstes Debüt mit einer ungeheuren Lüge beginnt, werden das Unheil nicht mehr abwenden, das die verbissenste Verblendung des ganzen Volkes an den Haaren herbeigezogen hat. Und diese sogeartete Nation haltet Ihr Herren von der provisorischen Regierung reif oder fähig für eine Republik, eine Staatsform, die in ihrer Theorie wenigstens, die höchsten Bürgertugenden zu ihrer Voraussetzung hat? O, Ihr aberwitzigen Narren, wißt Ihr denn nicht, daß, bevor an diese Staatsform überhaupt gedacht werden konnte, bevor eine

Aenderung der bestehenden eintreten durfte, Ihr selbst und Eure ganze Generation eine gründlich läuternde Aenderung durchzumachen hattet? Legt den alten Menschen ab, und werft zuerst die hervorgerufenen, stereotyp gewordenen Untugenden von Euch, die mit dem heutigen Standpunkt der Civilisation unverträglich sind. Zerreißt das Lügennetz in tausend Stücke, das Euch so viel Leid zufügte, anstatt fortgesetzt daran zu spinnen und nach und nach dem Lande das verderbliche Nessus-Hemd zu bereiten. Wirket und schaffet dahin, daß in erster Linie die verwerfliche Genußsucht abgelegt werde, die in der frivolsten Weise nur dem Sinnenreiz fröhnt. Lernet und lehret die Achtung vor dem Gesetze, nicht allein vor dem geschriebenen, das dem Raum und der Zeit unterworfen ist, sondern auch vor jenem, das allerwärts und ewig giltig in jeder sittlichen Menschenbrust leben und lebendig sein sollte. Errichtet allenthalben gute Schulen, Pflanzstätten edler Bildung und Sittlichkeit, unabhängig von französischer Pfaffen-Wirthschaft, damit Ihr einen festen Damm bereitet gegenüber der zum Himmel schreienden Unzucht und Sittenlosigkeit, die bisher aus Frankreich eine Freistätte der Lust bereitete. Und wenn Ihr dann diese und so manche andere innere Wunde geheilt und vieles faule Fleisch entfernt habt, an dem das Volk — keine Monarchie und kein Souverän — ganz allein die Schuld trägt, dann möget ihr an die Staatsform denken, und es wird sich die richtige finden lassen."

So lauteten diesmal deutsche Entgegnungen auf französische Phrasen. Freilich drangen diese und ähnliche Stimmen für jetzt bei den Franzosen noch nicht durch. Das Phrasen-Heldenthum sollte erst noch seine üppigsten Blüthen entfalten. Sie strömten herbei aus allen Himmelsgegenden, die Pfleger der Phrase, um in der „heiligen Stadt der Civilisation" längst geträumte Wunderthaten verrichten zu helfen, und unter den schon am 5. September Ankommenden befand sich auch Victor Hugo, der einstmals berühmte Dichter. Gesetzt, Jemand fragte

ihn, wie es zugehe, daß er, der früher mit Wahrheitssinn begabte Mann, in eine tolle Einbildungswelt habe versinken können, und gesetzt ferner, dem Gefragten käme ausnahmsweise ein erleuchtender Strahl in die Seele, so würde er antworten können: „Wie, Du meinst, ein Schriftsteller der Franzosen, dessen vornehmstes Verlangen es war, seinem Publikum zu gefallen und in dem Maße „gekauft" zu werden, daß die Führung eines großen Hauses sich dadurch ermöglichen lasse, — Du meinst, ein solcher Schriftsteller sollte sich den angeborenen Adel seiner Seele bewahren! O, Freund, das hieße ebenso viel, als der Annahme huldigen, ein von Hause aus redlicher Staatsmann vermöchte es, die Franzosen durch Tugend zu leiten, etwa wie Orpheus durch Töne Bäume und Felsen leitete! O, Freund, siehest Du nicht den Weg, auf dem mein Volk dahingeht? Wer es begleiten will als singender und weissagender Priester, wer den Segen sprechen will bei den Opfern und mit zu Tische sitzen bei den Mahlen, der muß die Töne anschlagen, die dem Volke gefallen. Nur dann giebt das Beifall jauchzende Volk ihm Feierkleider und Schätze für seine Truhe. Im anderen Falle trifft ihn die Geißel der Verachtung. Siehe, so hat mein Volk (und dazu mein eigener Trieb, Schätze mit der Feder zu gewinnen) gewirkt, daß, wenn Du mich siehst und hörst, Du zugleich in die Seele meines Volkes blickst!" — So könnte ein Victor Hugo sagen, über den das Wunder einer Erleuchtung gekommen wäre. Hören wir nun den wirklichen Victor Hugo, der, nachdem er den Parisern sein Kommen signalisirt hatte, bei seinem Empfange, den ihm Tausende bereiteten, folgende Scene herbeiführte. „Bürger!" — so begann er — „die Worte fehlen mir, um Euch auszudrücken, bis zu welchem Grade mich der unausdrückbare Empfang ergriff, den mir das hochherzige Volk von Paris bereitet hat. Bürger! Ich hatte gesagt: An dem Tage, wo die Republik wiederkehrt, kehre auch ich wieder. Da bin ich! (Bravo!) Zwei große Dinge rufen mich: die Republik

und die Gefahr. Ich komme, meine Pflicht zu thun. Was ist meine Pflicht? Es ist die Eurige, die Pflicht Aller! — Paris vertheidigen, Paris hüten, Paris retten heißt mehr als Frankreich retten, heißt die Welt retten. Paris ist das Centrum, das eigentliche Centrum der Menschheit. Paris ist die heilige Stadt. Wer Paris angreift, greift das ganze menschliche Geschlecht en masse an. (Ungeheurer Applaus.) Paris ist die Hauptstadt der Civilisation, welche nicht ein Königreich oder Kaiserreich, sondern die gesammte Menschheit in ihrer Vergangenheit und Zukunft ist. Und wißt Ihr, warum Paris die Stadt der Civilisation ist? Weil es die Stadt der Revolution ist. (Bravo! Bravo!) Eine solche Stadt, ein solcher Lichtheerd, ein solches Centrum der Geister, Herzen und Seelen, ein solches Hirn des universellen Gedankens sollte verletzt, gebrochen, im Sturm genommen werden durch eine Invasion Wilder? Das kann nicht sein, das wird nicht sein. Nie! Nie! Nie! (Anhaltendes Geschrei: „Nie! Nie!) Bürger! Paris wird triumphiren, denn es repräsentirt die menschliche Idee!“

Als die Zeitungen die obige Darstellung brachten, hat sicherlich mancher Leser, dem Victor Hugo bis dahin eine unbekannte Größe geblieben war, mitleidsvoll bei sich gedacht: Den armen Menschen haben Schreck und Angst um den Verstand gebracht! — Solcher Annahme mußte aber unmittelbar der Gedanke folgen: Doch wie, waren denn die Tausende, die ihm zujauchzten, gleichfalls wahnwitzig geworden? — Ihnen, die ihn aus seinen schriftstellerischen Arbeiten kannten, sagte er im Grunde nichts Neues, er gab vielmehr Längstgesagtes mit glänzendem Ueberguß, wie er seinen vor Eitelkeit halb wahnwitzigen Landsleuten behagte. Nur auf eine seiner schriftstellerischen Erzeugnisse sei verwiesen, in denen er sich in ähnlicher Weise ausgelassen hat. Es ist die Einleitung zu einer „Geschichte von Paris,“ die im Jahre 1867 (bei Gelegenheit der großen Industrie-Ausstellung) daselbst erschien. Aus dieser Einleitung sei folgende kleine Blumenlese vorgeführt. Für das zwanzigste

Jahrhundert kündigt Victor Hugo prophetisch eine „Nation des Friedens, der Liebe und der Brüderlichkeit" an. — „Diese Nation wird Paris zur Hauptstadt haben, aber sie selbst heißt nicht mehr Frankreich, sie heißt — Europa!" — „Paris hat einen Nachtheil im Gefolge; diese Stadt giebt Jedem, der sie besitzt, die Herrschaft der Welt; hat man sie durch ein Verbrechen errungen, so ist die Welt dem Verbrechen unterthan." — „Ohne die Democratie und ihr Resultat, das Jahr 1789, wäre die Oberherrschaft von Paris ein Räthsel. Denken wir darüber nach: Rom hat mehr Majestät, Trier ein höheres Alter, Venedig größere Schönheit, Neapel mehr Anmuth, London mehr Reichthum. Was aber hat Paris? Die Revolution! — Palermo hat den Aetna, Paris den Gedanken. Constantinopel ist der Sonne näher, Paris der Civilisation. Athen hat das Parthenon erbaut, aber Paris zerstörte die Bastille." — „Paris ist gleichsam der Mittelpunkt, in dem sich das Nervenleben der Erde vereint; wenn es schaudert, schaudern wir Alle." — „Viele Dinge würden sein oder möchten sein, aber das Lächeln von Paris ist ein Hinderniß. Die Tyrannei ist ein Jericho, dessen Thürme bei diesem Lächeln einstürzen." — „Paris ist keine Stadt, Paris ist ein Herrscher. Wer du auch seist, sieh hier deinen Herrn. Paris hat seine Launen, seine Geschmacksverwirrungen, seine optischen Täuschungen. Wenn es sich irrt, so ist das schlimm für die Urtheilsfähigkeit im Allgemeinen. Die Magnetnadel ist dann in Verwirrung und der Fortschritt schwankt eine Weile unsicher umher." — „Die Ausschreitungen des Putzes haben denselben Ursprung wie die Ausschreitungen der Tapferkeit. Nehmt Euch in Acht! Die anscheinende Ermattung ist vielleicht nur die Erwartung des rechten Augenblicks. Nehmen wir an, daß unser Vaterland zu vertheidigen wäre — nur ein Trommelwirbel an der Grenze, und ihr solltet sehen! — In vier Worten ist Alles zusammengefaßt: Paris weicht nie zurück!" — „Wozu," so heißt es am Schluß, „kommen alle die Völker nach Paris, die wir vorhin

aufgezählt haben? Wie die Ueberleitung des Blutes in die Adern des Menschen, so ist die Ueberleitung des Lichtes in die Adern der Nationen möglich. Sie kommen, sich der Civilisation anzuschließen; sie kommen, um zu begreifen. Die Wilden haben denselben Durst, die Barbaren dieselbe Liebe, wie wir. Der ferne Aufgang der Menschenrechte hat auch ihren Horizont erhellt. Sie wissen, daß es eine Stadt der Sonne giebt, ein Volk der Versöhnung, eine offene Nation, die Jeden, der Bruder ist oder es werden will, herbeiruft, und die zum Schluß aller Kriege die Entwaffnung bietet. Wunderbares, mächtiges, herzerquickendes Phänomen, diese Verflüchtigung eines Volkes, das sich in Brüderlichkeit auflöst! Lebe wohl, Frankreich, Du bist zu groß, um nur ein Vaterland zu sein! Du bist dann nicht mehr Frankreich, sondern Menschheit, nicht mehr Nation, sondern Allgemeinheit! Du bist dazu bestimmt, Dich ganz in die Strahlen aufzulösen, und nichts ist erhabener, als das sichtliche Verschwinden Deiner Grenzen! Ergieb Dich in Deine Unermeßlichkeit! Lebe wohl, Welt — willkommen, Mensch! Erleide Deine verhängnißvolle und herrliche Vergötterung, o mein Vaterland, und wie Athen zu Griechenland, Rom zur Christenheit geworden, werde Du, Frankreich, die Welt!“ — So hatte Victor Hugo drei Jahre früher geredet, und Frankreich hatte sich gern dazu hergegeben, die „verhängnißvolle und herrliche Vergötterung zu erleiden.“ Aber nun, Paris, nun sollst du sehen, was deines Sohnes Wort vermag. Freilich steht auch ihm bevor, nach kurzer Frist höhere Vergötterung noch „erleiden“ zu müssen, als du ihm schon hast zu Theil werden lassen. Denn sein Wort wird dem Barbarenheere, das sich der „Sonne der Civilisation“ nähert, Halt gebieten, seine Feder wird größere Wunder verrichten, als der Speer des heiligen Georg, dem der feuerschnaubende Drache erlag! Edmond About, was bist Du gegen mich? Dein Wort wird vergessen, denn ich, Victor Hugo, rede jetzt! — Und er ergriff seine Feder und schrieb eine „Ansprache an die Deutschen.“ Aber siehe, des

„grausen Drachen" drohende Nähe mußte doch auch über ihn schon ein Beben gebracht haben, denn durch seine Ansprache zieht sich ein elegischer Ton, ein Ton der Klage und Bitte, der mit Drohungen und Aufschneidereien abwechselt. Hier einige Proben:

„Paris gehört nicht uns allein; Paris ist euer so viel wie unser. Berlin, Wien, Dresden, München, Stuttgart sind eure Hauptstädte; Paris ist euer Mittelpunkt. Es ist in Paris, wo man den Herzschlag Europa's fühlt. Paris ist die Stadt der Menschen. Athen war, Rom war, Paris ist! ... Zwei Nationen haben Europa gemacht. Diese beiden Nationen sind Frankreich und Deutschland. Deutschland ist für den Occident, was Indien für den Orient ist, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren sie. Aber was geht doch vor und was will das heißen? Heute will Deutschland dieses Europa, welches Deutschland durch seine Entfaltung und Frankreich durch sein Ausstrahlen geschaffen haben, vernichten? Ist es möglich? Deutschland würde Europa vernichten, indem es Frankreich verstümmelt. Deutschland würde Europa vernichten, indem es Paris zerstört. Denket nach. Warum diese Invasion? Warum diese wilde Anstrengung gegen ein Brudervolk? Was haben wir euch gethan? Ist dieser Krieg von uns gekommen? Das Kaiserthum hat ihn gewollt, das Kaiserthum hat ihn gemacht. Es ist todt. Das ist gut. Wir haben nichts gemein. Wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam. Es ist die Vergangenheit, wir sind die Zukunft. Es ist der Haß, wir sind die Zuneigung. Es ist der Verrath, wir sind die Ehrlichkeit. Es ist Capua und Gomorrha, wir sind Frankreich. Ihr kommt, um Paris mit Gewalt zu nehmen! Aber wir haben es euch ja immer mit Liebe entgegengebracht. Laßt doch ein Volk, welches euch zu allen Zeiten seine Arme geöffnet hat, nicht seine Thore schließen! Paris liebt euch; aber Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen furchtbaren Majestät seines Ruhmes und seiner Trauer. Paris, bedroht mit dieser brutalen Gewaltthat, kann

schrecklich werden ... Ihr werdet die Festungen nehmen, ihr werdet dann die Ringmauer finden, ihr werdet die Ringmauer nehmen; ihr werdet die Barricade finden, ihr werdet die Barricade nehmen, und dann vielleicht, wer weiß, was der Patriotismus in der Noth rathen kann? Ihr werdet die Abzugskanäle unterminirt finden, was ganze Straßen in die Luft sprengt ... Deutsche, Paris ist gefährlich! Seid bedächtig vor Paris! Alle Umwandlungen sind ihm möglich. Seine Weichlichkeit giebt euch das Maß für seine Energie; man schien zu schlafen, man erwacht, man zieht die Idee aus der Scheide wie das Schwert, und diese Stadt, welche gestern Sybaris war, kann morgen Saragossa sein. Sagen wir euch das, um euch Furcht zu machen? Man macht euch keine Furcht, Deutsche. Ihr habt einen Galgacus*) gegen Rom gehabt und einen Körner gegen Napoleon! Wir sind das Volk der Marseillaise, aber ihr seid das Volk der geharnischten Sonette und des Schwertliedes. Ihr seid die Nation von Denkern, die, wenn es nöthig ist, eine Legion von Helden wird. Eure Soldaten sind der unsrigen würdig.... Ihr habt schlaue und geschickte Generale, wir hatten einfältige Anführer; ihr habt viel mehr einen geschickten Krieg geführt als einen glänzenden Krieg, eure Generale haben das Nützliche dem Großen vorgezogen ... Bis diesen Tag hat in diesem schrecklichen Kriege Preußen den Sieg, aber Frankreich den Ruhm. Jetzt glaubt ihr, denket doch, einen letzten Schlag thun zu müssen ..., ihr siebenmalhunderttausend Soldaten mit allen euren Kriegsmaschinen, euren Mitrailleusen (!), euren Stahlkanonen, euren Krupp-Kugeln, euren Dreyse-Gewehren, eurer unzähligen Cavallerie, eurer schrecklichen Artillerie, stürzet euch auf dreimalhunderttausend Bürger, die auf ihren Wällen stehen, auf Väter, die ihren Herd vertheidigen, auf eine Stadt voll zitternder Familien, wo es Frauen giebt, Schwestern, Mütter, und wo zu

*) Der große Victor Hugo verwandelt hier den Caledonier Galgacus n einen deutschen Helden.

dieser Stunde ich, der ich zu euch rede, meine beiden Enkel habe, deren einer noch an der Brust ... Wißt ihr, was dieser Sieg für euch sein würde? Er würde die Schande sein. Ach, gewiß Niemand darf daran denken, euch zu schrecken, deutsche, großherzige Armee, tapferes Volk! Aber man kann euch belehren. Sicher sucht ihr nicht die Schande; nun wohl, es ist die Schande, welche ihr finden würdet, und ich Europäer, das heißt Freund von Paris, ich Pariser, das heißt Freund der Völker, ich warne euch vor der Gefahr, in der ihr seid, meine deutschen Brüder, weil ich euch ehre und weil ich wohl weiß, daß, wenn etwas euch zurückschrecken kann, es die Schande ist!“

Neue Proclamationen voll schrecklicher Drohungen ließ Victor Hugo jenen ersten Ansprachen folgen. Bei den Deutschen, denen sie kund wurden, erregten sie Lächeln, den Parisern verwirrten sie zu deren Verderben vollends den Verstand.

Nach dem, was oben aus des Dichters Ansprache gegeben wurde, hätte man meinen sollen, sein Paroxismus habe bereits den höchsten Grad erreicht. Aber in einem folgenden Aufruf zum Kampfe wurde alles bisher Geleistete noch überboten, wie folgende Stelle aus demselben erweisen möge: „Richtet euch auf und blaset die Feinde hinweg! Lille, Nantes, Tours, Bourges, Orleans, Colmar, Toulouse, Bayonne, gürtet eure Lenden! Vorwärts! Lyon, nimm deine Flinte, Bordeaux, deine Büchse, Rouen, zieh' deinen Degen und du, Marseille, singe dein Lied und komme fürchterlich. Städte, Städte, Städte, bildet Wälder von Piken, verdichtet eure Bayonnete, bespannt eure Kanonen, und du, Dorf, nimm deine Mistgabel. Man hat kein Pulver, man hat keine Munition, man hat keine Artillerie? Irrthum! Man hat ihrer. Uebrigens hatten die schweizer Bauern nur Aexte, die polnischen Bauern nur Sensen, die bretonischen Bauern nur Knüttel. Und Alles verschwand vor ihnen! Rollet Felsen herab, häufet Pflastersteine, verwandelt die Pflugscharen in Beile, verwandelt die Furchen in Gräben, kämpfet mit Allem,

was euch in die Hand fällt; nehmet die Steine unseres geheiligten Bodens, steinigt die Eindringlinge mit den Gebeinen unserer Mutter Frankreich! O Bürger, in den Kieseln des Weges, die ihr ihnen in's Gesicht werfet, ist das Vaterland! Mögen die Straßen der Städte den Feind verschlingen, das Fenster öffne sich wüthend, die Wohnung schleudere ihre Möbel, das Dach werfe seine Ziegel!" — Das in Brüssel erscheinende und der deutschen Sache mit Begeisterung zugethane Blatt „de Zwerb" brachte eine beißende Parodie des obigen Aufrufs. „Was thut ihr, Franzosen," heißt es in derselben, „wenn ihr mit einem Bein aus dem Bette gestiegen seid? Ihr tödtet einen Preußen! — Was thut ihr, ehe ihr euer Abend-Butterbrot verspeist? Ihr tödtet einen Preußen! — Was thut ihr, wenn ihr auf dem Ohre liegt? Ihr träumt, daß ihr einen Preußen tödtet! — Pariser, Franzosen, Bürger! Wachend und schlafend tödtet ihr Preußen! Wachend und schlafend fechtet ihr, siegt ihr, sterbet ihr! Wißt ihr, was ihr seid, wenn ihr wachend und schlafend fechtet, siegt, sterbt? Dann seid ihr Vaterland! Ich bin nicht mehr ich, und ihr seid nicht mehr ihr — wir sind alle Vaterland! Wir sind Vaterland, weil wir fechten, sterben und siegen, und wir fechten, sterben und siegen, weil wir Vaterland sind! Weil wir fechten, sterben wir; weil wir sterben, siegen wir; weil wir siegen, fechten wir. Mitbürger, wie groß sind wir, ich und ihr! Ich schaudere vor unserer Größe." — Am Schlusse heißt es: „Deutsche, ihr denkt in Paris die „Großherzogin von Gerolstein" und „Orpheus" und die „schöne Helena" zu finden. Aber ihr werdet zwei Millionen Engel finden, die Teufel sein sollen. Unsere Herbströcke (demisaisons) sollen Panzerplatten, unsere Regenschirme Kugelspritzen werden. Gestern sind wir als Helden aufgestanden, morgen legen wir uns als Sieger nieder. Europa soll vor uns davonlaufen, so schrecklich sind wir. Unsere eigenen Kinder sollen uns nicht mehr kennen, weil wir Frankreich geworden sind, und unsere Frauen sollen uns nicht mehr küssen dürfen, weil wir glühendes Eisen ge-

worden sind.“ Unterzeichnet: „Victor Frankreich, vormals Hugo, im Dienste der Republik.“

Eine große Zahl von Federn arbeitete in dem Victor Hugo'schen Sinne, wenn auch keine in Bezug auf Ueberschwänglichkeit ihm nahe kam. Louis Blanc, der einige Tage später als Victor Hugo in Paris eingetroffen war, behauptete in dem „Temps“, die Stimmung in England habe sich von dem Augenblicke an, in dem in Frankreich die Republik erklärt worden sei, zu Gunsten Frankreichs geändert. Die „rohe Machttheorie, mit welcher die Organe Bismarck's die Zerreißung Frankreichs predigen“, verletze dort, und man frage sich, ob ein gewaltiges germanisches Reich mit derartigen Gelüsten nicht eine Gefahr für Europa sei. „Die republikanische Regierung muß jetzt Europa und der ganzen Welt sagen, daß das republikanische Frankreich, und das ist Frankreich — diesen Krieg nicht gewollt hat, daß ein Angriffskrieg für Frankreich, wäre es frei gewesen, eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Heute ist Frankreich sich wiedergegeben, heute weisen wir das Eroberungsrecht, das verhaßte Recht, das allen unseren Ideen, allen unseren Empfindungen, allen unseren revolutionären Traditionen widerspricht, rückhaltslos zurück. Das Eroberungsrecht lassen wir den Tyrannen. Das internationale Recht, so wie wir es verstehen, will dem internationalen Haß ein Ende machen, und ist von den französischen Arbeitern in Uebereinstimmung mit den deutschen Arbeitern so trefflich formulirt worden. Der Character des Kampfes ist jetzt ein anderer geworden. Das Kaiserreich ist gefallen, Frankreich hat sich wiedergefunden. Frankreich ist heute in der Defensive. Die Bombardeure des heroischen Straßburg, der König von Preußen, wenn er Elsaß und Lothringen zu fordern wagt, nachdem er so feierlich erklärt hat, mit Napoleon und nicht mit dem französischen Volke Krieg zu führen, das sind die Angreifer; wir greifen zu den Waffen, um zu verhindern, daß Leute, die Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein sind, in die Gewalt der Feinde ge-

rathen.“ — Auf diese und ähnliche Darlegungen antwortete die Times: „Es ist gewiß Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß die in Paris zur Gewalt gelangten Männer nicht das rechte Verständniß für die Wahrheit haben, daß eine Nation sich zwar ihres Herrschers, aber nicht der Verantwortlichkeit für seine Handlungen, entledigen kann. Mit anderen Worten: die Republik erbt den Krieg und muß sich gefaßt machen, die Kosten zu tragen. Wenn die französische Regierung sich rühmt, durch Absetzung des Kaisers einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen zu haben, so betrifft dieser Akt selbstverständlich nur den Kaiser. Indessen damit bleibt noch die Schuld der Gerechtigkeit abzutragen, welche an die Deutschen für die Handlungen des Kaisers fällig ist. Wenn es auch noch zu früh sein dürfte, über den Modus Vermuthungen anzustellen, wie diese Schuld zu berichtigen ist, so wird es doch Sache der dringendsten Nothwendigkeit für Frankreich, daß die Schuld überhaupt anerkannt werde. Allerdings werden die Republikaner nun zwar fragen, wie ist es rechtlich zu begründen, daß wir für die Verbrechen eines Herrschers büßen sollen, dem wir jederzeit Widerstand geleistet haben? Die Antwort ist aber die, daß ungeachtet der Gefühle jener Republikaner die Herrschaft des nun entthronten Kaisers von der Mehrheit des französischen Volkes angenommen, begründet, gutgeheißen und aufrecht erhalten wurde. Das „Siècle“ nennt ihn ganz richtig den Mann, welchen das irregeleitete Land zu seinem Haupte genommen hatte. Die Thatsache, daß Napoleon III. seine Herrschaft mit dem Willen des Volkes ausübte, wird wahrscheinlich von den meisten Republikanern heftig in Abrede gestellt werden. Indessen wir halten ihnen die folgenden Thatsachen zur Begründung vor. Bei seinem Erscheinen 1848 wurde er zum Mitglied der besten Versammlung von Paris und drei Departements, im September von fünf Departements, und bei der Präsidentenwahl im Dezember von 5½ Millionen Wählern aus der Gesammtzahl von 7 Millionen zum Haupt der Republik gewählt. Es ist unmöglich, gegen diese Zahlen

etwas einzuwenden und dem Schlusse sich zu entziehen, daß Frankreich Louis Napoleon freiwillig zum Staatsoberhaupte erkor. Er hatte nichts Bemerkenswerthes gethan und wurde hauptsächlich seines Namens wegen genommen, und die Wahl zeigte die nationale Leidenschaft für Kriegsruhm, welche dem jetzigen Kriege zu Grunde liegt. Der Staatsstreich war ein Akt der Gewaltthätigkeit und des Verbrechens, aber er wurde verziehen und vergeben in der allgemeinen Abstimmung des Volkes. Die Wähler mochten unwissend, bethört und irregeleitet sein, kurz Alles, was man will, allein das Alles kann die Thatsache nicht erschüttern, daß der Kaiser durch den Willen des Volkes regierte. Wir fragen jeden ehrlichen Republikaner, der heute in Paris jubelt, ob er nicht weiß, daß es wahr ist, daß, falls der Kaiser Glück gehabt und den Feldzug siegreich beendet hätte, er unter dem allgemeinen Beifall der Nation heimgekehrt wäre, um für den Rest seiner Tage seinen neubefestigten Thron in Ruhe einzunehmen.

„Frankreich hat an Deutschland eine Schuld abzutragen für einen muthwilligen Angriff, und diese Schuld muß bezahlt werden. Der Einbruch der Coalition in Frankreich 1793 läßt in keiner Weise einen Vergleich zu, denn die Coalition drang ohne Grund in Frankreich ein, um die alte Monarchie wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. Heute dagegen sind die deutschen Heere in Frankreich eingedrungen, weil man sie zuerst angegriffen, und die Forderung, daß Deutschlands Heere den Boden Frankreichs räumen sollten, ehe man über den Frieden unterhandle, ist daher nicht angebracht. Wenn unter den heutigen Verhältnissen ehrenhafte Bedingungen von König Wilhelm zu erlangen sind, so sollte man sie ruhig annehmen. Es würde in der That ein Verbrechen Seitens der Regierung sein, sie abzulehnen."

Für Annahme eines so verständigen Rathes fehlte es derzeit an jeglicher Empfänglichkeit. In welcher Weise der Wahnglaube an die eigene Vortrefflichkeit, an die Sonderstellung unter den Völkern der Erde sich auch der besten Männer bemächtigt

hatte, zeigt das unter dem 6. September von Jules Favre in seiner Eigenschaft „als Minister des Auswärtigen und Vicepräsident des nationalen Vertheidigungsausschusses“ an die auswärtigen diplomatischen Agenten Frankreichs erlassene Rundschreiben. Nach Darlegung der Vorgänge, die zur Proclamirung der Republik führten, fährt Jules Favre fort: „Uebrigens ist die Zeit kostbar; der Feind ist vor unseren Thoren, wir haben nur einen Gedanken: ihn aus unserem Territorium zu vertreiben. Jedoch ist diese Verpflichtung, die wir entschlossen übernehmen, nicht von uns Frankreich aufgezwungen worden, es würde sie nicht zu tragen haben, wenn unsere Stimmen gehört worden wären. Wir haben, selbst mit Verlust unserer Popularität, energisch die Politik des Friedens vertheidigt. Wir beharren in derselben mit immer größerer Ueberzeugung. Unser Herz bricht beim Anblick dieser Metzeleien der Menschen, in welchen die Blüthe zweier Völker, die man mit etwas Vernunft und mehr Freiheit vor diesen schrecklichen Katastrophen bewahren hätte können, dahin sinkt. Wir haben keinen Ausdruck, der die Bewunderung beschreiben kann, die wir für unsere herrliche, durch die Unfähigkeit des Oberbefehls geopferte Armee haben, in ihrer Niederlage größer als in ihren brillantesten Siegen. Denn, trotz der Kenntniß, die sie von den compromittirenden Fehlern hatte, hat sie sich erhaben dem gewissen Tode ergeben, die Ehre Frankreichs von dem Unflath seiner Regierung erkaufend. Ihr sei die Ehre! Die Nation öffnet ihr ihre Arme! Die kaiserliche Macht hat sie entzweien wollen, das Unglück und die Pflicht vereinigen sie zu einer feierlichen Umarmung. Besiegelt durch den Patriotismus und die Freiheit, macht dieses Bündniß uns unbesiegbar. Zu Allem bereit, sehen wir mit Ruhe die uns bereitete Lage an. Diese Lage will ich mit einigen Worten darlegen; ich unterbreite sie dem Richterspruche meines Landes und Europas. Wir haben laut den Krieg verworfen und unsern Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt, daß man Deutschland

Herr seiner Schicksale sein lasse. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unser gemeinschaftliches Band und unser Schild sei; wir waren überzeugt, diese moralischen Kräfte würden für immer das Aufrechthalten des Friedens sichern. Aber als Heiligung verlangten wir eine Waffe für jeden Bürger, eine bürgerliche Organisation, erwählte Häupter; dann wären wir unvertreiblich auf unserem Boden. Die kaiserliche Regierung, die seit lange schon ihre Interessen von denen des Volkes getrennt hatte, hat unsere Politik zurückgestoßen. Wir nehmen sie wieder auf, in der Hoffnung, Frankreich, durch die Erfahrung belehrt, wird die Weisheit haben sie auszuüben. Seinerseits hat der König von Preußen erklärt, er mache nicht Frankreich, sondern der kaiserlichen Dynastie den Krieg. Die Dynastie liegt zu Boden. Das freie Frankreich steht auf. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens ebenso unheilvoll als uns sein wird? Will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich zerreißender Nationen geben, die die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? . . . . Es stehe ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geschichte! Wenn es eine Herausforderung ist, wir nehmen sie an. Wir überlassen keinen Fingerbreit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Frist. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln, Dabei ist unser Interesse das von ganz Europa, und wir haben Ursache zu hoffen, die Frage werde sich, fern von dynastischem Vorurtheile, so in den Kanzleien aufwerfen. Doch sollten wir auch allein bleiben, wir werden nicht wanken. Wir besitzen eine entschlossene Armee, gut versorgte Festungen, einen gut angelegten Festungsgürtel und vor allem die Brust von 300,000 Streitern, entschlossen bis auf den letzten Mann sich zu halten. Wenn sie ehrerbietig Kränze niederlegen zu Füßen der Statue Straßburgs, so gehorchen sie nicht allein einem

Gefühle begeisterter Bewunderung, sie wählen auch ihr heldenmüthiges Losungswort, sie schwören, ihrer Brüder im Elsaß würdig zu sein und wie sie zu sterben. Nach den Forts die Brustwehren; nach den Brustwehren die Barrikaden. Paris kann sich drei Monate halten und siegen; wenn es unterläge, so würde Frankreich bei seinem Aufruf aufstehen und es rächen; es würde den Kampf fortsetzen, und der Angreifer würde dabei zu Grunde gehen. Das ist's, mein Herr, was Europa wissen muß. Wir haben die Regierungsgewalt zu keinem andern Zweck übernommen. Wir würden sie nicht eine Minute behalten, wenn wir nicht die Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich entschlossen fänden, unsere Beschlüsse zu theilen. Ich fasse es in Ein Wort zusammen vor Gott, der uns hört, vor der Nachwelt, die uns richten wird. Wir wollen nur den Frieden. Aber wenn man einen verderblichen Krieg, den wir verdammt haben, gegen uns fortsetzt, so werden wir unsere Pflicht bis zu Ende thun, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsere Sache, welche die des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, schließlich den Sieg davon tragen wird."

Solche Worte machten einen tiefen Eindruck auf den im Grunde des Herzens edeldenkenden alten Freiheitshelden auf Caprera, Garibaldi. Aber dies nicht allein! Die Victor Hugo's, die Louis Blanc's und ihre Genossen hatten ihm schon Agenten zugesandt, die ihn beschworen, der Republik Frankreich seinen tapferen Arm zu leihen. Der alte Freiheitskämpfer ahnte es nicht, daß er das Opfer einer Infamie werden sollte. Es war den pariser Agitatoren, die es übernommen hatten, Garibaldi für die Sache der Republik zu gewinnen, weniger darum zu thun, den alten gebrechlichen Mann mit einer Hand voll Abenteurer nach Frankreich ziehn zu sehen, als vielmehr darum, zu verhindern, daß er im Namen des Rechts seine Stimme erhöbe und Nizza für Italien zurückverlangte. Wäre das geschehen, so hätte die Bevölkerung des geraubten italienischen Landes sich erhoben, und wenn Garibaldi inmitten derselben erschienen

wäre, so möchte dadurch für die Franzosen eine schwere Verlegenheit entstanden sein. Im Namen der „internationalen Republik", im Namen allgemeinster Menschenverbrüderung beschworen die Sendlinge Garibaldi, sich vorerst für Paris zu erklären, von dem aus der Anstoß gegeben werden solle, Europa in so und so viel einzelne Bruder-Republiken zu verwandeln. Daß sich dies Ziel durch einen Kampf erreichen lasse, an dem er noch theilnehmen werde, gehörte zu dem politischen Dogma des alten Freiheitsschwärmers. Er glaubte daran, daß das tausendjährige politische Bruderreich nahe sei. Die List gelang, und Garibaldi, der kurz vorher sich noch für das Recht Deutschlands erklärt hatte, sprach sich nunmehr im Sinne Favre's öffentlich aus. Von Paris ward triumphirend verkündet: „Garibaldi ist mit einer Schaar italienischer Patrioten an der Küste Frankreichs gelandet, um die frechen Barbaren, die uns in's Land gedrungen sind, zu bekämpfen!"

Auch Mazzini, der sich zur Zeit in London befand, war aufgesucht worden. Man weiß, welches Gewicht das Urtheil dieses im Dienste der Politik ergrauten Kämpfers in weiten Kreisen hat. Mazzini ließ sich jedoch durch den Klang des Wortes „Republik" nicht täuschen. Bei Gelegenheit einer öffentlichen Versammlung zu Leicester, bei der einer der englischen Freunde Mazzinis, das Mitglied des Unterhauses P. A. Taylor, mit großer Entschiedenheit zu Gunsten der deutschen Sache sich aussprach, ward ihm entgegen gerufen: „Wie steht es aber mit Garibaldi's Theilnahme auf französischer Seite?" Taylor antwortete darauf: Garibaldi habe in seinem Leben viele weise Dinge gethan; dagegen könne er sein diesmaliges Verfahren nicht als richtig anerkennen. „Soll ich Ihnen sagen," fuhr Taylor darauf fort, „wie Mazzini denkt? Er war vor ein paar Tagen in meinem Hause und sprach sich so aus: „Nach meiner Ueberzeugung hätten die Franzosen nach Sedan Deutschland erklären müssen: Wir thaten Unrecht, euch anzugreifen; wir sind im Unrecht auch, was den Eroberungsgeist

betrifft, der zu jenem Angriff geführt hat; wir schwören diesem Geist für immer ab! Nizza sei daher an Italien zurückgegeben; Savoyen werde mit der Schweiz vereinigt; Gerechtigkeit sei unsere Losung gegenüber Allen; Friede und Freundschaft herrsche fortan unter uns!" — „Aber," fuhr Taylor fort, „was that Frankreich in Wirklichkeit? Kaum war die Republik ausgerufen, so ging ein Regierungs-Bevollmächtigter nach Nizza ab und schickte einen Mann in die Verbannung, der es wagte, sich der Hoffnung einer Wiedervereinigung Nizza's mit Italien hinzugeben. Auch diese letztere Nachricht stammt von Mazzini her. Er weiß auch nur zu gut und hat sich oft mit Schmerz darüber ausgesprochen, daß nicht wenige Republikaner, abgesehen davon, daß sie in Bezug auf Nizza einer ungerechten Ansicht huldigen, selbst Italien nicht die Einheit und die volle Abhängigkeit gönnen!" — Garibaldi wohl, nicht aber Mazzini hatte es vergessen, daß selbst ein Jules Favre 1849 für die Expedition gegen die römische Republik gestimmt hatte; er wußte es, daß die Franzosen in Bezug auf die auswärtige Politik ein zweifältiges Maß führen, und er sah es voraus, daß Garibaldi einer verlorenen Sache sein Schwert lieh, was er um so mehr bedauerte, als er in der gegenwärtigen Kriegsfrage zur Sache der Deutschen hielt.

Ueber dieselbe Frage: „Was hätte Frankreich nach der Niederlage von Sedan thun sollen?" ließ die Vossische Zeitung sich folgendermaßen aus:

„Ohne Offiziere und Waffen mußte der Republik, nach der totalen Niederlage der Linienarmee und der Desertion des Kaisers, die Neubeschaffung der Landes-Vertheidigung schwerer fallen als der schlechtesten Regierung, welche bis dahin die Verwaltung geführt hatte. Wenn der provisorischen Regierung ein Vorwurf zu machen ist, so läßt er sich darauf begründen, daß sie kopflos die Fortsetzung des Krieges unternahm. Die richtige Aufgabe für die provisorische Regierung war, einen Waffenstillstand zu ermöglichen, bevor die Ein-

schließung von Paris begann, eine allgemeine Landesversammlung zu berufen, ihr vollständig wahrheitsgetreu über die Lage des Krieges und der sämmtlichen Staatsangelegenheiten zu berichten und dann der Versammlung zu überlassen, was weiter zu thun und wem Vollmacht und Dictatur zum Handeln zu übertragen sei. Statt dessen hat die provisorische Regierung übereilt nach den Zügeln des Regiments gegriffen, sie war zu begierig, die republikanische Firma aufzustecken, konnte das aber auch nicht durchführen und übernahm unter dem Namen der „Regierung der Nationalvertheidigung" eine Dictatur, die sie der Berufung einer Nationalversammlung allerdings überhebt, ihr aber eine Verantwortung auferlegt, für die sie zu schwach ist. Die übrige Welt war daher ganz im Recht, wenn sie sich durch das bloße Wort „Republik" nicht verblüffen ließ. Und wenn es einige Schwärmer dennoch thaten, wenn zu diesen selbst Garibaldi und Jacoby gehörten, so haben sie ihre Sympathien einem hohlen Schalle gewidmet und einer Sache geschadet, die sonst den edelsten Geistern und Herzen eine heilige war. Die provisorische Regierung hat bis jetzt nur fortgesetzt, was die Ministerien Ollivier und Palikao vor ihr gethan haben, und wenn von ihren hervorragenden Personen auch nicht zu erwarten ist, daß sie nach gegebenem Stichwort hinter den Coulissen verschwinden, so können sie doch nicht anders enden, als daß sie die Arbeit anderen Händen überlassen. Hätte die provisorische Regierung auch das beste Recht auf ihrer Seite, so würde das gegen den mächtigen Sieger doch nichts helfen. Deutschland bestreitet ihm aber das Recht, und so muß es seine Mittel anwenden, um zum Frieden zu kommen, den Frankreich mit schönen Reden umgehen möchte."

In Favre regte sich der Gedanke, ein Bündniß der romanischen Völker zu Stande zu bringen. Es war dies aus der Antwort zu ersehen, die er dem spanischen Gesandten Olozaga ertheilte, als dieser ihm angezeigt hatte, daß er von seiner Regierung beauftragt sei, sich sofort in officielle Beziehungen mit

ihm zu setzen. In der Antwort Jules Favre's findet sich folgende merkwürdige Phrase: „Es ist mir höchst schätzbar, dieses Zeugniß von Freundschaft und Zutrauen seitens der Vertreter eines Landes zu erhalten, welches uns vor Kurzem den Weg zur Freiheit gezeigt hat. Ich hoffe, daß wir zusammen darauf vorschreiten, eng verbunden durch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen und Hoffnungen. Gerade in dieser für Frankreich so grausamen Stunde tritt augenscheinlich die Weisheit einer Politik zu Tage, welche drei Völker in einen einzigen Bund verschmelzen würde, die wahrhafte Brüder sind und die, um ihren Verwandtschaftstitel wieder zu finden, nur auf das Signal der Freiheit warten." — Schwache Hoffnung! Spanien und Italien hatten die Anmaßlichkeit Frankreichs, das nun plötzlich die Sprache des liebenden Bruders annahm, hinlänglich zu empfinden gehabt! In der englischen Presse stieß der Plan Favre's, zwischen den drei Nationen lateinischer Race ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande zu bringen, auf die ernsteste Mißbilligung. Unklug im höchsten Grade sei es, sagte die Times, jetzt eine Linie zwischen lateinischen und teutonischen Völkern zu ziehen und gegen Alle von deutscher Abkunft Front zu machen. Unklug sei die Aeußerung, daß das Signal zur Freiheit in Spanien und Italien erwartet werde, da in Spanien die Cortes die Controle führten und Italien sich im Besitz eines völligen selfgovernment befinde. Die Propagandaversuche der ersten Republik hätten derselben nur Feinde geschaffen, und ließe sich die dritte beikommen, ausländischen Staatsverbänden ihre Principien aufdrängen zu wollen, werde England sich sicherlich dazu nicht bewegen lassen. Die Times schließt: „Es ist jedoch gefährlich, Nationen, die eine weniger feste Hausordnung besitzen, aufzuregen, und unklug, Anderen Veränderung zu empfehlen, ehe irgend etwas im eigenen Hause fix und fertig geworden." —

Auch noch ein anderer Plan war bereits von Paris aus in Scene gesetzt, von außen Schutz zu erlangen. Thiers hatte

sich bereit erklärt, eine Rundreise an die Höfe von London, Florenz, Wien und Petersburg zu dem Zweck zu unternehmen, die Regierungen der betreffenden Staaten zu einer bewaffneten Intervention zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen.

Zunächst begab sich Thiers nach London. Anfänglich war man daselbst der Meinung, seine Mission bestehe darin, die Anerkennung der Republik von Seiten Englands zu erwirken. Kaum war aber der wirkliche Zweck seiner Sendung in England bekannt geworden, als auch die Haupt-Organe der Presse sich mit größter Entschiedenheit gegen das Ansinnen Frankreichs aussprachen. — So schrieb die Times:

„Die Natur der Botschaft, welche Herr Thiers bringt, giebt keine Hoffnung, daß seine Sendung zur schnellen Herbeiführung des Friedens etwas beitragen werde. Herr Thiers hat ein langes Leben in öffentlichen Geschäften zugebracht, er ist und war Historiker, von ihm hätte man erwarten sollen, daß er frei von den Illusionen des Pöbels, daß er über den Schmeicheleien stehe, womit die Völker sich selbst täuschen. Und jetzt kommt er zu uns, ganz im Geiste der unseligen Bourbonen, um vorzuschlagen, daß die neutralen Nationen interveniren und Deutschland bis über die Grenzen Frankreichs zurücktreiben sollen, wenn es nicht auf ihre Vorstellungen unmittelbar sich selbst zurückzieht! Was die französischen Blätter über die Sendung des Herrn Thiers berichtet hatten, er sei nicht um des Friedens willen gekommen, sondern um zu erfahren, wie England sich zu dem fest beschlossenen Abwehrplane Frankreichs stellen würde, das ließ dieselbe schon hinreichend hoffnungslos erscheinen: aber die Wahrheit ist, daß die französischen Berichte noch zu gemäßigt waren. Herr Thiers verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß das neutrale Europa eine Liga bildet, welche die Deutschen zum Rückzuge aus Frankreich zwingt. Es kann nicht sein, wird man sagen; ein Mann, der selbst die höchsten Staatsämter bekleidet hat, kann sich nicht

einem so phantastischen Auftrage unterziehen; und doch, es ist so. Man kann die Thatsache nur erklären durch die Annahme, daß Thiers wie seine Regierung an fixen Ideen leidet. Aber sie beide müssen ein für alle Mal begreifen lernen, daß Frankreich keine Ermuthigung für seine Hoffnung finden kann, es werde aus einem Kriege, den es leichtsinnig unternahm, unbeschädigt hervorgehen; die Entthronung des Kaisers kann die Nation nicht von der Buße befreien, welche sie sich durch Sanctionirung der kaiserlichen Politik zugezogen hat. Sie müssen ferner begreifen lernen, daß die Vergrößerung Deutschlands in England keine eifersüchtigen Regungen hervorruft. Wir sind nicht für Zertheilung Frankreichs, aber wir weisen durchaus die Ansicht zurück, welche die Nothwendigkeit des europäischen Gleichgewichtes als Motiv für unsere Intervention oder auch nur für unsere Vermittelung hinstellt; wir sehen in der Thatsache selbst, daß dieses Motiv beigebracht wird, nur ein neues Zeugniß dafür, daß die schlimme Ursache des Krieges, die Quelle all' seines Unglücks, tief in den Gefühlen des französischen Volks selbst liegt. Wir geben der Ueberzeugung Raum, daß der Krieg weitergehen muß. Das Unglück hat die französische Regierung noch nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht. Schlag auf Schlag hat Frankreich getroffen — und es scheint, daß noch kein einziger Franzose auf den Gedanken gekommen ist, daß ein Etwas im Character seiner Nation dieser schrecklichen Heimsuchung als Erklärung dienen muß. Sie hegen noch immer, uneingedenk dessen, was sie selbst gegen Deutschland beabsichtigten, als ersten Glaubensartikel den Gedanken, daß Frankreich im Interesse der Welt vor jedem Verluste geschützt werden muß. Das allein kann die Thiers'sche Mission erklären, und das auch macht die Hoffnungslosigkeit der Bemühungen um Frieden klar. Wir als Neutrale können keinen Friedensvorschlag unterstützen, den wir selbst nicht annehmen möchten, wenn wir an Deutschlands Stelle wären; und bis das französische Volk sich bereit erklärt, sein Unrecht gegen seine Nachbarn einzugestehen und Sicherheiten

gegen eine Wiederholung desselben zu bieten, können die berechtigten Forderungen Deutschlands nicht befriedigt sein. Es ist offenbar, daß Frankreich diese Stufe der Selbsterkenntniß noch nicht erreicht hat, und so muß denn die Belagerung von Paris ihre überzeugende Kraft versuchen."

Ganz in diesem Sinne sprach sich denn auch das englische Cabinet aus, und Thiers setzte nach solcher Abfertigung seine Rundreise gewiß mit sehr gesunkenen Hoffnungen fort. Die „Times" rief ihm folgendes wohlverdiente Abschiedswort nach: „Thiers kann sich in keinem Fall über englische Unfreundlichkeit beklagen. Er ist vielleicht für diesen Krieg mehr verantwortlich als irgend ein anderer französischer Staatsmann. Er hat den aggressiven Sinn mit seiner Feder genährt, mit seiner Politik Zunder hinzugetragen und sich zum Instrument und Advocaten derselben hergegeben. Mehr sogar als die Politiker des Kaiserreichs hat Thiers die Franzosen mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der Ruhm, die Ehre und die Sicherheit Frankreichs von der Schwäche und Getheiltheit seiner Nachbarn abhängen. Seine Einwände gegen den gegenwärtigen Krieg beruhten nicht auf moralischer Opposition in dem Sinne, daß ein Krieg um Länderbesitz ein Angriffskrieg, ein Unrecht sei, sondern einfach aus dem strategischen Grunde, daß Frankreich für solchen Krieg nicht gerüstet war." Denjenigen pariser Journalen, die sich im Sinne der Thiers'schen Sendung auf das Lebhafteste ausgesprochen und es als Englands Pflicht bezeichnet hatten, alle seine Macht aufzuwenden, um „die Deutschen zur Vernunft zu bringen", hielt die „Morning Post" den Satz entgegen, daß England als neutrale Macht kein Recht habe, dem Könige von Preußen vorzuschreiben, daß er im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit solche Bedingungen acceptire, die es der Republik beliebe vorzuschreiben, und einer Weigerung gegenüber, auch nur einen Zoll Territorium herzugeben, falle alle Vermittelung zu Boden. Die „Daily News" sprach sich noch bestimmter aus, indem sie erklärte: „Dies ist keine Sache, in die

wir uns zu mischen haben. Frankreich kann Frieden haben, sobald es will."

Gleichzeitig mit Thiers hatte ein anderer Mann Paris verlassen, der, wie es von Jenem geschehen, seit Jahren mit hervorragendem Eifer den Brennstoff hatte sammeln helfen, der endlich im August 1870 sich zu lohen Kriegsflammen entzündet hatte — Girardin, von dem oben schon berichtet wurde, daß er, nicht entfernt an dem Triumphe der französischen Waffen zweifelnd, ein neues Blatt, „La Victoire", vorbereitet hatte. Als nun das Kaiserthum gefallen war, von dem er noch kurze Zeit vorher einen Senatorensessel mit 30,000 Francs Gehalt angenommen hatte, war er zu dem Entschluß gekommen, Paris, für das er nun üble Tage voraussah, zu verlassen. Aber was werden die Pariser zu der Flucht sagen! Er, einer der Hauptschürer des Krieges, hätte es gewiß als unerläßliche Pflicht ansehen müssen, nun auch bei denen auszuharren, denen er die drohende Lage hatte bereiten helfen. Wie also nun die Flucht rechtfertigen? O, wie hätte es der Feder eines Girardin nicht gelingen sollen, auch das Schmachvollste in ein glänzendes Licht zu setzen! Literarische Taschenspielerkünste zu treiben, war ja seit dreißig Jahren sein Geschäft gewesen, das von ihm in einer seinen Taschen höchst förderlichen Weise geübt worden war, und das ihm zuletzt noch jene Senatoren-Rente eingebracht hatte. Er kündigte seinen Entschluß den Parisern durch folgendes Schreiben an Herrn Detroyat, Chefredacteur der „Liberté", an:

„Mein lieber Nachfolger und Freund! In meinem Alter und bei meiner Kurzsichtigkeit würde ich in dem belagerten Paris, ich muß es bekennen, ein nutzloser Mund, eine nutzlose Flinte sein. Außerhalb Paris, aber in Frankreich, wo ich versuchen will, ein Journal zu gründen, betitelt „La Défense Nationale", das zu erscheinen aufhören wird an dem Tage, wo Paris aufhört von der preußischen Invasion cernirt zu werden, werden vielleicht meine Erfahrungen und meine Feder

dazu beitragen können, die Departements aufzustacheln, sie zu coalisiren und ihnen zu zeigen, was sie am Wirksamsten unternehmen können, um die Hauptstadt zu entsetzen. Dieser Hoffnung gebe ich nach, indem ich mich entferne; ich will die Stadt suchen, die am meisten im Mittelpunkt des nicht feindlich überzogenen Umfanges liegen wird, und wo ich zugleich am leichtesten das zum Drucke nöthige Material finden werde."

Nun, Paris, sei entzückt über den Entschluß eines deiner eifrigsten Kriegsschürer! Girardin nahm die Miene an, als wolle er eine Art Filiale der provisorischen Regierung außerhalb von Paris begründen. Dazu aber war ihm keinerlei Auftrag zu Theil geworden. Die Regierung hatte vielmehr, die Möglichkeit in's Auge fassend, daß die völlige Einschließung der Riesenstadt trotz aller gegentheiligen Behauptungen dem Feinde gelingen möchte, beschlossen, einige Minister nach dem 27 Meilen in südwestlicher Richtung von Paris gelegenen Tours zu senden, um dadurch den Departements einen Regierungs-Mittelpunkt zu geben, der ungehindert mit ihnen verkehren und ihre Kampfesmittel flüssig machen könne. Zunächst begab sich der Justizminister Cremieux nach Tours, woselbst er in einer an die Franzosen gerichteten Proclamation sich als Delegirten der pariser Regierung ankündigte; ihm folgten später noch zwei Delegirte der provisorischen Regierung.

Da die Zeitungen täglich von dem Näherrücken des Feindes zu berichten hatten, so steigerte sich die fieberhafte Hast, mit der man in und um Paris die Vertheidigungs-Anstalten betrieb. Um den Muth und das Selbstvertrauen der Pariser zu heben, hielt der Gouverneur von Paris, General Trochu, am 13. September eine große Revue über die Vertheidiger von Paris ab. Die Nationalgarde war von der Bastille an bis an die Place de la Concorde, und die Mobilgarde nebst den wenigen regulären Truppen in den Champs Elysées aufgestellt. Die Zahl der

Vertheidiger von Paris, über welche Trochu die Revue abnahm, wurde auf 180,000 Mann geschätzt. Dabei zählten die Besatzungen der Forts und der Wälle nicht mit. Der Erzbischof von Paris hatte einen Hirtenbrief erlassen, dessen Schlußsatz lautete: „Eins soll uns Alle beschäftigen und uns brüderlich zu gemeinsamen Gebeten und gemeinsamem Streben vereinen, das ist: Frankreich zu retten, indem Paris gerettet wird.“ — „Den ersten Kanonenschuß“, schrieb der „Gaulois“, „erwarten wir mit einer gewissen Angst und nervösem Zittern, wie man den ersten Donnerschlag erwartet. Wird er morgen, übermorgen fallen? Man zählt die Stunden und horcht mit Herzklopfen. Paris hat bis jetzt an die Belagerung nicht geglaubt, es hatte sein lebhaftes Aussehen bewahrt. Die Menge wogte in den Straßen hin und her, und Einer fragte den Andern: „Was giebt es Neues?“ Man ging, die Fortificationen und die Niederreißung der Häuser mit anzusehen, man ging nach Montmartre, um die Kanonen zu betrachten, welche ihre ehernen Schlünde erheben und weithin auszuspähen scheinen. Es war ein Fest; der Anblick der Zerstörung brachte unsere unverbesserliche Bevölkerung nicht auf ernste Gedanken. — Seit 28 Stunden hat sich dies geändert: Paris ist nur noch ein großes Lager. Man sieht nur Soldaten auf der Straße, hört nur Trommelgewirbel und Trompeten und den Schritt marschirender Truppen. Stafetten sprengen durch die Stadt, Munitionswagen rollen über das Pflaster; an den Häusern, in den Straßen, auf den Gesichtern, überall das Bild des Krieges. Paris ist wahrhaft schön, traurig, aber entschlossen. Bei dem ersten Kanonenschuß wird Jeder unwillkürlich sein Gewehr spannen. Vorwärts denn!“

Vormarsch auf Paris.

„Nach Paris, nach Paris! — Das stolze Wort
Klingt mir in dem Herzen immerfort.
Dumpf rauschet der Rhein, mit Macht, mit Macht,
Wie er rauschte in jener Decembernacht;
Und die deutschen Heere stehn kampfbereit,
Umbraust von den Klängen aus alter Zeit;
Und die alten Namen beleben sich neu,
Und die alten Schwüre von Lieb' und Treu —
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!"

Julius Rodenberg.

Die Truppen, die von Sedan aus ihren Vormarsch auf Paris angetreten hatten, waren auf drei Straßen vorgerückt; die nördlichste führte über Laon und Soissons, die mittlere über Rheims und Meaux, die südlichste über Epernay, Montmirail und Coulommiers. In Rheims, der alten Krönungsstadt, standen 12,000 Franzosen unter dem General Exea, und es waren Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen worden. Die Bevölkerung befand sich noch am 3. September bis zur anbrechenden Abendzeit unter dem Eindruck der pariser offiziellen Lügenberichte. Da traf mit der Nachricht von der Niederlage Mac Mahon's der Befehl an den General Exea ein, sich mit der französischen Besatzung auf Paris zurückzuziehen. Ein wahres Entsetzen kam über die Bevölkerung, nur eine kleine Zahl der Einwohner war dafür, Widerstand zu leisten. In der Nacht fand der Abzug der Truppen statt. Nicht lange nachdem das letzte Regiment die Stadt verlassen hatte, trafen — der Morgen grauete eben — die ersten deutschen Reiter, zwei preußische Husaren, ein und sprengten durch einen Theil der Stadt hindurch. Einige Wagen mit Pulver, die von den Franzosen bei ihrem eiligen Abzuge vergessen

worden waren, ließ der Maire in den Canal versenken. Die Polizei-Agenten und Pompiers legten Civilkleider an. Gegen 7 Uhr Morgens erschienen fünf preußische Husaren vor Rheims; da sie das Gitterthor gesperrt fanden, ritten sie zurück. Wenige Stunden später wurde dem Maire gemeldet, daß auf der östlichen Straße ein Reitertrupp im Anzuge sei. Es war eine Schwadron Husaren. Der Maire begab sich vor das Thor Berthemy, erwartete den Zug, begehrte den commandirenden Offizier zu sprechen und bat diesen, die Stadt zu schonen, namentlich aber derselben nicht die Schande anzuthun, sie nur mit einer so kleinen Truppenzahl zu besetzen. Ueberdies, fügte er hinzu, erkläre er sich für den Fall, daß Letzteres dennoch geschähe, als unvermögend, feindliche Kundgebungen von Seiten der Arbeiterbevölkerung niederzuhalten, während ein starkes Truppencorps auf Widerstand nicht stoßen würde. Rheims hat über fünfzigtausend Einwohner. Der preußische Offizier gab seine Zustimmung, jedoch unter der Bedingung, daß der Maire sich verpflichte, bis zu der Zeit, in der ein größeres Truppencorps herankomme, in geeigneter Weise beruhigend auf die Bevölkerung einzuwirken. Als darauf die Preußen sich zurückgezogen hatten, ließ der Maire eine Proclamation anschlagen, in der es hieß: „Ein schreckliches Unglück hat uns betroffen; wir sind gegenwärtig nicht im Stande, uns zu vertheidigen, und es wäre wahnsinnig, einen Widerstand zu versuchen, der ganz zwecklos ist, und der die Bevölkerung den größten Gefahren aussetzen würde. Den Tod im Herzen, wenden wir uns an Euch. Wir bitten Euch, ruhig zu bleiben, die Gefühle, die uns beherrschen, zu unterdrücken und dem Unabänderlichen mit schmerzlicher Entsagung Euch zu unterwerfen." Um die Mittagszeit ritten vier Husaren in Rheims ein, hielten vor einem Laden und ließen sich Gebäck herausgeben, das sie bezahlten. Ein Mann fiel unter drohendem Ausrufe dem Pferde eines der Reiter in die Zügel. Der Husar schlug mit dem Kolben seines Pistols auf den Mann ein; da derselbe

aber nicht losließ, schoß er auf ihn und verwundete ihn im Nacken. Die Reiter sprengten hierauf wieder zurück, wobei aus einem Hause auf sie geschossen wurde. Um drei Uhr erschien die Schwadron Husaren, die schon einmal am Thore gewesen war, der Maire übergab ihr officiell die Stadt und nicht lange darnach rückte das Hauptcorps, 25,000 Mann unter General von Tümpling, in die Stadt ein. Ihm folgte der König mit dem großen Hauptquartier, dessen Ankunft in Rheims die 42. Depesche verkündete:

„Rheims, den 5. September, 9 Uhr 20 M. Nachmittags. Seine Majestät der König haben heute, am 5. September, Ihren Einzug in Rheims gehabt."

Noch an demselben Tage erließ der General von Tümpling den Befehl an die Einwohner, innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre Waffen auf dem Stadthause abzuliefern. Es geschah dieser Befehl, weil auch beim Einrücken der Truppen einige Schüsse aus Häusern gefallen waren. Der König, der im offenen Wagen in Rheims eingefahren war, hatte sein Quartier im erzbischöflichen Palast genommen. Am 6. September zogen stundenlang Colonnen durch die Stadt, und es traf an demselben Tage der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Hauptquartier in Rheims ein. Der Kronprinz nahm sein Quartier bei dem größten Weinhändler der Champagne, Werle. „Es ist interessant," schrieb ein Berichterstatter der „Post," am 7. September aus Rheims, „die Stimmung der rheimser Bevölkerung über die jetzt hier bekannt gewordene Regierungsveränderung in Paris kennen zu lernen. Die Gefangennahme des Kaisers wird mit kühler Resignation, wenn nicht sogar mit gering verhaltener Schadenfreude aufgenommen; man erwartet von diesem Ereigniß einen baldigen Friedensschluß, ist aber in dieser Hoffnung wieder durch die Art der Zusammensetzung der provisorischen Regierung gestört, weil die Befürchtung nahe liegt, Rochefort werde die Leidenschaften der Hefe der Bevölkerung in gefährlicher Weise aufreizen. Nicht

weit von dem Quartier des Königs ist das des Grafen Bismarck, das fortwährend von den Einwohnern belagert wird, die den „grand Comte“ kennen lernen wollen. Die anstrengenden Arbeiten, welche jetzt den Grafen unausgesetzt beschäftigen, lassen ihn sich nur selten auf der Straße zeigen. Hat er dann eine kurze Spanne Zeit zu seiner Erholung, so geht er ganz allein durch die Stadt ohne jede Begleitung und verursacht dadurch seinen Freunden nicht wenig Besorgniß. Ein solcher Fall trat z. B. gestern Abend ein, wo er ebenfalls ohne Begleitung ausgegangen und um 11 Uhr noch nicht wieder zurückgekehrt war. Natürlich war man allgemein in Besorgniß und befürchtete, dem Grafen sei ein Unglück zugestoßen, bis er dann endlich erschien und zwar in Begleitung eines Einwohners, den sich der furchtlose Diplomat zur Führung angenommen hatte, weil er sich in der weitläufigen Stadt verirrt hatte. — Die Feldpolizei hat sich in der berühmten Verlain'schen Champagnerfabrik einquartiert. Eine der größten Sehenswürdigkeiten ist die Kathedrale, welche in der Geschichte der französischen Könige als Krönungskirche eine große Rolle spielt. Der König und der Kronprinz nahmen sie gestern in Augenschein und verweilten längere Zeit bei den historischen Denkwürdigkeiten, welche die ehrwürdigen Mauern einschließen. Der Kronprinz, welcher bekanntlich ein großer Freund von Alterthümern ist, zeigte ein sichtliches Interesse für den alten Krönungsstuhl der Könige Frankreichs, der vielleicht bald wieder in Gebrauch genommen werden wird. Wahrhaft ekelerregend ist hier die Bettelei, welche die Besucher der Kirche in hohem Maße incommodirt. Schaaren schmutziger und verkommener, mit ekelhaften Krankheiten behafteter Bettler lungern hier umher und nur eine starke Escorte unserer Stabswache konnte den König vor dieser Belästigung schützen. Allerdings ist die Noth sehr groß, denn circa 30,000 Arbeiter, welche die Stadt sonst in ihren Champagnerfabriken, Wollengarn- und Tuchspinnereien beschäftigt, sind ohne jede Beschäftigung. Um die Noth einigermaßen

zu lindern, ließ der König heut Vormittag durch den Maire eine große Anzahl von Mundportionen unter sie vertheilen. Uebrigens zeigt die Stadt jetzt schon wieder ein recht lebhaftes Bild. Im Anfang, wie wir hier einzogen, war alles todt, die Gewölbe geschlossen, ebenso auch die Cafés und andere Erfrischungslokale. Die Stadt schien wie ausgestorben. Da gab General v. Tümpling Befehl, sämmtliche Läden bei Strafe sofortiger Arretirung der Besitzer zu öffnen und die Waaren auszulegen. Jetzt zeigt die Stadt ein ganz freundliches Aussehen. Eine Execution mußte vollstreckt werden. Als die Husaren vorrückten, schoß aus dem Café Jacquier ein Mann und traf einen Husaren tödlich. Sofort saß ein Zug ab, stürmte das Haus, ergriff den Meuchelmörder und erschoß ihn. General von Tümpling befahl nun, das Haus dem Erdboden gleich zu machen, allein der Besitzer desselben, ein Champagnerfabrikant, petitionirte beim König und dieser hob den strengen Befehl nochmals auf, unter der Bedingung, daß der Eigenthümer des Hauses eine Strafe in Form von 200 Flaschen Champagner an die Escadron, auf welche geschossen worden, entrichte. Dieser Vorfall hat die städtische Polizei veranlaßt, mit größerer Energie als zuvor nach verborgenen Waffen zu spähen. Eine große Anzahl derselben kamen nun zum Vorschein, die jetzt sorgfältig durch die Stadtverwaltung vernichtet werden, denn man thut dies noch um deswillen, weil man befürchtete, daß, wenn die Preußen erst weiter westlich gerückt sind, die Arbeiter-Bevölkerung, die aus Rand und Band ist, sich dann zu revolutionären Ausschreitungen gegen die besitzende Klasse verleiten lassen würde."

Ueber die Umschau in der Stadt, die der Kronprinz ausführte, berichtete der „Staats-Anz.:" Von der Kathedrale, die zuerst in Augenschein genommen wurde, begab sich Se. Königl. Hoheit in die Kirche St. Remy, die älteste der Stadt und die Salbungsstätte der Könige Frankreichs. Während Höchstderselbe nur von wenigen Officieren begleitet war, folgte auf der

Straße eine unabsehbare Menschenmenge seinem Weg. Der Kronprinz hatte St. Remy kaum betreten, so war das Publikum in die Kirche nachgeströmt und hatte, Kopf an Kopf stehend, rascher als diese Worte geschrieben werden können, alle Gänge vom Portal bis zum Hochaltar eingenommen. Von besonderem Interesse war es dabei, auf die Bemerkungen aus den Reihen der Zuschauenden zu hören. Den meisten Eindruck machte es auf sie, daß der Kronprinz, trotz der Scene am Tage des Einzugs, sich ohne jede Bedeckung inmitten einer so zahlreichen Volksmenge zeigte."

Von Rheims aus erließ der Kronprinz Friedrich Wilhelm einen Aufruf an die deutsche Nation, in dem er mit eindringlichen und warmen Worten mahnte, jetzt schon Hand anzulegen, um den Invaliden und den Hinterbliebenen der deutschen Krieger eine möglichst sorgenlose Lage zu bereiten. In dem Aufruf heißt es:

„Ueber den Schlachtfeldern Frankreichs wurde die Nation sich mit Stolz ihrer Größe und Einheit bewußt, und dieser Erwerb, geweiht durch das Blut von vielen Tausenden unserer Krieger, wird — so vertrauen wir — seine bindende Gewalt für alle Zukunft bewahren. Aber zu der begeisterten Erhebung dieser Wochen kam auch ein Gefühl tiefer Trauer. Viele von der Blüthe unserer Jugend, viele von den Führern unseres Heeres sind als Opfer des Krieges gefallen; noch größer ist die Zahl derer, welche durch Wunden und fast übermenschliche Anstrengungen gehindert sein werden, ihr ferneres Leben mit eigener Kraft zu erhalten. Sie vor Allen, die Hinterbliebenen der Todten und die lebendigen Opfer des Krieges, haben ein Anrecht auf den Dank unserer Nation. Wer die Begeisterung dieses Kampfes getheilt hat, wer von der Erhebung unserer gesammten Volkskraft den Beginn einer neuen glücklichen Friedenszeit hofft, wer demüthig in unserem Sieg und in der Niederlage unserer Feinde ein hehres Gottesurtheil verehrt, der möge jetzt seine Treue an den Kriegern unseres Volksheeres

und ihrer Angehörigen erweisen! Die Staatshülfe allein, selbst wenn sie verhältnißmäßig reichlich bemessen werden kann, ist außer Stande, die große Zahl der Invaliden und Hinterbliebenen zu unterhalten. Diese Hülfe gewährt nur das Nothwendigste, ist unvermeidlich an allgemeine Normen gebunden und vermag nicht auf die Hülfe des Einzelnen einzugehen." Dieser mitten aus den Sorgen und Mühen des Feldzuges an das Herz des deutschen Volkes gerichtete Mahnruf zu Gunsten der invaliden Krieger und der Hinterbliebenen deutscher Kämpfer hat reiche Früchte getragen und wird auch weiterhin dahin wirken helfen, das Loos Jener zu mildern.

Die Ruhetage in Rheims wurden von deutschen Kriegern mehrfach zum Besuche des verlassenen und von den Franzosen selbst zerstörten Lagers von Chalons benutzt. Auch der König besuchte das Lager. Hier hatte der Hochmuth vor wenigen Wochen noch von den glänzendsten Erfolgen über die Deutschen geträumt; hier war mit der Miene der Siegesgewißheit die Niederschmetterung deutscher Heere, das Einrücken in deutsche Hauptstädte verkündet worden. Wie waren alle diese Hochmuthsgebilde durch den Schwertesblitz deutscher Tüchtigkeit verscheucht worden! Das Lager von Chalons stellte sich als ein Abbild des jähen Falles des französischen Kriegswesens dar. Die Zerstörung desselben, über die bereits (Bd. I, S. 473, 474) berichtet wurde, war weiter vorgeschritten. „Todtenstille schwebt über dem Ganzen," schrieb Dr. Kayßler, „die noch größer wird, wenn man sich dem eigentlichen Barackenlager nähert. Stumm liegen die Straßen Solferino, Magenta und wie sie sonst heißen mögen, da. Der breite Fahrweg ist zu beiden Seiten mit ziemlich verkümmerten Bäumen bepflanzt, die gelb angestrichenen Häuser, an deren Giebelwänden die Namenszüge des Kaisers und der Kaiserin angebracht sind, während an den Seitenwänden allerlei loyale Exclamationen neben der Angabe der Truppentheile angemalt sind, stehen unendlich melancholisch da, wie wenn sie die schönen Tage bedauerten,

die sie nie wiedersehen werden. Und wie sieht erst der dicht daran stoßende Ort Mourmelon aus! Das erste Gebäude zur Linken ist das Dreher'sche Etablissement, der Hauswart und das weibliche Wesen (Frau oder Wirthschafterin) sind Deutsche. Sie werden die Veränderung ruhig mit ansehen können, denn Dreher kann nicht so leicht ruinirt werden, wie ein armer Teufel von französischem Kaiser, und er wird sie anderswohin placiren, wenn die Franzosen nicht wieder kommen sollten, um dort ihren „Bock" zu trinken. Aber was sollen die anderen armen Leute machen, welche diesen Ort gebaut haben, der schon gegen 7000 Einwohner zählt, und der zu seinem Leben auf das Lager angewiesen ist. Da drängt sich Café an Café. Eines kündigt Concert bei freiem Entrée an, eines prahlt mit 6 Billards. Das Café du Rhin lockt seine Besucher mit der Einladung: „hir Spricht man Teutsh"; neben den Cafés sind die Ballokale, und noch irren einige vermuthliche Stammgäste dieser gespenstergleich und aufdringlich umher. Auch ein kaiserliches Theater giebt es, einen elenden Schuppen in einem hübschen Garten. Das Theater ist mit Fahnen geschmückt, die im Luftzuge einer abendlichen Illumination sich recht lustig bewegt haben mögen, aber jetzt still dahängen und mit dem auf dem Proscenium und bis zur Loge des Lagercommandanten aufgestapelten Heu ein langweiliges Stillleben führen." — „Umgestürzt, zerrissen liegen die Zelte am Boden", schreibt ein anderer Berichterstatter, „die Leinwand von den Einwohnern der Ortschaft Mourmelon theils schon weggeschleppt, theils im Koth umhergeschleift; nur an den zerrissenen Stücken, den im Boden ausgegrabenen Rundungen kann man noch erkennen, daß hier Zeltreihen gestanden. Jetzt stehen nur noch Giebel niedergebrannter Magazine; dort liegen umgestürzte Bretterschuppen, Schilderhäuser, Gewehrständer. Am übelsten sieht es in der kleinen Colonie des Pavillon impérial aus. Als unsere Truppen in dem Lager eintrafen, fanden sie eine Bande französischer Marodeurs beschäftigt, Alles im Innern der verschiedenen Pavillons zu

demoliren, die Spiegel zu zerschlagen, die Möbel zu zertrümmern, die Vorhänge abzureißen und wegzuschleppen, kurz eine allgemeine Devastation der schlimmsten Art. Nichts, absolut Nichts ist in den sämmtlichen Gebäuden verschont geblieben."

Am 6. September erschienen Vortruppen der Deutschen schon vor Laon, am 7. erfolgte die Besetzung von La Ferté sous Jouarre (acht Meilen östlich von Paris). Am 8. September fand die Cernirung von Laon statt, und es ward der Commandant zur Uebergabe der Citadelle aufgefordert. Zwei Telegramme gaben einige Tage später Nachricht von einem schweren Unfall, der in Laon stattgefunden hatte. Das erste Telegramm, von dem König an die Königin gerichtet, lautete: „Traurige Nachricht aus Laon, wo Citadelle gestern nach Capitulation und Einmarsch unserer Besatzung in die Luft gesprengt ward. 50 Mann todt und 300 Mobilgarden, viele Verstümmelte, Wilhelm von Mecklenburg verwundet. Unbedingt liegt Verrath vor." Etwas eingehender berichtete die folgende Kriegsdepesche: „Nach abgeschlossener Capitulation besetzte die vierte Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 4 die Citadelle. Als der letzte Mann der Mobilgarde diese verlassen, sprengte der Feind vertragsbrüchig das Pulvermagazin in die Luft. Furchtbare Zerstörung in Citadelle und Stadt." —

Laon, einer der Hauptorte des Departements Aisne mit 10,500 Einwohnern, auf einem etwa 180 Metres hohen Hügel gelegen, ist der Kreuzungspunkt von vier Eisenbahnen und einer Zahl von Straßen. Schon daraus erhellt, wie wichtig es für die Deutschen sein mußte, bei ihrem Vormarsch auf Paris sich dieses Platzes, namentlich der Citadelle, die ihn beherrscht, zu bemächtigen. Auf die Aufforderung an den Commandanten von Laon, den General Theremin d'Hame, den Platz zu übergeben, war Bedenkzeit bis Nachmittags vier Uhr erbeten worden, was die Genehmigung des Befehlshabers der Cernirungstruppen, Herzogs Wilhelm von Mecklenburg, gefunden hatte. Verhandlungen, die am Nachmittage stattfanden, führten dahin, daß dem

Commandanten eine letzte Frist bis zum Vormittage des nächsten Tages (9. September) zugestanden ward. Auf telegraphischem Wege ging ihm in der Nacht vom Kriegsministerium in Paris, dem er auf gleichem Wege die Sache zur Entscheidung vorgelegt hatte, die Weisung zu, die Citadelle, da sie sich nicht in vertheidigungsfähigem Zustande befinde, zu übergeben. Am Morgen des 9. September sandte er zwei Offiziere in's preußische Lager, und es wurde festgesetzt, daß die Uebergabe der Stadt und der Citadelle mit der Besatzung und dem Kriegsmaterial um 11½ Uhr stattfinden solle. Zur bestimmten Stunde rückten Truppen zu Fuß mit klingendem Spiele in die Stadt ein, Batterien fuhren vor der Stadt auf, Cavalerie besetzte die von der Stadt ausgehenden Straßen. Darauf marschirte die vierte Compagnie des Jägerbataillons Nr. 4, von welcher der Marktplatz nebst einigen in ihn einmündenden Straßen besetzt worden war, mit dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg und seinem Stabe nach der Citadelle. Auf dem Hofe derselben stand die Garnison, 2000 Mann Mobilgarde und ein Zug Linientruppen. Nachdem die französische Wache durch eine Section Jäger abgelöst worden war, rückte der Herzog Wilhelm mit der Compagnie in die Citadelle ein. Die französischen Truppen legten ihre Waffen nieder, der Commandant Theremin d'Hame überlieferte dem Herzoge die Schlüssel, die Offiziere, welche ihr Ehrenwort abgaben, in dem gegenwärtigen Kriege weiterhin nicht gegen Deutschland kämpfen zu wollen, ebenso die Mobilgardisten, wurden entlassen, die Linientruppen unter Bedeckung hinweggeführt. Als die letzten Mobilgardisten eben die Citadelle verlassen hatten, während sich noch mehrere französische Offiziere, unter ihnen der Commandant, auf dem Hofe befanden, erschütterte ein furchtbarer Knall die Luft: der Pulverthurm flog auf. Die Luft verdunkelte sich von dem Rauch, der dem Aufblitzen der rothen Feuerlohe folgte. Tausende von großen und kleinen Mauerstücken, Bomben und Granaten wurden empor geschleudert und begruben darauf fast sämmtliche Personen, die

sich auf dem Hofe befanden. Viele der emporgeschleuderten Stücke erreichten die Vorstädte, auch dahin Tod und Verwüstung tragend. Gräßlicher Anblick! Wenige Secunden hatten genügt, der Citadelle und der Stadt das Ansehen zu geben, als habe Laon eine langdauernde heftige Beschießung auszuhalten gehabt. Sofort eilten die Truppen, die außerhalb der Stadt Stellung genommen hatten, herbei, um, soviel es noch möglich sei, ihren Kameraden Beistand zu leisten, oder sie blutig zu rächen. Welch' ein Bild bot sich ihnen dar, als sie die Citadelle erreicht hatten! Mauer- und Felstrümmer, zerbrochene Balken, Kugeln, dazwischen blutige Leichname, einzelne Gliedmaßen, ganze und zerbrochene Waffen — Alles wirr durcheinander! — Unter den Leichtverwundeten befand sich der Herzog von Mecklenburg, während der Commandant Theremin eine schwere Verwundung empfangen hatte. Der Umstand, daß die Zahl der in der Citadelle und in der Stadt umgekommenen Franzosen bedeutend größer war, als die der getödteten und verwundeten Preußen, wie auch der Anblick der verwüsteten Stadt, deren Bewohner in herzzerreißende Wehklagen ausbrachen, bewirkten es, daß die Deutschen es über sich gewannen, von einem Racheact Abstand zu nehmen.

Es wurde von deutscher Seite sogleich eine strenge Untersuchung eingeleitet und über den General Theremin, der in ein Lazareth getragen worden war, strenge Haft verhängt. Sehr bald stellte es sich heraus, daß der Commandant (er erlag später den bei der Explosion erhaltenen Verwundungen) unschuldig an dem geübten Verrath sei. Muthmaßlich war die Pulverkammer von einem Artillerieaufseher angezündet worden, der bei der Katastrophe seinen Tod gefunden hatte. — Wie hätte man in Frankreich eine solche That nicht loben sollen! Der „Public" berichtete französischerseits zuerst über den Vorgang. Nachdem er der stattgefundenen Verhandlungen Erwähnung gethan, fährt er fort: „Der General (Theremin) willigte ein, aber sobald der Feind in das Fort eingerückt war, ließ der brave General, dessen Name auf die Nachwelt übergehen wird,

die Citadelle in die Luft sprengen, indem er an eine von ihm vorbereitete Mine Feuer legte. Er und viele Preußen fanden den Tod bei dieser heroischen That.“ Der „Moniteur“ verkündete: „Nach heut eingetroffenen Nachrichten wäre der preußische Generalstab fast völlig vernichtet.“ — „Ein Land,“ rühmte die „France,“ „in welchem solche Thaten geschehen, ist ein Land, das sich nie der fremden Invasion beugen wird! Das Alterthum bietet nichts Größeres, und die Geschichte des Commandanten von Laon wird zur Legende werden. Dieses Beispiel wird alle französischen Herzen electrisiren; es sühnt viele Schwächen, und es ist derart, daß es dem Feinde ernstes Nachdenken einflößen wird.“ — Gewiß, aber das ernste Nachdenken über die That, namentlich aber über das Echo, das sie in der französischen Presse fand, führte zu andern Ergebnissen, als die „France“ wähnte. Durch Lob und Tadel, das der Einzelne oder ein Volk spendet, characterisirt sich der Einzelne und das Volk! — In der englischen Presse rief die verrätherische That den größten Unwillen hervor. Die „Daily News“ machte auf den jubilirenden Ton aufmerksam, mit welchem sogar das „Journal des Debats“ jenen Act, wenn auch nicht als mit dem Kriegsrecht im Einklange stehend, so doch als eine heroische That feierte. Selbst die „Morning Post“, die sonst sich stets bereit erwies, Unthaten der Franzosen zu beschönigen, schrieb: „Wenn es sich bewahrheitet, daß die Citadelle von Laon den Preußen übergeben war, und nach der Uebergabe die Franzosen absichtlich das Haupt-Pulvermagazin in die Luft sprengten, um die Sieger zu vernichten, so würde solche That das schandbarste und ehrloseste Stück Verrätherei sein, das die Blätter der Kriegsgeschichte befleckt. Prima facie freilich könnte Alles von einem Offizier erwartet werden, welcher seine Festung ohne Schwertstreich übergäbe, wenn die Garnison obendrein von keiner offenbaren Gefahr bedroht gewesen. Die Haltung der übrigen belagerten Festungen Frankreichs hätte den Commandanten von Laon zum Ausharren bestimmen sollen. Man nennt ihn nicht

als Mitschuldigen — sollte jedoch dieser Act der Verrätherei ihm zur Last fallen, so wird sein Name dem Hohn und der Verachtung der Zukunft verbleiben, ein Schimpfwort der Soldaten und civilisirten Leute."

Die III. und die IV. Armee setzten inzwischen ihren Marsch auf Paris fort. Da es auf ein gleichzeitiges Eintreffen aller Corps vor der Hauptstadt Frankreichs abgesehen war, hatten die Flügel der Armeen bedeutende Märsche zu machen, während die Centren verhältnißmäßig langsam vorrückten. Das Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm befand sich am 14. September in Montmirail, am 16. in Coulommiers, am 17. in Chaumes, am 18. in Saint-Germain les Corbeils. Auf vielen Stellen fanden die Truppen die Straßen aufgerissen oder durch Verhaue unwegsam gemacht; man hatte Brücken gesprengt und Eisenbahntunnels zerstört. Diese und ähnliche Hindernisse wurden überall bald beseitigt. Der König folgte den beiden Armeen von Rheims aus am 14. September.

Die Friedensmelodie, die Favre im Eingange seines am 6. Septbr. an die Vertreter Frankreichs im Auslande erlassenen Rundschreibens angestimmt, und die sanft und süß klang, wäre geeignet gewesen, zu bestechen, wenn der Hinblick auf seine eigene Vergangenheit nur den Schluß zugelassen hätte, daß er wirklich stets im tiefsten Herzensgrunde der Eroberungs-Politik seines Volkes entgegen gewesen sei. Hatte er denn aber nicht noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges in Gemeinschaft seiner Freunde ein Manifest unterzeichnet, in welchem die Schlacht von Sadowa, resp. ihr Geschehenlassen und ihre Folgen, als ein Verbrechen der kaiserlichen Regierung gegen Frankreich behandelt, ja mit der verruchten „mexikanischen Expedition" auf eine Stufe gestellt wurde? Eine scharfe Abweisung empfing das Rundschreiben sofort von der englischen Presse. Die „Times" sagte, sie sehe ihre gleich Anfangs ausgesprochenen Befürchtungen gerechtfertigt, nämlich, daß die zur Herrschaft gelangte republikanische Partei versuchen werde, sich

und Frankreich gegen die Consequenzen der Acte des Kaisers zu sichern, indem sie jede Gutheißung der kaiserlichen Politik von sich ablehne. Frankreich habe die gegenwärtige Regierung acceptirt, aber es habe dasselbe vor einem Monat mit Napoleon gethan und dem Kriege zugestimmt. Zum großen Theile ließen die Franzosen sich jetzt die Republik gefallen, weil sie ihnen ein Schlupfloch aus einer gefährlichen Situation zu bieten scheine, und das Geschick Frankreichs hänge davon ab, diese schlichte, wenngleich unangenehme Wahrheit anzuerkennen, sonst seien nur Fehlgriffe und ein Zusammenbruch vorauszusehen. Die Republik müsse sich zu der Höhe erheben, um folgende Einräumung den Deutschen gegenüber zu machen: „Wir haben Euch ohne Ursache angegriffen. Ob wir durch unsern Herrscher oder durch unsere Leidenschaften dazu angestachelt worden, mag Euch wenig angehen, und wahrscheinlicher Weise wäre unser Herrscher machtlos gewesen, wenn unsere Leidenschaften ihm nicht die Gelegenheit zum Herrschen geboten hätten. Es genügt, daß wir Euch ohne Ursache angegriffen haben. Wir haben gelitten, aber wir schulden Euch doch Schadenersatz, und wir sind bereit, uns jeder in der Gerechtigkeit begründeten Friedensbedingung zu fügen.“

Favre's Berufung auf eine mißgedeutete Aeußerung des Königs Wilhelm, sagte die „Morning Post,“ sei zum mindesten ganz ungehörig in einem Staats-Document, und Favre's Rundschreiben sehe zum Theil einem Kniff ähnlich, darauf berechnet, die Verantwortlichkeit für geschehene Dinge abzuwälzen. Gerade jetzt sei ein Anlaß gegeben, wo eine kriegführende Partei einen Frieden mit einigen Opfern acceptiren könne, da Frankreich nur geschlagen, nicht entehrt worden sei. Das Beste, was man von dem jetzigen Hasten und Zusammenraffen der Pariser zur Vertheidigung auf Leben und Tod sagen könne, sei, daß es chevaleresk sei, es bleibe aber ein verzweifeltes, hoffnungsloses Spiel.“ — Stimmen, die in der englischen Presse auftauchten und Deutschland riethen, Großmuth zu üben,

sich an seinen Siegen genügen zu lassen und mit leeren Händen heimzuziehen, wurden von der „Daily News" mit folgender Bemerkung abgewiesen: „Es kommt neutralen Nationen sehr leicht an, von Frieden zu reden. Großmüthig auf anderer Leute Kosten zu sein, ist eine der gewöhnlichsten Formen wohlfeiler Tugend. Wir sind so weit wie möglich davon entfernt, die Demüthigung Frankreichs zu wünschen, und nach unserer eigenen Ansicht scheint die seinem aggressiven Uebermuth widerfahrene Züchtigung hinreichend gewesen zu sein. Aber da wir nicht gelitten haben, wird es uns leicht, zu vergeben, und wir vergessen, daß es dem leidenden Theile nicht eben so leicht werden könnte. Nicht Deutschland suchte diesen Streit, er wurde Deutschland aufgezwungen, und es griff zu den Waffen, um sich zu vertheidigen; es hat den ganzen Krieg auf eigene Kosten geführt und muß sich die Erlaubniß nehmen, ihn in seiner Manier zu Ende zu führen. Das deutsche Volk hat ein Recht, seine eigenen Bedingungen dem Feinde zu stellen. Die Deutschen verlangen in Frieden zu leben, ihren heimischen Beruf ohne Hinderung, ohne Einmischung des Auslandes zu erfüllen, so groß zu werden, wie Einigkeit und Freiheit sie zu machen im Stande sind, und keinen eifersüchtigen Nachbar zu besitzen, der sich in ihre Verhandlungen mengen und sie zur Uneinigkeit lenken will. Frankreich hat sich immer in Deutschland eingemengt. Es war nicht speciell diese oder jene Regierung, die das gethan, es war das ganze französische Volk. Alle französischen Staatsmänner, Legitimisten und Orleanisten, Imperialisten und Republikaner, haben dieselbe Eifersucht gegen deutsche Einheit und Habgier nach deutschem Boden an den Tag gelegt. Ein Krieg um den Rhein war immer populär, war populär vor sechs Monaten und würde nach sechs Monaten wieder populär sein, wenn ein Friede zur Zeit abgeschlossen würde. Frankreich hat seine Regierung nicht um der Anzettelung des Krieges willen, sondern wegen ihres Fiascos

gestürzt, und deshalb, weil sie die Deutschen nach Frankreich und nicht die Franzosen nach Deutschland geführt hat."

In der Pariser Presse war plötzlich von Vermittelungs-Versuchen die Rede, die von auswärtigen Mächten zu Gunsten Frankreichs angestrengt würden. Diesen Gerüchten trat der „Staats-Anzeiger" in einer Zusendung aus dem Hauptquartier des Königs entgegen, in der es hieß: „Keine Macht hat bis jetzt zu interveniren gesucht, und es ist wenig wahrscheinlich, daß eine Vermittelung versucht wird, denn sie würde keine Chance des Erfolges haben, so lange die Grundlagen eines Arrangements nicht mit Deutschland vereinbart sind, und so lange es in Frankreich keine von dem Lande anerkannte Regierung giebt, die man als seinen Vertreter betrachten kann. Die deutschen Regierungen, deren Zweck nicht der Krieg ist, würden ein ernstliches Verlangen des Landes, Frieden zu schließen, nicht abweisen. In diesem Fall handelt es sich nur darum, zu wissen, mit wem er geschlossen werden könnte. Die deutschen Regierungen könnten mit dem Kaiser Napoleon, dessen Regierung bis jetzt die einzig anerkannte ist, oder mit der von ihm eingesetzten Regentschaft in Verbindung treten; sie würden auch mit dem Marschall Bazaine verhandeln können, der sein Kommando vom Kaiser hat. Aber es ist unmöglich zu sagen, mit welchem Rechte die deutschen Regierungen mit einer Macht verhandeln könnten, die bis jetzt nur einen Theil der Linken des ehemaligen gesetzgebenden Körpers in Paris repräsentirt."

Als der conservative „Standard" dennoch von der englischen Regierung verlangte, in dem Sinne vermittelnd aufzutreten, daß sie in Verbindung mit anderen Regierungen dem weiteren Vorgehen der Deutschen mit allen erforderlichen Mitteln entgegentrete, wurde diese Forderung von den übrigen Hauptorganen der englischen Presse mit Entschiedenheit abgewiesen. Die „Daily News" warf die Frage auf, was England wohl in gleicher Lage thun würde, und sie beantwortete diese Frage dahin: „Würden wir nicht auch in Frankreich eingerückt

sein und nach besten Kräften die französischen Festungen und Schiffe zerstört haben? Würden wir das Schwert in die Scheide gesteckt haben, weil unsere tapferen Gegner wacker gekämpft und sich beträchtliche Niederlagen geholt hätten, oder aber weil es den Herren plötzlich eingefallen wäre, mittlerweile ihre Regierung zu wechseln, oder gar um Victor Hugo's Anschauungsweise gelten zu lassen, daß nämlich die französische Hauptstadt der Mittelpunkt der Civilisation, wir aber die Eindringlinge und nur wilde Barbaren wären? Hätten wir nicht gefühlt, daß unsere Pflicht gegen Volk und Vaterland und unsere Kinder, oder sagen wir nur immerhin „die jungen Barbaren", es erheische, auf eine Garantie für die Zukunft zu bestehen? Was die Garantie der Republik anbelangt, so ist dieselbe nur so lange etwas werth, wie die Republik dauert, und Frankreich hat zu Lebzeiten des jetzigen Königs mindestens achtmal gewechselt. Kurz, Deutschland hat ein Recht auf bessere Garantieen, und was Sympathieen anbelangt, so hat es auf dieselben noch eben so sehr Anspruch, als wenn jetzt die französischen Heere als Sieger im Anmarsch auf Berlin wären, statt daß jetzt das Gegentheil stattfindet."

Unter dem 13. und 16. September erfolgten darauf zwei an die auswärtigen Vertreter Nord-Deutschlands gerichtete Erlasse des Grafen Bismarck, die fast von der gesammten Presse als die wichtigsten und entscheidendsten der sämmtlichen bisher in Betreff des Krieges erschienenen officiellen Kundgebungen bezeichnet wurden. In dem ersten Erlaß heißt es:

„Durch die irrthümlichen Auffassungen über unser Verhältniß zu Frankreich, welche uns auch von befreundeten Seiten zukommen, bin ich veranlaßt, mich in Folgendem über die von den verbündeten deutschen Regierungen getheilten Ansichten Seiner Majestät des Königs auszusprechen.

„Wir hatten in dem Plebiscit und den darauf folgenden scheinbar befriedigenden Zuständen in Frankreich die Bürgschaft des Friedens und den Ausdruck einer friedlichen Stimmung

der französischen Nation zu sehen geglaubt. Die Ereignisse haben uns eines Anderen belehrt, wenigstens haben sie gezeigt, wie leicht diese Stimmung bei der französischen Nation in ihr Gegentheil umschlägt. Die der Einstimmigkeit nahe Mehrheit der Volksvertreter, des Senates und der Organe der öffentlichen Meinung in der Presse haben den Eroberungskrieg gegen uns so laut und nachdrücklich gefordert, daß der Muth zum Widerspruch den isolirten Freunden des Friedens fehlte, und daß der Kaiser Napoleon Seiner Majestät keine Unwahrheit gesagt haben dürfte, wenn er noch heute behauptet, daß der Stand der öffentlichen Meinung ihn zum Kriege gezwungen habe.

„Angesichts dieser Thatsachen dürfen wir unsere Garantieen nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen: so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. Es war nicht der Zweifel an der Gerechtigkeit unserer Sache, und nicht Besorgniß, daß wir nicht stark genug sein möchten, welche uns im Jahre 1867 von dem uns schon damals nahegelegten Kriege abhielt, sondern die Scheu, gerade durch unsere Siege jene Leidenschaften aufzuregen und eine Aera gegenseitiger Erbitterung und immer erneuter Kriege heraufzubeschwören, während wir hofften, durch längere Dauer

und aufmerksame Pflege der friedlichen Beziehungen beider Nationen eine feste Grundlage für eine Aera des Friedens und der Wohlfahrt beider zu gewinnen. Jetzt, nachdem man uns zu dem Kriege, dem wir widerstrebten, gezwungen hat, müssen wir dahin streben, für unsere Vertheidigung gegen den nächsten Angriff der Franzosen bessere Bürgschaften als die ihres Wohlwollens zu gewinnen."

Die Hauptstellen des zweiten Erlasses lauten:

„An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Acte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern, und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im Voraus zu verdammen. Sie macht sich dadurch selbst den Frieden unmöglich, auf den sie durch eine ruhige und dem Ernst der Situation Rechnung tragende Sprache das Volk vorbereiten müßte, wenn wir annehmen sollten, daß sie ehrliche Friedensverhandlungen mit uns beabsichtige. Die Zumuthung, daß wir jetzt einen Waffenstillstand ohne jede Sicherheit für unsere Friedensbedingungen abschließen sollten, könnte nur dann ernsthaft gemeint sein, wenn man bei uns Mangel an militärischem und politischem Urtheil oder Gleichgültigkeit gegen die Interessen Deutschlands voraussetzt. — —

„Die einmüthige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist im Besitze Frankreichs eine stets offene Ausfall-

pforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Character."

Damit waren — wenige Tage vor der Einschließung von Paris — im Wesentlichen die Forderungen Deutschlands ausgesprochen. Nicht von Eroberungen, nicht von Annerionen als solchen ist die Rede, vielmehr nur von Sicherung der Grenzen, Erschwerung der Offensive. Die Erlasse nehmen nicht den Standpunkt ein, daß Deutschland zurückverlange, was ihm von Frankreich entrissen worden; es ist allein die militärische Nothwendigkeit, Deutschland Schutz zu gewähren gegen den händelsüchtigen Nachbar, die betont wird. Die Forderungen entsprachen der Lage, von ihrer Durchsetzung hing es ab, ob Deutschland, jetzt in Waffen geeint, sich die Möglichkeit erringen würde, auch nach dem Kriege eine einheitliche Macht zu bleiben. Deutlicher als je trat — an der Hand jener klaren Darlegungen — jetzt jedem Patrioten die Erkenntniß vor die Seele, daß alle patriotische Innigkeit, mit der Süddeutschland dem Gesammtvaterlande sich zugewandt, Deutschland nicht sichern, seine spätere Zerreißung nicht verhüten würde, wenn man Frankreich in der Lage belasse, von Elsaß und Lothringen, von Straßburg und Metz aus mit einer stets in Chalons bereit gehaltenen Armee über die Saar und über den Rhein vorzudringen und Nord- und Süd-Deutschland zu trennen. Nach einer einzigen erfolgreichen Schlacht wäre dann der deutsche Gesammtbund trotz aller seiner Paragraphen gesprengt, und Süddeutschland in die Lage versetzt, sich zur Neutralität oder gar zur Heeresfolge für Frankreich zu bequemen. Jene Erlasse des Bundeskanzlers nahmen die letzten Besorgnisse, von denen so manches deutsche Herz noch bis dahin belastet gewesen, hinweg; wer noch gefürchtet hatte, es könne trotz dem und alledem zu einem Frieden kommen, der Deutschland für die Zukunft nicht nur nicht sichere, sondern der namentlich Süddeutschland schweren Racheanfällen Frankreichs aussetze, der athmete nun auf. Der Siegespreis war gestellt, der eherne Wille der oberen diplomatischen Leitung aus-

gesprochen, nur nach Erreichung dieses Preises das Schwert in die Scheide zu stecken.

Diese Erlasse mehrten die Zahl der Verehrer des Bundeskanzlers ungemein. Es wurde auch Manches aus dem Felde von ihm bekannt, das geeignet war, die Verehrung für ihn zu steigern. Er arbeitete mit einer unerhörten Rastlosigkeit für die Zwecke und Ziele des Krieges, obendrein häufig unter sehr erschwerenden Umständen. Ein Bild der Thätigkeit im Bundeskanzleramt auf dem Marsche brachte die „Ill. Welt" aus einem ungenannten französischen Städtchen, in welchem Halt gemacht und das Bundeskanzleramt in dem Gebäude einer Knaben-Erziehungsanstalt einquartiert worden war. „Wir" — der Bericht stammt aus der Feder eines der Beamten — „haben unser Wohnungs-, Büreau- und Nachtquartier im Schlafsaale der Knaben im zweiten Stock. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimräthen. Das fehlende, aber nothwendige Mobiliar ist schnell hergestellt. In geschickter Weise hat der Kanzleidiener Th. einen Feldtisch aus einer Tonne, einem Sägebock, einem Backtroge und einer ausgehobenen Thür construirt. Hier wird auch der Kaffee und das zweite Frühstück eingenommen. Als Leuchter benutzen wir leere Weinflaschen. Stühle sind nicht vorhanden, Kisten und Koffer liefern Sitzplätze. Betten sind ein überflüssiger Luxus. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisesäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefcouverts, Papier, Papierstücke, Strohhalme geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für Alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer ist, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch starke Einquartierung ziemlich rar zu werden anfängt. Unser Chef, Graf Bismarck, hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird sehr tapfer und angestrengt. Auch unter diesen Umständen muß die Sammlung des Geistes erzwungen, der Stoicismus zur Geltung gebracht werden. Wir schreiben Depeschen, Instructionen, Telegramme, Zeitungsberichte, wir copiren,

chiffriren, dechiffriren und collationiren, während neben uns lebhafte Unterhaltung geführt wird. Feldjäger, Cabinets-Couriere, Briefträger, Offiziere, Ordonnanzen, Stabswachen gehen aus und ein. Auch ohne Studirstube geht es, geistig thätig zu sein, wenn man nur will, und es sein muß. Dabei haben wir den Trost, daß unsere Excellenz, die doch noch ganz andere Dinge im Kopfe und in die Welt zu senden hat, genau unter denselben Umständen zu arbeiten genöthigt ist. Uebrigens ist dies nicht das erste unbequeme Quartier. Wir haben ihrer, seitdem das Bundeskanzleramt das Palais in der Wilhelmstraße in Berlin verließ, noch ärgere gehabt. So arbeiten wir an unserm Theil und in unserer Weise ganz wacker an der großen Sache des Vaterlandes mit. Unser Bundeskanzler leuchtet uns dabei als Muster der Thätigkeit, der Arbeitskraft und der Einfachheit voran, trotz seiner ungeheuren Anstrengung behält er noch Muße, sich auch des scheinbar Kleinen anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Diener und Ordonnanzen an dem, was Leib und Seele zusammenhält, nicht Mangel leiden."

Betrachtungen über jene Rundschreiben Bismarck's und Betrachtungen über den Staatsmann selbst nahmen die ersten Plätze in allen großen Organen der öffentlichen Meinung ein. Unter den vielen Stimmen jener Tage möge hier ein Wort der „Daily News" angeführt werden. „Der Name Bismarck schlägt in die Ohren der Franzosen, wie einst der Name Pitt's in die Ohren des Geschlechts der Revolution von 1792 und der Name Marlborough's in die ihrer Vorväter schlug. Er klingt wie der Name eines Cato den Carthagern, wie der Hannibals den Römern. Er schließt Alles in sich, was die lebhafteste Phantasie an Wildheit, Gewissenlosigkeit und Zerstörungswuth ersinnen kann. Und doch berichtet das französische „Dictionnaire des Contemporains", daß als Graf Bismarck im Mai 1862 von Berlin als Gesandter nach Paris kam, seine loyale, aufrichtige und versöhnliche Gesinnung, sein biederer und zuverlässiger Character in Frankreich hochgeschätzt wurden. Was

hatte er vor dieser Zeit gethan, um solchen Ruf zu verdienen, und was hat er seither gethan, um ihn einzubüßen? Die einfachste Antwort auf diese Frage ist, daß er seinem Lande und Könige, ohne viel Rücksicht auf seinen Ruf bei Fremden, ja selbst bei seinen eigenen Landsleuten zu nehmen, mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzem Geiste und allen Kräften gedient hat. Von seinem ersten Eintritt in die Oeffentlichkeit, als Mitglied eines Provinzial-Landtages 1846, bis zu seiner Ernennung zum Gesandten am deutschen Bundestage in Frankfurt 1851, während seiner diplomatischen Residenz daselbst und in Wien, von seiner Minister-Präsidentschaft 1862 bis zum österreichischen Kriege 1866 und vom Frieden zu Nikolsburg bis zum französischen Kriege von 1870 sind sein Streben und seine Politik fortwährend von drei oder vier großen Principien geleitet worden. Unter diesen sind der Ausschluß Oesterreichs vom deutschen Bund, die Neubildung dieses Bundes auf föderaler Basis, die allmähliche Bildung und Consolidation der gesammten nationalen Einheit unter Führung einer überwiegenden preußischen Monarchie. Diesen Zwecken widmete er die ganze Energie eines unverrückbaren Willens, alle Hülfsquellen eines reichen und durchdringenden Verstandes, die ganze die Verhältnisse überschauende Fähigkeit und Combinationsgabe eines die Gelegenheit schnell erfassenden Kopfes und eines nie erschlaffenden Armes. Ein Minister, der eine großartige nationale Politik durchführt, ist in einem Zeitalter der Büreau- und Rednerbühnen-Staatsmannschaft ein Phänomen. Den Bismarck's einer früheren Zeit verdanken wir Engländer Alles, was wir über die neutrale Glückseligkeit einer Nation ohne Geschichte hinaus haben und sind. — Der Zweck, für den Graf Bismarck mit unermüdlicher Hingabe arbeitet, dem er Gesundheit, Bequemlichkeit und selbst seinen Ruf geopfert hat — die Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands unter der Führung Preußens — ist einer, zu dem sich der ehrenhafteste Staatsmann bekennen kann, und dessen sich die höchste Moralität

nicht zu schämen braucht. Seine unwandelbare Energie in Verfolgung und Erreichung desselben wird nicht nur von Preußen, sondern von Deutschland mit Dankbarkeit anerkannt werden. Die Mittel, durch welche dieser Zweck erreicht wurde: — ach, es gehört der ganze Gleichmuth des geschichtlichen Gewissens dazu, um mit Behagen auf eine in Blut und Thränen geschriebene und mit dem Elend und der Trauer von Tausenden von Menschen beladene Politik zurückzublicken!"

Thiers hatte sich, wie oben berichtet wurde, nachdem seine Mission in England gescheitert war, zunächst nach Italien begeben, um seine Werbungen zu Gunsten Frankreichs fortzusetzen. Wird er in Florenz und danach in Wien und in Petersburg Geneigtheit finden, vermittelnd einzutreten? Diese Frage wurde in der europäischen Presse lebhaft erörtert, doch fielen die Antworten zumeist zu Ungunsten Frankreichs aus. Des Grafen Bismarck Worte glichen einer auf eherner Tafel eingegrabenen Schrift; die Stimmen mehrten sich, die Frankreich ernstlich riethen, bei Zeiten nachzugeben, um den Preis des Siegers nicht zu eigenem Schaden noch zu steigern. In Etwas fühlte sich auch Jules Favre erschüttert. Es war dies seinem zweiten Rundschreiben anzumerken, das er an die auswärtigen Vertreter Frankreichs erließ. Es liegt im französischen Wesen, allem Thun und Treiben ein theatralisches Gepränge zu geben. Das bekundete auch dieses Rundschreiben, aus dem trotz der pomphaften Worte zu erkennen war, daß der Wunsch, Frieden zu erlangen, und die Geneigtheit, Opfer zu bringen, bei Jules Favre inzwischen um Vieles zugenommen hatte. Mit pathetischer Declamation rief er aus: „Nicht unsere Eintagsgewalt, sondern das unsterbliche Frankreich ist es, das sich gegen Preußen erhebt, um das Leichentuch des Kaiserreichs abzuschütteln, jenes Frankreich, welches frei, edelmüthig, bereit, sich für sein Recht und seine Freiheit zu opfern, jede Politik der Eroberung, jede gewaltthätige Propaganda von sich abweist, das keinen andern Ehrgeiz kennt, als Herr seiner selbst zu

bleiben, um seine geistigen und materiellen Kräfte zu entwickeln, mit seinem Nachbar gemeinschaftlich an dem Fortschritte der Civilisation zu arbeiten, jenes Frankreich, welches, sobald ihm die Freiheit der Action zurückgegeben war, sofort das Aufhören des Krieges verlangt hat, welches aber den Untergang tausendmal der Schande vorzieht."

Die Schuld zu sühnen, wie es in gleichem Falle von einem jeden andern Volke verlangt und gewiß am eindringlichsten seitens Frankreichs verlangt worden wäre, das nannte selbst ein Jules Favre, der offenbar einer der besseren Männer des heutigen Frankreich ist, eine „Schande"! — Dies zeigt deutlicher als alles Andere, welche Macht der im äußersten Sinne unlauter gewordene Nationalwille Frankreichs gewonnen, welche Verwüstungen er angerichtet hat, ja es erweckt gerechten Zweifel, ob dieser entartete Nationalwille jemals wieder zur Läuterung gelangen und die Bahn finden werde, die Frankreich dem drohenden Verderben, dem es zutreibt, zu entreißen vermag. Das unermeßliche Feld der Geschichte zeigt Grabsteine, unter denen Völker ruhen, bei denen der Anfang ihres Endes von Erscheinungen begleitet war, wie sie in überraschender Aehnlichkeit in Frankreich bereits zu Tage getreten sind. — Muß doch Jules Favre in diesem zweiten Rundschreiben selbst bekennen: „Wir haben das Unrecht begangen, und wir büßen jetzt grausam dafür, eine solche Regierung geduldet zu haben, welche uns ins Verderben riß. Wir erkennen nunmehr die Verpflichtung an, daß wir das Unrecht, welches jene Regierung verübt hat, gut machen müssen; aber —" — dieses „Aber" leitet einen neuen Ausbruch französischen Dünkels ein — „aber wenn der Feind unser Unglück zu unserer Vernichtung benutzen will, dann werden wir verzweifelten Widerstand leisten, und — es ist dies wohl zu beachten! — diesen Widerstand wird die durch eine frei gewählte Versammlung rechtmäßig vertretene Nation leisten, welche durch jene feindliche Macht vernichtet werden soll. Das Glück das uns bisher ungünstig war, kann sich un-

8*

versehens wenden. Europa fängt an sich zu regen, seine Sympathien für uns erwachen wieder. Die Sympathien der Cabinette ehren und trösten uns. Sie werden lebhaft gerührt sein über die edle Haltung von Paris, welches inmitten so furchtbarer Ereignisse und gewaltigster Erregung voller Vertrauen und bereit ist, auch das Letzte zu opfern. Die bewaffnete Nation betritt nunmehr den Schauplatz, ohne rückwärts zu schauen, und nur die einfache große Pflicht vor Augen, ihren heimathlichen Heerd und ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen." Welch theatralisches Wesen in dieser — „Staatsschrift!" — Wer genau die Lage ins Auge faßt, in der Frankreich sich zur Zeit befand, und dabei erwägt, daß ein Favre obige Sprache führen konnte, und daß auch er der Phrase huldigte „Frankreich ist geschlagen, aber nicht besiegt!" der wird gewiß, sollte es bis dahin noch nicht geschehen sein, den Ausspruch: „Die Franzosen sind geborne Schauspieler!" als wohlberechtigt erkennen. Noch nie ist's geschehen, daß ein Volk, nachdem es zehn Schlachten und — mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheils — seine ganze Armee verloren, sich selbst so arg belog, wie es zur Zeit von den Franzosen geschah, deren Empfinden und Denken Favre Ausdruck verlieh. Es blieb ihnen ja aber noch Paris, und — Trochu hatte es gesagt — Paris ist „unnahbar!" — Ein Wahn war demnach noch nicht zerstört, als schon ein neuer Wahn, „die Unbesieglichkeit der mächtigsten Festung der Welt", sich geltend machte.

Wie kühl, ruhig und selbstbewußt, gegenüber den melodramatischen Ergehungen der Franzosen klang ein Bericht des „Staats-Anz." aus Meaux vom 18. September. „Die sämmtlichen, um Paris zusammengezogenen Corps werden mit dem morgenden Tage ihren Vormarsch beendet und die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen haben, und es ist die Rede davon, daß dann auch das große königliche Hauptquartier von hier noch weiter gegen Paris verlegt werden wird. Es wird dann die Einschließung und Isolirung der französischen Hauptstadt vollendet sein." Unaufhaltsam breitete das 230,000 Mann starke

deutsche Heer seine mächtigen Flügel nach Nordwest und Südwest aus, näher und näher der feindlichen Hauptstadt entgegen rückend. So schwebt im Aether in majestätischer Ruhe der Adler dahin, das Wild fest im Auge behaltend, das er hellen Blickes erspäht hat, und das er umkreist, um sich im rechten Augenblicke auf dasselbe niederzustürzen und ihm die Fänge in die Weichen zu schlagen. „Bald werden“, sagte die „Voss. Z.“, „unseren Märkern, Pommern, Ostpreußen und anderen Landsleuten Notre-Dame, das Pantheon, der Triumphbogen und die übrigen Spitzen der glänzenden Stadt entgegenleuchten, aber unter den Forts wird auch der starke Mont Valerien hervorragen und der Montmartre als Denksäule an die blutige Schlacht vor der Einnahme von Paris im Jahre 1814 erinnern. Nach dieser Schlacht lag die Stadt dem Sieger offen, heute ist sie die größte Festung der Erde und will den Kampf nicht blos um ihre Existenz, sondern für das Land aufnehmen. Wirklich, und in einer ernstern Probe als je, hat diesesmal Paris Frankreich zu vertreten, denn was seit Troja und Hannibal vor Rom nicht wieder erlebt ist, ereignet sich: eine Stadt ist der letzte Schutz und die letzte Kraft eines Landes. Wenn sonst Heere besiegt werden, retten sich die geschlagenen Theile wie sie können, ordnen sich, ziehen neue Streiter an sich und erscheinen wieder auf dem Kriegsschauplatze, oder bleiben drohend im Felde. Die französischen Heere sind aber vom Boden Frankreichs verschwunden. Nach ununterbrochenen Niederlagen in Schlachten hat eines capitulirt, und die Nachricht von der Capitulation des andern kann eintreffen, ehe diese Spalte zu Ende geschrieben oder gelesen ist. Für den Krieg hat eine reguläre Macht von 400,000 Mann zu sein aufgehört, Generale und Offiziere giebt es kaum noch, Waffen und Heergeräth sind mit den Feldzeichen massenhaft in der Hand des Feindes, das Uebergewicht der Chassepots und Mitrailleusen ist dahin. Das Alles soll nun durch Paris ersetzt werden, und wenn man die Vertheidigung von Straßburg und Toul und die Ausdauer von

Metz ansieht, so könnte uns bange werden, und Frankreich könnte auf seine Metropole Hoffnungen setzen. Aber die Deutschen werden andere Feinde sein als die Griechen vor Troja und nicht wie diese zehn Jahre zur Belagerung brauchen."

Am 17. September kam es zum ersten Gefecht vor Paris. Zum Schutz einer Pontonbrücke, die oberhalb Villeneuve über die Seine geschlagen worden war, waren von einer Infanteriebrigade, zwei Escadrons und zwei Batterien die Höhen in der Nähe der Brücke besetzt worden. An dem Saume eines Waldes hatten fünf Compagnien Aufstellung genommen. Sie wurden von sechs Bataillonen Franzosen heftig angegriffen, doch schlugen sie im Verein mit der Artillerie den Feind zurück, wobei derselbe, wie Trochu in einem Tagesbefehl eingestand, „empfindliche Verluste" erlitt. Die über die Pontonbrücke in der Richtung auf Versailles vorrückenden Truppen kamen an herrlichen Schlössern und Villen vorüber. Die Einwohner waren geflohen, überall herrschte lautlose Stille. Die Lüge über die angebliche Mord- und Raubsucht der „Barbaren" hatte die Einwohner zu ihrem Schaden hinweggescheucht, denn vielfach trat die Folge ein, daß räuberisches Gesindel aus der Umgegend in verlassene Häuser eindrang und sie ausplünderte.

Am 19. September Morgens trafen die deutschen Vortruppen am Gehölz von Ferrières auf den Feind. Dort entspann sich der erste größere Kampf vor Paris. Aber es war von vorn herein ein böses Omen für die Franzosen, daß der Kampf französischerseits unter der Führung des Generals Ducrot stattfand, eines Mannes, der, einer der Gefangenen von Sedan, sein Ehrenwort gebrochen und unmittelbar nach erfolgter Capitulation sich auf die Flucht begeben hatte. Der Feind hatte auf der Höhe von Chatillon und Plessis eine außerordentlich starke Schanze angelegt, die überdies von einigen der pariser Forts gedeckt war. Die mit 72 Kanonen besetzte Schanze bildete den Mittelpunkt der feindlichen Stellung. In das Feuer dieser Batterien kamen zwei preußische Regimenter, das Königsgrenadier-Regi-

ment Nr. 7 und das 47. Infanterie-Regiment. Nachdem sie zwei Stunden lang der sechsfach überlegenen feindlichen Macht widerstanden hatten, erschien das 2. bayerische Corps auf dem Kampfplatz, und nun wurde deutscherseits zum Angriff übergegangen und derselbe mit solchem Nachdruck ausgeführt, daß der Feind in fluchtartiger Eile in den Forts Schutz suchte. Die Deutschen nahmen demselben acht Kanonen und machten über tausend Gefangene.

Zu den französischen Truppen, die hier den Deutschen entgegentraten, gehörte auch das 1. Zuavenregiment, das den Schrecken von Weißenburg noch nicht verwunden hatte. Denn als die erste Granate in dieses Regiment einschlug, machte es Kehrt und floh der Hauptstadt zu. Der großen Erbitterung, die diese Flucht in Paris hervorrief, gab ein Tagesbefehl des Gouverneurs Trochu Ausdruck, in dem es hieß: „Eine nicht zu rechtfertigende Panik, welcher ein trefflicher Kriegsführer und seine Offiziere nicht Einhalt zu thun vermochten, bemächtigte sich des provisorischen Zuavenregiments. Gleich bei Beginn der Action zog sich der größte Theil dieser Soldaten in Unordnung in die Stadt zurück, verbreitete sich in derselben und versetzte sie in Schrecken. Um ihr Betragen zu entschuldigen, erklärten die Ausreißer, daß man sie dem sicheren Tode entgegengeführt habe (obgleich ihr Effectivbestand vollzählig und keiner von ihnen verwundet war), daß sie keine Patronen gehabt (obgleich sie, ich constatire dies selbst, von den ihrigen keinen Gebrauch gemacht); daß sie von ihren Führern verrathen worden seien. Die Wahrheit ist, daß diese Unwürdigen von Anfang an das Gefecht gefährdeten, dessen Ergebnisse trotz ihrer beträchtlich sind. Andere Soldaten verschiedener Infanterie-Regimenter haben sich angeschlossen. Die Unglücksfälle, welche wir bei Beginn dieses Krieges erlitten, waren die Ursache, daß undisciplinirte und demoralisirte Soldaten nach Paris zurückkamen, welche Unruhe und Verwirrung dorthin brachten und durch die Umstände die Scheu vor ihren Führern verloren und einer jeden Be-

strafung entgingen. Ich bin fest entschlossen, so ernsten Unordnungen ein Ziel zu setzen. Ich befehle allen Vertheidigern von Paris, die isolirten Leute, die Soldaten aller Waffengattungen oder die Mobilgarden, welche in der Stadt in betrunkenem Zustande umherirren, scandalöse Redensarten führen und durch ihre Haltung die Uniform entehren, welche sie tragen, aufzugreifen." Das war eine Characteristik französischer Militärs, wie dieselbe, hätte sie einen Ausländer zum Verfasser gehabt, französischerseits sicherlich bestritten worden wäre. Scham und Noth zwangen dem Gouverneur von Paris jenes Geständniß ab. Weitere Schlüsse lagen nahe. War das französische Militär also demoralisirt, wie es Trochu hier eingesteht, so mußte das einen Rückschluß auf den Zustand des französischen Volkes selbst thun lassen, weil ja aus ihm, zu seinem allergrößten Theile wenigstens, das Heer hervorgeht. —

Wenige Tage zuvor brachte die „Köln. Z." einen Artikel aus der Feder Hans Wachenhusen's, der mit dem obigen Urtheile Trochu's übereinstimmt. Wachenhusen wies darauf hin, daß die Verwilderung der Soldaten ihre Wurzel in der moralischen Verwilderung der Nation habe. Es sei dahin gekommen, fährt er fort, daß der französische Soldat alle soldatischen Tugenden verloren habe, daß seine Disciplin gelockert, sein Ehrgeiz abgestumpft sei. Es sei ihm versichert worden, daß, als Mac Mahon durch Meaux marschirt sei, die französischen Soldaten, müde des Gewehrtragens, ihre Waffe weggeworfen und ihren Offizieren höhnisch in's Gesicht gelacht hätten. Wachenhusen berichtet weiter:

„Proben des Vandalismus, mit welchem die französischen Soldaten in allen Städten und Dörfern ihres eigenen Vaterlandes gehaust, habe ich überall gefunden. Es sind mir Bürger begegnet, die offen gestanden: „lieber zwanzig Preußen als Feinde denn fünf Franzosen als Vertheidiger!" Was die französische Armee an Sorglosigkeit dem Feinde gegenüber leistet, das sahen wir bei Beaumont, wo die Unseren am hellen Mittag ein großes

französisches Lager beim Abkochen überraschten, das nicht einmal Posten ausgestellt hatte. Ein Weg über das Schlachtfeld zeigte mir am Abend das Fleisch, die Kartoffeln und den Reis in ihren Kochgeschirren, unter denen noch die Kohlen glommen. In wildester Flucht ließen sie Alles stehen und liegen, und so fingen wir zwei große Lager hinter einander ab. Der Araber selbst beschämt den Franzosen hierin, denn er stellt selbst auf seinen Karavanenwegen Nachts seine Wachen aus. Wir sehen aber, daß die grande nation selbst von ihren Besiegten nichts gelernt hat. Wie der französische Soldat im Lager, so ist er auch auf dem Marsch. Er kann nicht marschiren; er legt deshalb täglich nur kleine Strecken zurück. Märsche von fünf Meilen, drei, vier Tage hintereinander, wie sie die Unsrigen in diesem Feldzuge wie im vorigen so oft machen mußten, würden die Chausseen mit der ganzen französischen Armee garniren. Dafür ist der französische Soldat desto anspruchsvoller. Alle Quartiere, welche die feindliche Armee innegehabt, zeugen davon. Er erträgt ungern Entbehrungen, murrt, wenn sie ihm auferlegt werden, und greift zur Gewalt gegen seine eigenen Landsleute, um sich zu verschaffen, was er braucht. Die Geduld, die Ausdauer, welche unsere Soldaten in diesem Kriege zeigten, wenn es galt, Brot, selbst Wasser zu entbehren, wird dem französischen Soldaten nie begreiflich sein. Wahr ist es, und ich kann dies nicht genug betonen, - die Franzosen haben sich tapfer geschlagen, und wer ginge denn mit dem Chassepot-Gewehr nicht voll Zuversicht in den Kampf? Aber „sie wollen nie beißen", nur wenn sie in Massen sind, geben sie massenhaftes Feuer; sie halten auch aus in festen Positionen, aber sind das Verdienste, soldatische Tugenden? Wo unsere Artillerie tüchtig einschlug, stoben sie immer auseinander; ihre Offiziere hatten nie Gewalt über sie. Was wir von ihnen gelitten — und Gott weiß, es ist viel —, das fügte uns ihre furchtbare Waffe zu, die für die Unseren der blasse Tod selbst war, die so hageldicht einschlug, daß nur ein glücklicher Zufall vor Tod oder Wunden

bewahrte. Mit einer solchen Waffe in der Hand hätten sich unsere Preußen keine der glänzenden Positionen nehmen lassen, welche die Franzosen jedesmal aufgeben mußten."

Am 19. September wurde das königliche Hauptquartier nach dem Rothschild'schen Schloß Ferrières (bei Lagny) verlegt. Kayßler berichtet darüber in der „Spen. Z.":

„Gestern erging in Meaux plötzlich der Befehl zum Aufbruch des Hauptquartiers. Der König selbst fuhr nach Claye, um dort zu Pferde zu steigen und Truppen zu besichtigen, das Hauptquartier begab sich in zwei Staffeln nach dem Rothschild'schen Schloß Ferrières und nach Lagny, bei Weitem der größte Theil jedoch nach dem ersteren Orte. Von hier führt dahin ein in seinem größeren Theil fast schnurgerader schöner Weg, immer dicht an Parks hin, die prachtvolle, von Lichtungen durchschnittene Waldpartieen haben. Der Augenblick, ehe der König eingetroffen ist, ladet ein, das Schloß zu besichtigen. Eine lange Strecke sind wir an der Gartenmauer hingefahren, als der Wagen an der nördlichen Einfahrt hält, welche freilich nur zu der Hinterfront des Schlosses führt. Zwei thurmartige kleine Gebäude, in deren einem sich der Feldtelegraph etablirt hatte, bilden den Eingang. Man tritt in einen Garten, den ein breiter Weg nach dem Schlosse zu durchschneidet. An den Seiten sind Fischbassins, die von Beeten eingefaßt sind. In ungeheuren Kübeln stehen in weiterer Entfernung um das Schloß herum prachtvolle Orangeriebäume, dicht an der Front, aber gleichmäßig zu beiden Seiten geordnet, obeliskartig zugeschnitten, kolossale Buchsbäume, breitblätterige Myrthen und Araucarien. Umschlossen ist das Schloß endlich von einem dichten, heckenartigen Gebüsch, aus Lorber, Rhododendron und Myrthe bestehend. Wundervolle Araucarien und Cadenen (cadens rubra), Thujen und Magnolien bilden die köstlichste Zierde der wundervollen Pflanzenwelt, welche sich um das Schloß ausbreitet und der gegenüber das Schloß selbst, trotz alles seines Reichthums, zurücktritt, denn es ist ein Gemisch aller möglichen Stilarten. Den schönsten

Anblick gewährt die nach Süden gelegene Hauptfront. Aus dem Park, der hier durch einen See belebt ist, in dem eine wundervoll bebaumte Insel liegt, erhebt sich eine Terrasse in zwei Stufen. Auf der ersten stehen zur Seite der Treppe colossale Löwen und Vasen nach antikem Muster. Auf der oberen Stufe führt eine breite Freitreppe, deren beide halbrunde Arme sich in der Mitte vereinigen, zum Schlosse, das nach dieser Seite hin im ersten Geschoß einen schönen Säulengang zeigt. Wenn sich das Schloß nach dieser Seite von Außen am prachtvollsten präsentirt, so ist der Eintritt von der Nordseite wohl schöner. Hier kommt man zuerst in ein Vestibul mit Marmorbüsten römischer Kaiser, und auf einer schönen Treppe gelangt man in den größten Raum des Schlosses, einen Salon mit umlaufender Galerie, die von ionischen vergoldeten Säulen getragen wird. In diesem Saale ist eine Fülle von Kostbarkeiten verschwendet, zu deren Beschreibung ein eingehendes Studium gehören würde. Für Gemälde ist in diesem Reichthum von Gold und Zierrath wenig Raum, nur ein Reiterporträt von Velasquez und eine Landschaft haben Platz gefunden, oberhalb der Galerie ist die Wand mit Gobelins bekleidet. In der Mitte des großen Saales steht ein brûle-parfume, eine unregelmäßige Marmorsäule mit einem kolossalen Becken in chinesischem Geschmack darauf; Schränke und Tische, mit Schildpatt und Silber ausgelegt, stehen überall umher; die Hinterwand wird ganz von der Bibliothek, deren Bücher sämmtlich in rothem Maroquin gebunden sind, eingenommen. Um diesen großen Salon herum liegen der kleine und große Speisesaal, ein Musiksaal u. s. w., jeder in anderer Weise decorirt. Der Speisesaal besitzt einen ganz wundervollen Schmuck in den in das Getäfel eingelassenen Reliefs, die mit unvergleichlicher Kunst in Bronze gegossen sind. Sie stellen den Sturz des Phaëton, das Verderben der Niobiden, den Kampf der Centauren mit den Lapithen und den Himmelssturm der Giganten dar. An dem

einen Ende der Räume liegt die Hauskirche. Der obere Stock, zu welchem man durch ein mit schönen Jagdbildern geschmücktes Treppenhaus gelangt, besteht ganz aus Wohn- und Schlafzimmern, alle — besonders die für die Damen bestimmten — mit dem außerordentlichsten Luxus eingerichtet, zum Theil mit sehr schönen Gemälden geschmückt. Sachverständig wandelten die Herren Quartiermacher auf und ab und schrieben an jede Thür mit der unvermeidlichen Kreide den Namen der provisorischen Bewohner an, die nicht nur nicht über die Wohnung, sondern eben so wenig über das Essen zu klagen haben werden, denn Rothschild, der zwar selbst in Paris geblieben ist, hat einen Regisseur zurückgelassen, der in Bezug auf Tafel und Keller die Würde des Hauses zu wahren hat. Auch die zu den Besitzungen gehörigen Leute hatten dieselben nicht verlassen, sie waren zum Theil auf den Aeckern mit ländlichen Arbeiten beschäftigt und benahmen sich gegen die Vorüberfahrenden ungemein entgegenkommend, was übrigens von allen Denjenigen, welche in den Ortschaften, die wir passirt haben, zurückgeblieben waren, geschah.

„Der Park des Schlosses ist prachtvoll. In abgeschlossenen Räumen weidet Hochwild, in den Wiesen springt munter der Hase umher und zuweilen schwirrt, schweren und unsicheren Fluges, ein Fasan vorüber. Hier ist die Flora der ganzen Welt vertreten. Neben der malerischen Kiefer zittert das Laub der Silberpappel, am Bache, der sich durch die Wiese schlängelt, wachsen Tamarinden- und Tulpenbäume, die Weimuthskiefer bildet prachtvolle Gehölze und auf jedem freien Platze breitet wieder eine Ceder, deren Zweige gewöhnlich in zwei Zinken auslaufen, ihr Haupt aus, wie wenn sie schwämme und gleicht mit der Last ihrer Früchte im Sonnenlichte einem glitzernden Weihnachtsbaum. Weite Wege führen in immer stillere Waldeinsamkeit und aus dieser wieder zurück zu der Umgebung des Schlosses, wo neben der Ceder die Cactus-

Araucaria durch ihre bizarren und muskulösen Formen immer auf's Neue fesselt.

„Das Schloß und seine nächste Umgebung mußte sich als geräumiger dargestellt haben, als anfangs erwartet worden war, denn allmälig strömte auch Alles, was ursprünglich in Lagny hatte bleiben sollen, nach Ferrières."

Schon am 18. September waren drei preußische Husaren vor Versailles erschienen und hatten die Uebergabe der Stadt verlangt. Ihnen folgten 400 Ulanen, von denen 2000 Mobilgarden gefangen genommen wurden. Am folgenden Tage kam es, während der Donner der Kämpfe um die Schanze zwischen Chatillon und Plessis die Fensterscheiben in Versailles erzittern machte, zur Capitulation, und 30 bis 40,000 deutscher Truppen besetzten die Stadt, in deren berühmten Schlosse so viel Unheil gegen Deutschland ausgebrütet worden war.

Damit war erreicht, was Viele noch kurz vorher als etwas Unausführbares dargestellt hatten. Die vollständige Cernirung von Paris war vollzogen, und es ward der Heimath dies hochwichtige Ergebniß durch folgende Depesche (die 48.) verkündet:

Von der Armee vor Paris.

Aus dem großen Hauptquartier vom 20. September.

Nach den vorbereitenden Bewegungen der letzten Tage ist am 19. durch einen Vormarsch sämmtlicher Corps die vollständige Cernirung von Paris ausgeführt worden. Se. Majestät der König recognoscirten im Laufe des Tages die Nord-ost-Front der Befestigungen.

von Podbielski.

Daß die zeitigen Machthaber in Paris darauf Bedacht nahmen, das Geschehene den Franzosen mundgerecht zu machen, kann nicht Verwunderung erregen. Von Tours aus wurde unter dem 25. September folgender Bericht veröffentlicht: „Die

hiesige Abtheilung der Pariser Regierung theilt mit, daß sie mittelst Luftballons aus Paris Nachrichten empfangen hat. General Ducrot, welcher mit 4 Divisionen die Ausläufer der Höhen zwischen Villejuif und Meudon besetzt hatte, machte am 19. eine Recognoscirung in das Vorterrain und stieß auf bedeutende feindliche Streitkräfte, darunter viel Artillerie, die in einem Gehölz eine verdeckte Aufstellung genommen hatte. Nach einem lebhaften Gefecht mußte der Rückzug angetreten werden, welche Bewegung von dem rechten Flügel mit bedauernswerther Ueberstürzung (!) ausgeführt wurde, während die anderen Truppen sich in guter Ordnung auf die von einer Redoute besetzte Anhöhe und das Plateau von Chatillon rückwärts concentrirten. Gegen vier Uhr Nachmittags entwickelte sich die preußische Artillerie mehr und mehr, so daß General Ducrot die Truppen unter den Schutz der Forts zurücknehmen mußte und sich nach Vernagelung der 8 in der Redoute von Chatillon befindlichen Geschütze nach dem Fort von Vanves zurückzog. Die Truppen müssen sich nun definitiv in Paris concentriren. Unsere Verluste waren leicht. Der Feind hat noch keine Demonstrationen gegen die Forts unternommen."

Der „Electeur Libre", ein von Picard, dem zeitigen Finanzminister, gegründetes Blatt, tischte den Parisern folgende Nachrichten auf: „Die Flotte bombardirt Hamburg und legt ihm Requisitionen auf. Drei Nationalwerkstätten werden eröffnet zu Tulle, St. Etienne und Paris, hunderttausend Arbeiter, Waffenschmiede und Schlosser werden einberufen zur Verfertigung von Waffen für die Nationalvertheidigung. Die Preußen werden außerhalb des Völkerrechts gestellt."

Ein tiefernstes Wort über die Lage brachte die preußische „Provinzial-Correspondenz."

„Wir stehen", heißt es in demselben, „vor dem letzten militärischen Abschnitt der gewaltigen weltgeschichtlichen Entwicklung dieser Tage. Nach der Belagerung und dem zu hoffenden Falle von Paris kann es in militärischer Beziehung

nur noch ein Nachspiel des Krieges geben; die Entscheidung selbst wird dann in der Hauptsache erfolgt sein.

„Nach der gründlichen Niederlage der französischen Armee bei Sedan hatte man noch ein schnelleres Ende des Krieges in Aussicht genommen und namentlich eine ernste und langwierige Belagerung von Paris nicht mit in Berechnung gezogen. Die Aussichten für eine weitere erfolgreiche Vertheidigung Frankreichs waren ja in der That geschwunden, und für die Vertheidigung von Paris zumal fehlte die unerläßliche Voraussetzung: das Vorhandensein einer bedeutenden Feld-Armee, deren Wiedergewinnung in naher Zeit nicht zu hoffen war.

„Den Selbsttäuschungen der republikanischen Regierung in Frankreich und den Täuschungen, welche dieselbe im Lande von Neuem erzeugte, ist es zuzuschreiben, daß unseren Armeen neue größere Aufgaben erwuchsen, daß es nöthig wurde, nach dem kaiserlichen Frankreich auch das republikanische Frankreich zum Bewußtsein seiner völligen Erschöpfung und Ohnmacht zu bringen. Die französische Nation, der es in ihrem Stolze unmöglich war, an die Größen ihrer Niederlagen zu glauben, ließ sich von den neuen republikanischen Führern willig in den Trost einwiegen, daß nur der Kaiser und seine Regierung an dem außerordentlichen Mißgeschicke Schuld seien, — die Nation selbst aber, welche nach dem Sturze des Kaiserthums sich zurückgegeben sei und ihre eigene Vertheidigung in die Hand genommen habe, werde Alles wieder gut machen, eine Massenerhebung des Volks werde in Kurzem neue unbesiegliche Heere schaffen, deren Begeisterung ersetzen werde, was ihnen an militärischer Ausbildung fehle, und deren ungestümer Andrang die Horden der deutschen Barbaren vom Boden Frankreichs wegfegen werde. In diesem Wahne und unter der Herrschaft der unverständigen Leidenschaften der Pariser Volksmassen wurde die Fortsetzung des Kampfes und der Vertheidigung von Paris beschlossen.

„Durch den neugestärkten Wahn von Frankreichs Unbesieglichkeit ist in der That die Fortsetzung des Krieges bis zur

allseitigen handgreiflichen Darstellung der Ohnmacht Frankreichs eine unerläßliche Nothwendigkeit geworden.

„So berechtigt der Wunsch nach baldiger Beendigung des Krieges ist, und so sehr man überzeugt sein darf, daß unser königlicher Kriegsherr den Kampf nicht um eine Stunde über die wirkliche Nothwendigkeit hinaus verlängern wird, so muß man doch die Anzeichen eines höheren Waltens in dem Lauf der jetzigen Ereignisse auch darin erkennen, daß das Strafgericht über Frankreich sich, wie es scheint, in vollem Maße erfüllen soll, auf daß der Uebermuth der französischen Nation vollständig gebeugt und hierdurch der Friede für die Zukunft um so sicherer verbürgt werde.

„Wäre es nach der Schlacht von Sedan zum Frieden gekommen, so würden alle die Täuschungen, in welchen Paris und Frankreich noch in diesem Augenblick befangen sind, nach dem Friedensschluß bald wieder mit unwiderstehlicher Macht zur Herrschaft gelangt sein. Noch heut weiß die Mehrzahl der Franzosen kaum, daß ihre Heere überall in diesem Feldzuge geschlagen worden sind, da ihnen fast immer von Siegen berichtet worden war; — noch heut glaubt ein großer Theil des französischen Volkes, daß Bazaine die eisernen Fesseln, die ihn in Metz festhalten, mit leichter Mühe sprengen könnte, und daß er nur aus eigenem Entschlusse und auf Grund einer Kriegslist noch dort verweile; — noch heut hält man Paris für unüberwindlich und die Hunderttausende von Mobilgarden und Nationalgarden für eben so tüchtig wie unser Belagerungsheer; — noch heut hält man es für unmöglich, daß Europa einer Belagerung von Paris, der „heiligen Völkerstadt", ruhig mit zusehen könne. Würde der Frieden geschlossen, ohne daß zuvor alle diese Täuschungen vollständig vernichtet worden, so würde in dem eiteln Volke sehr bald wieder der Wahn zur Geltung gelangen, daß Frankreich überhaupt nicht besiegt worden, und daß der unglückliche Friede nicht nöthig gewesen und nur durch Kleinmuth und Verrath Seitens der Regierung verschuldet sei.

In solchem Wahn und Uebermuth aber würde das unruhige Volk um so früher den Versuch wagen, das Verlorene zurück zu erobern.

„Nur wenn die Pariser Bevölkerung und ganz Frankreich den bittern Kelch der Niederlagen bis zur Hefe geleert haben, wenn die militärische Kraft des Landes vollends gebrochen und die Hoffnung auf das Erstehen neuer Armeen vernichtet ist, — nur wenn das Bewußtsein der Niederlage zu voller Kraft gelangt: erst dann wird die Hoffnung begründet sein, daß die Erfahrungen dieses Jahres nicht ohne nachhaltige Wirkung in Frankreich, nicht ohne Frucht für den Völkerfrieden bleiben.

„Auch noch in anderer Beziehung wird der von Frankreich selbst gewollte Fortgang des Krieges dazu dienen, dem künftigen Frieden eine längere Dauer zu verbürgen. Mit jedem Tage schreitet die innere Zerrüttung und die Selbstzerstörung in Frankreich weiter vor, und je länger sich dieser Zustand hinzieht, desto längere Zeit wird das französische Volk brauchen, um die tiefen Wunden, die es sich selber schlägt, zu heilen. Nicht blos, daß immer neue Bezirke des Landes in den Bereich der Kriegsführung hineingezogen werden, — die jetzige revolutionäre Art der Landesvertheidigung fügt der Bevölkerung selbst unheilbaren Schaden zu und nöthigt unsere Kriegsführung theilweise zu Härten, welche das Land nicht minder empfindlich treffen. Verwüstungen, wie sie in einem weiten Gürtel um Paris von der revolutionären Regierung thörichter und rücksichtsloser Weise angerichtet worden sind, wie sie ferner mit einer langwierigen feindlichen Besetzung und vollends mit einem Belagerungskampfe nothwendig verknüpft sind, müssen auf lange Zeit hinaus die Kraft der Bevölkerung aufs Aeußerste erschöpfen.

„Die Wirkung der äußeren Zerrüttung wird noch erhöht durch die politische Auflösung, in welche Frankreich von Tag zu Tag entschiedener geräth. Es ist kaum abzusehen, welche politische Gestaltung mit Hoffnung auf Dauer in Frankreich Boden gewinnen kann; die politischen Schwierigkeiten und

Schwankungen aber werden die Wiederbelebung des öffentlichen Wohlstandes vollends erschweren.

„Alle diese Betrachtungen würden freilich unsere Regierung nicht bestimmen, ihrerseits eine längere Dauer des Krieges zu wünschen oder zu veranlassen, sobald Frankreich geneigt wäre, einen Frieden zu schließen, wie er durch die Lage der Dinge und durch Deutschlands unabweisliches Interesse geboten ist. Wohl aber sind jene Erwägungen geeignet, uns über die Fortdauer des Krieges, so lange dieselbe durch Frankreichs Verhalten unerläßlich ist, zu beruhigen. Unsere Krieger werden die weiteren Beschwerden und Gefahren des Feldzuges willig und freudig tragen in der gewissen Zuversicht, daß jede Verlängerung des jetzigen Krieges, insofern sie eine Vervollständigung der Niederlage Frankreichs bringt, dadurch zugleich eine höhere Bürgschaft für die Dauer des künftigen Friedens ist, daß jede Woche, um welche der Krieg verlängert werden muß, uns vielleicht ein Jahr mehr für den Frieden verbürgt."

Ein gescheiterter Waffenstillstands-Versuch.

Gerade um die Zeit, als die Einschließung der Hauptstadt Frankreichs vollzogen worden war, vernahm man von einem Versuch Jules Favre's, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Es bestätige sich, sagte die „Spen. Z.", daß Graf Bismarck dem Herrn Jules Favre die Erlaubniß ertheilt habe, sich im deutschen Hauptquartier zu einer Besprechung einzufinden. „Unser Bundeskanzler", fügte die genannte Zeitung hinzu, „wird mit Jules Favre natürlich nur als Privatmann verhandeln, denn Herr Jules Favre hat in seinem letzten Circular selbst eingestanden, daß die provisorische Regierung ohne jedes gesetzliche Mandat ist. Es wird ganz gut sein, daß einmal ein Mitglied der provisorischen Regierung, für welche Deutsch-

lands Fürsten, Heer und Staatsmänner nur erst in mythischen Umrissen schweben, den Grafen Bismarck von Angesicht zu Angesicht kennen lernt und sich überzeugt, daß es keine „Barbaren" sind, die auf Paris losgehen, und die man mit Petroleumspritzen bekämpfen muß. Des Grafen Bismarck Forderungen an Frankreich sind bekanntlich nicht übertrieben und umfassen nur das Nothdürftigste für unsere Sicherheit. Sollte aber Jules Favre mit solchen Phrasen angezogen kommen, wie sie sein neuestes Circular noch enthält, so wird der Bundeskanzler sie zu nehmen wissen. Wir knüpfen an diese Besprechung natürlich keine Friedenshoffnungen: Paris wird es sich wohl nicht nehmen lassen, weiter zu renommiren und eine recht ernste Lehre zu empfangen."

Ueber den Verlauf der Unterredung und das Ergebniß derselben erstattete Jules Favre der „Regierung der nationalen Vertheidigung" hinterher einen umfangreichen Bericht, der zugleich für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Die Hauptstellen des Berichts, der characteristisch ist in Bezug auf die Auffassung der Lage, der man sich französischerseits zur Zeit noch hingab, lauten:

„Ich habe geglaubt, daß es meine Pflicht war, mich in das Hauptquartier der feindlichen Armee zu begeben. Ich bin gegangen. Ich komme, meinem Lande die Gründe, welche mich dazu bestimmt, den Zweck, den ich verfolgt, den, welchen ich glaube erreicht zu haben, mitzutheilen. Ich habe nicht nothwendig, an die von uns eingeschlagene Politik zu erinnern, welche der Minister der Aeußeren besonders beauftragt war zu formuliren. Wir sind vor Allem Männer des Friedens und der Freiheit. Bis zum letzten Augenblicke haben wir uns dem Kriege widersetzt, welchen die kaiserliche Regierung in einem ausschließlich dynastischen Interesse unternahm, und nachdem diese Regierung gefallen war, haben wir erklärt, energischer denn jemals auf der Friedenspolitik zu beharren. Diese Erklärung gaben wir ab, als die verbrecherische Thorheit

eines Mannes und seiner Rathgeber unsere Armee vernichtet hatte, unser glorreicher Bazaine und seine tapferen Soldaten vor Metz blokirt waren, Straßburg, Toul und Pfalzburg von den Bomben niedergeschmettert wurden, der siegreiche Feind auf unsere Hauptstadt marschirte. Niemals war eine Lage schrecklicher; sie flößte aber dem Lande keinen Gedanken an Schwäche ein, und wir glaubten seine getreuen Dolmetscher zu sein, indem wir klar und deutlich die Bedingung aufstellten: kein Zoll unseres Territoriums, kein Stein von unsern Festungen! — Wenn also in jenem Augenblicke, wo sich eine so außerordentliche Thatsache zutrug, wie der Sturz des Urhebers des Krieges, Preußen auf der Basis einer Geldentschädigung hätte unterhandeln wollen, so würde der Friede geschlossen worden sein; er würde wie eine unermeßliche Wohlthat aufgenommen worden sein, er würde ein sicheres Band der Versöhnung zwischen den beiden Völkern geworden sein, die eine gehässige Politik allein entzweit hat. Wir hofften, daß die Menschlichkeit und das wohlverstandene Interesse den Sieg davon tragen würden, denn er hätte eine neue Aera eröffnet, und die Staatsmänner, welche ihre Namen daran geknüpft, hätten als Führer die Philosophie, die Gerechtigkeit, als Belohnung die Segnungen und das Wohlergehen der Völker gehabt." — „Indeß ging die Zeit vorbei, jede Stunde brachte den Feind uns näher. Von den schmerzlichsten Gefühlen heimgesucht, hatte ich mir vorgenommen, die Belagerung von Paris nicht beginnen zu lassen, ohne einen letzten Schritt zu thun, und wäre ich es allein, um ihn zu thun. Preußen beobachtete Schweigen, und Niemand war geneigt, es zu befragen. Die Lage war nicht haltbar, sie gestattete unserem Feinde, die Verantwortlichkeit der Fortsetzung des Kampfes uns zur Last zu legen; sie verurtheilte uns dazu, unsere Absichten zu verschweigen. Dem mußte ein Ende gemacht werden." Nachdem hierauf Jules Favre von den Schritten Mittheilung gemacht, die er unternommen, um die Bereitwilligkeit des Grafen Bismarck zu gewinnen, mit ihm in eine „Unter-

redung über die Bedingungen einer "Ausgleichung" zu treten, fährt er fort: „Die erste Antwort war eine verneinende, auf die Unregelmäßigkeit unserer Regierung basirt. Der Kanzler des norddeutschen Bundes bestand jedoch nicht darauf, und ließ mich fragen, welche Garantien wir für die Ausführung eines Vertrages darböten. Da diese zweite Schwierigkeit von mir beseitigt worden war, so mußte man weiter gehen. Man schlug mir vor, einen Courier abzusenden. Zwei Tage darauf kam der Courier zurück. Nach tausend Hindernissen hatte er den Kanzler gesehen, der ihm gesagt, daß er gern bereit sei, mit mir zu sprechen. Indeß wurde die Einschließung von Paris beendet. Man durfte nicht mehr zaudern, und ich entschloß mich (am 19. September) zur Abreise. Ich hatte die Discretion so weit getrieben, daß ich sie selbst Ihnen, meinen Collegen, gegenüber beobachtet hatte. Ich glaubte einer dringlichen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen; ich wollte übrigens, indem ich mit Herrn von Bismarck anknüpfte, von jeder Verpflichtung frei sein, um das Recht zu haben, keine Verpflichtungen zu übernehmen. Wenn mein Schritt ein Fehler war, so muß ich allein dessen Folgen tragen." — „Ich hatte indeß den Kriegsminister benachrichtigt, der mir einen Offizier mitgeben mußte, um mich zu den Vorposten zu geleiten. Der Ort des Hauptquartiers war uns unbekannt. Wir gingen dem Feinde durch das Thor von Charenton entgegen. Ich unterdrücke alle Einzelheiten dieser peinlichen, aber doch höchst interessanten Reise. Nach Villeneuve St. Georges geführt, wo sich der General-Commandant des 6. Armee-Corps befand, erfuhr ich ziemlich spät am Nachmittage, daß das Hauptquartier in Meaux sei. Der General, über dessen Auftreten ich mich nur lobend aussprechen kann, schlug mir vor, einen Offizier mit dem Briefe, welchen ich für Herrn von Bismarck vorbereitet hatte, abzusenden." Jules Favre theilt den Brief mit. Er lautete:

„Herr Graf! Ich habe immer geglaubt, daß, ehe die Feindseligkeiten unter den Mauern von Paris ihren ernsten

Anfang nehmen, es unmöglich sei, daß nicht vorher eine ehrenvolle Transaction versucht werde. Die Person, welche die Ehre hatte, Eure Excellenz vor zwei Tagen zu sprechen, hat mir gesagt, daß sie aus Deren Munde den nämlichen Wunsch gehört hätte. Ich bin zu den Vorposten gekommen, um mich Eurer Excellenz zur Verfügung zu stellen. Ich erwarte, daß Dieselben mich wissen lassen wollen, wo ich die Ehre haben kann, auf einige Augenblicke mit Eurer Excellenz zu conferiren. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu sein Eurer Excellenz sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener Jules Favre."

Die Antwort des Grafen Bismarck, die am nächsten Morgen sechs Uhr einging, lautete:

„Ich habe das Schreiben erhalten, welches Eure Excellenz die Gefälligkeit gehabt hat an mich zu richten, und es wird mir außerordentlich angenehm sein, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollten, mich morgen hier in Meaux zu besuchen. Der Ueberbringer dieses Schreibens, Fürst Biron, wird darüber wachen, daß Eure Excellenz durch unsere Linien hindurchgeführt werden. Ich habe die Ehre zu sein mit aller Hochachtung Eurer Excellenz sehr gehorsamer Diener v. Bismarck."

„Um neun Uhr", fährt Jules Favre in seinem Berichte fort, „war die Escorte bereit, und ich ging mit ihr ab. In der Nähe von Meaux gegen drei Uhr Nachmittags angekommen, wurde ich von einem Adjutanten angehalten, welcher kam, um mir anzukündigen, daß der Graf mit dem Könige Meaux verlassen habe, um die Nacht in Ferrières zuzubringen. Wir hatten uns also gekreuzt; indem wir beide zurückkehrten, konnten wir uns treffen. Ich kehrte also um und stieg in einem Pächterhofe ab, der, wie fast alle Häuser, vollständig verwüstet war. Nach einer Stunde kam Herr v. Bismarck an. Es war für uns schwierig, in einem solchen Orte mit einander zu sprechen. Das Schloß Haute Maison war in unserer Nähe; dorthin begaben wir uns, und die Unterredung begann in einem Salon, wo Trümmer jeder Art in Unordnung herumlagen. Ich stellte

zuerst genau den Zweck meines Schrittes fest. Da ich durch mein Circular die Absichten der französischen Regierung bekannt gemacht, so begehrte ich die des ersten Ministers von Preußen zu erfahren. Es schien mir unzulässig, daß zwei Nationen, ohne sich vorher zu erklären, einen schrecklichen Krieg fortsetzen, der ungeachtet der errungenen Vortheile dem Sieger harte Leiden auferlegt. Durch die Macht eines Einzigen hervorgerufen, hatte dieser Krieg keinen Grund mehr fortzudauern, sobald Frankreich wieder Herr seiner selbst geworden war. Ich stand für dessen Liebe zum Frieden ein und zugleich für dessen unerschütterlichen Entschluß, keine Bedingung anzunehmen, welche aus diesem Frieden einen kurzen drohenden Waffenstillstand machen werde. — Herr v. Bismarck antwortete mir, daß, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß ein solcher Friede möglich wäre, er ihn sofort unterzeichnen werde. Er erkannte an, daß die Opposition den Krieg immer verdammt habe. Aber die Regierung, welche heut diese Opposition repräsentire, sei mehr als prekär. Wenn in einigen Tagen Paris nicht genommen werde, so werde sie der Pöbel stürzen ... Ich unterbrach ihn lebhaft, um ihm zu sagen, daß es in Paris keinen Pöbel gebe, sondern eine intelligente, ergebene Bevölkerung, welche unsere Absichten kenne, und die sich nicht zum Helfershelfer des Feindes machen werde, indem sie unserer Aufgabe der Vertheidigung Hindernisse in den Weg lege. Was unsere Gewalt anbelange, so seien wir bereit, sie in die Hände der bereits von uns zusammenberufenen Versammlung niederzulegen. „Diese Versammlung", entgegnete der Graf, „wird Absichten haben, die Nichts voraussehen läßt. Aber wenn sie dem französischen Gefühl Gehör schenkt, so wird sie den Krieg wollen. Sie werden ebensowenig die Capitulation von Sedan vergessen, wie Waterloo und Sadowa, welches Letztere Sie Nichts anging." Er ließ sich dann über den festen Willen der französischen Nation aus, Deutschland anzugreifen und ihm einen Theil seines Gebiets zu entreißen. Von Lud-

wig XIV. an bis auf Napoleon III. hätten sich diese Tendenzen nicht geändert, und als der Krieg angekündigt worden, hätte der gesetzgebende Körper die Worte des Ministers mit Beifall überschüttet. Ich bemerkte ihm, daß die Majorität des gesetzgebenden Körpers einige Wochen vorher den Frieden acclamirt hätte, daß diese von dem Kaiser gewählte Majorität unglücklicherweise es für nöthig erachtet hätte, ihm blindlings nachzugeben, daß die Nation jedoch, zweimal consultirt, bei den Wahlen von 1869 und bei der Abstimmung des Plebiscits, der Friedens- und Freiheitspolitik energisch zugestimmt habe. — Die Unterredung über diesen Gegenstand verlängerte sich; der Graf hielt seine Meinung aufrecht, und ich vertheidigte die meinige. Da ich in Betreff der Bedingungen in ihn drang, so antwortete er mir klar und deutlich, daß die Mehrheit seines Landes ihm auferlege, das Gebiet zu behalten, welches dasselbe sicherstellt. Er wiederholte mir mehrere Male: „Straßburg ist der Schlüssel zum Hause, ich muß ihn haben.“ Ich forderte ihn mehrere Male auf, deutlich zu sein. „Es ist unnütz,“ entgegnete er; „da wir uns nicht verständigen können, so ist es eine Sache, welche später geordnet werden muß.“ Ich bat ihn, es sofort zu thun, und er sagte mir alsdann, daß die beiden Departements des Ober- und Niederrheins, ein Theil des Mosel-Departements mit Metz, Château-Salins und Soissons ihm unumgänglich nothwendig seien, und daß er nicht darauf verzichten könne. — Ich machte ihm bemerklich, daß die Zustimmung der Völker, über die er auf diese Weise verfüge, mehr als zweifelhaft sei und das europäische Staatsrecht ihm nicht gestatte, diese zu umgehen. „Doch,“ antwortete er mir, „ich weiß sehr wohl, daß sie von uns nichts wissen wollen. Es wird eine große Last für uns sein, aber wir können nicht umhin, sie zu nehmen. Ich bin sicher, daß wir in einer nahen Zeit einen neuen Krieg mit Ihnen haben werden. Wir wollen ihn mit allem Vortheil für uns führen.“ Ich lehnte mich, wie ich es mußte, gegen solche

Lösungen auf. Ich sagte ihm, daß mir es schiene, daß er zwei wichtige Elemente der Discussion vergesse. Zuerst Europa, welches diese Forderungen übertrieben finden und sich in's Mittel legen könnte; dann das neue Recht, den Fortschritt der Sitten, welche solchen Forderungen ganz antipathisch seien. Ich fügte hinzu, daß, was uns betreffe, wir sie niemals annehmen würden. Wir könnten als Nation untergehen, aber uns nicht entehren; übrigens sei das Land allein competent, um sich über die Abtretung von Gebiet auszusprechen. Wir zweifelten nicht an seiner Ansicht, aber wir wollten sie consultiren. Ihm gegenüber also befinde sich Preußen. Und um klar und deutlich zu sein, müsse man sagen, daß es, vom Siege berauscht, die Vernichtung Frankreichs wolle. — Der Graf protestirte, indem er immer die Vertheidigung der nationalen Sicherheit vorschützte. Ich fuhr fort: „Wenn es Ihrerseits kein Mißbrauch der Gewalt ist, der geheime Absichten verbirgt, so gestatten Sie mir, die Versammlung zusammentreten zu lassen; sie wird eine definitive Regierung ernennen, welche Ihre Bedingungen beurtheilen wird." — „Um dieses Project auszuführen," antwortete mir der Graf, „bedarf es eines Waffenstillstandes, und ich will denselben um keinen Preis." — Die Unterredung nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Der Abend kam heran. Ich verlangte von Herrn v. Bismarck eine zweite Unterredung zu Ferrières, wo er die Nacht zubringen sollte, und Jeder ging seinen Weg. — Da ich meine Mission bis zum Schluß erfüllen wollte, so mußte ich auf mehrere der Fragen, welche wir behandelt hatten, zurück- und zu Ende kommen. Deßhalb bemerkte ich dem Grafen, als ich gegen 9½ Uhr Abends mit ihm wieder zusammentraf, daß, da die Auskunft, welche ich von ihm haben wollte, für meine Regierung und das Publikum bestimmt sei, ich zum Schluß unsere Unterredung resümiren werde, um nur das zu veröffentlichen, worüber wir übereingekommen seien. „Geben Sie sich diese Mühe nicht," antwortete er mir, „ich gebe sie Ihnen

ganz preis; ihrer Veröffentlichung steht Nichts entgegen." Wir nahmen die Diskussion wieder auf, die bis Mitternacht dauerte. Ich hob besonders die Nothwendigkeit hervor, eine Versammlung zu berufen. Der Graf ließ sich nach und nach überzeugen und kam auf den Waffenstillstand zurück. Ich verlangte 14 Tage. Wir discutirten die Bedingungen. Er erklärte sich auf sehr unvollständige Weise und behielt sich vor, den König zu consultiren. Deshalb verabschiedete er mich bis auf den folgenden Tag um 11 Uhr. — Ich habe nur noch ein Wort zu sagen; denn, indem ich diese peinliche Erzählung mittheile, wird mein Herz von allen Aufregungen zerrissen, welche es während der drei schrecklichen Tage gequält haben, und es drängt mich, zu Ende zu kommen. Ich war im Schlosse zu Ferrières um 11 Uhr Morgens. Der Graf trat um 11¾ Uhr aus den Gemächern des Königs, und ich vernahm von ihm die Bedingungen, welche er an den Waffenstillstand knüpfte. Sie waren in einem in deutscher Sprache geschriebenen Texte niedergelegt, von welchem er mir mündlich Mittheilung machte. Er verlangte als Pfand die Besetzung von Straßburg, Toul und Pfalzburg, und da ich am Tage vorher gesagt, daß die Versammlung in Paris zusammentreten sollte, so wollte er in diesem Falle ein Fort, welches die Stadt beherrsche, z. B. das des Mont Valérien. — Ich unterbrach ihn, um ihm zu sagen: „Es wäre viel einfacher, Paris von uns zu verlangen. Wie, wollen Sie, daß eine französische Versammlung unter Ihren Kanonen berathe? Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich meiner Regierung unsere Unterhaltung mittheilen werde; ich weiß wahrlich nicht, ob ich es wagen werde, zu sagen, daß Sie mir eine solche Proposition gemacht haben." — „Suchen wir eine andere Combination," erwiederte er. Ich sprach ihm von dem Zusammentritt der Versammlung zu Tours, ohne daß man nach der Seite von Paris ein Pfand nehme. Er schlug mir vor, mit dem König darüber zu sprechen, und auf die Besetzung von Straßburg zurückkommend,

fügte er hinzu: „Die Stadt wird in unsere Hände fallen; das ist nur noch Sache der Berechnung eines Ingenieurs. Deshalb verlange ich auch von Ihnen, daß die Garnison sich als kriegsgefangen übergebe." Bei diesen Worten sprang ich vor Schmerzen in die Höhe und rief aus: „Sie vergessen, daß Sie zu einem Franzosen sprechen, Herr Graf! Eine heldenmüthige Besatzung opfern, welche der Gegenstand von unserer und aller Welt Bewunderung ist, wäre eine Feigheit, und ich verspreche Ihnen nicht, zu sagen, daß Sie mir eine solche Bedingung gestellt haben." Der Graf antwortete mir, daß er nicht die Absicht habe, mich zu verletzen, daß er sich nach den Gesetzen des Krieges richte, daß übrigens, wenn der König einwillige, dieser Artikel modifizirt werden könne. Er begab sich zum König. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück. Der König acceptirte die Combination von Tours, aber er bestand darauf, daß sich die Besatzung von Straßburg als kriegsgefangen ergebe. — Meine Kräfte waren erschöpft, und ich fürchtete einen Augenblick lang zusammenzusinken. Ich wandte mich ab, um die Thränen zu verschlucken, die mich erstickten, und indem ich mich wegen dieser unfreiwilligen Schwäche entschuldigte, verabschiedete ich mich mit den einfachen Worten: „Ich habe mich getäuscht, Herr Graf, indem ich hierher kam; ich bereue es nicht, ich habe genug gelitten, um mich vor mir selbst zu entschuldigen; übrigens habe ich nur dem Gefühl meiner Pflicht gehorcht. Ich werde Alles, was Sie mir gesagt, meiner Regierung, berichten und wenn dieselbe es für passend hält, mich abermals zu Ihnen zu schicken, so werde ich, wie schmerzlich mir auch dieser Schritt sein möge, die Ehre haben, Sie wieder zu sehen. Ich weiß Ihnen Dank für Ihr Wohlwollen gegen mich; aber ich fürchte, daß wir den Ereignissen ihren Lauf lassen müssen. Die Bevölkerung von Paris ist muthig und zu allen Opfern bereit; ihr Heldenmuth kann den Gang der Ereignisse ändern. Wenn Sie die Ehre haben, sie zu besiegen — unterwerfen werden sie dieselbe nicht. Die

ganze Nation ist von derselben Gesinnung. So lange wir in ihr ein Element des Widerstandes finden, werden wir Sie bekämpfen. Es ist dies ein endloser Kampf zwischen zwei Völkern, welche sich die Hände reichen sollten. Ich hatte eine andere Lösung gehofft. Ich entferne mich sehr unglücklich und dennoch voll Hoffnung." — Ich füge dieser durch sich selbst beredtsamen Darstellung Nichts hinzu. Sie erlaubt mir die Schlußfolgerung zu ziehen und Ihnen zu sagen, welche in meinen Augen die Tragweite jener Besprechungen ist. Ich habe lebhaft den Frieden gewünscht, ich verhehle es nicht, und indem ich drei Tage lang den Jammer unserer unglücklichen Länder sah, fühlte ich in mir diese Liebe zum Frieden zunehmen in einer Stärke, daß ich meinem Muthe Gewalt anthun mußte, um auf der Höhe meiner Mission zu bleiben. Ich verlangte die Möglichkeit, das durch eine freigewählte Versammlung vertretene Frankreich zu fragen; man hat mir geantwortet, indem man mir das caudinische Joch zeigte, unter welches es sich zuvor beugen müsse. Ich klage Niemand an. Ich beschränke mich darauf, die Thatsache zu erhärten, um sie meinem Lande und Europa zu signalisiren."

Unter dem 21. September erließ darauf Jules Favre an den Grafen Bismarck folgende Depesche: „Herr Graf! Ich habe meinen Collegen der Regierung der nationalen Vertheidigung die Erklärung, welche Eure Excellenz mir hat geben wollen, getreu dargelegt. Ich bedaure, Eurer Excellenz mittheilen zu müssen, daß die Regierung Ihre Vorschläge nicht annehmen kann. Sie würde einen Waffenstillstand annehmen zu dem Zweck der Wahl und des Zusammentritts einer Nationalversammlung. Allein sie kann die Bedingungen nicht unterschreiben, welchen Eure Excellenz dieselbe unterwirft. Was mich betrifft, so bin ich mir bewußt, Alles gethan zu haben, damit das Blutvergießen aufhöre und den beiden Nationen der Friede wiedergegeben werde, für die er eine große Wohlthat sein würde. Ich weiche nur zurück vor einer gebieterischen Pflicht,

die mir vorschreibt, nicht die Ehre meines zum energischen Widerstande entschlossenen Landes zu opfern. Ich schließe mich ohne Rückhalt diesem Willen sowie dem meiner Collegen an. Gott, welcher uns richtet, wird über unsere Geschicke entscheiden. Ich vertraue auf seine Gerechtigkeit. Ich habe die Ehre, Herr Graf, zu sein Ihr ganz ergebener und gehorsamster Diener Jules Favre."

Daß ein Jules Favre, der zu den besseren öffentlichen Characteren Frankreichs gezählt wurde, eine Rolle spielen konnte, wie sie aus dem Obigen sich ergiebt, ist wahrlich eines der trostlosesten der Zeichen, die für den Verfall Frankreichs sprechen. Zu welchem Zweck erbat er sich denn die Erlaubniß, im preußischen Hauptquartier erscheinen zu dürfen? Er begehrte die Abschließung eines Waffenstillstandes. Zu diesem Zweck also beabsichtigte er als Vertreter des Besiegten (Frankreich) mit dem Grafen Bismarck, dem Vertreter des Siegers (Deutschland) zu unterhandeln. Nun ist es aller Welt geläufig, daß ein Waffenstillstand für den Sieger stets Nachtheile, für den Besiegten stets Vortheile im Gefolge hat, daher es denn in der ganzen übrigen Welt von der ältesten bis in die neueste Zeit hinein als ordnungsmäßig befunden wurde, daß Besiegte bei solchem Begehren dem Sieger irgend einen Ersatz boten. Geschah irgend etwas der Art von Herrn Jules Favre? Behüte! Es war ihm, als er ins Hauptquartier zu gehen beschloß, auch nicht im Traum eingefallen, daß er für den Vortheil, den er zu erlangen wünschte, doch wohl irgend ein Angebot machen müsse. Wir sahen ihn kommen in dem Bewußtsein, der großen Nation anzugehören, für die Recht und Gebrauch anderer Völker nur gilt, wenn Eines und das Andere sich als Mittel benutzen läßt, jene auszubeuten. Anwendung desselben Rechts und Gebrauchs auf sich — ei, wer dürfte dies den Franzosen anmuthen! Jules Favre redet pathetisch von dem „Opfer," das er gebracht habe. Der Besiegte geht in das Lager des Siegers, um — ohne Weiteres — einen

äußerst wichtigen Vortheil zu erlangen —: das ist in den Augen des Franzosen ein „Opfer" ohne Gleichen, und wenn ihm nicht gewährt wird, was er begehrt, dann ruft er im Tone eines Theaterhelden, „er habe seinem Muthe Gewalt anthun müssen, um auf der Höhe seiner Mission zu bleiben," ja dann hält er es für angezeigt, das ihm widerfahrene „Unrecht" „seinem Lande und Europa zu signalisiren!" — Gerade durch diese letzte Phrase wird man in Bezug auf die Beurtheilung der Beweggründe, die dem Verhalten Favre's zu Grunde lagen, zu der Annahme gedrängt, es sei neben der seinem Vaterlande zugewandten „Lieb' und Treu" doch auch „ein wenig Falschheit dabei" im Spiele gewesen. Ei, man geht — nicht als Mitglied der nationalen Regierung, vielmehr als Privatmann — ins Hauptquartier, um durch oratorische Phrasen, wie das Advocatengeschäft je nach Gebrauch sie fabriciren lehrt, Rührung und mittelst Hülfe derselben günstige Erfolge zu erzielen. Glückt das Werk, so wandelt sich der Privatmann flugs in den Mann des Amts und nimmt Namens der nationalen Regierung an; — bleibt die erwünschte Erwirkung aus, so hat man Stoff gewonnen, ein politisches Melodrama zu dem Zweck zu entwerfen, in „Europa" für das seit wenigen Tagen (aber, wie sich von selbst versteht, zugleich auch „für alle Zukunft!") mit dem schneeweißen Kleide der Versöhnlichkeit und der wie Morgenroth leuchtenden Mütze der Freiheit geschmückte „erhabene" Frankreich Sympathien zu wecken, die in ihrer Steigerung dann selbst schon zu Thaten der europäischen Politik, wie Frankreich deren bedarf, treiben werden! —

Nicht durch das bezeichnete Verhalten allein bekundete Jules Favre einen Mangel an Wahrhaftigkeit. Indem er die Behauptung aussprach, er wie seine Collegen seien stets für den Frieden mit Deutschland gewesen, schlug er den offenkundigsten Thatsachen ins Angesicht. Hatte doch die Hälfte der Männer der nationalen Vertheidigung in der entscheidenden

Sitzung für den Krieg gestimmt! Und hatte denn Herr Jules Favre es wirklich vergessen, daß in Zeiten, in denen die kaiserliche Regierung — gleichviel, aus welchen Gründen — eine friedliche Miene gegen Deutschland annahm, er zu den Männern gehörte, die einer feindlichen Haltung gegen Deutschland das Wort redeten, die den Wind säeten, aus denen endlich der Sturm hervorging? Gelegentlich freilich hatte er auch für den Frieden gesprochen. So lag in der Vergangenheit für den Advocaten Jules Favre der Stoff bereit, jenachdem es ihm paßte, die friedliche oder die kriegerische Seite seines früheren Wirkens hervorzukehren. Wären die französischen Waffen siegreich gewesen, wahrlich, er würde nicht angestanden haben, von der Tribüne herab sein Land daran zu erinnern, daß er stets und mit allem Eifer zum Kampfe gedrängt habe. In einer ihm und Thiers gewidmeten Betrachtung sagte die „Allg. Z.“: „An jedem einzelnen in diesem Kriege auftauchenden französischen Politiker läßt sich nachweisen, daß er stets gegen denselben protestirt und ihn dennoch heraufbeschworen hat; daß er ihn unbewußt schürte und bewußt verabscheute, von sich selbst ihn zugleich wollte und nicht wollte. Jeder Einzelne war der Gegenstand zweier verschiedener Strömungen seines eigenen Empfindens und Denkens. Der natürliche Impuls war der Krieg gegen Deutschland, die Ueberlegung dictirte den Frieden, der zuletzt unterlag.“ Die „Allg. Z.“ bezeichnet Jules Favre und Thiers gerade als diejenigen Männer, von denen der kaiserlichen Regierung am unablässigsten und unversöhnlichsten die Nichtintervention nach Sadowa vorgehalten worden ist, und sie fährt dann fort: „Man schlage die Kammerverhandlungen des gesetzgebenden Körpers von 1866 bis 1870 auf. Jedesmal wenn die auswärtige Politik zur Sprache kommt, springen uns die Namen Thiers und Favre in die Augen. Beide, wenn auch im Innern verschiedenen Lagern angehörig, predigten Deutschland gegenüber dieselbe Lehre: die Einigung dieser Nation sei ein Unglück für Frankreich und

deshalb für die Welt. Kaum daß sie es für nöthig hielten, die Einigung unter Preußens Auspicien für einen erschwerenden Umstand zu erklären. Schon die Sache an sich, unabhängig von den Gefahren, welche aus der Natur des kriegerischen Staates, wie sie ihn sich vorstellen, entspringen, ist eine Calamität. Sie schwärmen, in unsere Seele hinein, wohlverstanden nicht für ihr Land, für „Föderalismus." Die kleinen Staaten sind so glücklich und solch ein Glück für Europa! Wie gönnen sie uns und andern diese Idylle rund um das eine und untheilbare Frankreich her. Mit Recht beruft sich Jules Favre irgendwo darauf, daß schon Cavaignac's Republik im Jahre 1848 nichts von der Unification Deutschlands habe wissen, nie sich zur Anerkennung der Frankfurter Regierung habe herbeilassen wollen. Mit Italien machten sie es bekanntlich gerade so. Wie es Pflicht der Römer war, päpstlich, so Pflicht der Deutschen, nassauisch zu bleiben!" Und doch wagte es Herr Jules Favre in seiner „Staatsschrift" sich einen Mann des Friedens zu nennen!" —

Dem Berichte des Herrn Jules Favre folgte wenige Tage später eine Berichtigung des Grafen v. Bismarck in seiner unter dem 27. September aus Ferrières erlassenen „Circular-Depesche an die Vertreter des norddeutschen Bundes". Sie lautet:

„Der Bericht, welchen Herr Jules Favre über seine Unterredung mit mir am 21. d. M. an seine Collegen gerichtet hat, veranlaßt mich, Eurer . . . über die zwischen uns stattgefundenen Verhandlungen eine Mittheilung zugehen zu lassen, welche Sie in den Stand setzen wird, sich von dem Verlaufe derselben ein richtiges Bild zu machen.

„Im Allgemeinen läßt sich der Darstellung des Herrn Jules Favre die Anerkennung nicht versagen, daß er bemüht gewesen ist, den Hergang der Sache im Ganzen richtig wiederzugeben. Wenn ihm dies nicht überall gelungen ist, so ist dies bei der Dauer unserer Unterredungen und den Umständen, unter

welchen sie stattfanden, erklärlich. Gegen die Gesammttendenz seiner Darstellung kann ich aber nicht unterlassen zu erinnern, daß nicht die Frage des Friedensschlusses bei unserer Besprechung im Vordergrunde stand, sondern die des Waffenstillstandes, welcher jenem vorausgehen sollte. In Bezug auf unsere Forderungen für den späteren Abschluß des Friedens habe ich Herrn Jules Favre gegenüber ausdrücklich constatirt, daß ich mich über die von uns beanspruchte Grenze erst dann erklären würde, wenn das Prinzip der Landabtretung von Frankreich überhaupt öffentlich anerkannt sein würde. Hieran anknüpfend, ist die Bildung eines neuen Mosel-Departements mit den Arrondissements Saarburg, Château-Salins, Saargemünd, Metz und Thionville als eine Organisation von mir bezeichnet worden, welche mit unsern Absichten zusammenhänge. Keinesweges aber habe ich darauf verzichtet, je nach den Opfern, welche die Fortsetzung des Krieges uns in der Folge auferlegen wird, anderweitige Bedingungen für den Abschluß des Friedens zu stellen.

„Straßburg, welches Herr Favre mich als den Schlüssel des Hauses bezeichnen läßt, wobei es ungewiß bleibt, ob unter letzterem Frankreich gemeint ist, wurde von mir ausdrücklich als der Schlüssel unseres Hauses bezeichnet, dessen Besitz wir deshalb nicht in fremden Händen zu lassen wünschten.

„Unsere erste Unterredung im Schlosse Haute Maison bei Montry hielt sich überhaupt in den Grenzen einer akademischen Beleuchtung von Gegenwart und Vergangenheit, deren sachlicher Kern sich auf die Erklärung des Herrn Jules Favre beschränkte, jede mögliche Geldsumme (tout l'argent que nous avons) in Aussicht zu stellen, Landabtretungen dagegen ablehnen zu müssen. Nachdem ich Letzteres als unentbehrlich bezeichnet hatte, erklärte er die Friedensunterhandlungen als aussichtslos, wobei er von der Ansicht ausging, daß Landabtretungen für Frankreich erniedrigend, ja sogar entehrend sein würden.

„Es gelang mir nicht, ihn zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien erlangt, von Deutschland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Krieg gewesen zu sein, Bedingungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns aufgelegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, und welche das Ergebniß fast jeden Krieges auch der neuesten Zeit gewesen wären, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtes Land an sich nichts Entehrendes haben könnten, und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei als diejenige aller andern Länder. Eben so wenig fand ich bei Herrn Jules Favre dafür ein Verständniß, daß die Rückgabe von Straßburg bezüglich des Ehrenpunktes keine andre Bedeutung als die von Landau und Saarlouis haben würde, und daß die gewaltthätigen Eroberungen Ludwig's XIV. mit der Ehre Frankreichs nicht fester verwachsen wären, als diejenigen der ersten Republik und des Kaiserreichs.

„Eine practische Wendung nahmen unsere Besprechungen erst in Ferrières, wo sie sich mit der Frage des Waffenstillstandes beschäftigten und durch diesen ausschließlichen Inhalt schon die Behauptung widerlegen, daß ich erklärt hätte, einen Waffenstillstand unter keinen Umständen zu wollen. Die Art, in welcher Herr Favre mir die Ehre erzeigt, mich mit Bezug auf diese und andere Fragen als selbstredend einzuführen („dazu bedarf es eines Waffenstillstands, und ich will denselben um keinen Preis" und Aehnliches), nöthigt mich zu der Berichtigung, daß ich in dergleichen Unterredungen mich niemals der Wendung bedient habe oder bediene, daß ich persönlich Etwas wollte oder versagte oder billigte, sondern daß ich stets nur von den Absichten und Forderungen der Regierung spreche, deren Geschäfte ich zu besorgen habe.

„Als Motiv zum Abschluß eines Waffenstillstands wurde in dieser Unterredung das Bedürfniß anerkannt, der französischen Nation Gelegenheit zur Wahl einer Vertretung zu geben, welche allein im Stande sein würde, die Legitimation der ge-

genwärtigen Regierung so weit zu ergänzen, daß ein völkerrechtlicher Abschluß des Friedens mit ihr möglich würde. Ich machte darauf aufmerksam, daß ein Waffenstillstand für eine im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee jederzeit militärische Nachtheile mit sich bringe, in diesem Falle aber für die Vertheidigung Frankreichs und für die Reorganisation seiner Armee einen sehr wichtigen Zeitgewinn darstelle, und daß wir daher einen Waffenstillstand nicht ohne militärisches Aequivalent gewähren könnten. Als ein solches bezeichnete ich die Uebergabe der Festungen, welche unsere Verbindungen mit Deutschland erschwerten, weil wir bei der Verlängerung unserer Verpflegungsperiode durch einen dazwischen treffenden Waffenstillstand eine Erleichterung dieser Verpflegung als Vorbedingung desselben erlangen müßten. Es handelte sich dabei um Straßburg, Toul und einige kleinere Plätze. In Betreff Straßburgs machte ich geltend, daß die Einnahme, nachdem die Krönung des Glacis vollendet sei, in kurzer Zeit ohnehin bevorstehe, und wir deshalb der militärischen Situation entsprechend hielten, daß die Besatzung sich ergebe, während die der übrigen Festungen freien Abzug erhalten würden. — Eine weitere schwierige Frage betraf Paris. Nachdem wir diese Stadt vollständig eingeschlossen, konnten wir in die Oeffnung der Zufuhr nur dann willigen, wenn die dadurch ermöglichte neue Verproviantirung des Platzes nicht unsere eigene militärische Position schwächte und die demnächstige Frist für das Aushungern des Platzes hinausrückte. Nach Berathung mit den militärischen Autoritäten stellte ich daher auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs in Bezug auf die Stadt Paris schließlich folgende Alternative auf:

„Entweder die Position von Paris wird uns durch Uebergabe eines dominirenden Theils der Festungswerke eingeräumt; um diesen Preis sind wir bereit, den Verkehr mit Paris vollständig freizugeben und jede Verproviantirung der Stadt zuzulassen. Oder die Position von Paris wird uns nicht eingeräumt; alsdann können wir auch in die Aufhebung der Absperrung

nicht willigen, sondern müssen die Beibehaltung des militärischen status quo vor Paris dem Waffenstillstand zu Grunde legen, weil sonst letzterer für uns lediglich die Folge hätte, daß Paris uns nach Ablauf des Waffenstillstandes neu verproviantirt und gerüstet gegenüber stehen würde.

„Herr Favre lehnte die erste Alternative, die Einräumung eines Theils der Befestigungen enthaltend, eben so bestimmt ab, wie die Bedingung, daß die Besatzung von Straßburg kriegsgefangen sein sollte. Dagegen versprach er, über die zweite Alternative, welche den militärischen status quo vor Paris aufrechthalten sollte, die Meinung seiner Collegen in Paris einzuholen.

„Das Programm, welches Herr Favre als Ergebniß unserer Unterredungen nach Paris brachte, und welches dort verworfen worden ist, enthielt demnach über künftige Friedensbedingungen gar nichts, wohl aber die Bewilligung eines Waffenstillstands von 14 Tagen bis 3 Wochen zum Behuf der Wahl einer National-Versammlung unter folgenden Bedingungen:

1) In und vor Paris Aufrechterhaltung des militärischen status quo.
2) In und vor Metz Fortdauer der Feindseligkeiten innerhalb eines näher zu bestimmenden, um Metz gelegenen Umkreises.
3) Uebergabe von Straßburg mit Kriegsgefangenschaft der Besatzung; von Toul und Bitsch mit freiem Abzug derselben.

„Ich glaube, unsere Ueberzeugung, daß wir damit ein sehr entgegenkommendes Anerbieten gemacht haben, wird von allen neutralen Cabineten getheilt werden. — Wenn die französische Regierung die ihr gebotene Gelegenheit zur Wahl einer National-Versammlung auch innerhalb der von uns occupirten Theile Frankreichs nicht hat benutzen wollen, so bekundet sie damit ihren Entschluß, die Schwierigkeiten, in welchen sie sich einem völkerrechtlichen Abschluß des Friedens gegenüber befin-

det, aufrecht zu erhalten und die öffentliche Meinung des französischen Volkes nicht hören zu wollen. Daß allgemeine und freie Wahlen im Sinne des Friedens ausgefallen sein würden, ist ein Eindruck, der sich uns hier aufdrängt und auch den Machthabern in Paris nicht entgangen sein wird.

„Euer . . . . . ersuche ich ergebenst, den gegenwärtigen Erlaß gefälligst zur Kenntniß der dortigen Regierung zu bringen.

von Bismarck."

Inzwischen waren in Frankreich — unter dem 20. und 24. September — folgende beiden Proclamationen erschienen:

Proclamation der Pariser Regierung
vom 20. September 1870.

„Französische Republik. Regierung der nationalen Vertheidigung. Man hat das Gerücht verbreitet, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung daran denke, die Politik aufzugeben, in Folge deren sie auf den Posten der Ehre und der Gefahr gestellt wurde.

„Diese Politik ist die, welche sich in folgenden Ausdrücken formulirt:

„Weder einen Zoll unseres Territoriums, noch einen Stein unserer Festungen.

„Die Regierung wird sie bis zum Ende aufrecht erhalten.

„Gegeben im Hotel de Ville.

„General Trochu. Emanuel Arago. Jules Favre. Gambetta. E. Picard. Rochefort. Jules Simon. General Le Flô. Magnin. Dorian."

Proclamation der Regierung in Tours
vom 24. September 1870.

„An Frankreich. Vor der Cernirung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck besuchen wollen, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes:

„Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabsetzen.

„Preußen will das Elsaß und Lothringen kraft Eroberungsrechts.

„Für die Gewährung eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Uebergabe von Straßburg, von Toul und vom Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben.

„Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf bis auf's Aeußerste.

„Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder.

„Die delegirten Mitglieder der Regierung:

„Crémieux. Glais-Bizoin. Admiral Fourichon.“

An demselben Tage, an welchem diese letztere Proclamation ausgegeben wurde, brachte der Telegraph den Unterzeichnern obiger Proclamationen die unerfreuliche Kunde:

„Toul hat sich (am 23. September) nach achtstündiger Beschießung mit den Bedingungen der Capitulation von Sedan ergeben.“

Einer der Plätze, deren friedliche Uebergabe der Graf Bismarck als Bedingung des von Frankreich begehrten Waffenstillstandes verlangt hatte, war somit durch Waffengewalt genommen worden. In die Hand des Siegers waren gefallen: 109 Offiziere, 2240 Mann, 120 Pferde, 1 Adler, 197 Broncegeschütze, darunter 48 gezogene, 3000 Gewehre, 3000 Säbel und außerordentliche Massen von Proviant, wie auch Munitions- und Ausrüstungsvorräthe von bedeutendem Umfange.

Ueber Straßburg hatte Graf Bismarck zu Jules Favre gesagt, es hänge der Fall desselben nur noch von der Berechnung eines Ingenieurs ab. Die gegenwärtigen Machthaber Frankreichs mochten dafür halten, daß dies ein Schreckschuß

sein sollte. Jedoch schon vier Tage nach dem Fall von Toul (am 27. September) wurden sie eines Besseren belehrt, denn es brachten an diesem Tage die Zeitungen die Nachricht:

„Straßburg hat die weiße Fahne aufgesteckt!"

Und eine zweite Depesche von demselben Tage, von dem König an die Königin gerichtet, die aber erst am 28. September verbreitet wurde, lautete:

„Straßburg capitulirte heut Abend 9 Uhr."

In den beiden folgenden Depeschen vom 28. und 30. September, die näheren Nachweis über die Bedeutung der Capitulation gaben, hieß es: „451 Offiziere, 17,000 Mann incl. Nationalgarden streckten die Waffen" und „1070 Kanonen bis jetzt gezählt, zwei Millionen Francs Staatseigenthum in der Bank ermittelt."

In Bezug auf die oben vorgeführte Proclamation aus Tours erließ Graf Bismarck unter dem 1. Oktober folgende berichtigende Circular-Depesche:

„Den Zeitungen zufolge ist von der sich in Tours aufhaltenden Abtheilung der französischen Regierung eine amtliche Bekanntmachung erlassen, laut deren der Unterzeichnete dem Herrn Jules Favre erklärt haben soll, „Preußen wolle den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges zurückführen." Wenn auch eine solche Aeußerung nur in den Kreisen auf eine Wirkung berechnet sein kann, welche weder mit der üblichen Sprache internationaler Verhandlungen, noch mit der Geographie Frankreichs näher bekannt sind, so veranlaßt mich doch der Umstand, daß jene amtliche Bekanntmachung die Unterschrift der Herren Crémieux, Glais-Bizoin und Fourichon trägt, und daß diese Herren der jetzigen Regierung eines großen europäischen Reiches angehören, zu dem Ersuchen, daß Eure . . . dieselbe einer Beleuchtung in Ihren geschäftlichen Besprechungen unterziehen wollen.

„In meinen Unterredungen mit Herrn Favre ist die Frage der Friedensbedingungen überhaupt nicht bis zur geschäftlichen

Behandlung gediehen, und nur auf seinen wiederholten Wunsch habe ich dem französischen Minister dieselben Gedanken, welche den Hauptinhalt meines Rundschreibens d. d. Meaux, den 16. September, bilden, in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, darüber hinausgehende Forderungen aber bisher nach keiner Richtung hin gestellt. Die danach von uns erstrebte Abtretung von Straßburg und Metz bedingt in ihrem territorialen Zusammenhange eine Verminderung des französischen Gebietes um einen Flächeninhalt, welcher der Vermehrung desselben durch Savoyen und Nizza so ziemlich gleich kommt, die Bevölkerung dieser von Italien erworbenen Landestheile aber um etwa 3/4 Million übertrifft. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß Frankreich nach dem Census von 1866 ohne Algerien über 38 Millionen und mit Algerien, welches gegenwärtig ja einen wesentlichen Theil der französischen Streitkräfte liefert, 42 Millionen Einwohner zählt, so liegt auf der Hand, daß eine Verminderung von 3/4 Million der letzteren an der Bedeutung Frankreichs dem Auslande gegenüber nichts ändert, diesem großen Reiche vielmehr dieselben Elemente der Machtfülle läßt, durch deren Besitz es im orientalischen, wie im italienischen Kriege einen so entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Europas auszuüben im Stande war.

„Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um den Uebertreibungen der Proclamation vom 24. d. M. die Logik der Thatsachen siegreich entgegenzustellen. Ich füge nur noch hinzu, daß ich auch Herrn Favre in unseren Besprechungen auf diese Gesichtspunkte ausdrücklich aufmerksam gemacht habe und daher, wie Eure . . . auch ohne meine Versicherung überzeugt sein werden, weit entfernt gewesen bin von jeder verletzenden Hindeutung auf die Folgen des gegenwärtigen Krieges für Frankreichs künftige Weltstellung."

An demselben Tage, an welchem Graf Bismarck seine erste Berichtigung der Favre'schen Darstellung der zu Haute Maison und Ferrières stattgehabten Unterredungen veröffent-

licht hatte, brachten die „Amtlichen Nachrichten für das General-Gouvernement Elsaß" folgende Auslassung:

„Nach den in den letzten Tagen im Hauptquartier gefaßten Entschließungen ist die Frage hinsichtlich des künftigen Looses der gegenwärtig zu dem Generalgouvernement Elsaß vereinigten Gebietstheile als entschieden anzusehen: Preußen und die mit ihm verbündeten Staaten werden unter allen Umständen darauf bestehen, diesen Landstrich als Schutzwehr gegen künftige französische Ueberfälle wieder mit Deutschland zu vereinigen. Die Bewohner desselben mögen ihre neue Lage, wenn nicht mit dem Herzen, so doch mit dem Verstande annehmen; wollen sie sich noch nicht ihrer Stammesgemeinschaft mit Deutschland erinnern, so mögen sie sich wenigstens durch ruhige Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse die Einsicht verschaffen, daß sie durch ein ihre Kräfte nutzlos verzehrendes Widerstreben nur ihre eigenen Interessen schädigen können. Sie haben in den Werken des Friedens und des Krieges Großes für Frankreich geleistet. Aber auch in Zukunft werden sie Glieder eines großen und mächtigen Staatskörpers bilden, der ihnen wenigstens den gleichen Spielraum zur Entwickelung und Verwerthung ihrer Stammesbegabung bieten, zugleich aber ihnen selbst die Ehre ihrer Leistungen in höherem Grade zugestehen wird, als es die von Paris beherrschte französische Centralisation zu thun pflegte. Das neue Deutschland ist bereit zu sühnen, was das alte am Elsaß verschuldet hat. Mögen die Elsässer dieser Gesinnung entgegenkommen lernen!"

Oeffentliche Urtheile.

Aus den Circularen des Grafen Bismarck, namentlich aber aus der durch die „Amtlichen Nachrichten für das General-Gouvernement Elsaß" veröffentlichten Erklärung war zu er-

sehen, daß Preußen unweigerlich gewillt sei, auf der betretenen Bahn vorzugehen, und es lag nun aller Welt eine Angelegenheit, die von den Einen gewünscht und gehofft, von Anderen gefürchtet, von Dritten bestritten worden war, als offenkundige Thatsache zur Beurtheilung vor.

Der Gegenstand selbst, dazu die Auslassungen der damaligen französischen Machthaber und des Grafen Bismarck, wurden, wie nicht zu verwundern ist, für die Presse Frankreichs und Deutschlands, sowie die anderer Länder ein Gegenstand lebhafter Erörterung.

Die Zeitungsstimmen Frankreichs waren Echos der Proclamationen Favre's, Gambetta's und Genossen.

„Elsaß und Lothringen abtreten," ertönte es aus dem „Constitutionel", „Straßburg, Toul und Mont Valérien übergeben, dem Feinde um eines Waffenstillstandes willen Positionen opfern, die er gegen uns wenden kann, und deren er sich auf andere Weise niemals wird bemächtigen können, das hieße der Welt den Glauben geben, Frankreich habe keinen Arm, keine Seelenstärke, keinen Tropfen Blut mehr in den Adern, das hieße nicht blos eingestehen, daß Frankreich, wie Preußen will, nur noch eine Macht zweiten Ranges werde, sondern daß es gar kein Frankreich mehr gebe. Wir müssen zeigen, daß unser Land noch vorhanden ist und seine Mißgeschicke es nicht beugen; mit gleicher Anzahl und selbst Einer gegen Zwei fordern wir den Feind heraus, der über uns noch keinen einzigen Sieg errang, der wirkliche Ueberlegenheit eines Volkes beweist. Der Feind hat nicht das Recht, uns als Besiegte zu behandeln, und seine vornehmen Manieren sind gegen uns nicht angebracht."

An dem Tage, an welchem der „Constitutionel" dies schrieb und namentlich hervorhob, der Feind werde nicht im Stande sein, sich Touls, Straßburgs und des Mont Valérien zu bemächtigen, hatte Toul bereits seine deutsche Besatzung,

und aus dem Lager vor Straßburg erfolgte die Anzeige, daß der Commandant die weiße Fahne habe ausstecken lassen.

Das Echo aus dem „Constitutionel" möge genügen, um die Haltung der französischen Presse in Bezug auf die vorliegende Frage zu characterisiren: alle Hauptorgane derselben äußerten sich in demselben Sinne, das will sagen: sie wütheten in der Blindheit, die Eitelkeit, Ruhmsucht und Lüge naturgemäß erzeugen.

Kühl und fest — gleichsam eine Abspiegelung der Bismarckschen Erklärungen — waren die Aeußerungen der deutschen Presse. „Herr Jules Favre verlangt," sagte die „Post", daß die preußischen Staatsmänner Frankreich nicht unannehmbare Bedingungen auferlegen, oder wie er sich an einer andern Stelle ausdrückt, daß sie ihr Uebergewicht und Frankreichs Unglück nicht zu Frankreichs Vernichtung benutzen. Aber welchem preußischen Staatsmanne fällt es denn ein, Frankreich vernichten zu wollen? Ein Land wie Frankreich kann überhaupt von einem auswärtigen Feinde nicht vernichtet werden. Es kann in Folge seiner eigenen sittlichen und politischen Verderbtheit in Verfall gerathen und zu Grunde gehen. Das aber können wir weder hindern noch wollen wir es befördern; wir würden es tief beklagen, wenn Frankreich nicht in sich selbst die Mittel zu einer kräftigen Regeneration fände. Aber jede Einwirkung in dieser Beziehung liegt außer dem Bereiche unserer Macht. Was wir wollen, das ist außer einigen anderen Bedingungen eine mäßige Landabtretung. Das heißt aber doch wahrlich nicht auf die Vernichtung Frankreichs ausgehen. Im Gegentheil, wenn wir Frankreich einiger stets die französische Kriegslust reizenden Angriffspositionen entheben, so zwingen wir Frankreich zu einer ruhigen besonnenen Politik, und ein solcher Zwang kann den Franzosen, deren Verderben ja eben die unsinnige Händelsucht war, nur zum Heile gereichen."

„Nie war in der Geschichte Deutschlands", sagte die Allg. Z., „eine Constellation innerer und äußerer Verhältnisse

für uns günstiger. Wir sind einig, und wir sind Sieger. Wir siegten auf allen Linien des Kampfes, so gut durch unsere diplomatische wie unsere militärische Strategie. Die Absicht des Feindes, durch plötzlichen Krieg unsere Einheit zu verhindern und unser Vaterland wieder zu zerreißen, blieb den Mächten Europa's so wenig ein Geheimniß als seine Gier nach anderen, neutralen Ländern. Sie mußten laut oder schweigend den Friedensbrecher und seinen frivolen Kriegsgrund verdammen. Manche Stimme unter uns verdammte auch das unwürdige oder engherzige Verhalten dieser Mächte selbst. Sie hätten den ungerechtesten und schrecklichsten Krieg durch energische Einsprache verhindern können, aber sie thaten es nicht: sie blieben muthlose oder zweifelhafte Zuschauer unserer tödlichen Gefahr wie unserer heroischen Erhebung. Wie glücklich sind wir jetzt, daß wir nicht in die Lage geriethen, eines Alliirten oder eines Mittlers zu bedürfen. In Wahrheit, dieses Glück kommt jetzt an Bedeutung unsern Waffenthaten gleich. Wir werden bald das übermüthige, so schwer und schnell gezüchtigte Frankreich zu unsern Füßen sehen, und die neutralen Mächte nicht als Secundanten zu berücksichtigen haben. Wenn geschehen wäre, was der Enthusiasmus und die Volkskraft Deutschlands nicht geschehen ließ, wenn wir unterlegen wären, so würde sich der Sieger nicht, wie absichtlich ausgesprengt worden, mit dem Saarbecken, einer unwesentlichen Gränzregulirung und der Herabsetzung Preußens in seine frühere Stellung großmüthigst begnügt haben, sondern die Folge unserer Niederlage würde die unausbleibliche Aufrichtung des Rheinbundes unter dem entehrenden Protectorat des Decembermannes, die Zerreißung Deutschlands und der Verlust des Rheinlandes gewesen sein.

„In den Zeiten unserer Ohnmacht war unser nationales Gedächtniß mit geschwächt; wir sahen die Narben und fühlten die Wunden nicht. Heute, wo wir die Ohnmacht abgeschüttelt haben, kehrt mit dem Gedächtniß auch das Gefühl der Wunden

und das scharfe Gewissen der Ehre zurück, welche eine alte Schmach endlich tilgen muß.

„Während wir schwiegen, verstummte nie in Frankreich das übermüthige Hetzgeschrei nach dem Rhein. Das Blatt hat sich, Gott Lob! gewendet. Jenes Hetzgeschrei des französischen Uebermuths nach dem Rhein wird nicht mehr gehört werden: es verwandelt sich in das Angstgeschrei um die Rettung der Provinzen Elsaß und Lothringen, welche unsere siegreichen Heere endlich wieder besetzt haben, welche unsere Civil- und Militärbeamten zu regieren endlich wieder gekommen sind. Denn heute nehmen wir gewaltsam französisch gewordene Provinzen Deutschlands kraft unserer Waffen und unseres unverjährbaren Eigenthumsrechts zurück.

Heute entbrennt wieder jedes deutschen Mannes Eingeweide in Scham und Zorn, erinnert er sich, mit welcher Arglist, mit welchem Hohn und Spott, mit welcher Beleidigung des deutschen Volks diese Länder einst bei Nacht und Nebel uns entwendet worden sind. Die Geschichte ihres Verlustes, und mehr noch die Ohnmacht, mit welcher er ertragen werden mußte, bezeichnet geradezu die tiefste Schmach die unser Vaterland erduldete. Heute kam die Zeit, wo wir diese Schmach für unsere Vorfahren, für uns selbst, für unsere Nachkommen zu sühnen haben.

„Die große Epoche unserer nationalen Wiedergeburt, unserer ersten Einigung als politisches Volk, würden wir nur mit neuer Schmach einleiten, wenn wir nicht für immer dem Vaterland wiederbringen, was sein ist. Wir würden dann vor der uns verhöhnenden Welt erklären, daß wir beispiellose Siege zu erkämpfen wissen, nur um von den blutgetränkten Schlachtfeldern als sentimentale Träumer wieder abzuziehen, und um die unpractische Geschichte unserer kostbaren Triumphe in Liedern und Büchern aufzuzeichnen, und unseren leer ausgehenden Enkeln als papierne Unsterblichkeit zu überliefern.

„Die heldenhaften Heere Deutschlands, welche in Elsaß und Lothringen so todesmuthig in den Kugelregen der Mitrail-

leusen stürmten und die für unbesiegbar gehaltenen Armeen Frankreichs zertrümmert und in Flucht aufgelöst haben, diese Bürger, dieses Volk Deutschands in Waffen, sie kämpften und kämpfen nicht für die Gloire der Schlachten, sondern für die reellsten und sittlichsten Güter der Welt, die Unabhängigkeit, die Größe und Ehre, den gesicherten Frieden des Vaterlandes. Sie tilgten die Unbill vergangener Zeiten; sie sichern und gründen den Staat des deutschen Volks. Sie geben ihm ein schimpflich geraub tes Eigenthum, den Theil seines Ganzen zurück. Und sie sollen nicht in die Heimath zurückkehren, um jene mit ihrem Heldenblut erkämpften deutschen Länder in Gewalt eines nur augenblicklich gedemüthigten, aber bald wieder übermüthigen Feindes zu lassen, damit er nach kurzer Zeit von ihren Festungen aus das alte Geschrei nach dem Rhein und neuen Eroberungskrieg gegen unsere nicht gedeckten Gränzen beginnen darf."

„Ich bin im Elsaß gewesen", hieß es in einer anderen Nummer der Allg. Z., „und wo die deutsche Art und Sprache mich anheimelte, hört' ich die Gebildeten sagen: „Wie können wir denn Deutsche werden? Es giebt Badener, Bayern, Preußen, keine Deutschen. Sollen wir einem Kleinstaat uns anschließen oder selbst einen bilden? Aber wenn wir dann in München ein Geschäft anfangen wollen, fehlt uns das Realrecht, und wenn unsere Söhne in Berlin eine Stelle suchen, so sind sie Ausländer, während nun ein großer Staat uns offen steht und wir in der Revolution mit den feudalen Zuständen gründlich aufgeräumt haben, die noch vielfältig in Deutschland das Leben hemmen und erschweren. Darum lassen wir unsere Kinder französisch lernen, damit sie die Vortheile eines Großstaats genießen können." Nun, die Jahre 1848 und 1866 haben uns freier im Innern und angesehener nach außen gemacht, und 1870 hoffen wir den Elsässern und Lothringern ein Vaterland bieten zu können, so groß wie Frankreich, dem sie als berechtigte Glieder sich einordnen mögen, und bald

werden sie gute Deutsche sein. Aber auch hier sehen wir wieder die Hand der Vorsehung: es war die elfte Stunde, die Brüder zu gewinnen, denn die nächste Generation wäre uns nicht bloß in den Städten gerade durch gute französische Schulen weit mehr entfremdet gewesen. Ich bin jüngst wieder durch Elsaß und Lothringen zu Fuß und zu Wagen gereist, und ich fühle wie unsere Heere dort fühlen: diese Dörfer und Städte mit deutscher Sprache und Sitte dürfen wir nicht verwälschen lassen, diesmal müssen wir die Brüder festhalten, und sollten sie auch heute hie und da sich sträuben, morgen werden sie die Nothwendigkeit segnen, die sie auch wider Willen zum Besten führt. Die antibonapartistische Gesinnung der Bevölkerung kommt uns zu gute; einer französischen Republik wäre dieselbe schwer zu entreißen."

Die „Bresl. Z." sagte: „Das Jahr 1870 hat uns bereits mit einer Menge diplomatischer Schriftstücke überschüttet: aber einen so scharfen und interessanten Gegensatz, wie er zwischen dem Bericht Jules Favre's und dem des Grafen Bismarck hervortritt, wird man sonst vergebens suchen. Auf der einen Seite die unsichere, sentimentale, wahrhaft larmoyante Sprache, auf der andern Seite die des Zieles bewußte Klarheit, Ruhe und die den Gegner außer Gefecht setzende Verständlichkeit. Favre „springt auf vor Schmerz"; er „fürchtet zusammenzusinken", er muß „die Thränen verschlucken" u. s. w. Wir glauben das Alles; wir sind fern von jedem Hohn und Spott, so nahe er liegt, denn dazu achten wir den französischen Minister zu sehr; wir tragen auch volle Rechnung der verzweifelten Situation, in welcher sich Favre befand — aber um's Himmels willen, das erzählt man doch nicht aller Welt; diese braucht doch das „Thränen verschlucken", „vor Schmerz aufspringen" u. s. w. nicht zu wissen; schlimm genug, daß es Bismarck bemerkte und bemerken mußte. Wir möchten wohl das feine Lächeln beobachten können, mit welchem die kalten und gewiegten Staatsmänner Englands und

Rußlands dieses sonderbarste aller diplomatischen Actenstücke durchlesen. „Sie vergessen, Herr Graf, daß Sie mit einem Franzosen sprechen“ — diese Worte characterisiren mehr als Alles den Sohn der „großen Nation“. Darin liegen klar und deutlich die lächerlichen Illusionen, in denen sich mit Favre das ganze französische Volk noch wiegt. Auf allen Schlachtfeldern besiegt, aufs Tiefste gedemüthigt und darniedergeworfen: sie bleiben dabei — im Frieden darf ihnen nicht Ein Dorf genommen werden, und zwar blos weil sie Franzosen sind. Trotz aller Mühe ist es dem Grafen Bismarck nicht möglich geworden, Herrn Favre zu überzeugen, daß die französische Ehre nicht einen Pfifferling höher stehe, als die Ehre aller übrigen Nationen; nein, alle Völker können nach einem unglücklichen Kriege Gebiet abtreten, nur die Franzosen nicht!

„Nun wohl, so kämpft für diese sonderbare Sorte von französischer Ehre weiter, nur verlangt von uns nicht, daß wir dann einen Unterschied machen sollen zwischen französischer Republik und französischem Kaiserthum. Napoleon begann den Krieg für das französische Prestige, für die französische Anmaßung; Ihr setzt den Krieg fort für die französische Ehre; das eine ist gerade so ein Götzenbild wie das andere. Noch nie hat ein Volk seine Ehre verloren, wenn es nach einem unglücklichen Kriege ein Stück Land abtrat: aber ihr Franzosen seid freilich aus einem anderen Holze geschnitzt, als die übrigen europäischen Völker; an euch darf man nicht rühren, denn ihr bleibt immer die „große Nation“ — in dieser albernsten aller Einbildungen schwärmen gleichmäßig die Republikaner wie die Bonapartisten. Nun wir denken, diesen Wahn hat der Krieg gänzlich zerstört, nicht etwa, weil die Franzosen besiegt worden, sondern weil sittliche Rohheit und gänzlicher Mangel an Volksbildung in einer wahrhaft erschreckenden Weise, wie es sich bis dahin Niemand vorgestellt hat, zu Tage getreten sind.“

Erfreulich war es, daß je länger je mehr sich das alte Stammesgefühl in den Deutsch-Oesterreichern regte, welches

immer entschiedener in den deutschen Zeitungen Oesterreichs sich zu erkennen gab: „Fast scheint es," sagte die „N. fr. Presse," „als ob Graf Bismarck mit diesem unebenbürtigen Gegner (Jules Favre) Mitleid gefühlt und ihn aus diesem Grunde mitleidsvoll behandelt habe. Denn so viel wurde seitdem von allen Seiten — nur nicht von französischer — zugestanden, daß die Uebergabe von Straßburg, Toul und Verdun keine überspannte Forderung von deutscher Seite für Gewährung des Waffenstillstandes war. Im Gegentheile eine sehr milde und maßvolle, der Fall Straßburgs und Touls hat es seitdem bewiesen. Die Forderung des Mont Valérien klang allerdings wie eine absichtliche Demüthigung, aber der vorliegende Bericht von Favre zeigt, daß Bismarck auf ihr nicht lange bestand, vielmehr „zur Aufsuchung einer anderen Combination" bereit war, sowie er merkte, daß Favre darob zu sehr zusammenschrak. Sein nächster Vorschlag ging dahin, daß die Constituante in Tours statt in Paris zusammenkomme, in welchem Falle er sich mit Straßburg, Toul und Verdun begnügen wolle. Aber bei der bloßen Nennung von Straßburg fühlte sich der französische Minister abermals von Schwindel ergriffen; er mochte fühlen, daß er, ohne sich und seine Collegen zu gefährden, mit einer solchen Forderung nicht vor den Parisern erscheinen könne, nachdem die Denksäule Straßburgs von diesen seit Wochen mit Kränzen und Fahnen geschmückt worden, und in großer Aufregung gab er die Erklärung ab, daß von Straßburg nicht die Rede sein könne. „Meine Reise hierher war ein Fehltritt," sagte er zu Bismarck, und ein wahreres Wort hätte er wahrlich nicht aussprechen können, nachdem er gezeigt, daß ihm die richtige Vorstellung mangle.

„Nach wie vor bleibt demnach die Versicherung, daß Frankreich keinen Fußbreit Landes abtreten werde, Losungswort der Regierung, und der von ihr gefürchteten und betrogenen Menge. Wenn diese sich über die Lage von Paris süßen Täu-

schungen hingiebt, so ist sie zu entschuldigen, nimmer aber die Regierung, die ihren Namen nicht verdient, wofern sie von der Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes nicht bis zum Tiefinnersten durchdrungen ist. Auch in Wien glaubten die Mobilgarden in den letzten Octobertagen des Jahres 1848 die Stadt gegen die kaiserliche Armee „noch eine Ewigkeit lang" halten zu können, und veranlaßten nutzloses Blutvergießen. Der aufgeregten unwissenden Masse nicht, nur den Führern konnte man aber damals ein Verbrechen aus ihrer Selbsttäuschung machen. Die Lage von Paris scheint der damaligen Wiens mit jedem Tage ähnlicher zu werden. „Wir wissen jetzt klar," schreibt der Regierungsableger in Tours, „mit welcher Gattung von Feinden wir es zu thun haben," worauf das deutsche Hauptquartier füglich antworten könnte: „Wir wissen jetzt unsererseits, mit welcher Gattung von Staatsmännern wir es zu thun haben."

Daß die Franzosen nicht geneigt waren, den Rathschlägen Beachtung zu schenken, die sich aus den Darlegungen der deutschen Presse ergaben, kann nicht verwundern. Aber sie waren auch taub gegenüber den unparteiischen Stimmen anderer Länder. In der englischen Presse wurde die entschiedene Zurückweisung der preußischen Waffenstillstands-Bedingungen Seitens der provisorischen Regierung Frankreichs durchweg hart getadelt. Unter allen Blättern sprach sich die Frankreich sonst freundlichgesinnte „Morning Post" am bittersten aus. Sie schrieb: „Die Weigerung Frankreichs, einen Waffenstillstand anzunehmen, ist eine selbstmörderische Politik. Der Entschluß, den Kampf bis zum Aeußersten zu treiben, ist militärisch hoffnungslos. Nie befand sich ein Land in unglücklicherer Lage. Ein schlecht regiertes, geschlagenes und unvernünftiges Frankreich vermag höchstens das Mitleid der Welt zu erregen." — „Frankreich ist mit Blindheit geschlagen," sagte die „Daily News", „es wird den Thatsachen nicht eher ins Gesicht sehen, als bis es völlig ruinirt ist."

Auch die bedeutendsten Organe der amerikanischen Presse fanden die Forderungen Deutschlands gerecht und billig. „Bismarck's beide letzten Cirkulare,“ hieß es in der „Nation“, „welche die Politik bezeichnen, die das Cabinet Frankreich gegenüber verfolgen wird, um den Krieg zu Ende zu führen, sind Muster von diplomatischem Geschick und von Klarheit. Es ist ein seltenes Ereigniß in der Geschichte der Diplomatie, daß in Depeschen, wie die gegenwärtigen, die politischen Thatsachen und Aussichten in solcher offenen Sprache und ohne den geringsten Rückhalt dargelegt werden. Bismarck verachtet die krummen verschlungenen Wege der alten diplomatischen Schule und ruft uns vielmehr die besten Zeiten griechischer und römischer Staatskunst in's Gedächtniß zurück. Nur der Staatsmann kann so frei und unumwunden sprechen, der seine ganze Nation hinter sich hat, deren edelsten Gefühlen er Ausdruck verleiht. Nicht einen Deutschen giebt es, der nicht das vernichtende Urtheil unterschriebe, das Bismarck über die Franzosen abgiebt, und von jetzt ab wenigstens kann keiner von den Neutralen Klage führen, daß die Zwecke und Ziele Deutschlands nicht klar formulirt worden seien. Wie im gewöhnlichen Leben, so werden auch in den großen Angelegenheiten der Staaten Offenheit und Wahrheit immer die besten Zeugnisse für die Richtigkeit und Berechtigung der Stellung einer Nation sein, und, was man auch gegen den Charakter der deutschen Ansprüche sagen möge, so wird doch Niemand leugnen, daß sie unwiderleglich durch die traurigen Erfahrungen gestützt werden, die Deutschland mit den französischen Einbrüchen und Angriffen während der letzten Jahrhunderte gemacht hat . . . . .

„Ich habe nie einen Mann gekannt, der, wie Bismarck, so viele Hilfsmittel in sich fände. Es ist als wenn ein halbes Dutzend Hirne dazu gedient hätten, das seine zu bilden. Physischer und moralischer Muth, Scharfsinn und unbeugsamer Wille, Witz und Humor, Klugheit und Tollkühnheit, ein gewisses intuitives Begreifen des menschlichen Charakters und ruhige

Stetigkeit — ich weiß nicht, welche Eigenschaft in diesem modernen Proteus am meisten entwickelt ist, in dieser Personification, um noch ein griechisches Gleichniß anzuwenden — von Odysseus und Ajar zugleich. Er kennt weder practische noch theoretische Schwierigkeiten, und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß er wirklich ein großer Staatsmann ist, so würde derselbe durch die Thatsache gegeben sein, daß er die in seinen Weg gelegten Hindernisse als die wirksamsten Waffen für die Erreichung seines Zweckes benutzt. Außerdem besitzt er eine Offenheit, die doppelt überrascht, da sie immer den Nagel auf den Kopf trifft, und die sich oft in ungelenken, immer aber in bedeutenden Wendungen ausdrückt. Bismarck spricht englisch mit einem fremden Accent, braucht aber diese Sprache gern seinen englischen Besuchern gegenüber, und nie fehlt ihm das richtige Wort oder der richtige Ausdruck, nie verfehlt er seinem Satze eine scharfe Pointe zu geben. Er bezaubert alle seine Besucher durch die leutselige Weise, mit der er sie behandelt. Sie erwarten einen steifen zurückhaltenden Würdenträger zu sehen und finden einen lebendigen Sprecher, einen witzigen Gesellschafter, der eben so herzlich und mit derselben Ehrfurchtslosigkeit wie sie selbst über den offiziellen und nichtoffiziellen Unsinn lacht, der diese Welt regiert — der einen guten Witz gern hat und gern macht, und mit ihnen plaudert, als wären sie alte Bekannte . . . . .

„Bei der gegenwärtigen Lage ist seine Leitung der deutschen Politik ein Vortheil und ein Segen für das Volk. In seinen Verhandlungen mit Frankreich bedarf es nicht allein eines gewiegten Diplomaten, eines stolzen, feurigen Geistes, sondern auch eines Mannes, der Niemand über sich anerkennt, der in keiner Weise getäuscht werden kann, und mit dem nicht zu spaßen ist, kurz, eines Mannes, der dem „sic voleo, sic jubeo“ seiner Nation bei der ganzen Welt Achtung zu erzwingen weiß. In allen seinen Beziehungen zum Ausland kann Deutschland nicht besser repräsentirt sein als durch Bismarck, und so

lange jene im Vordergrund der Ereignisse stehen, wird er immer in Uebereinstimmung mit seinem Volke handeln."

Von Franzosenfreunden wurde es aufs Neue als eine nicht länger zu umgehende Pflicht der englischen Regierung bezeichnet, zu „vermitteln". Darauf antworteten zwei englische Zeitungen, die „Times" und die „Daily News". Die erstere Zeitung fragte, welche Aussichten man sich denn von etwa erfolgenden Vermittelungsversuchen neutraler Mächte verspreche? Wenn Frankreich alle Bedingungen mit Ausnahme einer einzigen anzunehmen geneigt sei, Deutschland aber diese Bedingung zu einer sine qua non mache: was solle da der Vermittler thun? Es würde vergeblich sein, Deutschland anzurathen, sich mit weniger zu begnügen, oder Frankreich, sich zu etwas mehr zu verstehen. „Nicht ein Zoll Land, nicht ein Stein von unsern Festungen!" schalle es von Frankreich herüber. Ohne Zweifel sei solche Gesinnung einer großen Nation würdig, aber die von Preußen geforderte Compensation sei nicht so beispiellos und so drückend, um die desperate Verlängerung eines blutigen Kampfes zu rechtfertigen. „Wenn die Franzosen bis zum „traurigen Ende" kämpfen wollen, müssen wir ihren Heldenmuth achten, aber von allen Völkern, welche so oft Länder für sich erobert haben, sollten sie die letzten sein, um dergleichen als ein gräßliches und unerträgliches Verfahren zu bezeichnen." In ähnlichem Sinne beantwortete die „Daily News" jenen Ruf nach „Vermittlung". „Welches Wort der Versöhnung", äußerte sie, „können wir im Augenblicke den beiden in so strengem Contrast stehenden Kriegführenden bieten? Würde Jules Favre unsern Rath, in eine Gebietsabtretung zu willigen, nicht als eine Beleidigung ansehen? Würde Graf Bismarck uns nicht ins Gesicht lachen, wenn wir ihm ans Herz legen wollten, sich mit dem Vertrauen auf die ruhige Weisheit, die guten Vorsätze und die friedliche Neigung Frankreichs zufrieden zu geben? Herr Gladstone und Earl Granville wissen dies Alles sehr wohl. Kein Engländer kann

den Frieden sehnlicher herbeiwünschen als sie. Aber sie vermögen nicht zu glauben, daß der Friede gefördert werden könne durch eine criminelle Einmischung in den Streit unserer Nachbarn, oder selbst durch unzeitiges Aufdrängen unsers Rathes, wenn derselbe unzweifelhaft in den Wind geschlagen und fast sicher als eine Impertinenz angesehen werden würde."

Aeußerungen dieser Art, ausgesprochen von den hervorragendsten englischen Zeitungen, zeigten in einer Weise, die Preußen mit Genugthuung erfüllen mußte, daß die „englische Erbweisheit" es nicht verschmäht hatte, das hergebrachte Urtheil über Preußen bedeutend zu berichtigen. Ein halbes Hundert Jahre früher (auf dem Wiener Congreß, der den Freiheitskriegen folgte) hatte es England keineswegs als eine „Impertinenz" angesehen, zu rathen, Preußen möge sich fein säuberlich mit dem „moralischen Eindruck" begnügen, den sein heldenmüthiges Ringen auf Frankreich hervorgebracht habe, und es hatte aus dem Schatze seiner „Erbweisheit" die Versicherung hinzugefügt, Frankreich, großmüthig geschont, werde fortan aller Feindschaft gegen Preußen und allen Eroberungsplänen in Bezug auf Deutschland entsagen; ja das stammverwandte Albion, den Regungen des Neides und der Mißgunst folgend, legte die Hand ebenfalls an das Schwert, als Oesterreich und Rußland das Abkommen trafen, Preußen den Zwang des Verzichts auf seine gerechten Forderungen aufzunöthigen. Von Preußen war dies nicht vergessen worden, und da dasselbe nun in dem gegenwärtigen Kriege durchaus nicht die Miene angenommen hatte, als sei es geneigt, von England Rathschläge entgegen zu nehmen, so hatten die englischen Staatsmänner wenigstens Tact genug, sich auf ein so unfruchtbares Geschäft überhaupt nicht einzulassen.

Dagegen trauten einzelne Häuflein von Parteimännern (Socialdemocraten, Lassalleaner, Männer der Volkspartei, die letzteren Johann Jacoby unter sich zählend, die internationale Ligue in Genf) sich die Macht zu, durch Resolutionen und

Friedensadressen dem Gange der Ereignisse Halt gebieten zu können. Sie „legten feierlich Protest ein" gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen und gaben den deutschen Armeen und ihren Führern den Rath, nunmehr ruhig nach Hause zu gehen, da ja Frankreich, nachdem es durch unsere Hülfe Republik geworden, offen und klar erklärt habe, mit uns fürderhin in Ruhe leben zu wollen. „Ei, ihr allezeit fertigen Rathgeber," entgegnete diesen Leuten die „Bresl. Ztg.", „weshalb seid ihr denn mit euren Friedensadressen und Protesten nicht früher gekommen? Wir sollten meinen, die Zeit vor dem Beginn des Krieges wäre der echte und rechte Moment für Friedensermahnungen gewesen. Warum habt ihr denn damals nicht protestirt gegen die beabsichtigte Annexion des linken Rheinufers? Und warum habt ihr denn damals nicht Mahnung und Protest an die richtige Adresse gerichtet, an die eigentlichen Friedensstörer, d. h. den Kaiser Napoleon und ganz besonders das französische Volk? Das wißt ihr doch so gut wie wir, daß die Rheinfrage seit Jahrzehnten den Franzosen, so zu sagen, in Fleisch und Blut übergegangen ist.

„Wo in aller Welt waren denn damals, im einzig richtigen Momente, diese Friedensliguen, Socialdemokraten, Lassalleaner und zu guter Letzt die Königsberger Volkspartei, vor deren gewaltiger Resolution die ganze deutsche Armee sofort die Waffen senkt? Hofftet ihr von euren Mahnungen und Protesten auch nur den geringsten Erfolg, nun, warum richtetet ihr sie denn nicht vor den furchtbaren Schlachten und ehe das theure Blut geflossen, an Frankreich, und warum jetzt, wo voraussichtlich nur noch wenige Kämpfe stattfinden werden, an Deutschland? Flößte denn Frankreich euch gar zu großen Respect ein? Wir wollen den Gedanken nicht weiter ausführen, aber nahe liegt er genug; daß diese friedlichen und protestirenden Herren, im Falle die Dinge anders kamen, dann mit der superklugsten Miene von der Welt auftraten: Das haben wir ja Alles vorhergesagt; das kommt von Sadowa, von eurem

Cäsarismus ꝛc.; ja wäret ihr uns gefolgt, und hättet ihr Hannover, Hessen, Nassau wiederhergestellt, und Schleswig-Holstein dem Augustenburger gegeben, den norddeutschen Bund aufgehoben, überhaupt das Jahr 1866 aus der Geschichte gestrichen, dann war der ganze Krieg mit Frankreich unnöthig; ihr wäret nach wie vor die gehorsamen Diener Napoleon's, Frankreichs und Oesterreichs gewesen, und Alles war gut! —

„Daß auch die Geschichte immer so verrückt gehen muß und die Herren so ganz und gar aus dem Concepte bringt! Etwas könnte sie sich doch um das kümmern, was die Herren sich so hübsch und sauber im Kopfe zurechtgelegt haben; aber sie ist so hartnäckig und malitiös, daß sie nun erst recht gerade das volle Gegentheil thut — 1870 ganz so wie 1866.

„Was also thun? Recht dürfen die Deutschen unter keinen Umständen haben; protestiren wir also; fassen wir Resolutionen gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen; verlangen wir Selbstbestimmung, natürlich nur für die Franzosen, denn wenn wir die Deutschen selbst bestimmen lassen, so ist es sicher, daß von den 40 Millionen Deutschen 39⁹/₁₀ Millionen für die Annexion stimmen.

„Aber — sagt man uns — ihr erbittert die Franzosen, ihr erregt ihren Haß und macht den Krieg permanent. Fürwahr, dieser Einwurf übertrifft an Naivetät Alles, was in diesen Adressen und Resolutionen sonst vorgebracht wird. Nun wohl, den Haß der Franzosen haben wir unter allen Umständen, mit und ohne Elsaß-Lothringen, und da das einmal so ist, so ziehen wir das „mit" vor. Die Vogesen sichern uns gegen diesen Haß etwas mehr als der Rhein. Nicht weil wir ihnen Elsaß und Lothringen nehmen, nicht weil wir ihnen Kriegskosten auferlegen, nicht weil unsere Truppen vor Paris stehen, hassen uns die Franzosen, sondern weil ihre kindische Gloire gründlich ein für allemal und zwar gerade durch Deutschland vernichtet worden. Die Gloire steht ihnen höher als die Freiheit, als Geld und Gut, als Land und Leute. Und wenn wir

ihnen nicht einen Fußbreit Landes, nicht einen Stein ihrer Festungen nähmen: wie sie jetzt, und zwar nicht eben der sogenannte Straßenpöbel, sondern die hervorragendsten Geister der Nation mit den Herren Thiers und Favre an der Spitze geschrieen haben: „Rache für Sadowa!“ so werden sie in Zukunft noch zehnmal mehr schreien: „Rache für Wörth, für Metz, für Sedan! —“ Deshalb müßten die Resolutionen der Socialdemokraten und Friedensliguen eigentlich lauten: „Die Deutschen haben sich an dem Genius der französischen Nation versündigt, daß sie bei Wörth, Metz, Sedan gesiegt haben; im Interesse der Gloire der französischen Nation mußten sie sich schlagen lassen, um sich nicht den berechtigten Haß dieses trefflichen, uns in der Civilisation voranmarschirenden Volkes zuzuziehen.“ Das hätte einen Sinn gehabt.

„Jetzt bleibt uns nichts weiter übrig, als die Franzosen schreien zu lassen. Damit aber uns das Schreien nichts, oder so wenig wie möglich schadet, nehmen wir die Vogesen und dadurch — aber wirklich ganz zufällig — Elsaß und Deutsch-Lothringen mit.“

Hervorragende Männer der Wissenschaft begannen sich an der Discussion über den vorliegenden Gegenstand zu betheiligen. Zunächst auf deutscher Seite David Strauß, auf französischer Renan. Interessant und lehrreich ist es, zu sehen, mit welchen Mitteln, mit welcher Tactik und mit welchem Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft gekämpft ward. Renan hatte in einem Briefe an Strauß seinem Bedauern über den Ausbruch des blutigen Krieges Worte gegeben. Darauf erließ Strauß in der „Allg. Ztg.“ ein offenes Sendschreiben an Renan, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben; nur wenn es auf diesen ein Recht hat, hat es auch ein Recht, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. Worauf stützt sich aber denn sein vermeintliches Recht auf jenen Primat? An Bildung hat Deutschland sich ihm längst mindestens gleich-

gestellt; die Ebenbürtigkeit unserer Literatur wird von den Vertretern der französischen anerkannt; und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unseres Volkes durchdringt, werden wir von den besten Männern des französischen beneidet. Die Ausschließung der Reformation aus Frankreich, so viel sie beigetragen hat, seine politische Macht zu verstärken, so schwer hat sie sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt. Aber auch in politischer Tüchtigkeit sind wir den Franzosen, wenn auch langsam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 schien ihnen einen gewaltigen Vorsprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Fessel, die uns sonst wohl noch lange gedrückt haben dürfte, aber was wir seitdem in Frankreich gesehen haben, ist nicht dazu angethan, uns vor einer Mitbewerbung abzuschrecken. Gemäßigte Regierungen scheinen dort nur dazu da zu sein, um unterwühlt zu werden, sich in Anarchie, wie diese sofort in Despotismus aufzulösen; ob die constitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmestellungen abgerechnet) sehen, in Frankreich jemals feste Wurzeln werde treiben können, haben ja auch Sie selbst bezweifelt.

„Daß ich die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie, ein vielfach wohlthätiges Ferment in dieser Mischung sehe, das brauche ich Ihnen so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen. Aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler, und in Bezug auf diese haben unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erziehung genossen. Wir Deutschen haben in der Schule des Unglücks und der Schmach, wobei großentheils Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund-

und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor Allem unsere Uneinigkeit, als das erkennen gelernt, was sie sind, als Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, denselben, statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung, an der Spitze der Nationen zu stehen, und die Sucht, sie zu bevormunden und auszubeuten, diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen, wie die oben bezeichneten in der germanischen, sind von Ludwig XIV., vom ersten und vom hoffentlich letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharacter dabei den tiefsten Schaden genommen hat. Die Gloire insbesondere, die noch jüngst einer Ihrer Minister das erste Wort der französischen Sprache genannt hat, ist vielmehr ihr schlechtestes und verderblichstes, das die Nation gut thun würde für eine Zeit lang ganz aus ihrem Wörterbuche zu streichen. Ist sie doch das goldene Kalb, um das diese seit Jahrhunderten ihre Tänze geführt, der Moloch, dem sie so viele Tausende ihrer Söhne und der Söhne ihrer Nachbarvölker zum Opfer gebracht hat und eben jetzt wieder bringt, das Irrlicht, das sie von gedeihlichen Arbeitsfeldern hinweg immer wieder in die Wüste und oft genug an den Rand des Abgrundes gelockt hat. Und während jene früheren Herrscher, Napoleon I. insbesondere, von diesem nationalen Dämon selbst auch besessen, mithin bei ihren wenn auch ungerechten Kriegen doch gewissermaßen naiv waren, war es bei dem letzten Napoleon die bewußte Absicht, zu den Zwecken kalter Selbstsucht die Nation irre zu führen, ihre Aufmerksamkeit von der sittlichen und politischen Verkommenheit im Innern nach außen abzulenken, was

ihn die nationale Leidenschaft der Glanz-, Ruhm- und Raubsucht fortgesetzt schüren hieß. Es ist ihm gegen Rußland in der Krim, gegen Oesterreich in Italien gelungen, in Mexiko hat er empfindliches Mißgeschick gehabt, gegenüber Preußen aber den rechten Zeitpunkt verpaßt.

„Die Einheit, die er hintertreiben wollte, jetzt hat sie Deutschland. Die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark, wie den Königen und Herzögen südlich des Mains unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch das deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker in allen Arbeiten der Kultur und Humanität die Rede sein können; dann aber erst, wenn dem französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es in der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffnen, die es von jeher auf den rechten Weg, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben."

Die darauf erfolgende Antwort Renan's zeigte, daß auch er durch und durch Franzose ist. Auch er behauptete: „Jede Verminderung des französischen Gebietes würde Frankreich aus der Zahl der Vöker streichen." — Welche Uebertreibung im Munde eines Philosophen! „Beachten Sie wohl," lautete eine andere Stelle seines Antwortschreibens, „daß, wenn unser geistiges Sein mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen verschwände, das mensch-

liche Bewußtsein geschmälert würde. Mannigfaltigkeit ist nothwendig, und die erste Pflicht des Menschen, der mit wahrhaft frommem Herzen die Rathschlüsse der Gottheit zu ergründen sucht, besteht darin, die providentiellen Organe des geistigen Lebens der Menschheit, auch wenn sie ihm am wenigsten verwandt und zusagend sind, zu ertragen, ja selbst zu achten." Als ob es je den Deutschen in den Sinn gekommen wäre, die Franzosen in ihren eigenartigen Ergehungen zu behindern, den Fall ausgenommen, daß diese eigenartigen Ergehungen in Form räuberischer Ueberfälle auftraten! — Aber fürchtet denn Herr Renan wirklich, daß „Frankreichs geistiges Sein mit allen Vorzügen und Gebrechen" in Folge einer — Grenzberichtigung verschwinden würde? Zu einem solchen Ergebniß sollte es kommen, wenn Frankreich ein verhältnißmäßig kleines Grenzgebiet mit einer dem Stamme nach deutschen Bevölkerung verliert? — Herr Renan setzt gar noch hinzu, Frankreich müsse deutsches Landgebiet haben, damit — „deutsche Bildung ihm durch dasselbe zufließe!" — Da haben wir's! — Nun tadle noch Einer die Franzosen, daß sie auch die Rheinprovinz und darnach noch dies und jenes deutsche Gebiet zu haben begehrten! Sie wollten sich auf diese Art „deutsche Bildung" zu eigen machen, um auf der Bahn allgemeiner Menschenverbrüderung wieder ein gut Stück vorwärts zu kommen! — „Ausgangs des vorigen Jahrhunderts" — zu diesem Geständniß läßt sich Herr Renan herbei — „hatte Frankreich trotz des wunderbaren Feuers, das es beschwingte, kaum einen Begriff von den Lebensbedingungen einer Nation und der Menschheit" — doch schnell rührt er wieder die große Trommel, also kündend: „Eilen wir, es auszusprechen: „So glänzende Mängel wie sie Frankreich besitzt, werden in ihrer Weise zu Vorzügen Noch hat Frankreich nicht das Scepter des Geistes, des Geschmackes, der feinen Kunst, des Atticismus verloren; noch lange wird es die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt fesseln und den Einsatz bestimmen, um welchen das europäische Publikum

seine Wetten veranstaltet. Die französischen Angelegenheiten sind der Art, daß sie die Fremden eben so sehr und noch mehr als die täglichen Vorkommnisse ihres eigenen Landes beschäftigen und in Leidenschaft versetzen. Der große Uebelstand seiner politischen Lage ist das Unvorhergesehene; allein das Unvorhergesehene trägt ein doppeltes Gesicht: neben den schlechten Chancen ruhen die guten, und wir würden uns keineswegs verwundern, wenn nach beklagenswerthen Erfahrungen Frankreich Jahre eines ungewöhnlichen Glanzes durchlebte. Frankreich vermag Alles, nur mittelmäßig kann es nicht sein."

Da haben wir den Franzosen im Philosophenmantel! In einem „ungewöhnlichen Glanz" leben die Franzosen jetzt schon, und selbst in Unglückstagen, die andere Völker zu ernster Einkehr in sich nöthigen, arbeiten sogar Männer der Wissenschaft, die sich Philosophen nennen, daran, diesen Glanz zu mehren — es ist dies der Glanz der Phrase, deren Geburtsstätte Lüge und eitles Wesen sind.

Prächtig wurde der große Renan in einer Flugschrift von einem jungen russischen Diplomaten, der mehrere Jahre in Frankreich gelebt hat, abgefertigt. „Ist denn die Eitelkeit", heißt es in der Flugschrift, „die wahrhaft weibische Eitelkeit, welche das Wesen des französischen Characters ausmacht, nicht etwas Mittelmäßiges? Thut der Erfolg von Rochefort's Laterne im Jahre 1868 gleich dem des „Siècle" im Jahre 1864 nicht dar, daß in Frankreich gerade die Mittelmäßigkeit reussirt, wenn man nur die gehörige Dosis von Phrasen und Geklapper anwendet und dem Volke von Zeit zu Zeit von der Gloire Frankreichs und seiner Revolution spricht? Und wie soll man Rouher als Staatsmann, Cousin als Philosophen, Thiers als Historiker, Victor Hugo als Poeten anders nennen als Mittelmäßigkeiten? Nichts destoweniger haben sie alle Succeß gemacht, weil sie direct oder indirect Frankreich von seiner „Gloire" zu erzählen verstanden, das für diesen Appell niemals taube Ohren gehabt hat. Die

Gloire ist die Krankheit der Nation, und eine sehr ernste, welche chronisch zu werden droht, da diejenigen, die sie zu heilen berufen wären, nur daran denken, wie sie dieselbe zu ihrem Vortheil verwerthen können. Muß unter solchen Umständen das Volk nicht von einem wahren Ruhmesfieber befallen werden, das nicht blos ihm selbst die Ruhe raubt, sondern ihm auch die Ruhe Anderer als odiös erscheinen läßt?"

Von David Strauß war ein zweites Sendschreiben an Renan veröffentlicht worden, das, wie sein erstes, höchst wichtige Wahrheiten aussprach. Renan hatte unter Anderm geäußert, einzig die Furcht vor dem gallischen Adler habe die Süddeutschen unter dem preußischen Adler vereinigt; später, wenn der Antrieb zu dieser Vereinigung fortgefallen sei, werde sie auch hoffentlich nicht lange Bestand haben.

Darauf entgegnete Strauß: „Uebel wäre es, wenn, wozu Sie die Aussicht eröffnen, die südlichen Deutschen es jemals satt bekommen würden, sich dem preußischen Heerwesen anzuschließen. Nein, gestatten Sie mir es zu sagen, so gering denke ich von meinen süddeutschen Brüdern, so trüb von der deutschen Zukunft nicht. Sie glauben uns etwas Gutes zu wünschen oder vorherzusagen und wundern sich wohl, daß wir das Wohlgemeinte zurückweisen. Aber wir sehen nichts Anderes darin, als den Wunsch jenes Römers, eines edlen hochherzigen Mannes ohne Zweifel, und der nichts dafür konnte, daß er eben doch Römer war und blieb; das Wort des Tacitus meine ich, wo er die Götter bittet, unter den jugendfrischen germanischen Stämmen zum Besten des alternden Roms die Zwietracht erhalten zu wollen. Nein, wenn erst unsere Heere sieggekrönt über den Rhein in ihre heimathlichen Gaue zurückkehren, wenn sie so Manchen nicht mehr mit heimbringen werden, der froh und frisch mit ihnen ausgezogen war, dann werden sie uns als den besten und nicht zu theuer erkauften Siegespreis die Unmöglichkeit zurückbringen, daß, die jetzt in so vielen Schlachten sich zur Seite gestanden, für dieselbe Sache, gegen

denselben Feind gekämpft und geblutet haben, jemals wieder sich sollten feindlich gegenüberstehen, ja nur jemals sollten von einander lassen können. Das Blut seiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutschlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben, denn auch in diesem Sinn ist es ein wahres Wort: „Blut ist ein ganz besonderer Saft."

Auf den eigentlichen Streitpunkt übergehend, fährt Strauß fort: „Daß Elsaß und Lothringen einmal zum deutschen Reiche gehört haben, daß überdies im Elsaß und einem Theil von Lothringen die deutsche Sprache, trotz aller französischen Bemühungen, sie zu unterdrücken, noch immer die Muttersprache ist, war für uns nicht Veranlassung, Anspruch auf diese Länder zu erheben. Wir dachten nicht daran, sie von einem friedlichen Nachbar wiederzufordern. Nachdem er aber den Frieden gebrochen und die Absicht kundgegeben hat, unsere Rheinlande, die er einmal mit höchstem Unrecht ein paar Jahre besessen, abermals an sich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Thoren sein, wenn wir, als die Sieger, was unser war und was zu unserer Sicherung nöthig ist (doch auch nicht weiter als dazu nöthig ist), nicht wieder an uns nehmen wollten. Sie kehren das „vae victis" zum „vae victoribus" gegen die „ihren Sieg mißbrauchenden Sieger" um; damit hat es, wie gesagt, keine Gefahr; aber auch den Spott und die Reue werden wir uns zu ersparen wissen, die den Sieger, der seinen Sieg zu benützen versäumte, heimzusuchen pflegen.

„Sie sagen dem Kriege viel Schlimmes nach; ich hätte wohl Lust, demselben, ohne Ihnen zu widersprechen, viel Gutes nachzusagen; dann hätten wir vielleicht Beide zusammen die Wahrheit erschöpft. Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Bestand der Staaten und Völker sind allerdings von jeher die Raub- und Eroberungskriege gewesen, von den asiatischen der Römer an bis auf die Ihres ersten Napoleon. Dagegen haben solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit

unternahmen, neben allem Elend, das auch sie in reichem Maße mit sich führten, doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unseren deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere inneren Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind.

„Uebrigens ist es eigen — und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge — daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hält, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen." Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernest Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine finden! — Aber die Weine mögen ihnen noch so gut schmecken, die guten Jungen wären doch lieber daheim geblieben. Sie fürchten, hochgeehrter

Herr, die Deutschen möchten nach solchen Anfängen am Kriegerleben Geschmack finden, und Sie bedrohen uns mit einem eisernen Zeitalter für diesen Fall. Die beste Warnung, wenn es für uns einer solchen bedürfte, läge immer in einem Blick auf Ihre Nation und die Folgen, die eine tiefgewurzelte Kriegs- und Raubluft für dieselbe gehabt hat. Wir Deutschen werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber seien Sie sicher, wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Selbst der sich zur Zeit in England aufhaltende bejahrte Staatsmann Guizot, Louis Philipp's ehemaliger Minister, der doch lange Jahre der Beschaulichkeit durchlebt hatte, zeigte sich von der allgemeinen Blindheit der Franzosen befangen. Auch er ließ sich über die vorliegende Frage vernehmen. In einem offenen Briefe behauptete er, es sei der Krieg von Seiten Preußens „ein Krieg des Ehrgeizes und der Eroberung." Denn „laut kündigen sie (die Preußen) an, daß sie Elsaß und Lothringen zurücknehmen wollen — Provinzen, die seit zwei Jahrhunderten uns gehören, und welche wir durch alle Wechselschicksale der Politik und des Krieges behauptet haben. Ja, die Preußen thun noch mehr als dies; obwohl sie diese Provinzen nur theilweise und zeitweise in Besitz genommen haben, maßen sie sich bereits die Ausübung der Souveränetät über dieselben an. In Lothringen haben sie ein Decret erlassen, wodurch sie unsere Gesetze der Conscription und Rekrutirung für die Armee aufheben. Fragen Sie den ersten besten ehrlichen Deutschen, ob dies nicht Handlungen eines siegreichen Ehrgeizes (??) sind, wie er eine Nation zu einem bis in's Unendliche verlängerten Ringen verpflichtet, zu einem Ringen, welchem nur ein Unglück, wie eine Nation es nimmer annimmt, ein Ende setzen kann. Seien Sie versichert, daß Frankreich den Character und die Consequenzen, welche Preußen diesem Kriege giebt, nie annimmt. Wegen unserer ersten Unglücksfälle haben wir unsere

nationale Ehre zu vertheidigen und wegen der Ansprüche Preußens haben wir unser nationales Gebiet zu vertheidigen und zu wahren. Diese beiden Dinge werden wir um jeden Preis und ganz bis zu Ende verfechten. Ich muß Ihnen sagen, und zwar ohne Anmaßung, daß wir bei unserer Entschlossenheit — wie wir sie haben — über den Ausgang dieses Ringens nicht ernstlich besorgt sind. Ganz zu Anfang machten die Preußen eine gewaltige Anstrengung; eine Anstrengung bleibt noch zu machen übrig, diesmal auf unserer Seite, und bis jetzt hat sie kaum begonnen. Wir waren sehr zu tadeln, daß der Ausbruch des Krieges uns nicht besser vorbereitet fand, aber trotzdem wir stets den Kürzeren gezogen, haben wir gesehen, was unsere Truppen werth sind, und wie die Zeit fortschreitet, wird man dies immer mehr sehen und fühlen. Ueberlegen sind wir den Preußen an Mannschaften, Geld und Terrain, und in Ausdauer wollen wir es ihnen gleichthun, selbst wenn sie ausharren sollten, wie sie müssen, wenn ihre Projecte die geringste Aussicht auf Erfolg haben sollen. Das Zeitalter ist mit uns, und wir wollen das Zeitalter nicht im Stiche lassen."

Guizot hatte seine Erklärung in der „Daily News" veröffentlicht, die ihm sofort antwortete. „Dieselben Leute," sagte die Zeitung, „die noch vor sieben Wochen laut nach dem linken Rheinufer schrieen, donnern heute gegen die fremde Invasion, und seltsam genug, in diesem Punkte ist ein Mann wie Guizot ebenso gesinnt, wie das wüthende pariser Straßengesindel. Nichts kann aber so unphilosophisch und unwürdig eines Staatsmannes sein, als sich über die Thatsache hinwegzusetzen, daß der Ursprung und Urgrund eines Krieges nicht nur entschieden seinen Character bestimmen und seine Beendigung beeinflussen, sondern auch gerade für die Friedensbedingungen die allergrößte Bedeutung haben muß. Wir können Guizot's Begriff von der Ehre einer Nation nicht verstehen. Wenn ein Krieg eingestandenermaßen ungerecht ist, und die Masse der Nation

darin übereinstimmt, so verlangt die Ehre der Nation, daß er so bald wie möglich zu Ende gebracht werde. Auch im Uebrigen ist Guizot nach unserer Ansicht mit seinen Argumenten stark auf dem Irrwege. Wenn Deutschland siegreich ist, so darf es ihm gewiß nicht verwehrt werden, solche materielle Garantieen, die wichtig oder wesentlich für den Frieden in Zukunft sein dürften, zu verlangen. Wenn irgend ein Grund der Rechtfertigung hierfür nothwendig wäre, so wäre er reichlich in den offenen Absichten und dem Beispiele Frankreichs zu finden. Frankreich begann den Krieg mit der ausgesprochenen Absicht, zwei deutsche Provinzen als Kriegspreis zu nehmen. Jetzt, wo es unterliegt, kann es nicht mit Folgerichtigkeit gegen die natürlichen Ergebnisse der Niederlage protestiren. Dieselben Rechtsgrundsätze finden auf Deutschland sowohl als auf Frankreich Anwendung. Die neutralen Mächte könnten in beiden Fällen mit vollem Rechte gegen beträchtliche und bedeutende Gebietsveränderungen protestiren, allein ein leichter Territorialverlust ist die natürliche, wenn nicht die unvermeidliche Folge der Niederlage. Und Deutschland kann mit Recht eine Grenzregulirung fordern, die beitragen würde, für die Folge neue Angriffe abzuwehren."

Ein Refugié erließ in einer berliner Zeitung ein Antwortschreiben an Guizot. „Ein Hugenott", hieß es in demselben, „schreibt an Sie, ein Hugenott, dessen Familie seit 300 Jahren eine deutsche ist. Ich danke es meinen französischen Vorfahren, daß sie auf mich ihr unter Blut und Wunden wohlbewahrtes Märtyrererbe des evangelischen Glaubens vererbt haben; ich schaue auf sie mit kindlicher Pietät zurück, aber ich sehe auch, daß meine Familie von der Hand Gottes in die Ferne geführt worden ist. Der Herr hat den Meinigen einst gesagt: „Geht aus eurem Vaterlande und von eurer Freundschaft", und sie sind gegangen; er hat ihnen wie dem Abraham ein anderes Land des Wohnens zugewiesen und hat sie einem anderen Volke eingefügt, mit dem sie ein Fleisch und Blut wer-

den sollten — und sie sind gehorsam geworden. Wir vertriebenen Hugenotten Frankreichs sind, weil Gott es von uns gefordert hat, jetzt nicht mehr Franzosen, sondern Deutsche, und haben es hernachmals gelernt, die Wege Gottes zu lieben; wir sind jetzt Deutsche mit Leib und Seele. Das verlangen Sie auch, hochverehrter Herr, von uns, Sie verlangen es als Einer, der die Wege Gottes kennt und versteht; Sie würden es uns mit Recht zum Vorwurf machen, wollten wir, nach Gottes Willen gegenwärtig Deutsche, noch heute Franzosen sein und der Führung widerstreben, die uns aus dem alten Boden entwurzelt, in einen neuen aber eingewurzelt hat.

„Darum erlauben Sie mir wohl, Ihnen mit einigen Worten zu nahen, nachdem Sie Ihre Stimme in der Sache des gegenwärtigen Krieges so laut erhoben haben. Sie verurtheilen den Angriff auf Preußen, aber Sie fordern, daß Frankreich nicht diejenige Strafe des Besiegten leide, die für andere Völker gemeiniglich ein Verlust an Land und Leuten gewesen ist.

„Wie aber kann ein Franzose eine solche Forderung aussprechen? Worauf gründet sich sein Anspruch, sein sittlicher oder christlicher Anspruch, eine Ausnahmestellung unter den Nationen einnehmen zu wollen?

„Haben Sie selbst, haben Ihre Capetinger, Ihre Valois, Ihre älteren Orleans, Ihre Bourbonen, Ihre Republik, Ihre Napoleonen, kurz alle Ihre Regierungsgewalten nicht ohne Ausnahme anderen Staaten, sogar im Frieden, Provinzen und Länder genommen? Haben Sie denn gefragt, ob die von Ihnen Bekriegten ihre Gebiete für unverletzlich hielten, wie das heutige Frankreich mit dem seinigen thut? Oder hätten Sie wohl jemals solchen Ansprüchen ein sittliches Recht zugestanden? Haben nicht Ihre Herrscher und Obrigkeiten stets das Recht des Siegers geltend gemacht, den nach errungenen Siege auch zu schwächen, der sonst gar leicht wieder in die Versuchung gerathen könnte, trauend auf die neu erstarkten Kräfte, eine neue

Blutarbeit mit Ihnen zu beginnen? Haben nicht Spanien, England, die verschiedenen Theile des gegenwärtigen Frankreichs, die Schweiz, Oesterreich, Preußen, Deutschland, Italien, Rußland, Asien, Afrika und Amerika der Forderung des Landes, welches einst in geringerem und hernach in größerem Umfange Frankreich hieß, nachgeben müssen, von ihren Gebieten Abtretungen an Frankreich oder an andere zu machen, lediglich auf sein das Recht des Siegers geltend machendes Gebot hin?"

„Glücklicherweise," sagte Felix Dahn, „ist der Streit der Presse für und wider die Erwerbung bereits unnütz; daß das Elsaß und der unentbehrliche Theil von Lothringen genommen (oder behalten) wird, steht fest, so unwiderruflich wie der deutsche Sieg. Daß sich dawider in Deutschland selbst Stimmen erheben konnten, war eben nur möglich in — Deutschland, d. h. in Deutschland wie es vorher war, aber nach seiner Auferstehung zu politischem Leben nicht bleiben wird. Dagegen sprachen nur die Doctrinäre, die in der Arbeiter-Blouse nicht minder als im Gelehrten-Schlafrock vorkommen.

„Man hat Volksabstimmungen verlangt: wir wollen uns darauf einlassen — in 60 Jahren. Wenigstens wollen wir die Wiedergewonnenen so behandeln, und namentlich so regieren, als ob es wirklich gelte die nächste Generation frei wählen zu lassen; die rechte Mutter nimmt die Tochter wieder in ihr Haus: Schmach über sie, verdrängt die Liebe und Weisheit ihrer Pflege nicht bald das Bild der Stiefmutter!

„Man hat auch dem Elsaß — und sogar Lothringen! — die Anhänglichkeit an Frankreich zum Vorwurf gemacht. Nichts ist ungerechter. Der Widerstand gegen die Vergewaltigung war in den beiden ersten Generationen sehr lebhaft, und ganz gelöst wurde der Zusammenhang mit Deutschland nie: Sprache, Sage, Sitte bezeugen es. Und ist es zu verargen, wenn die Leute, vom Reich aufgegeben, zuletzt gern der Großmacht angehörten, welche Europa immer blendete und häufig beherrschte,

lieber Theil hatten an der politischen Ehre des starken einheitlichen Frankreichs, als an der unsäglichen politischen Schmach des ohnmächtigen zerstückelten Deutschlands?

„Laßt seh'n, ob nicht zum Vaterlande
Das Herz des Elsaß wieder neigt,
Wenn ihr ihm statt der alten Schande
Den Spiegel deutscher Ehre zeigt.“

„Nehmet die Wiedergewonnenen in ein ruhm- und macht- und freiheitstarkes Deutschland auf, und dann, wenn die nächsten Geschlechter noch nach Paris hinüberschielen, dann scheltet sie. Jetzt aber ehret sie für die Treue mit der sie an der wälschen Ziehmutter hangen: auch diese Treue ist deutsch.“

Zum Schluß dieses Abschnitts noch ein Wort über die Phrasen von der „Ländergier der Hohenzollern,“ mit denen die Gegner der Annexion des Grenzgebietes Elsaß und Lothringen um sich geworfen hatten. „Im Gegentheil“, war ihnen von David Strauß entgegnet worden, „Mäßigung, nicht Uebermuth, ist hohenzollern'sche Tradition. Schlesien wollte Friedrich von Oesterreich haben, aber weiter nichts; und so wird man auch finden, daß Wilhelm I. seine Ansprüche an Frankreich ebenso bestimmt begrenzt hat, als er sie durchführen wird.“ Wer über diesen Gegenstand im mindestens zweifelhaft sein sollte, der vergleiche einmal das, was Preußen im September 1870 von Frankreich forderte, mit dem, was Napoleon im Juli 1807 unter dem Jubel seines Volkes dem preußischen Staate im Frieden von Tilsit nahm. Preußen wurde von 5570 Quadratmeilen auf 2877 und von 9,743,000 Einwohnern auf 4,938,000 — also um etwa die Hälfte — reducirt, ganz abgesehen davon, daß Frankreich durch den Besitz der Oderfestungen und Danzigs festen Fuß in Preußen behielt, daß diesem durch die Continentalsperre die Hauptader des Handels unterbunden und ihm bis zur erfolgten Zahlung einer für die damaligen Verhältnisse und den Umfang des Landes großen Contribution

von 226 Millionen Francs ein Heer von 150,000 anspruchsvollen Franzosen ins Land gelegt worden war.

Wenn man Beispiele von Vergewaltigungen vorführen will, dann war der Tilsiter Friede eine der ärgsten, die je vorgekommen ist, und wenn man erwägt, daß die französischen Geschichtsschreiber dafür nur Worte des Lobes hatten und selbst ein Thiers die Handlungsweise Napoleon's des Ersten gegen Preußen im Jahre 1807 mit der Phrase deckte „Nach dem Recht des Eroberers verlor Preußen" — — —, so muß man eben so über die Mäßigkeit der Forderungen, die der siegreiche König Wilhelm an Frankreich stellte, wie über die Blindheit der Franzosen staunen, die über Vergewaltigung schrieen.

Straßburg.

„Ei so weht nur, wälsche Fahnen! Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler sich erhebt mit mächt'gem Schlag.
Wo er schlägt die starken Fänge in des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd Deutschlands neue Herrlichkeit."

So hatte prophetisch ein elsässischer Dichter (Karl Hackenschmidt) an dem Tage gesungen, an welchem zur Feier des Sieges von Solferino französische Fahnen vom Münster zu Straßburg herabwehten; jedoch nur abschriftlich war sein Gedicht im Kreise Gleichgesinnter verbreitet worden. Sicherlich fand keiner der Freunde etwas Anderes in dem Gedichte als den Ausdruck unstillbarer Sehnsucht eines seinem Stammesvolke treu anhängenden Gemüths, dem man Phantasien solcher Art zu Gute halten müsse. Ja es ist keine Frage, daß der Dichter selbst, wenn er veranlaßt worden wäre, zu erweisen, daß eine nahe bevorstehende Wiedervereinigung Straßburgs und des Elsasses mit Deutschland aus der Lage der politischen Verhältnisse sich folgern lasse, verstummt sein würde. „In der Po-

litik" — so hätten ihm wohlmeinende Freunde sagen können — „muß man mit Größen rechnen, die da sind, und nicht mit solchen, die da waren. Wo ist der deutsche Adler? O, er war schon altersmatt vor zweihundert Jahren, als er es geschehen ließ, daß Straßburg geraubt ward, und im Jahre 1806, als Napoleon I. erklärte, er kenne ein deutsches Reich nicht, starb er hin, so daß er jetzt nur noch als ein Schatten in der Geschichte umherschwankt." — So hätten Politiker sprechen können, aber der schweigende, sinnende Dichter wäre vielleicht dadurch von seinem Glauben und Hoffen dennoch nicht bekehrt worden. Wie, wenn er das Rauschen der Quellen geschichtlichen Lebens vernommen, die das Auge des Politikers erst sieht, wenn sie zum Durchbruch gekommen sind? Wie, wenn er in dem andachtsvollen Anschauen, in dem ernsten Versenken in die Geschichte seines Mutterlandes zu dem festen Glauben, ja zu der felsenfesten Ueberzeugung gekommen wäre, daß das deutsche Volk seit den Tagen der Reformation in einer Verjüngung begriffen sei, die es fort und fort erstarken gemacht, die ihm bereits eine Kraft verliehen habe, welche nur des Anlasses bedürfe, um auch von dem Auge des Politikers gewürdigt zu werden? Wie, wenn er den aus Trübsal und Noth vergangener Zeiten phönixgleich sich erhebenden brandenburg-preußischen Adler als den werdenden neuen deutschen Adler erkannt, wenn die Wahrnehmung untrüglicher Hoheitszeichen an demselben in ihm den Glauben erzeugt hätte, es werde dieser aus der Asche hingesunkener Reichsherrlichkeit wiedergeborene Adler eines Tages sein kräftiges Gefieder schütteln und die Schwingen zu neuem Fluge ausbreiten, um verlorengegangene Güter wieder heimzuholen in das Heiligthum des Reiches, das entweiht wurde durch Frevler von der Zeit an, in der mit der Hinrichtung Konradins das in Rom geplante und von Paris unterstützte Werk der gänzlichen Ausrottung des hochherrlichen hohenstaufischen Kaisergeschlechts gelungen war? — Wer kann es wissen, welches Schauen (über das

sich mit Politikern freilich nicht hätte reden lassen, ja über welches er selbst als Politiker nicht Rede zu stehen vermocht hätte) die Seele des Dichters erfüllt hatte? Genug, von dem geschichtlichen Geist, für dessen leises Wehen in seinem Gemüthe Empfänglichkeit vorhanden war, ergriffen, hatte er seinem Empfinden Worte gegeben, und die Zeit der Erfüllung seines prophetischen Ausspruches war nun da.

Der Adler hatte seinen Flug über den Rhein genommen, drei Flügelschläge — Weißenburg, Wörth, Spicheren — waren genügend gewesen, den gallischen Hahn von den Ufern des Rheins zurückzuscheuchen. O du gallischer Hahn, der du eben noch so laut gekräht hattest, dir sollte es nicht gelingen, dich dem immer wieder zu neuem Ansturm sich erhebenden deutschen Adler zu entziehen! Wohin du dich auch wendetest, um neue Kraft zu sammeln oder dich zu verbergen, die Blutspur, die du hinterließest, wie auch dein umhergestreutes blutiges Gefieder führte zu jedem deiner Schlupfwinkel!

Aber der Adler hatte gleich nach den ersten drei Siegen hellen Auges stromaufwärts geschaut nach dem Kleinod Straßburg.

Straßburg war in Deutschland vielfach angesehen worden als die von Ludwig und Hartmut geraubte Gudrun der Heldensage, nur daß man sich längst gestanden hatte, sie harre nicht mehr gleich jener königlichen Jungfrau sehnsüchtigen Sinnes auf die Befreier. Verlangend und hoffend hatte sie lange Zeit hinüber geschaut nach den östlichen Gestaden des Rheines; doch waren Wogen auf Wogen vorüber gerollt, Monden auf Monden vergangen, kein Spieß, kein Helm hatte der Stadt am erwachenden Morgen entgegengeblitzt als Anzeichen dafür, daß der Kampf um ihre Wiedergewinnung beginnen solle. Als endlich die Kunde zu ihr gedrungen war, man kämpfe nur mit papiernen Schwertern für sie, nämlich mit „Protesten“ gegen ihre widerrechtliche Besitzergreifung, da hatte sie zornentbrannt die Thräne vom Auge geschüttelt, und es war von da ab aus

ihrer Haltung das Bestreben erkennbar hervorgetreten, sich mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. So war das Andenken an das Mutterland von Geschlecht zu Geschlecht schwächer geworden, wenn auch Sprache und Sitte des Heimathlandes als ein Schatz bewahrt worden war.

Mit treuerer Liebe hing das Mutterland an Straßburg, und die Liebe war in letzterer Zeit in dem Maße wieder stärker geworden, in dem das Interesse für die Literatur der Deutschen und für vaterländische Geschichte zugenommen hatte. Nach der Ansicht eines Mitkämpfers lag dieser Erscheinung etwas Anderes zu Grunde. „Wenn ich mich frage,“ sagt derselbe, „welches wohl der tiefere Grund der Liebe des deutschen Volkes zu Straßburg ist, so finde ich ihn nicht in der ehemaligen, für die Straßburger selbst in der Erinnerung verblaßten reichsstädtischen Großheit, nicht in der, kaum der gelehrten Welt noch zugänglichen Erinnerung an ihren literarischen Ruhm, an ihre großen Männer Tauler, Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant, nicht darin, daß hier eine erste Zufluchts- und Pflegestätte für die neuerfundene Buchdruckerkunst gegeben war, noch in dem vollen Echo, das die „Wittenbergische Nachtigall“ (wie Luther von Hans Sachs genannt ward) hier gefunden — das Alles hatte das deutsche Volk seit dem Unglückstage, an dem die Stadt französisch geworden, fast vergessen. Wir liebten Straßburg um eines goldgelockten, götterbegnadeten Jünglings willen, um Göthe's willen. Er hatte es uns angethan mit der entzückenden Schilderung jenes unendlich glückseligen Aufenthaltes, dessen er dort vor nun gerade hundert Jahren genossen. Wir alle haben Theil an dem vollen reichen Menschenleben, das nie wieder und kaum jemals zuvor ein Sterblicher in solch schöner Fülle ausgelebt hat, und so gehört uns im Geiste auch jede geweihte Stätte, die er betrat. Aber Straßburg hat er uns noch in anderem Sinne zu eigen gemacht. Die Scham, diese Stadt und das schöne Elsaß durch unsere unselige Zerrissenheit verloren zu haben an jene Nachbaren, von denen der Sinn des

jungen Göthe sich mehr und mehr abgestoßen fühlte, diese Scham lebte auf in allen deutschen Herzen, wenn sie in „Wahrheit und Dichtung" lasen, welchen Edelstein wir hingegeben hatten. So ward durch ihn die alte Liebe wieder zur Sehnsucht." Eines wie das Andere mag dahin gewirkt haben, daß es also gekommen war.

Worin lag nun der Grund, daß in Straßburg wie im Elsaß überhaupt die Menge einer solchen Stimmung des Mutterlandes gegenüber kalt geblieben, ja daß, wie auch Graf Bismarck in seiner Unterredung mit Favre zugab, in der Bevölkerung geradezu Anhänglichkeit an Frankreich entstanden war? Diese Frage beantwortet die „Schlesische Z.", indem sie dieselbe zugleich auf Deutsch-Lothringen ausdehnt, dahin:

„Elsässer und Deutsch-Lothringer haben ihre urdeutsche Kriegs- und Wanderlust, ihr fahrendes Landsknechtsthum nirgendwo besser verwerthen können, als in Frankreich. Während des letzten Krieges zählte Elsaß-Lothringen zusammen wohl gegen 60,000 seiner Söhne in allen Stellungen des französischen Heeres, also ungefähr das Doppelte von dem, was die meisten Landstriche gleicher Größe in Deutschland an Soldaten und Landwehrleuten stellen. Frankreich bot den Söhnen Unbemittelter im Militärdienste eine befriedigende Lebensstellung, eine Versorgung für die Zukunft. Sei es, daß der Einsteher sich mit seinem Kaufgelde begnügte, um nach beendigter Dienstzeit mit demselben ein Geschäft zu gründen, sei es, daß er durch längeren Dienst eine Pension oder eine Civilversorgung erwarb: er war immer versorgt, und das durch den Staat. Die Zahl der niedern Beamten, die aus dem Militärstande hervorgehen und aus Elsaß-Lothringen stammen, ist ganz ungewöhnlich. Nicht nur die Provinz selbst, sondern Paris und alle Theile Frankreichs wimmeln von Elsässer und Lothringer Gensdarmen und Grenzaufsehern, Förstern, Kanzleidienern u. s. w. Die Pariser Garde municipale und die Polizei zählte allein mindestens 3000 Elsaß-Lothringer. Der Militärstand war ein Erwerb, eine Lauf-

bahn, die schon außer diesen Umständen den Elsaß-Lothringern ganz besonders zusagte. Durch die Gewohnheit ist diese Art der Versorgung eine Nothwendigkeit, ein Bedürfniß für einen so starken Theil der Bevölkerung geworden, daß dieselbe insgesammt dabei interessirt war. Die wohlhabenderen Stände dagegen waren durch die leichte Befreiung vom Militärdienste wiederum an fast ganz entgegengesetzte Verhältnisse gewöhnt, die ebenfalls mit dem Interesse der Uebrigen zusammenhingen. Sie hatten eine größere Freiheit in ihren persönlichen Neigungen, Gewohnheiten und Unternehmungen. Welche Anschauungen dieselben vom Kriegsdienste haben, mag man leicht ermessen, wenn man die Behäbigkeit des französischen Bürgers nur einigermaßen kennt. Er ist für ihn fast das Schrecklichste, was es geben kann, besonders wenn derselbe als Pflicht gefordert wird. Ein weiterer Umstand, warum Elsaß-Lothringen so eng mit Frankreich verwachsen, und sich unter allen Verhältnissen nur schwer davon wird trennen können, ist — daß mindestens 70 bis 80 Tausend seiner Kinder in Paris und in allen Theilen Frankreichs als Arbeiter und Geschäftsleute leben. Wer zu Hause nicht fortkommt, geht ins Innere und findet dort wegen des in vielen Gegenden stattgehabten Rückgangs der Bevölkerungszahl meist was er sucht: eine Lebensstellung. Uebt doch Paris und Frankreich aus denselben Gründen eine ungemeine Anziehungskraft auf alle westlichen Provinzen, ja auf ganz Deutschland."

Wie mag daher Gudrun-Straßburg aufgeschreckt sein, als nach dem Donner von Wörth, das nur zehn Stunden von Straßburg entfernt ist, die Kunde zu ihr drang, Mac Mahon sei geschlagen und die Deutschen seien im Anmarsch, um Besitz von der Stadt zu nehmen!

In welcher Gestalt trat die Kunde auf?

Lebendig schildern dies die unter dem Titel „die Belagerung und das Bombardement von Straßburg; von G. Fischbach" veröffentlichten Tagebuch-Aufzeichnungen eines Straßburgers. „In der Schlacht bei Wörth," heißt es daselbst unter dem

6. August, „erschallt der Ruf „sauve qui peut!“ und alsbald erzittert der Boden der Straßen nach Hagenau unter dem Hufschlag der Rosse, auf denen Tausende von Reitern fortsprengen. Lanciers, Cürassiere, Artilleristen, Turcos, Zuaven, Chasseurs, jeder sprang hastig auf das erste beste Pferd und alle jagten keuchend davon, indem sie die Bevölkerung in Angst und Bestürzung versetzten durch ihr Gebrüll und das Schreckensgeschrei: „Die Preußen! Die Preußen!“ Die flüchtigen Schaaren, zu Pferd, zu Fuß, eilten wie besessen durch Hagenau das Straßburger Thor hinaus. Die Einen flohen querfeldein, Andere eilten bis nach Straßburg.“

So kam die Kunde von der Niederlage bei Wörth nach Straßburg. Sie erzeugt fieberhafte Aufregung in der Stadt. „Im nämlichen Augenblicke kommen aus den Vorstädten Züge Verwundeter von dem zwei Tage vorher vorgefallenen unglücklichen Kampfe von Weißenburg, und der Anblick dieser mit Blut und Koth besudelten Leute, dieser verstümmelten Krieger, die man auf unbedeckten Bahren trug, alles dies verbreitete vollends einen dichten Trauerschleier über die Stadt Straßburg. Plötzlich ertönt schauerlicher Trommelschlag: das ist der Generalmarsch, welcher die Angst auf's Höchste steigert. Die Kaufläden, die Häuser werden geschlossen; die Soldaten laufen nach den Casernen; man glaubt, daß der Feind vor den Thoren sei. Sogleich gehen Befehle nach allen Seiten ab; die Zugbrücken werden aufgezogen, und um sieben Uhr Abends ist die Stadt völlig geschlossen. Hunderte von Einwohnern sind ausgesperrt und werden erst nach langem Bitten und Schreien wieder eingelassen. — Dies ist der erste Tag, der Anfang einer langen Reihe von Unglückstagen. Am andern Morgen wälzen sich die Massen der Tags zuvor geschlagenen Armee in die Thore von Straßburg herein; es war ein großer Theil des rechten Flügels der „Rheinarmee.“ Zuerst kamen Einzelne, dann Rotten von je zehn, zwanzig, dreißig Mann, viele verwundet, auf einen Stab, eine zerbrochene Flinte gestützt, oder

in den Wagen des Fuhrwesens liegend; Cavaleristen ohne Waffen, ohne Helme, mit Koth bedeckt, die Offiziere niedergebeugt, auf den Arm von Soldaten gestützt. Dieser Zug dauert Tag und Nacht und hat am andern Morgen noch kein Ende."

Neue Kunde: Der Feind folgt in Eilmärschen! Damit hatte es seine Richtigkeit, und es sollte zur Wahrheit werden, was das Soldatenlied sang:

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Jetzt rückt vor deine Wälle der preußische Soldat,
Der preußische, der bay'rische, der schwäbische Soldat,
Der will jetzt wieder haben die alte deutsche Stadt."

Ringsum Frieden in der Natur, während es in der Menschen Gemüthern tobt und stürmt. Nicht der Sichel Klang, nicht der Schnitter Lied sollte in der gesegneten Landschaft ertönen, sondern Waffenklang, Kampfesgetöse. Nicht Erntewagen sollten den Segen des Feldes und der Weinberge auf den mit Fruchtbäumen eingefaßten Wegen den Scheuern zuführen, sondern die Wege sollten sich füllen mit den furchtbaren Zügen der Kriegsfahrzeuge. Denn Gudrun-Straßburg hat den wilden Kampfesmuth Brunhild's angenommen, und die Aufbietung einer Siegfriedgewalt ist nothwendig geworden, ihre Ergebung zu erzwingen.

Wenden wir das Auge zunächst der Landschaft zu, die Schauplatz des Kampfes werden sollte. Wir folgen einem Berichterstatter der „N. Pr. Z.," Oscar Schwebel, der vom hohen Münster zu Straßburg und darnach auch von dem der Stadt nahen Landsberg seine Blicke schweifen ließ durch die Lande und uns ein Bild von dem gab, was er erhobenen Gemüths schauete. „Drüben im Norden ragt der Scherhol und der Gaisberg hervor; wir wissen, was deutsche Tapferkeit bei der Stadt geleistet hat, welche an dem Fuße dieser Anhöhe liegt (Weißenburg). In blauen Farbentönen zieht sich dahinter das Hardtgebirge entlang: die beiden hohen Gipfel über ihm sind der

Trifels und der Gutenberg. Es sind öde Ruinen in tiefer Waldeinsamkeit. In tiefen, von Laub überwölbten Bergrinnen fällt ein Bach von der einsamen Ruine Gutenberg ins Thal herab. — Nach Osten breitet sich weit vor uns aus das herrliche Rheinthal. Drüben, vom badischen Ufer her, grüßen der Eichelberg an der Murg, der Schauenberg, die Ruinen von Staufenberg und Fürsteneck. Da liegt Kehl mit seinen gewaltigen Kirchenbauten und stattlichem Zeughause; dicht vor uns winden sich die Rheinarme durch die grüne Ebene. In immer schwächeren Tinten ragen uns dort die Gebirge von Lahr, dort der Feldberg, dort der Belchen und Blauen entgegen, bis bei dem Kaiserstuhl das zurücktretende Gebirge sich dem Auge ganz und gar entzieht. — Wir wenden uns nach Süden; drüben der Schwarzwald, hier der Wasgau begrenzen das landschaftliche Bild. Dort ziehen sich lange Baumreihen in schnurgeraden Linien hin; es sind die Alleen, welche die Canäle des Elsasses begleiten. Das herrliche Gebirge des Wasgau erschließt nun unsern Blicken seine schönsten Punkte, — dort liegt der Sulzer Kopf, beinahe 3000 Fuß hoch; dort die malerische Ruine Dreien-Eren. Drei gewaltige viereckige Thürme, die Ueberbleibsel dreier Burgen auf einem Berg, Dagsburg, Wahlenburg und Weckmund genannt — so überragt Dreien-Eren das kleine Städtchen Egisheim, innerhalb dessen sich noch ein viertes Schloß aus der Zeit der Karolinger befindet. Die Grafen von Egisheim waren ein stolzes Geschlecht, welches sich von den alten Landgrafen des Elsasses ableitete, — sie hatten einen Papst unter den Mitgliedern ihres Hauses; Bruno, Graf von Egisheim, zuerst Bischof von Tull (Toul), dann als Leo IX. Papst, wurde 1002 in jenem alten Schlosse geboren. Die Egisheimer Berge sind mit Weinreben bepflanzt; auf diesen Hügeln fochten einst die Bürger gegen den Dauphin Ludwig und seine Schaaren, die Armagnaken; sie wurden geschlagen, der Dreien-Eren wurde gebrochen. Hinter seinen Ruinen taucht dort der Flecken Hattstadt auf,

über ihm die Trümmer der jetzt gleichnamigen, früher Barbenstein genannten Burg, auf welcher einst die Grafen von Lupfen seßhaft waren. Die Bürger aber von Münster im St. Georgenthale nahmen 1466 blutige Rache an diesen Wegelagerern, sie stürmten und verbrannten das Raubnest. Daneben liegt die Ruine Hohen-Landsberg, welche einem der edelsten Geschlechter des Elsasses den Namen gab. Durch Festigkeit, Ausdehnung und vortheilhafte Lage übertraf dies Schloß meist alle elsässischen Burgen; es war von einer dreifachen, 10 Fuß dicken und von Thürmen gekrönten Mauer umgeben. Der berühmte Türkenbesieger Lazarus Schwendi, dessen Güter in dieser Gegend lagen, erweiterte 1569 noch die Befestigungen, aber vor dem kühnen Muthe des Rheingrafen Johann Philipp und seiner schwedischen Helden fiel Hohen-Landsberg doch. Von den französischen Generalen Manicamp und Mondoisy wurde 1635 die Burg eingeäschert, aber die dicken Mauern stehen heut noch und umgeben einen Burghof, auf dem ächte, dornröschenhafte Poesie lagert. In den Felsen ist ein unergründlich tiefer Brunnen gegraben — von den grünüberzogenen Mauern schallt ein lebhaftes Echo wieder. — Und nun noch ein Blick von dem Landsberg! Auch von ihm ist die Aussicht über das Elsaß eine zauberhafte. Zwei gewaltige blaue Säulen, ragen die Münsterthürme von Straßburg und von Basel in die Höhe, zwischen ihnen die prangende Ebene, der Rhein wie ein Goldfaden durch sie hinziehend, der Schwarzwald und die fernen Alpen sie abschließend; auf einem schönern Punkte konnten die Landsberger ihre Burg nicht erbauen. Weiterhin steigt der Belchen von Gebweiler in schön geschungenen Linien auf; an ihn schließen sich die Ruinen von Kiensheim, Rappoltsweiler, Hohenkönigsburg, Ortenburg, Bernstein und Frankenburg, die Sitze eben so vieler adeliger Geschlechter, von denen nun nichts mehr geblieben, als der Name. Im Flecken Kiensheim an der Weiß befinden sich die Grabmäler der Schwendis; eine kleine Kapelle des Ortes umschließt zwei wunderthätige Bilder der

Jungfrau und des heiligen Johannes, welche beim Brande des Fleckens Siegolsheim auf wunderbare Weise gerettet wurden. Wie einst Kaiser Friedrich III., so wallen auch heut noch die Pilgrime nach Kiensheim, um ihrer Bürden ledig zu werden. Auch Rappoltsweiler wird wie Egisheim von drei Burgen, Hohen-Rappoltstein, Girsberg und St. Ulrich beherrscht; sie gehörten einst den salischen Kaisern, von denen Heinrich IV. und Heinrich V. mehrfach hier verweilten, und gingen von ihnen auf die mächtigen Dynasten von Rappoltstein über, welche ihre Abkunft von den Markgrafen von Spoleto herleiteten und Könige und Schutzherren aller fahrenden Leute im römischen Reiche während des Mittelalters waren. Drum sprach man von einem „Kesselflicker-Königthum der Herren von Rappoltstein". Ihre Fahne aber mit den drei rothen Schildlein auf weißem Grunde hat auch im heiligen Lande hinter Kaiser Konrad's III. Panier geweht. Schloß Bernstein ist eine uralte, von dem Allemannenherzog Bero erbaute Warte, — auf Hohenkönigsburg saß einst das Sickingische Geschlecht. An diesen Kranz von Burgen schließen sich weiter westlich der große Bressoir und der Ungersberg, und grad über das Dach der Thomaskirche hinstreifend, trifft unser Auge Hohenburg und das Kloster der heiligen Odilia. Schloß Hohenburg ist in dem Kampfe, den der letzte Ritter, Franz von Sickingen, mit dem Pfalzgrafen, dem Kurfürsten von Trier und dem Landgrafen zu Hessen aufnahm, in Ruinen gesunken; es wurde von den Fürsten verbrannt, nachdem Sickingen auf dem Landstuhl gefallen war. Neben der zerstörten Veste aber liegt das uralte, noch bestehende Kloster St. Odilia. Es ist ein prächtiger Platz, der Berggipfel Hohenburg dort drüben: in der Nähe blitzen durch die finsteren Waldungen die Ueberreste der Ritterschlösser, die Hügel ringsum schmückt Weinlaub, die Wiesen ein wunderbar frisches Grün. In weiterer Ferne liegen dort etwa zwanzig Städte und gegen 300 Dörfer dem Blicke frei, — man sieht die silbernen Fluthen des Rheins, die ferne Py-

ramide des Straßburger Münsters, ja die Gipfel der Alpenvorläufer, bedeckt mit ewigem Schnee und von den Strahlen der untergehenden Sonne rosig beschienen. Zu Füßen des Klosters liegt die alte Priorei Truttenhausen, auf den benachbarten Felsen des Männelsteins beginnt die berühmte Heidenmauer. Es ist zweifelhaft, ob dieselbe celtischen oder römischen Ursprungs ist; sie hat eine Höhe von durchschnittlich 7 Fuß und besteht aus behauenen Steinen, ohne Kitt und ohne Mörtel aufeinandergesetzt und durch eiserne Krampen verbunden. Das interessanteste Bauwerk drüben aber ist St. Odilienkloster. Die Heilige, welche 690 hier ein Kloster gründete, ist die Tochter des elsässischen Landgrafen Adalrich oder Ethiko und der Bereswinda — in der Engelskapelle im Kloster sind die Sarkophage des Fürstenpaares noch erhalten. In vergangenen Jahrhunderten sind Kaiser und Könige oft zu der lieblichen Wohnung der Heiligen gewallfahrtet, so Karl der Große mit seiner Gemahlin Richardis, Papst Leo IX., König Richard Löwenherz von England und Christian I. von Dänemark. Eine unglückliche Fürstin, Sybilla von Apulien, die Gemahlin des Kreuzfahrers Tancred, hat auf Befehl des finstren Kaisers Heinrich VI. dort in der Zelle ihre Tage geendigt. Noch jetzt steigen die Wallfahrer in der schönen Maienzeit zu Tausenden den Berg hinan und verrichten ihre Andacht in der schönen gothischen Kirche; liebliche Sagen von der Heiligen, wie sie die Armen gespeist und durch den Schlag ihres Stabes die Odilienquelle aus dem Fels gerufen habe, um die Durstigen zu erquicken, umziehen noch jetzt ihren Wohnsitz. — Nach dem Odilienkloster erscheint uns nach Westen zu die Gegend des Hochfeldes mit dem Schloß Girbaden, dem einstmaligen Sitze mächtiger, der Stadt Straßburg befreundeter Freiherren. Die weitausgedehnten Baulichkeiten der Ruine, so wie der in der Nähe belegene Heidenthurm gehen auf die Römerzeit zurück. Von dem Hochfeld an ziehen sich nun die Vorberge der Vogesen immer weiter ins Land zurück — hinter ihnen ragen,

nur noch in unbestimmten Formen kenntlich, die beiden Donen, der hohe Rollen und der Schneeberg aus dem Gebirgslande hervor. Und von Straßburg ab bis zu den blauen Bergen — welch herrliches Land! Goldgelbe Felder, grüne Wiesen, blauschwarze Waldungen, dazwischen eine unzählbare Menge von Dörfern, deren Dächer und stumpfe Thürme aus Büschen und Bäumen hervorragen; hier und da ein Bach, in dem sich der köstliche Himmel wiederspiegelt, beleben die Ebene des Elsasses. Nach Nordwesten am fernen Horizont ragen dort die beiden Geroldsecker Schlößer hervor. Es war ein gewaltiges Geschlecht, das auf ihnen lebte, die Herren von Geroldseck am Wasichin und die von Hohen-Geroldseck. Ihr Stammvater, der Herzog Gerold von Schwaben, überwand in Kaiser Karls Sachsenkriegen den Wittekind mit eigener Hand und erlangte für die Schwaben das Vorrecht, auf den Römerzügen die Spitze und in den Schlachten des Reiches Sturmpanier zu führen. Von den Fehden der Geroldsecker mit den Städten, von dem kriegerischen Bischof Walther und seinem Kampf mit Straßburg meldet die Geschichte, in der Volkssage lebt noch die wunderbare Rettung eines gefangenen Grafen aus dem Schlosse Lützelhart und seine Heimkehr zu Weib und Kind. Nun ist der Schild der Grafen lange schon zerbrochen. In der Ferne beim Städtchen Zabern erglänzen die Ruinen von Hohen-Barr, ein gewaltiger Thurm auf schwindelnder Höhe — unten im Grunde liegt Kloster Maursmünster, wo einst Mönch Gaunilo gegen Anselm von Canterbury stritt, dann reiht sich Dorf an Dorf, bis wir wieder auf unsern nördlichen Ausgangspunkt, den Berg Scherhol, zurückkommen. Freundlich ruht die Herbstsonne über dem Elsaß — möge die Friedenssonne bald alle Wunden heilen, welche wir dem Lande mit blutendem Herzen schlagen!" —

Das war — in weiter Umrahmung — der Schauplatz des Kampfes, der jetzt um Straßburg anheben sollte. Welch' Empfinden mußte die deutschen Krieger durchströmen inmitten

dieser deutschen Landschaft! Waren es doch nicht unwissende und rohe Kriegsknechte, die zu Fuß und zu Roß gen Straßburg zogen, um bezahlte Kriegsarbeit zu verrichten! Der großen Mehrheit unter ihnen war die Geschichte des Gesammtvaterlandes in dem Maße bekannt geworden, daß ihnen der Boden, auf dem sie sich jetzt befanden, als ein „heiliges Land" erschien, und wenn auch wenige von ihnen ohne Weiteres einen so umfassenden Bericht abzugeben vermocht hätten, wie er oben vorgeführt wurde, so waren dagegen vielen von ihnen einzelne Orte genauer noch bekannt, und was die Herzen beim Anblick derselben empfanden, strömte in begeisterter Rede über ihre Lippen, so daß die ganze Gemeinschaft durchdrungen ward von dem erquickenden und stärkendem Odem, der der Geschichte der Heldenzeit des Elsasses entströmt.

Wie die oben erwähnten Tagebuch-Aufzeichnungen eines Straßburgers ergeben, wurde am 7. August Morgens der Belagerungszustand über die Stadt verhängt. „Der Feind hat schon Brumath (drei Stunden von Straßburg) besetzt; die pariser Post kommt verspätet an. Die Aufregung und Angst werden am 8. noch größer, als die Bewohner der benachbarten Dörfer mit massenhaftem Hausrath und allerlei Nachrichten, die sich mit jedem Augenblick vergrößerten, in die Stadt zogen. Man vernimmt, daß ein Parlamentär den Commandanten General Uhrich zur Uebergabe aufgefordert und auf die abschlägige Antwort mit Bombardement gedroht habe."

Am 14. August erhielt der General-Lieutenant von Werder das Obercommando des vor Straßburg zu bildenden Belagerungs-Corps, welches aus der badischen Division, der preußischen 1. Reserve- und der Garde-Landwehr-Division, so wie der Belagerungs-Artillerie und den technischen Truppen gebildet werden sollte. Zum Commandeur der gesammten Belagerungs-Artillerie wurde der General-Lieutenant von Decker, zum Ingenieur en chef der General-Major von Mertens ernannt, welcher letztere durch die Belagerungs-Arbeiten von Düppel einen bekannten

Namen hat. „In fortifikatorischer und artilleristischer Hinsicht“, berichtete der „Staats-Anz.“, „ist Straßburg einer der festesten Plätze Frankreichs. Die von Specke erbaute und von Vauban bedeutend verstärkte Festung ist gut erhalten, Rhein und Ill sind mit anderen Wasserzügen zur Ueberschwemmung vortrefflich benutzt, eine reiche Ausrüstung artilleristischer Vertheidigungsmittel ist vorhanden. Die Prinzipien der neuern Befestigungskunst aber sind bei Straßburg nicht zur Anwendung gekommen, insbesondere fehlen die detachirten Forts, so daß beim Kampf gegen die nahe um die Stadt gezogenen Wälle die Einwohner, deren Zahl sich auf 85,000 beläuft, nothwendig mitleiden müssen. Es wurde gehofft, daß eine ernsthafte Bedrohung der Stadt die Bürgerschaft dahin bringen werde, den Commandanten zur Capitulation zu bewegen.“ Dies geschah jedoch nicht, und so mußte denn, namentlich nachdem der Commandant mit Zustimmung der Bürgerschaft erklärt hatte, er würde nicht capituliren, „so lange ein Soldat, ein Zwieback und eine Patrone übrig sei“, mit Ernst gegen Festung und Stadt vorgegangen werden.

Die nächsten Nachrichten aus dem Lager lauteten:

„19. August. Heute Vormittag 7 Uhr Beschießung Straßburgs vom rechten Rheinufer aus bei Kehl, sie dauerte bis nach 12 Uhr und wurde um 2 Uhr wieder aufgenommen. Das feindliche Feuer hat nicht unerheblichen Schaden in der Stadt Kehl angerichtet.“

„23. August. Ein Artikel in der „Karlsruher Ztg.“ constatirt die Wiederholung der völkerrechtswidrigen Art und Weise der Kriegsführung Seitens der Franzosen in dem Kampfe vor Straßburg. Während die deutschen Batterien so angelegt sind, daß Kehl gänzlich außer Schußweite liegt, wurde die unbefestigte und offene Stadt Kehl von den Franzosen absichtlich mit Verletzung des Völkerrechts in Brand geschossen. General v. Werder hat einen Brief an den Commandanten von Straßburg gerichtet, in welchem es heißt: „Eine solche Kriegsführung, die unter civilisirten Nationen unerhört ist, muß mich veran-

lassen, Sie für die Folgen dieses Actes persönlich verantwortlich zu machen."

„24. August. Unter dem Feuer der aus Feldgeschützen bestehenden Batterien in Kehl hat sich Infanterie in vergangener Nacht auf tausend Schritt Entfernung von der Festung eingenistet und den Bahnhof genommen ohne Verlust."

„25. August. Gestern fand vor Straßburg den ganzen Tag über Artilleriekampf statt. Abends und Nachts bis heut Morgens 5 Uhr noch war derselbe im Zunehmen. Der Erfolg ist ein guter. Die rechte Seite der Citadelle ist abgebrannt, das Arsenal vollständig ausgebrannt; in der Stadt sind Feuersbrünste wahrzunehmen. Eine Mörserbatterie wurde zum Schweigen gebracht. Unsererseits ist kein Verlust zu beklagen. In Kehl sind neuerdings zwanzig Häuser abgebrannt, andere wurden bedeutend beschädigt."

„26. August. Die Vorposten stehen 500 und 800 Schritt von der Festnng. Der Schaden in Straßburg ist bedeutend; kleinere Pulvermagazine sind in die Luft geflogen. Die Citadelle, Magazine und viele Gebäude stehen in Flammen. Die diesseitigen Verluste sind sehr gering."

„29. August. Der Bischof von Straßburg hat einen Vermittelungs-Versuch gemacht. Derselbe kam nach Schlichtingheim hinaus, wo Namens des Generals v. Werder der Chef des badischen Generalstabes, Oberst-Lieutenant v. Leszynski, mit ihm conferirte. Der Bischof fand das Bombardement dem Kriegsrecht widersprechend; seine Ansicht wurde widerlegt; er bat dann, den Abzug der Bevölkerung zu gestatten, welche Forderung abgelehnt wurde. Die Bitte des Bischofs um einen 24stündigen Waffenstillstand wurde angenommen, falls binnen einer Stunde gemeldet werden würde, daß der Gouverneur von Straßburg überhaupt unterhandeln wolle; auch wurde derselbe eingeladen, herauszukommen und von den Angriffs-Anstalten Kenntniß zu nehmen, eventuell könne das durch einen Stellvertreter geschehen. Bei der Rückkehr wurde auf den Oberst-Lieutenant v. Leszynsky,

obwohl er die Parlamentärflagge selbst in der Hand trug, ein förmliches Pelotonfeuer eröffnet; die Flagge wurde von Kugeln durchlöchert. Der Vermittelungsversuch war selbstverständlich erfolglos. Das Bombardement dauert mit kurzen Unterbrechungen fort. Es gelangen jetzt Geschütze des schwersten Kalibers zur Verwendung."

„30. August. Die Straßburger Garnison machte gestern wieder einen Ausfall, der gänzlich erfolglos blieb. Die Schützengräben sind auf 5—600 Schritt vom Glacis vorgeschoben."

Der bedeutendste Ausfall fand am 2. September früh 4 Uhr statt; der Feind wurde energisch zurückgeworfen. Bis zum 9. September wurden 98 gezogene Kanonen und 40 Mörser gegen die Angriffsfront aufgestellt. Außerdem wurde die Citadelle mit 32 gezogenen Kanonen und 8 Mörsern beschossen.

Der Militär-Schriftsteller Julius v. Wickede besuchte während des Bombardements das Lager. In grellster Weise trat ihm der Gegensatz zwischen dem stillen Walten der Natur und der zerstörenden Macht des Krieges entgegen. „In einer grünenden und blühenden Ebene," erzählt er, „so wohl angebaut, so mit Allem, was der Mensch nur zu seinem Unterhalte bedarf, gesegnet, wie ich wenige Theile von ganz Europa gesehen habe, liegt in der Entfernung von ³/₄ Stunden die alte, vielthürmige Stadt Straßburg, während die dunklen Berge des Schwarzwaldes, die jenseits des Rheines 4 bis 5 Stunden entfernt in vielkuppeliger Kette aufsteigen, den malerischen Hintergrund dieses reizenden Panoramas bilden. Und aus dieser Landschaft, so recht zum Sitze des Friedens und des Glückes bestimmt, zuckten jetzt überall die Blitze des Geschützfeuers aus den tief liegenden Batterien hervor, hörte man den dumpfen Donner der Kanonen, und am blauen Himmel schwebten oft die kleinen lichtgrauen Rauchwölkchen, die von den zu früh zerplatzenden Bomben herrühren. Auch von den niederen Wällen der Stadt und besonders auch von der etwas tief liegenden, hinter Büschen verborgenen Citadelle von Straßburg, diesem

nur zu festen Bollwerke der Stadt, das sich aber von unserem Standpunkte aus den Blicken entzog, krachten oft die Geschütze als Antwort gegen unsere Batterien." Auch die Wirkungen des Bombardements zur Nachtzeit beobachtete er, als er zum zweiten Male das Lager besuchte. „Schon am Bahnhofe zu Wendenheim konnte ich den dumpfen Donner des schweren Belagerungsgeschützes vernehmen." Auf einem Fußpfade eilte er von einem Führer geleitet nach dem drei Viertelstunden entfernten Mundolsheim, wo sich das Hauptquartier des Belagerungscorps befand. „Auf einer Anhöhe in einem Weinberge, ungefähr 300 Schritt vor dem Dorfe in der Richtung gegen Straßburg zu, hat man den besten Ueberblick über die ganze Gegend; es ist eine Holzbank dort angebracht, und dieser Platz dient allgemein zum Observatorium. So waren, als ich in der Dunkelheit dort ankam, wohl 30—40 Offiziere aller Grade und Waffengattungen daselbst versammelt. Es war ein schaurig-schönes Schauspiel, das sich uns hier darbot. In den Vorstädten von Straßburg, südwestwärts belegen, brannte es an zwei Stellen, und in hohen Feuersäulen schlug die Flamme oft in den dunklen Nachthimmel empor, wenn der Brand mitunter besonders zündbare Gegenstände gefaßt haben mochte. Auch über der Gegend von Kehl lag eine purpurne Gluth, und es mußte wahrscheinlich auch dort ein heftiger Brand ausgebrochen sein. Von den preußischen Belagerungs-Batterien, die bis auf 800 Schritt von den äußersten Forts von Straßburg angelegt sind, zuckten fortwährend die hellen Blitze des Geschützfeuers auf, denen dann bald der dumpfe Knall folgte. Feurige Bomben, einen glänzenden Lichtschweif hinter sich her ziehend, fuhren in hohem Bogen durch die Luft und senkten sich dann in das Innere der unglücklichen Stadt, dort Tod, Schrecken, Verderben und Feuersbrunst bringend. Die Geschütze auf den Wällen von Straßburg antworteten verhältnißmäßig nur langsamer unserer heftigen Beschießung, und es schien, als ob es ihnen an hinreichender Bedienungsmannschaft fehlen mochte. Von der

Citadelle aus ward aber ein sehr heftiges Feuer gegen die jenseit des Rheines in der Nähe von Kehl aufgestellten Batterien unterhalten, und wenn mitunter so eine recht schwere Salve von dort erdröhnte, so zitterte förmlich der Boden unter unseren Füßen. Unter den 30 bis 40 Offizieren, die hier versammelt standen, waren gewiß viele Männer von Herz, Geist, Bildung und Humanität, aber in solchen Stunden verstummte dies alles, auch keine einzige Stimme des Bedauerns über die Brüder in Straßburg oder sonstige Theilnahme wegen des Schicksals der Stadt ward hörbar; allgemein ward nur der Wunsch geäußert, so viel wie nur irgend möglich jedes Mittel anzuwenden und mit der größtmöglichen Kraft zu verfahren, um den Commandanten von Straßburg zur baldigsten Uebergabe zu zwingen."

Das geschah in einer der letzten Augustnächte, und seitdem waren die Batterien fortgesetzt verstärkt worden! Dennoch war der Commandant im Widerstande fest geblieben, und die Stimmung der Bevölkerung war, trotz der Leiden, die sie zu erdulden hatte, ganz auf seiner Seite. Am 15. September wurden auf Ansuchen der schweizerischen internationalen Hilfsgesellschaft 800 Frauen und Kinder aus Straßburg gelassen und auch weiterhin noch Entlassungsscheine ausgestellt. Unter dem 15. September hatte General v. Werder in einer Depesche angezeigt, daß die 3. Parallele vollendet und die Glacis-Krönung vor Werk 53 ausgeführt sei. Eine Depesche von ihm vom 17. lautete: „Das Couronnement vor Lünette 52 und 53 vollendet." Unter dem 20. erfolgte die telegraphische Nachricht: „Lünette 53 heute Nachmittag 4½ Uhr vom Lieutenant v. Müller des Garde-Füsilier-Regiments mit Mannschaften des Garde-Landwehr-Bataillons Cottbus durch überraschenden Angriff über den eben fertig gewordenen Damm genommen." Zwei Tage später folgten zwei Depeschen: „Lünette 52 ist behauptet und mit 7pfündigen Mörsern armirt. 6 feindliche Zwölfpfünder erbeutet. In Lünette 53 ebenfalls Mörserbatterien errichtet. Das Couronnement mit 8 Sechspfündern besetzt." — „Gestern Nacht 11 Uhr wurde

nach Lünette 52, die verlassen war, eine Faßbrücke geschlagen und das Werk besetzt. Beim Einlogiren eröffnete der Feind auf das Werk ein sehr starkes Feuer. Das 34. Regiment und eine Compagnie Garde-Landwehr (Lissa) behaupteten sich jedoch und logirten sich ein."

Zwei Tage früher hatte Graf Bismarck in seiner Unterredung mit Jules Favre die Aeußerung gethan, die Entscheidung über das Schicksal Straßburgs hänge nur noch von der Berechnung eines Ingenieurs ab. Die in den beiden oben aufgeführten Depeschen angegebenen Ergebnisse standen mit der Berechnung, auf die hingedeutet war, in Zusammenhang. Der Kriegskundige wußte die Bedeutung der letzten Depeschen zu würdigen; der Laie entnahm aus ihnen nur, es seien Vortheile errungen. Dem Verständniß des Letzteren kam ein Bericht eines Ingenieurs „Aus den Parallelen vor Straßburg", den die Kölnische Zeitung brachte, zu Hülfe; er lehrt zugleich die Schwierigkeiten würdigen, die von Seiten der Belagerer zu überwinden waren, um zum Ziele zu gelangen. „Blutiger als am 20. September die Occupation der Lünette 53", heißt es in dem Bericht, „sollte in der Nacht vom 21. zum 22. die Besitzergreifung der Lünette 52 vor sich gehen. Ueber den 180 Fuß breiten Wassergraben war bis 8 Uhr Abends noch keine Communication zu sehen, nur die Grabendescente war fertig, und zwar hier in der Weise hergestellt, daß zwei Reihen Schanzkörbe über einander die beiderseitigen Böschungen des Durchstichs bekleideten, die Decke durch Eisenbahnschienen gebildet wurde, welche durch besondere Unterstützungen auf beiden Seiten getragen wurden. Die Tête nach dem Wasser zu war mit einer Maske von Sappenkörben, Faschinen und Sandsäcken eng geschlossen, als um 8 Uhr die Compagnie Andreae (Pioniere) zum Brückenbau vorging. Das Gewehrfeuer der Festung, namentlich von den links flankirenden Linien und der Contregarde der Hauptenceinte, war ziemlich lebhaft, wie es den ganzen Tag über gewesen, aber hauptsäch-

lich gegen Lünette 53 und das Couronnement gerichtet. Bald begann es aber hörbar in das Innere der Lünette 52 einzuschlagen und von Zeit zu Zeit sauste ein Kartätschenhagel dahinein, ebenso gerade an der Stelle der Descente hinter dem Couronnement entlang (vom Hornwerk 47—49 aus), wo man also offenbar die Sturmcolonnen erwartete. Die Pioniere entfernten die Têtendeckung, trugen zuerst einige Nachen herbei und ließen sie geräuschlos ins Wasser gleiten; zwei Mann mit dem Ende eines Taues fuhren zum jenseitigen Ufer der Escarpe der Lünette hinüber, so daß das Tau sich quer über den Graben spannte. Große, leere Biertonnen wurden herbeigerollt, je zwei neben einander durch einen Rahmen von Balken derart verbunden, daß die gemeinsame Axe quer zur Brückenrichtung stand, vier Balken wurden auf dem Rahmen aufgelegt, an diesen das diesseitige Tauende befestigt und nun die Tonnen vorwärts gezogen, indem vom diesseitigen Ufer mit den Balken nachgeschoben wurde. Wieder wurde eine Unterstützung aus zwei Tonnen und einem Rahmen gebildet, wieder vier Balken aufgelegt, die erste, nun freischwimmende Strecke mit Brettern eingedeckt und abermals vorgeschoben. Auf diese Weise wurde vom diesseitigen Ufer aus ein Brückenglied nach dem anderen angesetzt, und um eben so viel rückte die Brückentête dem jenseitigen Ufer, dirigirt von dem Leitseil, näher. Unter Leitung des Hauptmanns Andreae und Premier-Lieutenants v. Kaiser II. schritt die Arbeit rasch und mit erstaunlicher Ruhe und Geräuschlosigkeit vorwärts. Um 10 Uhr gelangte die Brückentête an das jenseitige Ufer und die Landflöße wurden gelegt, d. h. die bis jetzt frei schwimmende, nur an dem Tau drüben, an den vier Balken hüben dirigirte Brücke wurde an beiden Ufern festgelegt; eine Strohschüttung auf der ganzen Brückenbahn sollte das Geräusch beim Uebergange der Colonne dämpfen. Um 10½ Uhr war auch diese letzte Arbeit beendet; die Colonnen rückten an: die Pionier-Compagnie Roese, die Compagnie Denk (2. Compagnie 34. Infanterie-Regiments) und eine Abtheilung

von 100 Mann der 12. Compagnie 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments unter Leitung des Ingenieur-Lieutenants von Kaiser I.

„Mit zwölf Pionieren und zwei Unterofficieren ging Hauptmann Roese zuerst über die Brücke bis auf die Brustwehr der Lünette vor; einer der Unteroffiziere (Mineur) untersuchte die Hohlräume des, wie zu erwarten, leer gefundenen Werkes auf Minen, die zwölf Mann suchten an der steilen Erdböschung der Escarpe Stufen für die nachfolgenden Colonnen herzustellen. Nachdem der Mineur gemeldet, daß Alles in Ordnung, ging ein Zug Infanterie als Bedeckung über und placirte sich möglichst gedeckt im Innern des Werkes, ihnen auf dem Fuße folgten die Pionier-Compagnie und zwei Züge Infanterie; erstere fand gegen das Feuer des Hauptwalles eine willkommene Deckung in der Pallisadirung der Kehle des Werkes, wohinter sie begannen, ohne Zögern den Graben auszuheben, um von dieser Position zum Uebergangspunkte dann auch eine gedeckte Communication herzustellen. Die Infanterie fand in den Hohlräumen meist Unterkommen bis zur Beendigung der Sappe. Die ersten Züge der Colonnen waren mit möglichster Stille über die Brücke gelangt, als die zuletzt überrückenden, beunruhigt durch die über ihren Köpfen pfeifenden Kugeln, in eine schnellere und damit geräuschvollere Bewegung verfielen. Dies mußte den Feind aufmerksam gemacht haben, und als die 100 Mann der Garde an der Escarpe ankamen, begann sich auf diesen Punkt ein mörderisches Feuer zu concentriren. Und gerade hier sollten die Leute angestellt werden, um einen gedeckten Weg hinauf und in das Innere auszuheben. Der Major v. Quitzow war selbst an der Tête, die Leute warfen sich nieder, aber es half nichts; was nutzte alle Arbeit im Innern, wenn sie keine gedeckte Communikation nach der Brücke hatten? Unter äußerster Anstrengung der Offiziere wurden die Mannschaften angestellt, überschüttet von Gewehr- und Kartätschenkugeln. Bald kam der erste Verwundete zurück-

gelaufen über die Brücke, Schuß in der Schulter; gleich darauf der zweite, Schuß im Arm; ein dritter wurde bereits herübergetragen und die Krankenträger reichten bald nicht mehr aus, um die Gefallenen wegzutransportiren. Da bringt man auch einen Offizier, Lieutenant v. Oppen, Schuß in der Seite, und immer hageln dicht die Schüsse nieder, immer wieder schlägt Kartätschschuß auf Kartätschschuß ein; oh! sie haben noch Geschütze, die Franzosen, und wissen sich ihrer Haut zu wehren, es war eine entsetzliche Nacht. Endlich, endlich hört das Gelaufe auf der Brücke auf, sie scheinen tief genug im Boden zu sein, sie scheinen Deckung zu haben. Doch da kommt wieder einer im vollen Laufe, der Mann ist aber gesund; eine Meldung an General v. Mertens, der, wie alle die hohen commandirenden Herren, in der Descente steht; aber welche Meldung: Major v. Quitzow ist todt, Lieutenant v. Kaiser I. meldet, daß er das Commando übernommen. Der zweite Tranchéemajor todt, und hier liegen im Laufgraben noch 10 Todte, 38 Verwundete. Furchtbare Nacht! Aber das Werk ist unser und wieder sind wir einen Schritt weiter vorgedrungen Gott helfe weiter!"

Ein Blick in die Stadt! In den Tagebuch-Aufzeichnungen heißt es unter dem 23. und 24. September: „Die Nächte wurden kälter; seit lange schlugen die Kirchenuhren nicht mehr, die Stunden und Tage schienen still zu stehen. Vor den Häusern war man mehr als je auf der Hut. Während der ganzen Nacht, sobald eine Granate fiel, hörte man die Wächter rufen: „Nichts Neues!" und wenn ein Brand drohete, wurde ein besonderes Signal gegeben, und eilte man von allen Seiten zu Hülfe. Seit einigen Tagen gingen allerlei Gerüchte in Betreff der geheimen Sitzungen der Municipalcommission: es hieß, daß in der Sitzung vom 18. man im Beisein des Generals Uhrich die militärische Lage des Platzes und die noch mögliche Dauer des Widerstandes besprochen habe. Eine Anzeige des Maire's gab zu verstehen, daß diese Gerüchte gegründet wären, und daß die

Lage nicht günstig sei." — „Die Nacht war schrecklich. Die Bomben, welche Anfangs nur die Wälle erreichten, gelangten nun bis zum Mittelpunkte der Stadt und richteten ungeheuren Schaden an. Sie zerschlugen die Dächer, durchbohrten alle Stockwerke und zerplatzten darauf; einige drangen bis in die Keller. Man sah sie langsam mit einem Feuerstreifen in die Lüfte steigen, die sie mit widerlichem Gesumme durchflogen, und hierauf fielen sie krachend nieder, wie ein Donnerkeil."

Die Stunde der Entscheidung nahete heran. Capitulation unter dem Eindruck eines noch verstärkten Bombardements, oder Bewältigung der Stadt durch Sturm — Eines war in nächster Zeit zu erwarten. Nach einer in den „Milit. Blättern" enthaltenen Schilderung der Lage verfügten die Belagerer um diese Zeit über 180 Geschütze. „Von diesen Geschützen waren 109 gezogene Kanonen, ohne die 10 kurzen 24-Pfünder in den Breschbatterien zu rechnen, 22 schwere Mörser und unter diesen die beiden gezogenen, deren Projectil 160 Pfund Gewicht hat und eine Sprengladung von 10 Pfund Pulver faßt. Wenn von diesen Geschützen nun nur mäßiges Feuer unterhalten wurde, so erhielt die Festung in 24 Stunden 6000 Projectile, von denen jedes einzelne eine Sprengwirkung äußerte. An das Abschlagen eines Sturmes, der von solcher Artillerie vorbereitet werden konnte, war nicht zu denken. Genau genommen waren die Vertheidiger jetzt nicht mehr Herren ihrer Wälle oder, besser gesagt, eigentliche Wälle waren überhaupt nicht mehr vorhanden." Die Artilleristen setzte ihr Zerstörungswerk, als sie es später in der Nähe betrachteten, selbst in Erstaunen. „Aus dem ganzen künstlichen Bau der Brustwehren, der Wallgänge, Traversen und Hohlräume war ein formloser Erdhaufen geworden, verschüttet unter Trümmern lagen die Geschütze, demontirt, umgeworfen, unkenntlich. Kaum konnte man sich auf diesem einstmaligen Bollwerke noch bewegen, der Transport neuer Geschütze wäre nicht zu ermöglichen gewesen, am allerwenigsten aber gewährten diese Werke noch Deckung.

Dabei lag der ganze Stadttheil hinter der Angriffsfront in Trümmern, und es mußte sehr fraglich werden, ob man über diese Trümmerhaufen hinweg überhaupt noch Truppen zur Vertheidigung der Bresche vorführen könne. Endlich aber (und dieser Umstand ist gewiß nicht gering anzuschlagen) war schon jetzt die Citadelle, sonst die letzte Zufluchtstätte der Besatzung, in einer Weise verwüstet, wie man noch nie zuvor Aehnliches gesehen hat. Dennoch verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der Vertheidiger, die Hoffnungslosigkeit eines längern Widerstandes einsehend, den Weg der Unterhandlung betrat. Die deutschen Truppen sahen daher gefaßten Muthes der Nothwendigkeit entgegen, den Preis ihrer fast übermenschlichen Anstrengung und ihres pflichtgetreuen Ausharrens noch mit einem letzten blutigen Kampfe Mann gegen Mann erringen zu müssen. Es war eine tiefernste Stimmung in den Parallelen und im Couronnement, denn etwas Anderes ist es, im lebendigen bunten Verlauf einer Feldschlacht leichten Herzens mit Gott drauf los zu gehen, etwas Anderes, in immerwährender Abspannung, Tag und Nacht von der Gefahr umgeben, seine Knochen zu Markte zu tragen. Fröhlicher auch stimmt es, mit dem Schwert und mit der Lanze als mit der Schippe und mit der Hacke dem Feinde die Stirn zu bieten. Da waren bärtige Männer, die bei Chlum herrlichen Ruhm erfochten hatten, Garde-Landwehr, Männer, wie die Bewohner des Elsaß noch keine gesehen hatten, auch solche, die mit den Grenadieren der Königin die Düppeler Schanzen erstürmten, aber da war keiner, der nicht das Ende dieser Mühen und dieser Spannung sehnlich herbeigewünscht hätte."

Der 27. September, der 46. Tag der Einschließung, brach trübe an, gegen 10 Uhr aber klärte sich der Himmel auf, und von da begann das Bombardement mit verstärkter Heftigkeit. Bis dahin betrug der Verlust der Deutschen an Todten und Verwundeten 906 Mann, darunter 43 Offiziere. „Während des Tages", heißt es in den Tagebuch-Aufzeichnungen,

„dauerte der Kugelregen ununterbrochen fort, jede Stunde forderte neue Opfer. Gegen 5 Uhr Nachmittags erblickt man plötzlich — eine weiße Fahne auf dem Münster. In den Straßen wird es sogleich belebt, jeder bestürmt den andern mit Fragen, keiner weiß etwas Bestimmtes, allerlei Vermuthungen werden laut; da verstummt das Dröhnen der platzenden Bomben und Granaten — es werden keine Schüsse mehr gehört. Auf die erste Vermuthung hin, es bedeute jenes Zeichen die Uebergabe, wird noch geschrieen: „Niemals! Widerstand bis auf's Aeußerste!“ Mit jedem Augenblicke steigt die Aufregung, die Menge verlangt stürmisch nach bestimmten Nachrichten. Von höhern Offizieren erfährt man endlich den Sachverhalt. Es droht ein Aufstand, Gruppen ziehen unter dem Gesang der Marseillaise durch die Straßen, es wird Generalmarsch geschlagen, bis sich endlich die Gährung gelegt hat.“ General Uhrich hatte durch einen Parlamentär ein Schreiben an den General v. Werder gesandt, in welchem er den Wunsch zu erkennen gab, wegen der Uebergabe der Stadt und Festung in Unterhandlung zu treten. Es waren seit Beginn des Kampfes 193,722 Schuß auf Straßburg abgefeuert worden, durchschnittlich auf den Tag demnach 6249.

Wie in so vielen Beziehungen unterschied sich der gegenwärtige Krieg von Kriegen älterer Zeit namentlich auch darin, daß über den Verlauf desselben eine große Reihe lebensvoller Schilderungen von Mitkämpfern oder auch von Augenzeugen vorliegen. Ueber den Eindruck, den das Aufstecken der weißen Fahne in dem deutschen Lager hervorbrachte, wie über die nächsten sich daran schließenden Ereignisse berichtet Karl Stieler im „Daheim“: „Ein Jubelschrei, der aus tausend Kehlen drang, begrüßte das Friedenszeichen, das uns Straßburg mit müder Hand gegeben. Die Geschütze verstummten, die Truppen winkten zum Wall empor, und dennoch lag mehr Innigkeit als Triumph in unserer Freude. Denn nicht blos in unsre Hände, sondern in unser Herz

kam Straßburg mit dieser Stunde." Nachdem er des von Uhrich gesandten Parlamentärs Erwähnung gethan, fährt er fort: „Die tiefe Nacht brach herein, ehe man sich verständigt hatte; zu einer Stunde, in der Aller Augen geschlossen zu sein pflegen, ward der Vertrag unterzeichnet, auf den bald die Augen aller Völker sich richten sollten. Die Tapferkeit der Feinde ward offen anerkannt, und ehrenvoll wie die Vertheidigung war die Capitulation. Zu ihrer Ausführung ward der nächste Morgen bestimmt; o, welch ein weihevoller, unvergeßlicher Morgen! Und doch fiel eine leise Bangigkeit darein, ein schwaches Echo von jenen Stimmen, die im Herzen derer erklangen, welche nun mit zerbrochenen Waffen an uns vorüberziehen sollten. Und war es doch auch, als sollte eine Gruft geöffnet werden, und als gälte es, eine schöne Leiche dem Lichte zurückzugeben."

Während die deutschen Truppen am Morgen zusammentraten, fand ein characteristischer Vorgang statt, über den ein deutscher Offizier in der „Köln. Z." folgenden Bericht veröffentlichte: „In Folge der in der Nacht abgeschlossenen Capitulation mit Straßburg sollten Mittwoch den 28. September früh 8 Uhr einzelne namhaft gemachte Thore durch preußische, resp. badische Compagnien besetzt werden und sollten zu derselben Zeit speciell bezeichnete Regimenter die ihnen angewiesenen Plätze besetzen. Für einen Stabsoffizier des Königin Augusta-Regiments (Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillon) war befohlen, daß sich derselbe um 8 Uhr in Straßburg bei dem neu ernannten preußischen Commandanten, General von Mertens, melden sollte. Der letztere Befehl war durch einen noch nicht aufgeklärten Irrthum nicht correct. Die französische Garnison war zur festgesetzten Zeit noch nicht fertig zum Defiliren rangirt, unsere Regimenter, welche einrücken sollten, warteten vor den Thoren auf das Herunterlassen der Zugbrücken. Der Stabs-Offizier des Garde-Landwehr-Bataillons Coblenz kommt rechtzeitig vor dem Thore an, um sich zu der ihm befohlenen

Zeit in Straßburg melden zu können. Derselbe findet die Thore zu, die Brücken aufgezogen. Da derselbe seinem Befehl gemäß um 8 Uhr in Straßburg sein soll, nimmt er vier Infanteristen zur Bedeckung, klettert mit diesen mittelst einer Leiter über das Thor und will nun seinen Weg zur Citadelle nehmen. Er kommt in den Zug der zum Ausmarsch sich formirenden 17,000 französischen Soldaten, wird verschiedentlich mit dem Tode bedroht, kommt aber schließlich nach überstandener hundertfacher Lebensgefahr glücklich an sein Ziel. Um ein Beispiel seiner Gefahren anzuführen, Folgendes: Ein französischer Infanterist legt bei dieser Gelegenheit auf den preußischen Major an und droht unter verschiedenen Verwünschungen, ihn zu erschießen; der Major sagt: „Ein Braver, welcher tapfer gekämpft hat, mordet nicht meuchlings seinen eben so braven Feind“; der Franzose setzt ab und zerschlägt unter Fluchen sein Gewehr; hundert seiner Kameraden folgen diesem Beispiele. Der Major geht über die Trümmer von Hunderten zerbrochener Gewehre mit seinen vier Mann weiter. Er kommt in die Citadelle und läßt von seinen vier Mann das Thor besetzen; er fragt nach dem General, und wird vor den General Uhrich geführt. Nachdem der General das Nähere über das Hiersein des Majors sich hat erzählen lassen, beglückwünscht derselbe den Major, daß er lebend hierher gekommen. Der General fährt fort: „An dem für mich traurigsten Tage meines Lebens ist es für mich ein Trost, ein solches Heldenbeispiel eines meiner Feinde vor Augen zu haben; mit solchen Offizieren und Leuten ist das Unmögliche möglich.“ Der General Uhrich behält den preußischen Stabsoffizier bei sich, und es tritt um 10 Uhr der komische Zwischenfall ein, daß die zum General befohlenen Generale und Stabsoffiziere der Garnison nicht eintreten können, weil die von dem preußischen Major aufgestellten vier Posten die Instruction hatten, Niemanden ohne seinen Befehl passiren zu lassen und diesen kritischen Befehl stricte zur Ausführung brachten. Im Laufe des Gesprächs äußerte der General Uhrich

unter Anderem: „Ich habe geglaubt, Frankreich habe eine recht gute Artillerie; mit Ihrer hält dieselbe keinen Vergleich aus; sehen Sie die Werke und die demontirten Geschütze an, Ihre Artillerie hat Alles zunicht gemacht.“ Nachdem wir die zerschossenen Werke gesehen, nachdem sich bei naher Besichtigung die Breschen größer zeigen, als wir es von unseren Batterien sehen konnten, muß man dem Generale Recht geben. Die Wirkung unserer Geschütze ist eine über alle Beschreibung furchtbare gewesen; ohne Capitulation hätte sich Straßburg nur noch einige Tage halten können.“

Die deutschen Truppen hatten inzwischen ihre Stellungen vor den Thoren eingenommen. „Von Gedanken, wie sie oben ausgesprochen wurden,“ heißt es weiterhin in dem Berichte Karl Stieler's, „war mancher unter den Tausenden erfüllt, die vor der Porte nationale standen, um den Abzug der Besatzung zu erwarten. Eine mächtige Bewegung läuft durch die Menge, dann wird es stille, und nur die Pferde scharren ungeduldig auf dem Boden. Sie kommen. Zu Fuße mit gebeugtem Haupte naht der Stab der feindlichen Truppen — alle so düster und ernst, als ob sie zum Leichenbegängniß gingen, an ihrer Spitze General Uhrich mit seinen eisernen Zügen und dem grauen Haar. Es war ein ergreifender Moment, als der deutsche Commandant, General von Werder, seiner ansichtig wurde und vom Pferde sprang um ihm entgegen zu eilen und ihn mit Ehrerbietung zu begrüßen. Der Soldat den Soldaten, der Glückliche den Besiegten! Sämmtliche Offiziere, die ihn begleiteten, nahmen Stellung auf dem Glacis, und zwischen den beiden Stäben defilirte nun die feindliche Besatzung. Die Demonstrationen, die man gegen General Uhrich (Rufe: er hat uns verrathen!) an den Tag legte, dem man für seine Tapferkeit hohe Achtung und für seine Nachgiebigkeit hohen Dank schuldet, geben kein günstiges Zeugniß für den Character der niederen Massen. Denn, daß der Commandant seinen schweren Posten mit Würde behauptet hat, das rühmt ihm selbst der letzte unserer Soldaten nach;

und wer sich die Mühe nimmt, seine Verfügungen im Einzelnen zu betrachten, dem werden zahlreiche Züge von edler Menschlichkeit begegnen. „Ich kenne meine Pflicht," hatte der General erwiedert, als die Feindseligkeiten eröffnet wurden, und dies Wort hat er erfüllt, wo es ihm Strenge auferlegte und wo es ihm Milde gestattete. — Wirre Gestalten ziehen vorbei, wirre Stimmen tönen durcheinander; die einen wünschen sich Glück zur Erlösung, die anderen fluchen, daß diese Stunde der Schmach über sie erging, und zerschmettern die Waffen auf den Steinen der Straße. Dieser verbissene Ingrimm — wie das taumelt und schluchzt, wie das wirbelt und lärmt! So ziehen sie vorüber in langen endlosen Reihen, die tausend und abertausend Besiegten. Machtlos fällt ihr Fluch zu Boden, machtlos verhallt das Vive la France! Denn hoch über dem Münster wallt die deutsche Fahne, und Straßburg ist unser!"

Ueber den feierlichen Einzug des Generals v. Werder mit der übrigen Generalität in Straßburg ward der „Weser Z." geschrieben: „Der General wurde heute früh 10 Uhr eingeholt und gefolgt vom 1. Bataillon des 30. Regiments, einem Bataillon des badischen Leibregiments, einer Schwadron badischer Dragoner, einer Abtheilung preußischer Festungsartillerie und einer badischen Feldbatterie. Der Einzug bewegt sich mit klingendem Spiel durch das „Nationalthor" unter dem Hinzuströmen von Einwohnern und Fremden, des Militärs und der Landbewohner nach dem Kleber-Platz. Zwei berittene Artillerieunteroffiziere, nicht, wie sonst üblich, Feldgensd'armen, eröffneten hundert Schritt voraus, die Passage freihaltend, den Zug, ihnen folgte eine geschlossene Abtheilung Feldgensd'armen, sodann die Suite des Generals, darunter die hervorragende Gestalt des Prinzen Wilhelm von Baden, hinter der Generalität die genannten Truppen, an deren Spitze das 1. Bataillon vom 30. Regiment, geführt von dem stattlichen Regimentskommandeur. Beim Volke unwillkürliches Staunen über die kräftigen, wohlaussehenden Truppen, und manch' hübsches Mädchengesicht

verfolgte mit Vergnügen vom Fenster aus das militärische Schauspiel. Auf dem Kleber-Platz Halt und Vorbeimarsch der Truppen. Darauf rückte Alles in die protestantische St. Thomaskirche zum Feldgottesdienst ein. Dort empfing der Stadtvorstand und die Geistlichkeit der Kirche den Sieger, ein gutes Wort einlegend für die Universität und die übrigen Pflanzstätten der Cultur. Ein herrlicher Anblick diese dichten Massen kräftiger Gestalten, diese sonnverbrannten bärtigen Gesichter unserer Helden, gemischt mit dem Volke, welches tieferschütterten Herzens Theil nahm an der ernsten Feier; und wie characteristisch! An den Seiten des heiligen Raumes entlang noch die geflüchteten Möbel, Betten, Spiegel, Kleider, Tische und Stühle in Haufen, alles bunt durcheinander, auf den Fauteuils unsere andächtigen Krieger, manch' altes Mütterchen die Thränen im Auge dazwischen. In der Mitte des Schiffes die Generalität, neben ihr die Vorstände der Stadt und Geistlichen der Kirche. Die Predigt hielt natürlich der Feldprediger in versöhnlichem Sinne für die Einwohner, mit Hinweis auf Gottes Hilfe für die Truppen. Auch der tapferen Vertheidiger der Stadt wurde gedacht und der Drangsale und des Unglücks, welche die Bürger erlitten. „Uns hat der Herr geholfen, der Herr selber hat die große und heilige Wacht am Rhein gehalten.“ Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte Straßburgs erklärt unsern Kriegern und dem Volke, wie die alte deutsche Reichsstadt einst eine hervorragende Stütze deutscher Wissenschaft und echt deutschen Bürgersinns gewesen, durch schändlichen Verrath gerade vor 189 Jahren am nämlichen Tage dem deutschen Reiche verloren gegangen; nun sei sie durch die Tapferkeit unserer Volksheere wiedergewonnen. Jetzt sei es aber auch eine heilige Pflicht des ganzen großen deutschen Volkes, die unglückliche Stadt nach allen Richtungen hin zu unterstützen. Der heutige Geburtstag der Königin gab noch Veranlassung zum Hinweis, wie in Deutschland das ganze Volk im Kampfe für sein höchstes Gut das Vaterland und die

Ehre vertrete, „wie selbst die Königin ihren Mann und ihren Sohn in das Feld ziehen sah." Welcher Contrast für die Straßburger zu ihrer eigenen Herrscherfamilie! Ein überaus kräftiges „Nun danket alle Gott" schloß die würdige, erhebende Feier."

Julius Rodenberg, der sich an dem Tage nach dem Einzuge der Truppen in Straßburg eingefunden hatte, erstattete der „N. fr. Pr." über den empfangenen Eindruck einen Bericht, in welchem es heißt: „Wir passirten nun zunächst den Bahnhof, dicht unter der Mauer von Straßburg. Die Spuren des erbitterten Kampfes, der hier bei Gelegenheit des Ausfalls von Seiten der Belagerten stattgehabt, waren noch sehr deutlich zu sehen; die zerschossenen Eisenbahnwagen lagen umher, einige ohne Räder, andere ohne Dach; an einer Stelle war eine ganze Menge zertrümmerter Wagen halbverbrannt über- und aneinander gehäuft; dazwischen aufgerissene Schienen, zerschnittene Telegraphendrähte. Nun kommen die Bastionen, die Gräben, die Wälle, die Mauern, die Brücken. Das Gefühl eines jeden vernünftigen Menschen, der diese Werke passirt, kann nur das des inbrünstigsten Dankes gegen die Vorsehung sein, die uns die fürchterlichen Opfer eines Sturmes und der Stadt die gräßlichen Folgen desselben erspart hat. Der Sturm einer Festung ist das Entsetzlichste, was die Kriegsgeschichte kennt; die Stadt davor bewahrt zu haben, nachdem er Alles gethan, um sie bis zuletzt zu halten, wird dem General Uhrich immer zur höchsten Ehre gerechnet werden müssen. Nachdem er die Probe seines Muthes gegeben, hat er auch die vielleicht noch schönere seiner Menschlichkeit abgelegt. Zwar wissen es ihm die Bewohner Straßburgs bis jetzt noch wenig Dank. Ein Theil derselben zürnt, daß er es so weit hat kommen lassen, und ein anderer zürnt, daß er es nicht weiter fortgesetzt hat. „Wir sind verrathen! Wir sind verkauft!" ist der allgemeine Schrei, den ich im Elsaß und auch wieder in Straßburg gehört habe von Mitgliedern der verschiedensten Gesellschafts-

classen. „Wer hat euch verkauft? und an wen seid ihr verkauft worden?“ habe ich dann wohl gefragt, und immer in demselben Sinne hat man mir geantwortet: „Napoleon hat uns an Bismarck verkauft! Das wissen wir schon seit vier Jahren, und wir kennen auch die Summe.“ Sie meinen es also ganz buchstäblich mit dem Verkaufe. Napoleon hat sich unsicher auf dem Throne gefühlt; er hat gewußt: morgen oder übermorgen kann es zu Ende gehen; er hat darum retten wollen, so viel zu retten war, zuerst sein Leben, dann viele, viele Millionen; er hat daher nach geschehener Vereinbarung mit Preußen diesen Krieg angefangen, dessen Zweck war, ihn zu retten und Frankreich zu verderben. Das ist der Inhalt aller Raisonnements, die ich unzähligemale hier gehört, von den Bauern im Elsaß, wie von den Arbeitern in der Stadt. „Wir sind verkauft“ — das ist das Wort der Situation. Und fragt man: „Woher die sieben Millionen Ja's vom Mai?“ so sagen sie: „Wir sind unschuldig daran; von uns hat er auch nicht ein einziges bekommen.“ Weiter geht ihre Philosophie nicht. Es ist unmöglich, sie zu überzeugen, ja nur vernünftig mit ihnen zu reden. Der Fanatismus dauert fort. In Weißenburg und Hagenau wollten sie durchaus nicht an den Fall Straßburg's glauben. „Es ist nicht wahr,“ sagten sie mit höhnischem Lächeln. „Der Krieg ist noch nicht zu Ende, der Krieg fängt erst an. Paris wird Frankreich retten!“ So tief ist die Nation in der Lüge verkommen; und auch die Wahrheit kann sie nur auf den Weg der Besinnung zurückführen, wenn sie durch den Mund der Kanonen zu ihnen spricht. Diese Thatsache allein kann sie bekehren. — Wie gestern unsere Truppen, so hielten heute wir unseren Einzug in das „Kronenburger Thor“, die „Porte de Saverne“, wie sein französischer Name lautet. Es war zerschossen; oben und unten in den schönen rothen Steinbogen, der Steinmauer und den Sculpturen waren große Stücke herausgerissen. Mit der Kronenburger Straße, die wir nun betraten, begann aber erst das eigentliche Bild des Jammers,

welches sich Zug nach Zug in der grellsten Weise vor uns entfalten sollte. Die Kronenburger Straße, sonst eine Art freundlichen Boulevards, mit Bäumen und breitem Fahrweg in der Mitte, Läden und Estaminets zu beiden Seiten, hat kein Haus, das nicht mehr oder weniger beschädigt wäre, kein einziges, in welchem noch Fenster oder Thüren sind. Die Dächer und oberen Stockwerke der meisten sind zerschlagen, manche von oben bis unten durchlöchert. Der Stolz Straßburgs, seine Quais, sind noch ärger mitgenommen. Hier stehen die großen Hotels, hier sind herrliche Gärten und Parks gewesen. Wer kann jetzt noch die einen oder die andern erkennen? Wir fuhren vor das „Hôtel d'Angleterre", und ich wurde nach einigem Bedenken aufgenommen. Wie sah es aus! In der Front gab es keine Fenster mehr. Die Wand des Speisesaales war aufgerissen, und ein paar Bretter schützten nothdürftig vor dem Zuge. Durch die Zimmer des ersten Stockes war eine Granate von 250 Pfund gefahren, die glücklicherweise nicht crepirte, sonst wäre das Hotel mit allen seinen Nachbarhäusern auf dem „Quai de Paris" ein Raub der Flammen geworden. Dagegen mußte eine Bombe geringeren Kalibers hier explodirt sein; sie war durch die Front hereingekommen, und ihre Splitter hatten die Decke sowie die beiden Wände buchstäblich zerrissen. Alle Gänge der Hotels lagen voll Glassplitter, voll Holzstücke, voll abgefallenen Mauerwerks. — Langsam ging man daran, die Läden wieder zu öffnen, die Möbel aus den Kellern heraufzuschaffen, die Karren, die mit Hausgeräth beladen waren, fuhren durch die Straßen. Fast alle den besseren Ständen angehörigen Damen gingen in Trauer; es waren nur bleiche, traurige, kranke, kummervolle Gesichter, die mir begegneten. Ich muß gestehen, daß es mir wohlthat, mich belebte, dazwischen überall die deutschen Krieger zu sehen; sie benahmen sich vortrefflich, sie sind als Sieger gekommen, aber es ist ersichtlich ihr Bestreben, aufzurichten, nicht niederzudrücken, was schon so tief, tief niedergebeugt ist. Am grauenhaftesten haben die Bomben und das

Feuer natürlich von der Seite der Angriffsfront her gewirkt: das Steinthor ist ein ungeheurer Schutthaufen, und in den prächtigen Straßen der Steinthorvorstadt steht kein Haus mehr. Und was für Häuser müssen das gewesen sein! Aus dem Umfange und der Höhe der Trümmer erkennt man deutlich, daß ein Palast neben dem anderen hier gestanden. Nicht viel besser sieht es längs der Quais Kellermann, Schöpflin und Finckmatt aus; das Wasser ist halb versumpft, die Schiffe darauf meist unter Wasser, und zum Ueberflusse sind noch von dem benachbarten Bahnhofe, einem ehemals prachtvollen Gebäude innerhalb der Mauern, zerbrochene Eisenbahnwagen aller Art hineingestürzt. Es ist ein jammervolles Bild, so Straße nach Straße zu gehen und immer mehr oder weniger ähnliche Scenen der Verwüstung zu sehen. Der herrliche Broglieplatz ist eine Wüste; die hohen steinernen Häuser, die ihn einfaßten, liegen in Trümmern, das Theater ist ausgebrannt. Auf der prächtigen Treppe desselben liegen fußhoch alte Rechnungen, alte Depeschen, alte Zeitungen, alte Theateracten — Alles halbverbrannt und dick mit Staub bedeckt. Aus den Coulissen hat man Feldhütten gebaut, wo im Schutze der noch stehen gebliebenen Mauern Soldaten auf Stroh campirt zu haben scheinen. Ueberall diese improvisirten Stätten des Elends, das vor den deutschen Kanonen aus einer Ecke in die andere geflüchtet zu sein scheint; auch längs der Quais, unten am Wasser, sah ich solche Hütten aus Brettern oder Backsteinen gebaut, kaum mannshoch und nicht zwei Ellen breit, in denen ganze Familien hauseten. Einen der rührendsten Auftritte werde ich nie vergessen. Eine alte Frau — sie mochte mehr als siebzig Jahre zählen — kam in die Gegend des Steinthores. Ein preußischer Landwehrmann (er war aus Berlin) stand dort auf Posten und wies sie zurück. „Ich will nach mein Hüüs sehen," sagte die Greisin mit ihrer zitternden Stimme und in ihrem alemannischen Deutsch (Hüüs für Haus). Der Soldat fragte sie, wo das Haus denn gestanden? Die Frau mußte lange suchen, bis sie mit Hilfe einiger Umstehenden

die ungefähre Stelle endlich fand. Sie war seit sechs Wochen in diese Gegend, wo sie so lange gelebt, nicht mehr gekommen; als sie die Schutthaufen sah, fing sie bitterlich zu weinen an und rief: „Wo soll ich nun wohnen?“ Dem biedern Landwehrmanne wurde selbst weh ums Herz, als er die Alte zurückweisen mußte; „ja, Mütterken,“ sagte er in seinem gutberlinischen Dialekt, „det is nu mal nich anders. Wohnungen sind da nich mehr.“ — Wo ist das Gymnasium, wo die protestantische Kirche mit ihren hochberühmten Sammlungen und Bibliotheken? Schutt und Asche, Schutt und Asche. Wo ist jene Schöpflin'sche Sammlung mit ihren 200,000 Bänden, ihren 1500 Manuscripten und 2500 Incunabeln? Eine Handvoll verbrannten Papieres, das im Abendwinde davonfliegt. Jene Bibliothek des protestantischen Seminars mit ihren ersten Bibeldrucken, noch von Gutenberg — die erste deutsche Bibel...? Wohin die Memlings, die Correggios, die Ostades, die Claude de Lorraines aus dem Museum? Auch die Kunst und Wissenschaft, die Literatur und Alterthumskunde sollen ihr Haupt verhüllen, auch sie sollen trauern auf den Trümmern Straßburgs, denn auch sie haben hier sehr viel verloren. Das Museum ist vollständig ausgebrannt, und in den Souterrains müssen zuletzt Pferde gestanden und Truppen gelegen haben. Zwischen dem Stroh fanden sich massenhaft noch zerbrochene Flinten, verbogene Läufe, zersplitterte Kolben. Die Statuen Gutenberg's und Kleber's sind intact; letztere trug sogar einen frischen grünen Kranz auf dem Kopfe. Doch sehe ich die Unmöglichkeit ein, von allen anderen zertrümmerten Gebäuden, Höfen, Kasernen und Arsenalen zu sprechen. Eins ist uns erhalten und Eins ist uns geblieben: der Münster! Dieses Denkmal deutscher Kunst und deutschen Volksthums steht fast unversehrt; nur ein Eckchen von der obersten Galerie links ist abgebrochen, nur das Kreuz ist verbogen, der Dachstuhl weggebrannt, ein paar Splitter aus der Rosette gefallen; stark lädirt ist nur das zweite große Fenster neben der Orgel und

das dritte kleine Fenster. Aber alles Uebrige steht gesund und unversehrt, und als die deutschen Soldaten durch das Schiff wogten oder von Außen das Wunder anschauten, von welchem sie so oft gesungen: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ — als Einzelne von ihnen oben auf der Treppe des Thurmes sichtbar wurden, über welchem die weiße Fahne noch flatterte, und dies Alles in das Gold des reinsten, herrlichsten Sonnenunterganges getaucht stand, als Alles leuchtete bis oben hinauf und glühte von einer gleichsam überirdischen Herrlichkeit, und von dem nahen Kleberplatze herüber die Pfeifen und Trommeln der eben frisch wieder einrückenden Regimenter klangen, da sagte ich mir: Nun ist Alles gut! Die Wunden, die der Krieg geschlagen, werden wieder vernarben (und wir Alle müssen dazu beitragen, daß sie vernarben) — was wir mit Gewalt und unter unsäglichen Opfern erzwangen, müssen wir mit Liebe und freudiger Thätigkeit an uns zu fesseln suchen für immer. Straßburg liegt in Trümmern — aber siehe da! das Wahrzeichen Straßburgs, sein Kleinod und sein Heiligthum, steht — der Münster ist unser. Wir wollen ihn fortan hegen und pflegen, wie unser bestes Eigenthum, und möge der Tag nie wiederkehren, wo Bomben und Granaten gegen seine kostbaren Mauern geschleudert werden!“

Gudrun-Straßburg, im heißen Kampfe, in welchem sie selbst schwere Wunden empfangen hatte, der falschen Mutter abgerungen, von der sie gepflegt und geschmückt ward — nicht aus Liebe, sondern in Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke zu Gunsten der eigenen Kinder — empfing in Wort und That die sprechendsten Zeichen wärmster Theilnahme aus allen Gauen Deutschlands.

„Vergiß der Tage, da um Burg und Wall
Des Siegers Schaaren, dich bedrängend, lagen,
Vergiß, und wär's auch schwer — der Wunden all',
Die, ach, der Sieger schmerzlich dir geschlagen,
Da er, dem Wälschen das geraubte Gut
Entreißend, um dich warb mit seinem Blut!“

Gesühnt hat das Mutterland die Schuld vergangener Zeiten

mit seinem Herzblut; das lindernde Oel wird deine Wunden heilen. Sei es bald, sei es später: du selbst wirst die Sühnungsstunde segnen, die das Heimathhaus wieder erschloß. Als in der Ferne (in Odessa) Karl Candidus, einer deiner hervorragendsten Dichter, der mit deinem tiefsten Gemüthsleben wohlvertraut ist, von deinem Uebergange an Deutschland Kunde vernahm, sandte er folgendes Gedicht an eine deutsche Zeitung:

Heimlichi Heimeth.

Am schwarzen Meere ward mir kund, Straßburg sei nicht mehr „wälsch" zur Stund',
Da wurde mir so wohl, so frei, so spaßhaft und doch ernst dabei!
„Jetzt simmer ditsch" — für alle Zeit von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut, bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen stolzer Zier, mein Volk, mein Volk, wie dank' ich dir!
„Des Glick isch doppelt! Heidebritsch!" wir werden deutsch „un blîwe ditsch!"

Daß deutsch wir werden, das ist gut; daß „ditsch mer sin," noch wohler thut.
Was Deutschland ist und hat und kann, weiß ich, wie manch' ein andrer Mann,
Und freut solch Vaterland schon sehr, „Heimlichi Heimeth" freut noch mehr.

Was auch Kluge dieser Welt heut noch sagen mögen: du Gudrun-Straßburg selbst hast „trotzdem und alledem" dadurch, daß du in heiliger Truhe das Kleinod „Muttersprache, Mutterlaut" bewahrtest, deine innerste Zugehörigkeit zum Mutterlande zu erkennen gegeben, und wenn dein Mund heut tausend Mal „Nein!" riefe, deines Herzens Sprache wird lauter und lauter reden, die falsche Scham, entstammend der unnatürlichen Lage, in der du seit Langem dich befunden, wird dem wahrhaftigen Ausdruck deines tiefsten Empfindens weichen, und der Bund, den die Herzen hüben und drüben („Sie hielten Zwiesprach stets, sie tauschten Klagen!" —) nie aufgaben, und für den dein Mutterland mit Schwerteskraft die politische Anerkennung erzwang, wird durch deine offene und freudige Zustimmung seine schönste

Weihe empfangen. Ist aber dieser Augenblick herangerückt, dann — und auch dies ist von einem deiner Dichter (Daniel Hirtz) verkündet worden —

„wird glühn die Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal."

Die Umgegend von Paris und die Festungswerke.

Nachdem, wie im vorletzten Abschnitte erzählt wurde, eine amtliche Depesche aus dem großen Hauptquartier die Mittheilung gebracht, daß die Einschließung von Paris vollendet sei, und nachdem der naive Versuch Favre's, die Deutschen zur Annahme des Friedens auf Grund einer ihnen zu gewährenden Geldabfindung geneigt zu machen, seine verdiente Abfertigung gefunden hatte, richteten sich Aller Blicke mit erhöhter Spannung auf Paris, die Stadt, die mit Stolz von den Franzosen und mit Besorgniß von den Freunden Deutschlands die „größte Festung der Welt" genannt worden war. Gerade die durch Favre eingeleiteten Verhandlungen und die sich daran anschließenden amtlichen und nicht amtlichen Kundgebungen hüben und drüben hatten die Kluft, die zwischen den Anschauungen, Absichten und Erwartungen der beiden kämpfenden Theile vorhanden war, in ihrer ganzen Tiefe aufgedeckt, und Alles, was in nächster Zeit auf beiden Seiten geschah, und was gegenseitig von einander vernommen wurde, diente nur dazu, diese Kluft noch zu erweitern. Von Favre in Paris war den Franzosen die Parole: „Keinen Zoll unseres Landes, keinen Stein unserer Festungen!" und von dem werdenden Dictator Gambetta zu Tours die: „Auf so unverschämte Ansprüche (die Ansprüche Deutschlands auf Elsaß und Lothringen) antwortet man nur durch den Kampf bis auf's Aeußerste!" gegeben worden, oder vielmehr, es hatten beide Männer durch jene Aussprüche den

Anschauungen, von denen die Mehrzahl der Franzosen zur Zeit beherrscht wurden, den ihnen gemäßen Ausdruck verliehen. Der politische Aberglaube der Franzosen an sich selbst war trotz Sedans noch zu groß, als daß sie fähig gewesen wären, einen der Lage entsprechenden Entschluß zu fassen. Die vorgeführten Aussprüche, von den Franzosen tausendfach sowohl mündlich, wie auch durch die Presse variirt, bildeten auf lange Zeit hin den Hauptinhalt ihrer Kundgebungen, und was sie hinzufügten, entstammte demselben Boden, aus dem jene emporgeschossen waren, dem der Eitelkeit und der Lüge. Es sei keine Frage, rief der „Constitutionnel" keck in die Welt hinein: die französische Ehre sei eine andere, als die andrer Völker! — „Herr v. Bismarck," fuhr er fort, „sagte in der Verhandlung mit Jules Favre: „Die Ehre Frankreichs ist keineswegs von anderer Beschaffenheit als die anderer Länder," woraus der preußische Staatsmann folgert, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung nach einem unglücklichen Kriege in eine Zerstückelung Frankreichs willigen könnte. Wir dachten, daß Herr v. Bismarck uns besser kenne: unsere Ehre ist keineswegs beschaffen wie die anderer Länder, wie die Preußens zum Beispiel. Es ist gewiß, daß wir in der Niederlage uns anders betragen, als die Preußen sich betragen haben würden. Wenn wir die Hälfte der Siege über sie davon getragen hätten, die sie über uns gewonnen haben, so würde der Friede schon längst geschlossen sein; unsere Armee würde vor Berlin stehen, so gut wie ihre vor Paris steht, und sie würden leicht, wenn wir es gefordert hätten, die Pfalz abgetreten haben, Mainz, Landau, Koblenz geschleift und das ganze linke Rheinufer preisgegeben haben .... Wir haben andere Ideen; wir sind im Unglück beinahe eben so stolz wie im Glück; es ist eine Eigenthümlichkeit des französischen Characters, daß er im Siege milde, in der Niederlage störrisch ist. Man überzeugt uns nicht leicht, daß jedes Hilfsmittel verloren ist und daß wir die Waffen strecken müssen, besonders wenn wir sie vor den Preußen

strecken sollen; wir haben uns immer bis zum letzten Blutstropfen geschlagen (?) und, auf die eine oder die andere Weise, hat diese Hartnäckigkeit immer eine rühmliche Wendung herbeigeführt (?). Es ist richtig, daß sie viel kostet und Gefahren bringt, denn wenn wir eines Tages endlich unsern letzten Mann und unsern letzten Thaler daran setzten, so würde der Schadenersatz sehr schwer zu bewirken sein. Aber diese Ueberlegung findet keinen Eingang in unsere Berechnungen, und in Wahrheit hat Jules Favre, als er vielmehr Bedingungen dictiren, als sich ihnen unterwerfen wollte, nur die stolze französische Gesinnung hervortreten lassen. Jeder versteht die Ehre nach seiner Weise. Herr v. Bismarck hat sich getäuscht, als er sagte, daß wir sie nach Art der ganzen Welt verständen, daß unsere Ehre nicht von anderer Qualität sei, als diejenige der anderen Länder."

Ein anderer Aberglaube der Franzosen, — die sich doch so gern rühmen, daß sonnenklares Denken ein Hauptvorzug des französischen Geistes sei, — bezog sich auf ihre gegenwärtige Staatsform „Republik," die sie zum Ausgangspunkte einer Agitation nahmen. König Wilhelm hatte den Kaiser Napoleon gefangen genommen und nach Deutschland gesandt, und die Franzosen, so plötzlich ohne ihr Verdienst und Würdigkeit von ihrem Tyrannen los und ledig geworden, hatten sich sofort Republikaner genannt und der Welt — denn ohne daß die „Welt" eingeladen wird, im Zuschauerraum Platz zu nehmen, thun einmal die Franzosen nichts! — verkündet, es sei die neue Staatsform „Republik" von ihnen angenommen worden, ohne daß sie — wie edel! — auch nur einen Tropfen Blutes dabei vergossen hätten! — Was hatte es mehr als solcher Phrase bedurft, um schwarze Raben im Nu in weiße Tauben zu verwandeln! Nun aber würde, wie sie meinten, das Wunder, durch das sie urplötzlich aus Sclaven eines Bonaparte und einer Eugenie in Söhne der Freiheit verwandelt worden waren, nämlich das Wunder der Phrase, auch auf die Welt, mindestens

auf den Erdtheil Europa seine umgestaltende Macht ausüben. Wenn sie nach ihrer Meinung urplötzlich Andere geworden, indem sie für den Vollzug des politischen Stoffwechsels es als genügend erachtet hatten, den Namen der Staatsform zu ändern, ei, wie könnte es da, schlossen die sich selbst bewundernden Denker, ausbleiben, daß sie eben so urplötzlich auch von allen Völkern als „Andre," nämlich als untrügliche Apostel der Freiheit, wie sie dieselbe nun in ihrer Republik verkörpert hatten, betrachtet werden würden! — Wie, ihr Völker, gegen die Franzosen, die so eben den Tempel „wahrer" Freiheit aufgerichtet haben, den Tempel, auf dessen Altären auch für euch so eben schon Gaben ausgebreitet werden, die euch erlösen sollen von entwürdigenden Fesseln, — gegen diese wolltet ihr — die Einen fortfahren mit Barbarenmuthe zu streiten, — die Andern es den Landesregierungen gestatten, zu Ungunsten Frankreichs neutral zu bleiben! — So vernehmet denn, ihr Völker, die Stimme der Freiheit, die süß klingt, wie einst die Lieder, durch die Orpheus Felsen bewegte, aber wiederum auch furchtbar schrecklich, wie die Stimme Achill's, als er die Troer zurückscheuchte. „Die Republik ist", ertönte es aus dem „Siècle," „wie die Sonne; sie macht sich bemerklich schon dadurch, daß sie existirt. Obgleich besiegt, gebeut Frankreich Allen Ehrfurcht. Was wird geschehen, wenn Paris sich mit Muth schlägt! ... Andere Festungen bereiten sich vor. Das Departement des Nord allein hat 8 Millionen, wie man versichert, zum Ankauf von Waffen votirt. Cherbourg wird mittelst durchstochener Deiche isolirt. Unsere Häfen und Flotten werden in Sicherheit gebracht. Ueberall erhebt sich Frankreich. Unsere Lage ist daher besser als die der Neutralen, welche noch zuwarten, um sich auszusprechen. Mögen sie sich beeilen! Wir haben nicht vierzehn Heere, aber wir haben bei uns die Idee, welche die Berge übersteigt, durch Flüsse und Meere geht und nicht blos die Völker, sondern auch die Throne bewegt. Souverains, entscheidet euch! Der electrische Funke ist auf der Reise auf dem

großen Telegraphen der Humanität. Es ist keiner Schwadron Ulanen gegeben, die immateriellen Fäden, auf welchen er ausgesandt wird, zu zerstören."

Melodisches Getön dieser Art vernahm man vielfach aus der pariser Presse. Aber französische Apostel der Freiheit hatten längst ihren Credit eingebüßt. Es gab einmal eine Zeit, in der Phrasen jener Art verfingen. Hinterher aber hatten die Völker, die dem politischen Evangelium gegenüber, das aus Frankreich kam, gläubig gewesen waren, es bitter zu bereuen gehabt. Daher fanden Worte dieser Art höchstens ein mitleidiges Achselzucken. Die Geschichte hatte es Allen gelehrt, die mit offenen Augen in sie blickten, daß man es mit einem Volke zu thun habe, das den Schein der Freiheit liebt, sie selbst aber nicht, ja, das gar nicht einmal fähig ist, sie zu ertragen.

Am wenigsten machten solche Stimmen Eindruck auf den König und den Grafen Bismarck. Der Correspondent der „Daily News" hatte in den ersten Tagen der Einschließung von Paris eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck. „Wir wollen uns nicht in die häuslichen Angelegenheiten Frankreichs mengen," sagte Graf Bismarck, „aber unsere Leute denken, daß wir jene deutschen Provinzen haben müssen, die man uns vor vielen Jahren weggenommen, und wir müssen den Franzosen wenigstens die Macht nehmen, uns wieder auf derselben Straße zu bedrohen, auf welcher sie dies während der letzten 20 Jahre gethan haben. Wir müssen Metz und Straßburg haben. Mehr fordern wir nicht, aber das ist für unsere Sicherheit nöthig." Ich sprach ihm meine Bewunderung der preußischen Geduld aus. „Wir sind ein sehr geduldiges Volk", äußerte er; „die Franzosen haben uns gesagt, daß, wenn wir uns nicht schlagen wollen, sie uns dazu zwingen würden. Aber wir sind mit einem Familienvater zu vergleichen, der manche Beleidigungen erträgt, aber zuletzt ein Duell acceptirt, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Kampf ein entscheidender und endgiltiger sei."

Erklärlich ist das Interesse, mit dem die deutschen Trup-

pen sich der Stadt Paris näherten. Aufzeichnungen vielfacher Art vergegenwärtigen den Eindruck, den auf sie die Umgegend und der Blick auf Paris hervorbrachte. „Da große militärische Ereignisse nicht sofort erwartet wurden," schreibt der Berichterstatter der berliner Presse, „schien es erlaubt, eine sich darbietende Gelegenheit zu einer Rundreise, die sich zunächst (von Lagny aus) bis Versailles, dem augenblicklichen Hauptquartier des Kronprinzen, erstrecken sollte, zu benutzen. Der gestrige Tag (21. Septbr.) war, gleich dem vorhergehenden, prachtvoll. Wir verließen Lagny gegen Mittag, um im großen Bogen um Paris herum nach Versailles zu gehen. Der Weg führt auf schön gehaltenen Vicinalstraßen über die Dörfer Collégien und Crossy, kreuzt bei Émérainville die Orleans-Eisenbahn, geht weiter über Cornbault und La Queue und nähert sich bei Noiseau bis auf geringe Entfernung Paris. Von der Straße aus erblickt man zum ersten Male die Stadt, freilich noch in weiter Entfernung, aber doch liegen die vorragenden Gebäude deutlich da. Hell glänzt im Sonnenlichte der Dom der Invaliden, die stumpfen Thürme von Notre-Dame zeichnen sich schwärzlich auf blauem Hintergrunde und der Triumphbogen gleicht einem dünnen Gespinnst, so leicht erscheinen, obgleich deutlich zu unterscheiden, seine Verhältnisse. Die nächsten Höhen sind von Vorposten besetzt. Hier blickt man hinunter auf die mit prächtigen Ortschaften übersäete, lachende, aber todtenstille Gegend. Nichts rührt sich in den Straßen des unten liegenden Ortes, die Soldaten gehen an den Fluß, Wasser zu schöpfen, als auf einmal zur Rechten (nach dem Fort Vincennes zu) einzelne Schüsse ertönen, dann nach Norden über dem Montmartre sich kräuselnder Rauch die Thätigkeit von Geschützen verräth, und bald darauf in dieser Richtung ein Luftballon aufsteigt, der aber rasch und spurlos verschwindet, während weiter nach Westen ein anderer unbeweglich in ziemlicher Höhe bleibt. Jetzt kracht auch zur Linken von einem hochgelegenen Fort ein schweres Geschütz, aber ohne Nachfolger zu finden. Die Dörfer diesseits

des Flusses sind wenigstens nicht ganz verlassen; wo Einwohner sind, zeigen dieselben ein freundliches und entgegenkommendes Benehmen. Villeneuve St. Georges, wo man die Seine zum ersten Male erreicht, sieht trostlos öde aus. Hier ist die große Eisenbahnbrücke von den Franzosen gesprengt worden, und stellenweise hat man gesucht, die Wege ungangbar zu machen. In der langen Hauptstraße des Orts sind noch einige Leute der ärmeren Klasse der Bevölkerung zu sehen, aber die Villen und besseren Häuser sind gänzlich verlassen, Villeneuve le Roy dagegen ist wenigstens einigermaßen bewohnt. Die Hindernisse und Umwege verzögern die Fahrt bedeutend, so daß allmälig die Dunkelheit einbricht. Nun entzünden sich in langen Linien Bivouakfeuer, welche wenigstens gegen das Verirren in den fortwährend sich kreuzenden Wegen schützen, die benutzt werden müssen, da es eine directe Verbindung nicht giebt. Hier und da sind auch die Straßen durch Verhaue oder Gräben unfahrbar gemacht worden, und in der Nacht macht es immerhin einige Schwierigkeiten, über Gräben und Felder solche Hindernisse zu umgehen. Nur einmal beleuchtet electrisches Feuer von Paris aus die Gegend mit einem schwachen Schimmer, doch sind die Pariser jedenfalls aus den Bivouakfeuern besser im Stande, sich über die Stellungen der Gegner zu unterrichten, als durch diese Spielerei. In einem einsamen Schlosse in Chatenay wird durch die Güte des Generals, der daselbst sein Hauptquartier hat, ein Unterkommen für die Nacht gefunden. Das Schloß, einem Herrn v. Lafailotte gehörig, ist von seinen Besitzern verlassen worden, doch hat man den größeren Theil des Mobiliars und des Porzellans zurückgelassen. Die Wohnung hat nur die bedenkliche Seite, daß sie vielleicht nicht ganz sicher ist, denn am Tage vorher hat eine in der Nähe einschlagende Granate Unheil angerichtet. Auch früh wird man wieder durch ferne Kanonenschüsse geweckt, während der prachtvolle Park thauschimmernd in der Morgensonne daliegt. Der Weg nach Versailles führt bald auf das Gefechtsfeld vom 19. An

dem Rande eines Gebüsches liegen Leichen französischer Infanteristen, in einer Lichtung ziemlich dicht gehäuft. In Petit-Bicêtre, dessen wenige Häuser so arg von den Kanonenkugeln mitgenommen sind, daß manche Wand und manches Dach ein halbes Dutzend Löcher zeigt, hat der Kampf am stärksten gewüthet. Auf den Feldern im Norden liegen die Leichen noch dicht. Ein Weg in östlicher Richtung führt nach der schließlich genommenen Schanze des Tour du Moulin. Die Bäume zu beiden Seiten sind theils gefällt und liegen über den Weg oder gegen die Mauern der anstoßenden Gehöfte gestürzt, theils sind sie durchsägt und drohen den Sturz. Hinter Petit-Bicêtre ist der Weg eine Zeit lang gut, aber ungefähr 5 Kilometer vor Versailles sind alle Bäume gefällt (wie das dürre Laub beweist, gewiß schon vor 14 Tagen) und das Pflaster der Straßen aufgerissen, aber zugleich sind ein paar hundert Civilarbeiter aus der Stadt beschäftigt, den ganz zwecklos ausgeübten Schaden wieder auszubessern. Die Leute scheinen ganz freiwillig ihre Arbeit zu verrichten, nur am Ende der Colonne wird man einer Abtheilung Pioniere gewahr, welche sich ihre Arbeit haben abnehmen lassen. Man fährt zuerst durch eine lange, ärmlich aussehende Vorstadt, eine steil ansteigende Straße hinauf, zu deren Linken ein Bahnhof liegt, welcher auch zur Vertheidigung eingerichtet wurde. Sobald man aber in die Avenue de Paris eintritt, eine der beiden nach dem Schloß führenden prachtvollen Straßen, herrscht das regste bunteste Leben. Offiziere tummeln in den Reitwegen ihre Pferde oder sprengen in der Mitte umher, die Läden sind geöffnet, das schöne Geschlecht — zum Theil allerdings in Trauerkleidern — fürchtet sich nicht vor den von der pariser Presse als Barbaren verschrieenen Germanen, und das bunte Treiben wird nicht im Mindesten dadurch gestört, daß zuweilen von der Ferne her ein Kanonenschuß sich vernehmen läßt." — „Ehe wir Versailles verließen, um unsern Weg nach Marly le Roi zu nehmen, wurde noch eine Anzahl französischer Gefangener aus dem Gefecht vom 19.

durchgebracht. Marly ist nicht verlassen, die Läden sind geöffnet, die Leute benehmen sich gut. An einem Orte auf dem Wege kamen sie aus den Häusern und brachten Wein geschleppt, den sie uns durchaus aufnöthigen wollten, ja eine Frau kam sogar mit einer Schürze voll Pfirsiche. Man hat die armen Leute so in Furcht gejagt, daß sie zitternd die Fremdlinge freundlich zu stimmen suchen. Hier nimmt uns ein schönes Schloß auf, einer Gräfin Beaumont gehörig, die selbst nicht anwesend ist und auch Niemanden, als ein paar Leute, welche Gärtner- und Portierdienst thun, zurückgelassen hat. Der eine Sohn steht als Capitän in Metz, der andere in der Mobilgarde in Paris. Das Schloß hat einen wundervollen Park, und von der Terrasse hat man den Blick nach Paris. Jetzt liegt tiefes Dunkel über der Gegend, in der Ferne sieht man schwachen Schein von Bivouakfeuern, und zuweilen hört man einen vereinzelten Kanonenschuß.“ Den Schluß gab der Berichterstatter von Lagny aus, von dem er ausgegangen war, und das er am dritten Tage wieder erreicht hatte. „Der schwerste Theil des Weges“, schreibt er, „war uns für gestern vorbehalten, der Bogen um ganz Paris im Norden herum. Der Morgen war stark neblich und wenn nicht ein zu großer Umweg gemacht werden sollte, mußten wir suchen, gerade auf Argenteuil zu gelangen. Allmälig senkte sich der Nebel, und St. Germain zeigte sich schon in schöner Beleuchtung. Wir gingen über die Seine, in welcher zahlreiche Schiffe versenkt waren, und kamen bald in den Bereich des Forts du Mont Valérien, das für sich eine ganz stattliche Festung bildet und die Nord- und Westseite von Paris weithin beschützt. Nachdem die Steinbrüche von Saint-Denis passirt sind, kommen wir bei Bezons dicht an die Seine. Wir können diejenige Straße des Dorfes, die längs des Flusses hinläuft, nicht passiren, weil auf der andern Seite Nationalgarden stehen und auf Jeden, der sich blicken läßt, herüberfeuern, was von den diesseitigen Patrouillen erwiedert wird. Hinter Bezons geht es denn wieder weiter ab

von den feindlichen Stellungen. Wir passiren Argenteuil, einen stattlichen, großentheils verlassenen Ort, und die vollständig verlassenen Orte St. Gratien und Deuil. Eigenthümlicher und ergreifender noch als diese menschenleeren Orte ist die ungeheure Stille und Einsamkeit des Feldes. Stundenweit kann man fahren, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Es ist, wie wenn man sich in einem Zauberbann befinde und die Gegend bei Nacht im Lichte des Tages erblickte. Vielleicht auch mögen die verlassenen Ortschaften (selbstverständlich nur diejenigen, welche nicht unterdessen schon eine militärische Bevölkerung erhalten haben) sich mit dem ausgegrabenen Pompeji vergleichen lassen: ein großes Bild des Todes. Welche furchtbaren, unermeßlichen Opfer legt dieser Krieg Frankreich auf! Diese drei Tage lang, in welchen wir Paris umkreist haben, hat der Blick immer auf einem Reichthum und einer Fülle der Naturschönheit und des menschlichen Fleißes geruht, gegen welchen unser Berlin, auf das wir so stolz sind, arm erscheint. Die Flüchtlinge haben höchstens ihre Kostbarkeiten retten können, in den Schlössern und Häusern stehen die prachtvollsten Mobiliare, Teppiche, Spiegel, Porzellane, Bibliotheken, Gemälde; der verlassene Raum beträgt viele Quadratmeilen, und das bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches der Gnade des Siegers überlassen geblieben ist, vielleicht Milliarden. Wenn wir die Barbaren wären, für welche die Franzosen uns ausgegeben, wenn wir thäten, was die Franzosen früher in Deutschland gethan haben und wieder zu thun drohten, als sie unsere Hand noch nicht gefühlt hatten — was würde ihnen wohl übrig bleiben? Aber auch ohne dies muß ihr Verlust entsetzlich sein, und wenn es wirklich zur Belagerung von Paris kommt, wenn die Armeen sich lange in dem Rayon aufhalten, so muß die Zerstörung gräßlich werden.

„Von Argenteuil kommen wir nach Montmorency. Hier ist ein prachtvolles Schloß neben dem andern und dieselben scheinen von den Besitzern mit besonderer Eile verlassen worden

zu sein. Traurig sieht es im alten Schlosse der Montmorency's selbst aus. Der Theil, den wir besichtigen, scheint der älteste zu sein, ein Thurm mit ganz kleinen Gemächern, deren Wände mit prächtigen, schwer vergoldeten Ledertapeten bedeckt sind. Ganz enge steinerne Wendeltreppen führen von einem Stockwerk zum andern und bis auf das platte Dach, von welchem man eine prachtvolle Aussicht in das Seinethal hat. In diesem Thurm befindet sich eine Antiken-Sammlung und eine Bibliothek, die mehrere Zimmer einnimmt. Alles ist in der furchtbarsten Unordnung, und wie viel wird hier verdorben und verloren gehen!

„Es ist unterdessen schon Nachmittag geworden und der Weg noch weit. Der Mont Valérien ist uns allmälig entrückt, während der Triumphbogen uns treu bleibt, und der Montmartre immer deutlicher hervortritt. In der Ebene sieht man hier und da Dampf, von Geschützfeuer, wie es scheint (der Wind ist entgegen), an einer Stelle wenigstens aber auch von einem Brande, dessen dunkelrothe Glut selbst durch das Sonnenlicht bricht. Auch der Luftballon fehlt nicht. Da alle Wege wie nach Rom, so auch nach Paris führen, und für die Circulation um die Stadt, wenigstens in der weiten Entfernung, in welcher wir uns befinden, kein Bedürfniß vorhanden ist, so kommen wir auch auf dieser Strecke noch mehr als einmal an Vorposten, bis uns die hier überall neu angebrachten Wegweiser für die Armee orientiren. Arnouville, Gonesse, Livry sind stattliche Orte, aber ganz oder fast ganz verlassen. Da wo die Bevölkerung eine ganz militärische geworden ist, äußert sich der Soldatenhumor in mancherlei Weise. Die Büste Napoleon's wird dann in sonderbarem Aufputz an das offene Fenster gestellt, die Bilder der kaiserlichen Familie hängen an den Außenwänden der Häuser, und allerlei Inschriften bedecken Wände und Thüren. Die Dunkelheit bricht schon sehr zeitig ein, und es war kein leichtes Stück Arbeit, uns hierher zu finden, doch gelang es nach manchem Umwege in später Abendstunde."

Nun zu den Befestigungen von Paris! C. Vogel giebt folgende Schilderung von denselben:

„Die Umwallung von Paris besteht aus einer befestigten Ringmauer, welche aus einer Militärstraße, Wall, Graben und Glacis gebildet ist. 85 fast gleichförmige Bastionen daran außer sonstigen Vorsprüngen sind bestimmt, das Vorterrain und den 35 Schritt breiten, durch Canäle und die Seine unter Wasser zu setzenden Graben zu bestreichen. Die Escarpe ist mit einer Mauer bekleidet, welche von dem Glacis gedeckt wird. Die auf der inneren Seite laufende Militär-Verbindungsstraße ist gepflastert. Nahe und oft parallel derselben läuft die Ligne de Ceinture, welche alle in Paris einmündenden Eisenbahnen und deren 8 Bahnhöfe untereinander verbindet. 66 Thore, an welchen sich die Zollbureaux befinden, durchbrechen den Befestigungswall. Außerhalb der Festungsmauer und bis zu einer Entfernung von einer halben Meile liegen 15 detachirte Forts, ausschließlich Vincennes, die theilweise durch Verschanzungen und Redouten mit einander verbunden sind, und es ist der besseren Uebersicht wegen nöthig, dieselben in drei Abtheilungen vorzuführen.

„1) Nordöstliche Linie. — Unbedingt der Hauptpunkt der ganzen äußeren Befestigung ist das nördlich vom Montmartre liegende St. Denis. Diese Stadt allein ist von drei großen Forts umgeben. Links, dicht an der nach Enghien und Montmorency führenden Eisenbahn und hinter der Stelle, wo der Canal von St. Denis in die Seine geht, liegt das Fort de la Briche, nördlich und jenseit des Flüßchens Rouillon die Double couronne du Nord, und südöstlich das Fort de l'Est. Diese drei Werke unterhalten durch einen Wall nebst Graben Verbindung, und das Ganze wird durch eine leicht zu bewerkstelligende von der Redoute de Stains gedeckte Inundation noch besonders stark, so daß man St. Denis ohne Weiteres als eine selbständige Festung betrachten kann. — 4400 Schritt südöstlich vom Fort de l'Est, und daher näher Paris liegt gleich-

falls in der Ebene das Fort d'Aubervilliers. Zwischen beiden geht die nach Soissons führende Eisenbahn hindurch, und dahinter läuft der Canal von St. Denis. Die aus diesem ausgehobene Erde bildet vor dem Canal eine Art von Brustwehr, welche durch drei Redouten verstärkt ist. In der weiteren Entfernung von 4200 Schritt jenseit des Canals von Ourcq und der nach Straßburg führenden Eisenbahn, aber oben auf der Fortsetzung der Höhe von Belleville über Pantin liegt das Fort de Romainville. Es ist von dem Hauptfestungswall nur 1800 Schritte entfernt. Von ihm läuft bergab nach dem Canal von Ourcq eine Reihe von Verschanzungen, während auf der anderen Seite desselben noch zwei Redouten die Uebergänge vertheidigen. Weiter östlich und südlich, immer auf der nach auswärts gerichteten Seite desselben Höhenzuges und fast parallel über der nach Mühlhausen gehenden Eisenbahn, folgen sich nunmehr die durch eine gepflasterte Straße verbundenen Werke Fort de Noisy (3500 Schritt), Fort de Rosny (3200 Schritt) und Fort de Nogent (3800 Schritt). Hier endigt der bei Belleville beginnende Höhenzug, der ziemlich steil nach der darunter fließenden Marne abfällt. Zwischen den genannten Forts liegen in kleineren Intervallen nach derselben Reihenfolge noch die Redouten von Noisy, Montreuil, Boissière und Fontenay. Es bildet nun die fast 100 Schritt breite Marne einen weiteren natürlichen Defensiv-Abschnitt, der indessen am Isthmus von St. Maur, da wo der Fluß überbrückt ist, durch eine 2800 Schritt lange Verschanzung, aus Brustwehr und Graben bestehend und an beiden Enden durch die Redouten Faisanderie und Gravelle flankirt, noch besonders befestigt ist. Hier geht auch die von Vincennes nach la Varenne führende Eisenbahn vorüber. Alle die eben genannten Festungswerke schließen fast halbkreisförmig das befestigte Schloß von Vincennes ein, in welchem sich das Haupt-Arsenal von Paris befindet, und dessen großer Artillerieschieß- und Manöverplatz südlich bis an die Marne reicht. Jenseit dieses Flusses in

dem Winkel, der durch die Vereinigung der Seine und Marne gebildet wird, bei Alfort, rechts der nach Lyon führenden Eisenbahn, liegt das Fort de Charenton, und mit demselben schließt die erste Vertheidigungslinie. Dieselbe ist noch dadurch besonders stark, daß der umschlossene Raum sich zu einem verschanzten Lager eignet, in welchem mit Leichtigkeit 200,000 Mann campiren können.

„2) Südliche Linie. — Gegenüber dem Fort de Charenton in 4000 Schritt Entfernung, auf der linken Seite der Seine, beginnt die südliche Befestigungslinie mit dem etwas erhöht liegenden Fort d'Ivry. In fast gerader Linie von Osten nach Westen folgen sich in fast gleichen Abständen von durchschnittlich 3000 Schritt die Forts de Bicêtre, de Montrouge, de Vanves und d'Issy. Das Letztere liegt etwa 50 Fuß über der hier wieder aus dem Stadtgebiet tretenden Seine. Zwischen denselben gehen die Eisenbahnen nach Limours, resp. Sceaux und die nach Versailles (Route gauche) hindurch. Die 3 letztgenannten Werke werden seit Einführung der gezogenen Geschütze, an welche man bei Anlage derselben noch nicht gedacht, durch die dahinter liegenden Höhen von Bagneux und Meudon beherrscht.

„3) Westliche Linie. — Diese Linie ist von Natur besonders stark, indem die Seine bei Meudon und Sèvres in nördlicher und nordöstlicher Richtung bei St. Cloud, Boulogne, Suresnes, Puteaux, Courbevoie (Kaserne), Neuilly, Asnières, Clichy und St. Ouen vorbei, welche Orte rechts und links derselben liegen, sich nach St. Denis wendet. Zwischen dem Strom und der Stadt liegt das berühmte Bois de Boulogne. 5 Brücken führen auf der angegebenen Strecke über die Seine und bei dem Bahnhof Asnières auf dem linken Ufer vereinigen sich die von Dieppe, aus der Normandie, von St. Germain und von Versailles (Route droite) kommenden Eisenbahnen, um gemeinschaftlich in einem breiten Strang über den Strom zu setzen. Nur ein einziges Fort, aber das größte und

stärkste von allen, das Fort du Mont Valérien, das hoch oben, 415 Fuß über der Seine liegt, und von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht auf Paris hat, beherrscht die ganze Gegend. Eine gepflasterte Straße verbindet den Mont Valérien vermittelst der Brücke von Suresnes mit dem Bois de Boulogne. Seine Entfernung von dem nächstliegenden Fort bei St. Denis beträgt in gerader Linie 16,500 Schritte, also beinahe 1¾ Meilen, und vom Fort d'Issy 10,000 Schritt oder 1 Meile, und es ist ersichtlich, daß das Befestigungssystem hier eine große Lücke zeigt. Hierauf scheint sich auch der Rapport des Kriegsministers Dejean an die Kaiserin vom 8. August zu beziehen, worin gesagt wird, daß das Special-Comite zur Armirung der Pariser Festungswerke constatirt habe, daß eine wichtige Lücke in der Vertheidigungslinie vorhanden sei; „die Arbeiten zur Ausführung gewisser Werke, deren Projecte schon festgestellt sind, werden schon morgen beginnen.“ „Le Soir“ und „Constitutionel“ sind so indiscret, diese „wichtige Lücke“ als auf der Seite des Thales der unteren Seine liegend, näher zu bezeichnen, und fügen hinzu, „daß zwischen dem Mont Valérien und den Hügeln von Meudon ein großes Werk gebaut werden soll, das die Thäler von Sèvres und Ville d'Avray beherrscht: der Punkt, der gewählt wurde, ist Montretout.“ Derselbe liegt unmittelbar über dem Bahnhof von St. Cloud.

„Hiermit ist die Reihe der Befestigungen geschlossen, und wir geben zum Schluß noch einige darauf bezügliche Dimensionen. Die größte Entfernung ist zwischen dem Mont Valérien und Fort de Nogent vorhanden. Sie fällt so ziemlich mit dem Parallel zusammen und beträgt 27,000 Schritt = 2¾ Meilen, während in der Richtung des Meridians die größte Entfernung zwischen St. Denis und Fort de Bicêtre 20,000 Schritt oder 2 Meilen beträgt. Die Umfassungslinie, welche entstehen würde, wenn man alle Außenforts einander verbunden denkt, beträgt 7,4 Meilen = 12½ Wegestunden. Es

bleibt nur noch zu bemerken, daß sämmtliche Außenforts bastionirt sind. Außerdem haben die von Noisy, Rosny und Nogent Hornwerke vor sich. Die Escarpen und Contreescarpen sind so hoch wie bei der Umwallung der Stadt. Bedeckte Wege mit gemauerten Laufgräben und bombenfeste Pulvermagazine sind überall vorhanden. Sämmtliche Forts sind unter sich und mit Paris durch den Telegraphen verbunden.

„Nach Vorstehendem zu urtheilen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Paris die größte, aber auch wohl eine der stärksten Festungen der Welt ist. Ihre Belagerung würde zunächst ein ungeheueres Heer erfordern, und es mag beispielsweise erwähnt sein, daß eine einfache Linie von Soldaten, die sich in Kanonenschußweite und parallel von den Außenbefestigungen aufstellen wollte, Schulter an Schulter nicht weniger denn 96,000 Mann erfordern würde. Dahingegen ist auf der anderen Seite zu beachten, daß die Besatzung von Paris verhältnißmäßig eben so groß sein müßte, daß es ferner ein wenigstens bis jetzt noch ungelöstes Problem ist, eine eingeschlossene Bevölkerung von über 2,000,000 Seelen auch nur auf einen Monat im Voraus ausreichend zu verproviantiren, und daß die zu Emeuten geneigten Pariser und die Treue des französischen Heeres bei besonderer Veranlassung gar nicht zu berechnen sind."

Schon ein solcher Blick auf die Befestigungen ergiebt das Gewaltige des Planes, den die deutsche Heerführung sich gestellt hatte, indem sie zur Einschließung von Paris geschritten war. Zu weiterer Würdigung bot folgender Aufsatz des militärischen Berichterstatters der „Schles. Z." Anlaß:

„Nicht allein eine Belagerung von Paris, sondern schon die Cernirung desselben, auf welche sich unsere Truppen bis zum Eintreffen des schweren Geschützes muthmaßlich werden beschränken müssen, bezeichneten wir früher als eine großartige, in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Aufgabe. Die gewaltigen Dimensionen der fortificatorischen Gesammtanlage spotten

jeder Analogie. Denkt man sich die äußeren Fronten der detachirten Forts und der wichtigsten in der jüngsten Zeit vorgeschobenen Werke durch gerade Linien verbunden, so ergiebt sich ein Umfang von mehr als 7 Meilen. Der davon eingeschlossene elliptisch gestaltete Raum hat einen Inhalt von 3½ Quadratmeilen, sein großer, von Westen nach Osten laufender Durchmesser hat eine Ausdehnung von 2½, sein kleinerer von Norden nach Süden gerichteter eine solche von 2 Meilen. Die ungeheuren Dimensionen geben indeß nur den Maßstab für die Aufgabe des Vertheidigers; um diejenige des Belagerers richtig zu erfassen, muß erwogen werden, daß die Vorposten außerhalb der Tragweite des Festungsgeschützes Stellung zu nehmen haben, wodurch sich der Cernirungsgürtel zu einem Umfange von fast 10 deutschen Meilen erweitert. Aber auch das reicht noch nicht, um die volle Ausdehnung der Aufstellung zu versinnlichen. Diejenigen Truppenmassen, welche etwa erfolgenden Ausfällen größerer Abtheilungen zu begegnen haben, müssen, schon um volle Freiheit der Bewegung nach allen bedrohten Punkten ihres Bereichs zu gewinnen, an noch weiter rückwärts gelegenen Orten Aufstellung nehmen, wodurch sich der Cernirungsgürtel auf eine Ausdehnung von mindestens 12 deutschen Meilen erweitert. Erst an der äußeren Gränze dieses Kreises werden die Gros der Cernirungs-Armeen ihre Cantonnements beziehen können. Zur besseren Versinnlichung der angegebenen Dimensionen wird es dienen, den naheliegenden Vergleich mit Metz zu ziehen. In Rücksicht auf seine weit vorgeschobenen Forts, welche den Platz zu einem verschanzten Lager für eine Armee von 150,000 Mann gestalten, zählt Metz zu den größten Festungen Europas. Dennoch beträgt die Ausdehnung der durch seine Forts gebildeten Linie nur 2¼ Meilen, die Länge der es umschließenden äußersten Vorpostenkette, also der kürzesten Cernirungslinie, bemißt sich indeß schon auf 5½ Meile. Bei der Cernirung von Paris kommt außer den Dimensionen noch der weitere Umstand in Betracht, daß es sich hier um den Central-

punkt aller Communicationen Frankreichs handelt, daß also weit mehr Punkte die speziellste Beobachtung erheischen, als dies bei anderen großen festen Plätzen der Fall ist. Die vielfach gewundenen Wasserläufe der Seine und Marne, sowie die Canäle bedingen außerdem eine scharf abgegrenzte Theilung in der Aufstellung der Hauptmassen, und erschweren deren gegenseitige Unterstützung. In ähnlicher Weise wirkt das bedeckte und coupirte Terrain, mag es in tactischer Beziehung auch Vortheile gewähren, auf eine hermetische Abschließung erschwerend ein. Französische Schriftsteller berechnen die zu einer völligen Cernirung von Paris erforderliche Truppenmasse auf 700,000 bis 800,000 Mann. Haben wir es hier auch mit einer jener Uebertreibungen zu thun, von denen sich der Franzose nie freizuhalten vermag, so ist doch anzunehmen, daß eine Armee von einer halben Million Streiter zur Einschließung erforderlich sein würde, wenn sich im gegenwärtigen Falle diejenigen Bedingungen erfüllten, von denen die französischen Strategen und Ingenieure ausgingen, als sie ihre Entwürfe für die Befestigung der Hauptstadt aufstellten. Zu diesen Voraussetzungen gehörte in erster Linie eine zu offensiven Unternehmungen bestimmte und mit dem eigentlichen Besatzungsdienst nicht befaßte Feldarmee von 100,000 Mann im Innern von Paris, in zweiter Linie aber eine derartige allgemeine strategische Situation, daß sie das Erscheinen eines Entsatzheeres im Laufe der Belagerung in Aussicht stellt, die Cernirungstruppen also dauernd um ihren Rücken besorgt sein läßt. Träfe die letztgenannte Voraussetzung zu, so würde vom Blokadeheer eine besondere Armee, das sogenannte Observationscorps, abgezweigt und nach derjenigen Richtung vorgeschoben werden müssen, aus der das feindliche Ersatz-Corps zu erwarten wäre. Wir wissen, daß wenigstens noch auf Wochen hinaus das Erscheinen eines solchen Entsatzheeres nicht zu erwarten ist, es also einer besonderen Observationsarmee nicht bedarf. Ist es auch immer in hohem Grade wünschenswerth, Paris zu Fall zu bringen, ehe sich im

Süden Frankreichs neue Kräfte organisirt haben, so rechtfertigt sich dieser Wunsch doch mehr im Hinblick auf eine baldige Beendigung des Krieges, als in rein strategischer Beziehung. Ehe eine Armee von Lyon ins Feld tritt, werden bei Straßburg oder Metz genügende Streitkräfte disponibel werden, um dieselbe unschädlich machen zu können. Für die gegenwärtige Blokade handelt es sich daher nur um die in Paris selbst vorhandenen mobilen Streitkräfte, und auch diese bleiben weit hinter der oben angegebenen Voraussetzung zurück.

„Schon die Nationalgarden sind ihrer Aufgabe nicht gewachsen; von den 60,000 Mann Linientruppen muß daher ein großer Theil zu Zwecken der passiven Vertheidigung verwandt werden. Es gilt bei Paris nicht allein, den Ringwall und die Forts zu besetzen, sondern das gesammte Schlachtfeld zu behaupten. So wenig wie die Stadtbefestigung haben die Forts ein freies Gefechtsfeld. Innerhalb des von den letzteren umschlossenen Raumes wohnen allein 200,000 Menschen in kleinen Städten, Dörfern und unzähligen Villen und Gehöften, mit denen die nächste Umgebung der Stadt übersäet ist. Aehnliches waltet im Schußbereich der Forts ob, und gerade darin liegt ein Hauptgrund, warum wir Paris ein befestigtes Schlachtfeld, nicht eine eigentliche Festung nannten. Es würde, ganz abgesehen von den unschätzbaren Werthopfern, ein halbes Jahr dazu gehören, die Wohnstätten und außerdem alle kleinen Wälder, Gehölze, Umfriedigungen ꝛc. zu vernichten. Was Feuer und Axt in dieser Beziehung während der letzten Wochen zu leisten vermocht haben, erreicht nicht das Allernothwendigste. Alle diese Objecte müssen also in die Vertheidigung hineingezogen werden, weshalb eine nachhaltige Behauptung von Paris eine Reihe von Ortsgefechten, wie sie jede Schlacht aufweist, unabwendbar macht. Beschränkt sich der Vertheidiger hierbei auch nur auf das allerbescheidenste Maß, so wird er doch schon einen tiefen Eingriff in seine regulären Streitkräfte machen müssen, um die Mobilgarden zur Behauptung ihrer Positionen zu befähigen.

Offensiv-Operationen mit 60,000 Mann Linientruppen sind daher nicht zu gewärtigen; was an National-Garden zur Offensive verwandt werden kann, fällt namentlich seiner qualitativen Beschaffenheit wegen wenig oder gar nicht ins Gewicht. Selbst die Linientruppen bestehen zumeist aus Neuformationen und haben, trotz aller von den gegenwärtigen politischen Koryphäen in der Hauptstadt angefachten Begeisterung bei ihrem ersten Debut keine glänzende Probe abgelegt. Bei der Riesenaufgabe, die unsere Armeen mit der effectiven ringförmigen Einschließung von Paris unternommen haben, walten daher durchaus abnorme Verhältnisse auf Seiten des Vertheidigers ob. Während unter normalen Verhältnissen ein solches Unternehmen nur hätte möglich erscheinen können, wenn der Belagerer dem Vertheidiger an Zahl mindestens um das Doppelte überlegen gewesen wäre, konnte es hier auch eine geringere Zahl auf sich nehmen, den Feind in seinen Wällen von allen Seiten einzuschließen."

Endlich verdient noch eine Würdigung der Befestigungen von Paris, die der „Russ. Invalide" brachte, vorgeführt zu werden. „Gegen welche Theile der Befestigungen von Paris," heißt es in dem Aufsatze, „werden die Preußen sich wenden? Auf der Nordwestseite der Stadt ist eine fast zwei Meilen lange Strecke, wo sich keine Festungswerke befinden. Es mag sein, daß hier in der letzten Zeit schnell aufgeworfene Erdwerke angelegt sind; allein permanente Festungsbauten giebt es hier nicht. Die Hälfte jener Strecke, etwa eine halbe Meile nach jeder Seite hin, wird vom Fort du Mont Valérien und den Werken von St. Denis bestrichen. Der dazwischen liegende Raum, von Courbevoie bis Asnières, hat keine Flankenvertheidigung und wird nur von dem Frontalfeuer von 11 bis 12 Fronten der Hauptumwallung, die durch den Lauf der Seine gedeckt wird, bestrichen. Das gegenüberliegende Ufer der Seine, welche hier stellenweise über 200 Schritt breit ist und mehrere Inseln bildet, ist vom Hauptwall ungefähr 3500 Ellen entfernt. Bei Asnières führt eine Eisenbahn über die Seine und theilt

sich auf dem linken Flußufer in verschiedene Zweige, die nach Versailles, St. Germain und Cherbourg führen. Eine vierte Zweigbahn führt nach Argenteuil, an welchem Ort ein Bahnhof in einem Abstande von fast einer Meile vom Hauptwall liegt. Hier fließt auch die Seine wieder vorbei, welche, indem sie bei St. Denis eine plötzliche Wendung nach Südwest macht, auf diese Weise Paris an der Nordwestseite durch ihren gekrümmten Lauf zwiefach schützt. Die also gebildete, zwischen St. Denis und Nanterre liegende Halbinsel hat eine fast durchaus ebene Lage und enthält einige Dörfer, im Uebrigen aber Felder und Weinberge. Die Pariser hielten bis jetzt, auf den Schutz durch die Seine bauend, die Stadt von dieser Seite für völlig gegen jeden Angriff gesichert, und die große Bedeutung der Krümmung des Flusses für den Schutz der Stadt bildete ein Hauptthema in allen Artikeln, die von diesem Gegenstande handelten. Wenn man aber diese Halbinsel ohne Vorurtheil und im Hinblick auf den gegenwärtigen Stand der Dinge betrachtet, so wird man leicht zu der Erkenntniß kommen, daß Paris von Argenteuil aus durchaus nicht uneinnehmbar ist. Der Uebergang über die Seine kann bei diesem Ort ohne Gefahr bewerkstelligt werden. Wenn die Franzosen noch ein Heer hätten, dann könnte es mittelst der Eisenbahn leicht herbeigeholt werden und den Flußübergang erschweren. Da aber keine regulären Truppen vorhanden sind, wird der Widerstand in diesem offnen Terrain nicht besonders stark sein können. Wir legen kein sehr großes Gewicht auf die Mittheilungen von Zeitungs-Correspondenten, welche von einem verschanzten Lager bei Gennevilliers berichten; es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies einfache, schnell aufgeworfene Feldbefestigungen mit einer Besatzung von Mobilgardisten sind. Den bei Argenteuil über die Seine gegangenen Preußen treten bei dem zweiten Uebergange ganz andere und weit größere Schwierigkeiten entgegen. Das Feuer der gezogenen Geschütze wirkt auf 3000 Ellen verheerend; auf diesem Abstande können die Mitrailleusen noch mit Erfolg angewendet

werden, zumal da den Franzosen hier alle Entfernungen genau bekannt sind. Die Preußen müssen hier unter dem Feuer der Franzosen auf dem linken Flußufer Batterien anlegen und durch dieselben die französischen Geschütze zu demontiren suchen. Die Strecke zwischen Courbevoie und Asnières kann höchstens von 12 Bastionen der Hauptumwallung bestrichen werden. Wenn man für jede Front ungefähr 12 Geschütze rechnet, so erhalten wir das Feuer von 132 Geschützen, welche so gestellt sind, daß auf jeden Punkt des bestrichenen Raumes höchstens 24 Geschütze (von 6 Facen) gerichtet werden können. Nach vollführtem zweiten Seineübergang sind die Preußen aber noch lange nicht am Ziel. Die gemauerte Escarpe des Hauptwalls ist vollständig durch das Glacis gedeckt, und ohne daß dieselbe auf einem Punkte zerstört wäre, kann ein Sturm nicht unternommen werden. Da aber ein Brescheschießen mittelst Wurffeuer eine sehr unsichere Sache ist, muß man nach allen Regeln einer stufenweise fortschreitenden Belagerung das Glacis krönen und dann nach dem Bau einer Breschebatterie die Escarpenmauer zu zerstören suchen.

„Aus diesen Arbeiten wird, trotz der verhältnißmäßigen Schwäche von Paris an der Nordwestseite, die auf die Einnahme der Hauptumwallung gerichtete Thätigkeit der Preußen bestehen müssen. Wird die Vertheidigung nur mit irgend welcher Energie betrieben, dann können die Preußen in keinem Punkt von dem von uns aufgestellten Programm abweichen; allein sie werden es mit größerer Schnelligkeit ausführen können, als dies unter anderen Umständen möglich wäre. Die Franzosen beginnen übrigens schon, wie es scheint, einzusehen, daß man sie auch von der Westseite wird angreifen können. Sie zerstören die Brücken, durch welche beide Flußufer mit einander verbunden sind, und sie brennen die Waldungen und Häuser auf den Inseln der Seine ab."

Der Aufsatz schließt mit der Bemerkung: „In den Zeitungsartikeln, welche die jetzige Lage von Paris besprechen,

findet man oft einen Vergleich dieser Stadt mit Sebastopol. Wenn, sagen die Franzosen, die gesammten Armeen der Verbündeten, welche aus 200,000 Mann und 800 Geschützen bestanden, in 11 Monaten nicht mit Sebastopol fertig werden konnten, wie sollten denn wir Pariser uns weniger stark erweisen? Wir müssen, sagen Andere, die Mittel anwenden, welche von den Russen bei der Vertheidigung Sebastopols angewendet wurden, namentlich aber Ausfälle bei Tag und bei Nacht. — Ein solcher Vergleich ist zwar sehr schmeichelhaft für unser (der Russen) Nationalgefühl, allein wir können den Franzosen leider nicht einräumen, daß sie mit dem Vergleich Recht haben. Abgesehen von vielen anderen Vorzügen, die Paris nicht hat, ward Sebastopol nicht so sehr durch seine Festungswerke, als durch die Arme seiner Besatzung vertheidigt. An jedem neuen Tage wurden an dieselbe Stätte des Todes neue Bataillone, neue Tausende, hingesandt, und mit voller Selbstverläugnung, mit der ganzen Erkenntniß ihrer Pflicht fielen sie unter den feindlichen Geschossen an eben derselben Stelle, wo Tags zuvor ihre Brüder gefallen waren. Aber das waren Feldtruppen! Wir zweifeln nicht an dem Patriotismus der Hälfte der Pariser Bevölkerung und ihrem Muthe; allein wir glauben, daß wir dennoch zu der Frage berechtigt sind: giebt es unter derselben Viele, die mit den Vertheidigern von Sebastopol zu vergleichen sind?"

In dem Maße durch die Federn Kundiger die Größe der Aufgabe dargelegt ward, die zu bewältigen die deutsche Heeresleitung sich vorgesetzt hatte, in dem Maße steigerte sich naturgemäß die Spannung der Bevölkerungen aller Länder im Hinblick auf den Verfolg und Ausgang der bevorstehenden Kämpfe um Paris.

Paris.

Suchen wir nunmehr, nachdem wir uns mit der Umgebung von Paris, einschließlich der Befestigungen, bekannt gemacht haben, eine Vorstellung von der Stadt selbst zu gewinnen. Wir folgen dabei den Schilderungen der beiden berühmten Geographen Vogel und Karl Rosenkranz. Zwischen den Zusammenflüssen der Marne und Oise mit der schiffbaren Seine, inmitten einer weiten Ebene der vormaligen Provinz Isle de France gelegen, in welcher sich die das Thal-Ufer der Seine begrenzenden Höhen des Montmartre (394′), von Belleville (311′), Ménilmontant und Charonne diesseit der hier 80 Fuß über dem Meeresspiegel fließenden Seine, und die etwas entfernteren, außerhalb des Stadtgebietes liegenden Höhen des Mont Valérien (495′), von St. Cloud (306′), Sèvres, Meudon und Isny auf dem anderen Ufer erheben, ist die Stadt durch den in einem Bogen von Osten nach Westen fließenden und abwechselnd zwischen 2 — 300 Fuß breiten Strom in zwei ungleiche Hälften getheilt. Der nördliche Theil ist der größere, und 21 Brücken vermitteln den beiderseitigen Verkehr. Die Gestalt der Stadt läßt sich mit einem auf der rechten Seite etwas eingedrückten Oval vergleichen, dessen längster Durchmesser 1⅝ Meilen beträgt. Paris zählte nach dem Census von 1866: 1,825,274 Einwohner in etwa 90,000 Häusern — also über 20,000 Einwohner mehr, als die Gesammtbevölkerung des Königreichs Dänemark — und übersteigt die Bewohnerzahl des Königreichs Württemberg noch um beiläufig 80,000 Personen. Der Flächenraum, den das Stadtgebiet einnimmt, beträgt 7800 Hektaren, d. i. 1,42 Quadratmeilen, und ihr Umfang 34 Kilometer = 4,6 Meilen oder 7⅔ Wegstunden, also einen starken Tagemarsch.

Die Stadt besteht aus drei concentrischen Kreisen. Der erste und weiteste derselben schließt die zahlreichen Vorstädte (Passy, les Batignolles, Montmartre, Belleville, Vaugirard, Auteuil u. s. w.) ein, welche zwischen der Festungsmauer und den Barrières (den Zollstätten) liegen. Der zweite Kreis wird nach außen von den boulevards extérieurs, nach innen von den boulevards intérieurs begrenzt, welche letztern die frühere Ringmauer ausmachten, und enthält die vierzehn älteren Vorstädte (wie St. Antoine, du Temple, St. Martin, Montmartre u. s. w.). Der dritte und kleinste Kreis enthält die eigentliche Stadt (la ville) im Norden der Seine, die Altstadt (la cité) auf der Insel Notre-Dame und die Univerisité oder das sogenannte pays latin im Süden der Seine. Die Benennung der Südseite führt uns auf den innern Unterschied der Haupttheile der Stadt. Auf der Südseite des Flusses haben sich von je her alle großen Lehranstalten zusammengedrängt; hier werden in der Sorbonne, welche auch l'université im engeren Sinne heißt, noch jetzt die Vorlesungen über Theologie, Philosophie und Literatur gehalten, hier sind die Schulen des Rechts, der Medicin, der Pharmacie, des Bergbaues, hier ist die polytechnische Schule, hier die Sternwarte, die Kriegsschule, die Kunstschule mit ihrem wahrhaft königlichen Palast, hier sind alle Gymnasien, hier werden Blinde und Taubstumme, so weit dies möglich ist, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft ausgebildet. Ferner giebt es hier die vielfachste Gelegenheit zu practischer Ausübung der Wissenschaft in den zahlreichen Hospitälern. In der Nähe des großartig angelegten Hospitals Salpétrière liegt der botanische Garten, jardin des plantes, der alle Sammlungen, welche zum Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften dienen, vereinigt. In der Nähe prangt Mazarin's Schöpfung, das Institut de France. Auch die Industrie, so weit sie auf der Südseite überhaupt herrscht, trägt mehr das Gepräge der Intelligenz, als der Arbeit für das

materielle Bedürfniß. So hängt mit den genannten wissenschaftlichen Anstalten die Erscheinung zusammen, daß hier die meisten Buchhändler ihre Lager haben. Oder es ist die Industrie ein technischer Anhang der höhern Kunst, wie die Fabrik der Gobelins-Teppiche, deren Erzeugnisse, wenn auch Copien bekannter Gemälde, doch wahre Kunstwerke sind. Unter so ernsten Umgebungen, die ihre höchste Steigerung in dem unterirdischen Labyrinthe der Katakomben finden — jener Todtenstadt, welche bei der Verlegung der Kirchhöfe aus dem Innern der Stadt unmittelbar vor der ersten Revolution die seit Jahrhunderten in den Kirchen und Kirchhöfen von Paris aufgehäuften Gebeine aufnehmen mußte, ist selbst das Theater, das auf der Nordseite eine so große Rolle spielt, auf der Südseite niemals zu einem bemerkenswerthen Glanze gelangt. So consequent ist die Südseite in ihrem contemplativen Character, daß sie auch das politische Leben der Gegenwart nur in der Form der Berathung hervortreten läßt. Bei Aufständen hat allerdings die Armuth der industriellen Bevölkerung, oder die von der Wissenschaft getragene Begeisterung der Jugend dieses Theils sich immer hervorgethan und seit der ersten Revolution mit den Arbeitermassen des Faubourg St. Antoine leicht fraternisirt, allein die Entscheidung politischer Kämpfe durch die blutige That ist niemals hierher gefallen. So finden wir denn hier die Paläste der französischen Kammern, in deren Debatten die Geschichte doch nur ein theoretisch-kritisches Leben führt. Der Senat, früher die Pairs-Kammer, verhandelt im Palast Luxembourg, der von einem herrlichen Garten umgeben ist. Die Deputirtenkammer, jetzt Palais du corps législatif, liegt nicht so verborgen. Sie hält ihre Sitzungen im Palast Bourbon und kehrt der Seine eine Façade im griechischen Tempelgeschmack zu. Nicht weit von ihr nach Westen ragt die Kuppel des Doms vom Invaliden-Hôtel über die Wipfel der Bäume hervor, also nicht der Krieg, sondern das Ausruhenmüssen von ihm. Napoleon in Imperatorengestalt blickt von der Mitte der

Gallerien des Königshofes auf die Einwohner als ihr Abgott hernieder. Die Südseite vollendet ihren Reflexionstypus, indem sie als Pantheon zur Mnemosyne der Nation wird. Das Pantheon auf dem höchsten Punkte der Südseite greift in die älteste Geschichte von Paris zurück, denn es war die Kirche der heiligen Genovefa († 512), der Schutzpatronin der Stadt Paris, die man jedoch nicht mit der deutschen Sagengestalt Genovefa verwechseln darf. Nach vielen Schicksalen soll die Kirche nun die Grabmäler der verdientesten Männer der Nation in sich aufnehmen. Sie ist mit prachtvollen allegorischen Freskon ausgeschmückt, gewährt von ihrem Thurm die Anschauung des schönsten Panoramas der ganzen Stadt, macht jedoch in Ansehung ihrer Bestimmung den Eindruck der Leerheit. Die Altstadt, in der Mitte der beiden Haupttheile, bildet den Uebergang von der theoretisch-contemplativen Südseite zu der practisch-historischen Nordseite, indem sie einerseits die Kathedrale Notre-Dame, so wie in dem Hôtel Dieu das älteste Hospital von Paris enthält, andrerseits den Justizpalast, wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen Sitzungen hielt, mit der berüchtigten Conciergerie, in der die Königin Marie Antoinette und auch Robespierre ihre letzten Stunden verlebten. Treten wir über den mit der Reiterstatue Heinrichs IV. geschmückten Pontneuf auf die Nordseite, so befinden wir uns mitten in der geschichtlichen Region der Stadt, deren Geschichte fast durchgehends mit der Geschichte Frankreichs aufs Engste verbunden war. Denn das Lokal aller Revolutionen ist auf dem Raum vom Grève-Platze bis zum Caroussel-Platze zu suchen. Auf dem Grève-Platze nämlich steht das Stadthaus, d. h. das Centrum des pariser Bürgerthums. Der Caroussel-Platz aber ist die Mitte zwischen dem Palaste der Tuilerien und des Louvre, d. h. dem Centrum des französischen Königsthums. Nothwendig mußte eine jede als Aufruhr sich gestaltende politische Bewegung zwischen diesen beiden Punkten sich concentriren. Sind Königthum und Bürgerthum einig, so ist

ein Erfolg unmöglich. — Der Culminationspunkt des Lebens der Nordseite sind die Boulevards, wo Restaurationen, Café's, Theater, Magazine, ambulante Krämer das genußsüchtige Publikum fesseln. Die Boulevard's tragen je nach den ihnen parallelen Regionen der Stadt, welche ihren südlichen Ausbau ausmachen, eine mehr aristokratische oder eine mehr demokratische Physiognomie. Die erstere kann man von der Madeleine bis zur Porte St. Martin rechnen; die zweite von dieser bis zum Bastillen-Platz. Auf den aristokratischen Boulevards stolziren von Morgens zehn Uhr bis Mitternacht die Rentiers und Börsenspeculanten, die Literaten und Künstler, die Stutzer und die Fremden, die den haut goût der modernsten Civilisation schmecken wollen. Die demokratischen Boulevards sind am Tage ziemlich menschenleer, weil ihre Bevölkerung arbeitet. Abends dagegen füllen sie sich mit ungeheuren Massen von Kleinbürgern und Blousenmännern, die sich hier ergehen und vor den Kassen der hier gelegenen Volkstheater Queue machen. Der Halbkreis der nördlichen Boulevards fängt mit dem Concorde-Platz an und endigt mit dem Bastillenplatz. Auf dem Concorde-Platz steht der Obelisk von Luxor mit seinen vergoldeten Hieroglyphen. Auf jeder Seite desselben sprudelt eine Cascade in mehreren Absätzen den Silberstrahl in ein Becken, aus welchem Nymphen und Tritone hervorragen. Den großen Platz, welcher an den Tuilerien-Garten und an die elysäischen Felder grenzt, umgiebt ein Kreis riesenhafter, dem Muster der römischen Rostra nachgebildeter Laternen-Candelaber. Dieser Platz ist unbedingt einer der schönsten der Welt; im Süden und Norden ragen über ihm die griechisch gehaltenen Tempelprospecte der Deputirtenkammer und der Madeleine-Kirche hervor, im Osten und im Westen fesseln den Blick die Zinnen der Tuilerien und der Triumphbogen de l'Etoile. — Namentlich die Nordseite von Paris hat sich beständig vergrößert. Schon in ihren Benennungen tragen die Straßen vielfach die Neuheit ihrer Geburt an der Stirn. Ueberdies ändert sich Paris unaufhörlich. Jede

Phase der Geschichte Frankreichs vertilgt und schafft in ihm Gebäude, Straßen, Brücken, Monumente; jede erzeugt einen besondern Typus der Bauart, der in dem Architecturgebirge der Stadt gleichsam seine Schicht absetzt. Dieser Beweglichkeit wegen läßt sich von der chamäleontischen Stadt immer nur ein zeitweise wahres Bild geben.

Dies ist die Schale; es möge nun auch der Inhalt derselben, die Bevölkerung, von deren Natur die Schale bereits Andeutungen gegeben, in schärferen Umrissen erkennbar werden. Es kann zu dem Zweck aber nicht genügen, nur dem lebenden Geschlecht unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir steigen nieder in die Katakomben, die Gebeine der Tausende und abermals Tausende, die dort ruhen, gewinnen Leben; wir blicken in die Vorgänge vergangener Zeiten. Es wäre verkehrt, zu sagen: „Lasset die Todten ruhen; wir haben es mit den Lebenden zu thun, die zu bekämpfen und zu überwinden, und damit dies geschehen könne, in ihrer Eigenartigkeit kennen zu lernen sind!" — Nimmermehr! Es ist mit der Geschichte eines Volkes wie mit der eines Einzelnen: nicht die Inbetrachtnahme blos des gegenwärtigen jüngsten Moments ermöglicht ein abschließendes Urtheil, vielmehr die davon untrennbare Inbetrachtnahme der die Gegenwart bedingenden Vergangenheit. Es ist diese Verfahrungsweise nothwendig, einmal, um dem Feinde, von dem der Deutsche so keck herausgefordert war, und dessen Sein und Wesen mit der Geschichte von Paris auf das Engste verflochten ist, genau in's Antlitz zu sehen, für's Andre, um die bereits gewonnenen Vorstellungen über die Größe der Aufgabe, welche der deutschen Heeresleitung oblag, zu ergänzen.

So sei denn einiger Vorgänge in Kürze gedacht! Die Völkerwelle der Celten, als deren Hauptstamm später die Gallier, die Stammväter der Franzosen, hervortraten, war viel eher über Europa gekommen, als die der Germanen. Die Gallier hatten zur Zeit Cäsars eine große Vergangenheit hinter

sich, denn ihnen war es gelungen, Herrschaft zu gewinnen über Thracien, Kleinasien, Pannonien, Italien bis zum Arno, Süddeutschland, Helvetien und Spanien; Delphi und Rom waren von ihnen geplündert und die Beute in dem Tempel von Toulouse niedergelegt worden. War auch ihre Herrschaft zur Zeit Cäsar's bedeutend beschränkter geworden, so standen sie doch noch unter den Völkern der Erde in hohem Ansehen. Selbst die Römer erkannten an, die Gallier seien kriegerischer als sie. Dennoch unterwarf sie Cäsar. Scharfblickenden Geistes hatte er ihre Character-Eigenheiten erkannt und gemäß den über sie gewonnenen Anschauungen seinen Kriegsplan entworfen. Vor Allem war ihm klar geworden, daß ihnen Eines fehle: römische Zähigkeit in Verfolgung vorgesteckter Zwecke. „Sie können kein Unglück ertragen und sind überraschenden Umschlägen von einem Extrem in das andere unterworfen. Stetigkeit ist ihnen unbekannt, und des Gehorsams gegen den Führer dünken sie sich ledig, sobald sich ein erster Mißerfolg zeigt. Sie prahlen, wie sie nur eine Angst hätten, die, daß der Himmel einfallen könne, wie sie ihn dann aber mit ihren Lanzen stützen würden; sie häufen gräßliche Schwüre, daß sie nicht eher Weib und Kind wiedersehen wollten, als bis sie zweimal die römischen Vierecke durchbrochen hätten, ja wie sie beim Mangel der Lebensmittel eher von Menschenfleisch leben wollten, als sich den verhaßten Römern ergeben. Aber nach der ersten Niederlage ist Vorsatz und Eid vergessen. Sie sind stets nach Neuerungen begierig, brausen furchtbar auf und sind, wenn du nur ihren ersten Ausfall ausgehalten, schnellfüßiger denn Weiber." So Cäsar. Die Gallier unternahmen den Versuch, das römische Joch abzuwerfen. Einer ihrer besten und tapfersten Männer, der Fürst Vercingetorix, war es, der sie zum Kampf aufrief. Paris, Lutetia Parisiorum genannt, nahm zu jener Zeit den Raum der Seine-Insel ein, auf dem sich heute die Cité, die Altstadt, befindet. Der römische Feldherr Labienus zwang die Einwohner zum Abzuge, doch legten sie vorher Feuer in die Häuser, so daß die

Stadt in Flammen aufging. Vercingetorix wurde von Cäsar in Alesia (Alise-Sainte-Reine) eingeschlossen, und nachdem ein Landesheer, das herzugerückt war, Vercingetorix zu entsetzen, vernichtet worden war, sah Letzterer, zumal es in der Feste an Mundvorrath zu mangeln begann, sich zur Unterwerfung gezwungen. Aber in wie so ganz anderer Weise geschah dies, als das Gleiche von Napoleon in Sedan! Vercingetorix versammelte seine Heerführer um sich und erklärte ihnen, daß er, der sie zum Kriege aufgerufen habe, sich nun auch, da das Glück ihn verlassen habe, für sie zu opfern bereit sei. Mit seiner schönsten Rüstung angethan, verließ er darauf zu Roß die Feste, um sich in eigener Person dem Feinde selbst auszuliefern. Wer vermag genau die Gedanken zu ermessen, die ihn bewegten? Er wußte es, daß dem in die Gefangenschaft der Römer gerathenen feindlichen Feldherrn unabänderlich bevorstand, im Triumphzuge des Siegers mit aufgeführt und darnach hingerichtet zu werden. Rechnete er in dem besonderen Falle auf die Großmuth des Siegers? Fehlte auch seiner That nicht der Impuls gallischer List? Sei dem, wie ihm wolle; fest steht, daß er nicht Andere als „Schuldige" vorschob. Vor Cäsar angekommen, stieg er vom Pferde, rufend, indem er sein Schwert zu dessen Füßen niederlegte: „Du hast einen Tapfern besiegt, du, der Tapferste von Allen!" Wir wissen, daß die unbarmherzige Staatspraxis der Römer ihn nicht verschonte. — Die Heldenthat des Vercingetorix wurde von Louis Napoleon in dem zweiten Theil seines Werkes „Julius Cäsar", der in dem Jahre von Sadowa erschien, hochgefeiert; er hat dem Gallierfürsten außerdem auf dem Gipfel des Mont-Aurois, auf welchem die Feste Alesia sich befand, ein Denkmal setzen lassen. Das Werk schrieb er zumeist, um seine eigne Nothwendigkeit für Frankreich zu erweisen, sich zu verherrlichen und auch um den Beweis zu führen, daß zu Gallien schon in alter Zeit alles Land bis zum linken Rheinufer gehört habe, Frankreichs Absicht demnach, seine Grenzen bis an den Rhein zu

rücken, ihre Berechtigung habe. Damals konnte er nicht ahnen, daß Sedan ihm zum Alesia werden sollte. Als Letzteres geschah, opferte er nicht sich, sondern seine Krieger; er vielmehr fand es für gerathen, in eine angenehme Gefangenschaft mit der Hoffnung zu gehen, sich doch noch einmal die aus einer von ihm bereiteten Blutlache hervorgegangene Krone, die er zur Zeit freilich für verloren ansehen mußte, wieder zu erschleichen. —

Unter Chlodwig galt Paris als Mittelpunkt des Landes, und von hier aus betrieb jener Blutmensch, der im Einverständniß mit betrügerischen Priestern die Fabel verbreiten ließ, das Salböl für ihn habe eine weiße Taube vom Himmel herabgebracht, seine Raubzüge, wie auch dieser „allerchristlichste" König nicht anstand, den Boden von Paris mit dem Blute seiner nächsten Verwandten, unter ihnen auch derer, die sich gänzlich friedlich gegen ihn verhalten hatten, zu tränken. Heut noch wird den Gläubigen ein Fläschchen als dasjenige gezeigt, welches jene Taube vom Himmel gebracht, und das die wunderbare Eigenschaft habe, daß sein Inhalt, das heilige Salböl, sich nie mindre. —

Auf dem damals außerhalb Paris gelegenen Montmartre — also erzählen die französischen Legendenbücher — sei der heilige Dionys enthauptet worden; darauf habe er sein Haupt vom Boden aufgehoben und noch 6000 Schritte weit getragen, den Ort anzeigend, auf dem er begraben sein wolle. Das wurde von „christlichen" Priestern als Wahrheit ausgegeben, sie errichteten, da ihnen Gläubige zu diesem Zweck reiche Gaben darboten, auf der bezeichneten Stelle die Abtei St. Denis, und es wurde dieselbe darnach — um der Heiligkeit des Ortes willen — von den französischen Königen zu ihrer Gruft gewählt. Die Fabel wird auch heut noch als untrügliche Wahrheit von dem französischen Klerus ausgegeben. Das Gold der Christuslehre mögen die Glieder dieses Klerus nicht; ihnen ist es um den Wust einer aus den Fabeln der finstersten Zeit zusammengelogenen Kirchenlehre zu thun, die sie frecher Weise

für Gottes Wort ausgeben, während sie dieses selbst gefangen halten. Der Erzbischof von Paris hatte zu Anfange des Krieges einen Hirtenbrief erlassen, in welchem er den Gläubigen auf das Dringendste ans Herz legte, — nicht etwa die Hülfe Gottes, nein, die Hülfe des heiligen Dionys anzuflehen! — Wie wahr das Wort des berühmten französischen Kanzelredners Pater Hyacinthe, als er später im Hinblick auf die Gräuel, die in Paris ausgeübt wurden, den Ausspruch that: „Das sind Werke eines Volkes, das keinen Gott mehr hat, und ebenso Werke derjenigen, die es ihm unmöglich machen, an den Gott, den sie ihm vorführten, zu glauben und ihn zu lieben!“ —

Im zehnten Jahrhundert gelüstete es den Frankenkönig Lothar, seine Hand nach Lothringen auszustrecken. In Deutschland herrschte Kaiser Otto II., dessen Vorgänger, Heinrich der Finkler und Otto I., Deutschland außerordentlich gekräftigt hatten. Otto II., nicht ahnend, daß sein ungetreuer Nachbar eine Invasion vorbereite, begab sich (im Jahre 978) mit seiner Gemahlin nach der Pfalz, um daselbst das Johannisfest zu feiern. Da brach Lothar plötzlich räuberisch in Deutschland ein. Weithin wurde das Land verwüstet, Aachen überrumpelt und der Adler auf der dortigen Kaiserpfalz, dessen Haupt nach Osten zu gerichtet war, gewendet, so daß er nun seine Blicke auf Frankreich richtete. Mit genauer Noth war der Kaiser den in die Pfalz einbrechenden französischen Heerhaufen entgangen, die zwar keine Turcos bei sich hatten, aber in Ausübung von Gräuelthaten wahrlich den Söhnen Afrikas nichts nachgaben. Jedoch schon nach drei Tagen fühlte sich Lothar in Aachen unheimlich und trat seinen Rückzug an. Ehe er Paris erreichte, holte ihn ein von Kaiser Otto ihm nachgesandter Herold ein, der ihm im Namen seines Gebieters ankündigte: Du hast Deutschland mitten im Frieden, ohne Grund, ja sogar ohne auch nur eine Kriegserklärung vorangesandt zu haben — überfallen; ich erkläre dir hiermit, offen vor aller Welt den Krieg, und werde am 1. October dieses Jahres

deine Grenze überschreiten!" — So geschah es. Kaiser Otto II. rückte mit 60,000 Mann in Frankreich ein. Die Bedrohungen, die ihm aus Paris entgegenschallten, beachtete er so wenig, wie sein Vater Otto I. ähnliche Ergehungen beachtet hatte. Letzterem war von dem Grafen Hugo von Paris (der — bezüglich seiner Redeweise — als ein Vorgänger des Herzogs von Gramont zu betrachten ist) eine schriftliche Bedrohung zugekommen, deren Schluß besagte: er, Hugo von Paris, vermöge es mit Leichtigkeit, sieben sächsische Speere in einen Becher zu thun und in einem Trunk Weines hinunterzuspülen! — Otto II. erschien nun zum Schrecken der Pariser vor der Stadt und schritt zur Belagerung derselben. Sechs Wochen hatten die Pariser mit schwerer Angst zu kämpfen. Da aber brach eine Seuche in dem Heere der Deutschen aus, und Otto sah sich genöthigt, seinen Rückzug anzutreten. Vor dem Abzuge stimmten die Deutschen auf dem Montmartre ein Tedeum an, und es war, wie die Chroniken sagen, der Gesang so gewaltiger Art, „daß er auf den Straßen von Paris wiederhallte." Lothar folgte dem Kaiser Otto, wagte es aber nicht, ihn anzugreifen. Gänzlich ohne Unfall ging jedoch der Rückzug nicht ab. Das Heer setzte an einem Tage über die Aisne, der Troß sollte am nächsten Morgen übergeführt werden. Letzteres ließ sich nicht ermöglichen, da der Fluß in der Nacht bedeutend angeschwollen war. Diesen Umstand benutzten die Franzosen, den Troß zu überfallen und sich des Gepäckes zu bemächtigen. Otto ließ dem König sagen, er fordere ihn zur Schlacht heraus, und er versprach, ihn bei dem Ueberschreiten des Flusses nicht zu behelligen. Lothar verstand sich jedoch nicht dazu, worauf Otto, sich Weiteres vorbehaltend, sein Heer nach Deutschland zurückführte. Da nun der Frankenkönig Furcht hatte, daß die Deutschen über Kurz oder Lang wiederkehren möchten, knüpfte er Friedensverhandlungen mit dem Kaiser Otto an und entsagte feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen. Wie die Franzosen diese Entsagung später beachteten, ist bekannt.

In der Nacht auf den 24. bis 25. August des Jahres 1572 wurde der Boden des „heiligen" Paris von dem besten Blute getränkt, das Frankreich jemals aufzuweisen gehabt hat. Der Protestantismus hatte seinen Rundgang durch Europa gemacht, die Anfrage an das Gewissen der Christen: Wollet ihr noch länger der dem Scheine, nicht aber dem Wesen nach dem Christenthum huldigenden römischen Kirchenlehre anhangen, oder seid ihr bereit, auch mit Opfern auf der Bahn der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit einen Schritt vorwärts zu thun? — Auch in Frankreich hatte die Reformation Eingang gefunden; die Anhänger der neuen Lehre wurden Hugenotten genannt. Aber es währte nicht lange, so wurde die französische Staatsgewalt an den alten zwischen Pipin und dem päpstlichen Stuhle geschlossenen Pact erinnert, der dahin gegangen war, sich im Interesse weltlicher Bestrebungen zu unterstützen, die wirklichen Zwecke aber mit dem Schein der Förderung christlicher Bestrebungen zu decken. Darauf begann gegen den Theil des französischen Volkes, der sich zu dem Entschlusse ermannt hatte, fürderhin nicht mehr in dem papistischen Kirchenthume, sondern in dem Worte des Heilandes und in seinem Vorbilde den das Privat- und das öffentliche Leben erfrischenden und erneuernden Quell des Lebens zu suchen — somit also gerade gegen den bessern Theil des französischen Volkes — der Kampf, ein Kampf, der für die ganze Zukunft Frankreichs entscheidend sein sollte. Was die absolute Abweisung des Protestantismus aus dem großen Polen und aus dem großen und dabei seiner Zeit so mächtigen Spanien gemacht, wie die Aufrechthaltung des Protestantismus dagegen fördernd auf Völker germanischen Ursprungs — es sei nur der Deutschen (die Niederländer mit eingerechnet) und der Engländer Erwähnung gethan — gewirkt hat: die Geschichte zeigt es Jedem, der sehen will und kann! — In Frankreich hatten die Hugenotten bereits lange Zeit hindurch Schweres zu erdulden gehabt. In der Bedrängniß hatte die römische Partei auch

zum öftern mit der mannhaft sich wehrenden protestantischen Partei Frieden gemacht, nie aber ohne den aus römischer Tücke geborenen geheimen Vorbehalt: zu gelegener Zeit das alte Programm „Austilgung der Ketzerei um jeden Preis“ wieder aufzunehmen. Was hilft ein „Friede“ mit einer Partei, in der das Gewissen, die Gottesstimme, vom Jesuitismus erstickt ist! — Im Jahre 1560 war der jugendliche Karl IX. zur Regierung gekommen, für den seine ränkesüchtige und schlaue Mutter Katharina von Medici durch mehrere Jahre die Herrschaft führte. Gegen die Protestanten ward eine friedliche Haltung beobachtet, ja es schien sogar, als sei die Staatsgewalt gewillt, von nun ab der protestantischen Religion das ungeschmälerte Bürgerrecht in Frankreich zu gewähren. Der König Karl IX. vermählte sich, nachdem er die Regierung übernommen hatte, mit einer Tochter des gegen die Protestanten mildgesinnten deutschen Kaisers Maximilian II.; nun aber ward gar eines der Häupter der protestantischen Partei, der junge Prinz Heinrich von Navarra, mit der Schwester des Königs vermählt. Zur Feier nach Paris kamen die angesehensten Protestanten herbei, unter ihnen der Admiral Coligni und der Prinz Condé. Der König fand an dem würdigen Admiral Coligni großes Gefallen, und in der römischen Partei begann sich gerade um deswillen auf's Neue die Feindschaft gegen die Protestanten zu regen. Von Katharina wurde ein Meuchelmörder gegen Coligni gedungen. Dieser schoß auf Coligni, verwundete denselben jedoch nur an dem Arm und an der Hand. Nun wucherte jäh in der von Katharina geführten Partei ein gräßlicher Entschluß auf. Vernichten wir, hieß es, mit einem Schlage die Ketzerbrut, die wir jetzt hier in ihren vornehmsten Vertretern beisammen haben! — Der Entschluß ward gefaßt, die Vorbereitung getroffen*). Noch

*) Siehe: Weltgeschichte von Ferd. Schmidt, Band III. (S. 156—159), Berlin bei Albert Goldschmidt.

aber mußte der König für den Plan gewonnen werden, und es gelang dies dadurch, daß man ihm vorlog, die Hugenotten hätten beschlossen, ihn zu überfallen und niederzustoßen. Durch teuflische Künste brachte man es dahin, daß Karl, bis auf den Tod geängstigt, seiner Mutter und ihren Helfershelfern die Verläumdeten überantwortete, und zwar unter der Bedingung, daß sie sich anheischig machten, auch nicht einen einzigen der Verhaßten am Leben zu lassen, der ihm etwa Vorwürfe machen könne. Nun wurde ohne Zeitverlust im Geheimen das Nöthige vorbereitet und die Nacht vom 23. auf den 24. August (den Bartholomäustag) zur Ausführung des Mordwerkes angesetzt. Die Henker fanden in Paris nicht weniger als 60,000 Bürger, die sich sofort bereit erklärten, sich als Henkersknechte an dem blutigen Werke zu betheiligen. Welch ein Licht wirft dies auf den Character der Bevölkerung! Die ganze Stadt wußte es, daß den Hugenotten durch feierliches Gelöbniß Friede verheißen, daß das Vermählungsfest als Versöhnungsfest bezeichnet worden war, und daß viele vornehme Hugenotten im Vertrauen auf Beides sich eingefunden und Paris in dem Glauben betreten hatten, es werde die Heiligkeit der Gastfreundschaft und die Heiligkeit des gegebenen Wortes ihnen genügender Schutz sein: — und dennoch diese Betheiligung am Treubruch! Es ist nicht zu glauben, daß Aehnliches in irgend einem andern Lande der Welt möglich gewesen wäre.

Die verhängnißvolle Nacht brach an, bleich und bebend saß der König in seinem Gemach. Ihn ängstigten die Schreckgestalten, die man ihm vorgemalt hatte; er lebte ja in der Einbildung, es sei auf seinen Tod abgesehen, und es bleibe ihm nur als Mittel, sich zu erhalten, übrig, seine Feinde der Vernichtung preiszugeben. Und doch brach er fast unter dem Gewicht des Gedankens zusammen, daß die Stunde sich nahe, in der auf seinen Wink Tausende ihr Leben verhauchen sollten! — Nicht minder beunruhigt, wenn auch aus anderen Gründen, fühlte sich die Königin-Mutter. Ihr lag die Hauptleitung des blutigen Unternehmens ob, und

sie hatte daneben zugleich ihren Sohn, den König, zu überwachen. In Bezug auf Festigkeit des Willens war ihm nicht zu trauen. Wie, wenn sein Entschluß sich noch im letzten Augenblicke änderte, demnach die Mittel, wie sie sich dem augenblicklichen Vortheile der Katholiken darboten, unbenutzt blieben? Solcher Art waren die Erwägungen, durch die Katharina von Medici sich veranlaßt sah, dem Sohne nicht von der Seite zu gehen. Sie stellte ihm, indem sie Trostlosigkeit und höchste Bekümmerniß heuchelte, vor, wie er durch Ausführung des Planes nicht nur sich, seine Mutter und die übrigen Glieder des Königshauses, sondern auch Tausende von treuen Unterthanen schütze. Denn wer dürfe glauben, daß, wenn das Königshaus und seine nächsten Stützen gefallen seien, die übrigen Katholiken verschont bleiben würden? Mit den Feinden Erbarmen haben, würde demnach heißen, die Seinen und sich selbst dem Verderben überliefern. Gott verlange von ihm das Opfer, seinem Mitleid gegen eine Zahl von Menschen, zumal diese Ketzer seien, Schweigen zu gebieten. — So trieb Katharina den König dazu, daß er befahl, durch die Glocke des Louvre das verabredete Zeichen zu geben. Er, seine Mutter und sein Bruder traten an das offene Fenster. Es waren entsetzliche Augenblicke: Niemand sprach ein Wort, Jeder fühlte nur das Pochen seines Herzens. Die Glocke erscholl, den in der Stadt harrenden Mördern verkündend, daß die Henkerarbeit ihren Anfang zu nehmen habe. Die Töne wiederholten sich von den nächsten Thürmen, dann von den ferneren. Das war das Sterbegeläut für eine große Zahl Unschuldiger. Es trat Todtenstille ein. Ein Schuß. Wieder Stille. Karl war mehr todt als lebendig; er bebte am ganzen Leibe. Wäre es jetzt noch möglich gewesen, er hätte Alles rückgängig gemacht. Aber es war zu spät, der gräßliche Mord hatte seinen Anfang genommen. Auf Coligni war es zu allererst abgesehen. Gleich nach dem ersten Todtengeläut hatten dreihundert Geharnischte unter Führung des Herzogs von Anjou, des Herzogs von Guise und

Angoulême's, eines Bastards des verstorbenen Königs, das Haus Coligni's besetzt. Eine ältere französische Quelle giebt über den Verlauf der Unthat, die hier ausgeübt ward, folgende Schilderung: Die Thürsteherin kommt herunter und wird, als sie ein wenig geöffnet, erdolcht. Die zweite Thüre wird nach kurzer Zeit erbrochen. Einer der Diener läuft nach oben, und vom Admiral gefragt, was dieser Lärm bedeute, antwortet er: „Monseigneur, Gott ruft uns zu sich! Man hat die Thüre mit Gewalt erbrochen, und es giebt kein Mittel, um zu widerstehen." Der Admiral hebt darauf an: „Es ist schon lange her, daß ich mich auf den Tod vorbereitet habe! Ihr Anderen, rettet euch, wenn es möglich ist. Ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes!" Alle gewinnen sofort den Speicher, und nachdem sie daselbst ein Dachfenster gefunden, suchen sie sich zu retten; aber der größere Theil wurde im nächsten Quartiere schon getödtet. Sieben oder acht Gepanzerte waren inzwischen die Treppe hinaufgegangen. Sie sprengten die Thür des Gemaches Coligni's und traten ein. Besmes, Leibdiener des Herzogs von Guise, mit dem gezückten Degen in der Hand, nähert sich dem Admiral und richtet die Degenspitze auf ihn. Dieser beginnt darauf und sagt: „Junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem Alter und meinem kranken Zustande; aber es wird dir nicht gelingen, mein Leben um Vieles abzukürzen!" Darnach stößt ihm Besmes den Degen in die Brust und bringt ihm einen Hieb in den Kopf bei, wobei jeder der Uebrigen ihm auch seinen Stoß giebt, mit dem Erfolg, daß der Admiral zu Boden sinkt und nahe dem Verscheiden ist. Der Herzog von Guise, der sich mit dem Bastard Angoulême und Anderen im unteren Hofraume aufgehalten hatte, woselbst Fackeln angezündet worden waren, fängt, als er die Degen klirren hört, zu rufen an: ob sie fertig seien, und befiehlt, den Leichnam aus dem Fenster in den Hof zu werfen. Besmes und ein Anderer heben den Körper sofort auf und werfen ihn hinunter. Der Hieb über den Kopf und das in Folge dessen

das Antlitz bedeckende Blut waren der Erkennung hinderlich, so daß der Herzog von Guise sich über den Leichnam beugte und ihm das Gesicht mit einem Tuche abwischte, worauf er sagte: „Ich erkenne ihn, er ist es!“ Alsdann, nachdem er zuvor noch diesen Todten, den die Feinde Frankreichs bei seinen Lebzeiten so sehr gefürchtet, mit einem Fußtritt ins Gesicht bedacht, geht er aus dem Quartier hinaus, gefolgt von den Uebrigen, und bricht auf der Straße in den Ruf aus: „Muth! ihr Soldaten, wir haben einen guten Anfang gemacht; fahren wir jetzt fort mit den Andern, der König will es haben!“

Inzwischen war es in der ganzen Stadt laut geworden. Welch' ein Erwachen für so viel Unglückliche! Von draußen her Mordrufe und, da auf Anordnung die Stadt erleuchtet werden mußte, heller Schein, eindringend in ihre Gemächer. Letzteres erschwerte auch die Flucht, zumal viele der Fliehenden kaum halb angekleidet auf die Straße stürzten, und außerdem die Mörder, wie befohlen war, weiße Binden trugen. Die Bestie in dem französischen Wesen war entfesselt: es wurde mit Lust gemordet. Ueberdies war es nicht einmal allein auf die Hugenotten abgesehen: viele Pariser machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, aus Gründen verschiedenster Art auch katholische Mitbürger zu ermorden. Hier wurde Raub, dort Unzucht geübt, dort wurden Gläubiger von Schuldnern stumm gemacht. Ließ doch sogar ein Professor der Pariser Universität, Charpentier, durch Schüler den ihm an Wissenschaftlichkeit weit überlegenen und darum ihm längst bis auf den Tod verhaßten Collegen Petrus Ramus ermorden!

Nach und nach hatte sich der König an das Mordgeheul gewöhnt, ja, es machte sich, durch dasselbe angeregt, gegen Morgen die ihm angeborene Wildheit in dem Maße geltend, daß er nicht nur mehrmals zum Fenster hinaus den Verfolgern anfeuernde Worte zurief, sondern auch selbst zu einem Gewehr griff und auf Fliehende schoß, die sich über die Seine zu retten den Versuch machten. Mit Blut und Leichen waren die

Straßen des „heiligen Paris“ bedeckt. Nun wurden alle Winkel der Häuser durchsucht, und keiner der Unglücklichen, deren man auf diese Art noch habhaft ward, kam mit dem Leben davon.

In andern Städten war in derselben Nacht auf gleiche Art verfahren worden, und es ergab sich, daß in der Bartholomäusnacht (auch — wegen der kurz vorher stattgehabten Hochzeit Heinrich's von Navarra, die so viele Opfer nach Paris gelockt hatte — Pariser Bluthochzeit genannt) und den beiden darauf folgenden Tagen gegen 25,000 Hugenotten von ihren Landsleuten erschlagen worden waren. Der König ließ sich seinen Schwager und den jungen Herzog von Condé vorführen und sagte ihnen, er habe ihres Lebens um ihrer Jugend willen zu schonen befohlen; aber es sei verwirkt, falls sie sich nicht entschlössen, ihre Ketzerei abzuschwören. Der Prinz Heinrich von Navarra erklärte sich bereit dazu; Condé widerstand. Als Letzterer drei Tage darauf noch einmal vor Karl geführt ward und von diesem nichts als die drei Worte vernahm: „Messe, Tod, Bastille!“ trieb auch ihn die Furcht zu der Erklärung, seinen Glauben abschwören zu wollen. Nach dem bald erfolgten Tode Karl's erklärte Heinrich seinen Uebertritt zur katholischen Kirche als von dem Zwange erpreßt für ungültig.

In welchen Abgrund seiner erhabenen Dichtung „Die Hölle“ hätte wohl Dante die Mordanstifterin Katharina von Medici versetzt, wenn er ein Zeitgenosse derselben gewesen wäre, oder wenn sie vor ihm gelebt hätte! — Welchen Eindruck brachte nun die unerhörte Blutthat auf die übrige Welt hervor? welche Folgen machten sich sichtbar? Der mildgesinnte Schwiegervater des Königs Karl erging sich in Wehklagen über die Verblendung seines Eidams; in London wurde der französische Gesandte in Trauerkleidern empfangen. Wie anders in Madrid und Rom! Man erzählte sich, daß bei der Kunde von dem gelungenen Morde aus Philipp's Augen dämonische Freude aufgeleuchtet sei: der Papst Gregor XIII. aber ließ ein Te Deum

in St. Peter aufführen, Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine Münze zur Verherrlichung der Bluthochzeit schlagen. —

Im Jahre 1590 ward Paris von Heinrich von Navarra (dem späteren Heinrich IV.) belagert. Ihn, den Protestanten, mochte das von fanatischen Römlingen beherrschte Paris nicht als König anerkennen, obgleich er die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte. Er schnitt der Stadt die Zufuhr ab und pflanzte seine Kanonen auf dem Montmartre auf. Schon mehrere hundert Jahr früher (unter Philipp August) war Paris von einer starken Ringmauer mit 500 Thürmen umgeben und außerdem in der Stadt die starke Citadelle Bastille und auf der Insel St. Louis ein Fort erbaut worden.

Bald wuchs in der Stadt die Noth. In Voltaire's Henriade heißt es:

„Man sah drauf in Paris den Hunger blaß und grausam
Verkünden schon den Tod, der graß ihm folgte,
Man hörte überall erschreckliches Geheul.
Die stolze Stadt war voll von Bettlerschaaren.
Bald spürte auch der Reiche, machtlos selbst,
Des Hungers Qual inmitten seiner Schätze.
Verschwunden waren Tanz und Spiel und Feste,
In denen Myrth' und Rose sonst ihn kränzte,
Wo zu den nie zu viel genoss'nen Freuden
Der Weine seltenste, die kostbarsten Gerichte,
Die weichsten Polster üpp'ger Weichlichkeit
Die abgestumpften Sinne reizen mußten.
Bleich, abgemagert und den Tod im Auge
Schritt mancher Lüstling in der Stadt einher,
Verfluchend seines Gold's unnütze Fülle."

Ratten galten bald als leckre und nur für Wenige noch erschwingbare Speise. Endlich wurden — dies wird von verschiedenen Chroniken glaubwürdig berichtet — die Gebeine der Todten ausgescharrt, die Knochen zu Pulver gemahlen und aus demselben Brot gebacken.

„Was wagt nicht zu versuchen höchstes Elend!
Man sieht verzehren sie der Väter Asche.
Das schreckliche Gericht beschleunigte den Tod,
Und diese Mahlzeit war ihr letztes Mahl."

Dreißigtausend Menschen erlagen in einem Monat dem Hunger und den Seuchen. Nur in den Klöstern war keine Noth vorhanden. Wohlgepflegte Mönche predigten den „Widerstand bis aufs Aeußerste", die Hungernden immer und immer wieder auf nahe Hülfe vertröstend:

„Ein Blitzstrahl würde jäh den Ketzerprinzen tödten,
Hülfsvölker kommen und die Stadt entsetzen,
Auch Himmelsmanna würde niederregnen."

Endlich hatte Heinrich ein Einsehen. Es war ihm nicht darum zu thun, die ganze Einwohnerschaft zu verderben, vielmehr nur darum, sie gefügig zu machen. Es wurde nun den Hungernden gestattet, im Lager in mäßiger Weise Einkäufe zu machen. Endlich aber, da ihm die Sache zu langwierig wurde, erklärte er unter Lachen, „er halte die Krone Frankreichs einer Messe werth und werde daher in der Abtei St. Denis den protestantischen Glauben abschwören." — Heinrich's Freunde fanden das ganz vortrefflich — hatten doch auch sie das Lagerleben satt! Man könne ja doch glauben, was man wolle, und, sei man nur erst in dem Besitze der Macht, auch thun, was man wolle. Weshalb das dumme Volk und die Pfaffen nicht befriedigen, wenn es — Vortheil bringe! — Bekenntniß der Wahrheit einzig um ihrer selbst willen — bah, das überlassen wir billig den germanischen Völkerschaften; wir Franzosen verstehen uns auf die Behandlung der sogenannten „Wahrheit" besser! — Feierlich trat Heinrich zum katholischen Bekenntniß über, was die Bürgerschaft in einen wahren Freudentaumel versetzte. Unter dem Jubel der Betrogenen hielt der Betrüger seinen Einzug in Paris und ward als König Heinrich IV. anerkannt. Auch heut wird von den Bewegungsmännern in Frankreich diese Handlungsweise Heinrich's ebenso leichtfertig

beurtheilt, wie es von seinen Freunden geschah. In seiner kürzlich erschienenen „Geschichte von Paris" erzählt Eugène Pelletan: „Eines Tages aber sagt Heinrich in einem Anfall von guter Laune: „Paris ist wohl einer Messe werth!" und macht als wahrer Gascogner, was er den gefährlichen Sprung nennt, d. h. er schwört den Protestantismus ab."

Und dieser Heinrich IV. war noch einer der besten Fürsten, die Frankreich gehabt hat! — Als er später — gemäß dem Grundsatz, man könne ja, trotz dieser oder jener Altar-Ceremonie, glauben und thun, was man wolle — in seinem Edicte von Nantes den Hugenotten Glaubensfreiheit gewährte, beschlossen die Römlinge, ihn aus dem Wege zu räumen. Kurze Zeit darauf fiel er durch Mörderhand. Eugène Pelletan sagt — wiederum in echt französischer Weise — über diesen Vorgang: „Heinrich IV. stirbt durch einen Messerstich, wie Heinrich III., wie die beiden Guisen und wie Coligni, durch Meuchelmord, der zu einem Recht erhoben scheint." —

Auf die Zeit kurz vor der Revolution und während der Revolution nur einige Blicke!*) Die Zeit war herangekommen, in der das Bourbonengeschlecht ernten sollte, was es gesäet. Die Macht der Stände war von Ludwig XIV. gebrochen worden, aber nicht, um den bisher in thierischer Abhängigkeit gehaltenen unteren Klassen Bildung, Rechtsschutz und Befreiung von Forderungen zu gewähren, die das Christenthum verwarf, sondern allein aus despotischen Gelüsten. Daß Frankreich in äußeren Dingen tonangebend geblieben war, täuschte die Tieferblickenden nicht. In seiner letzten Begegnung mit seinem Großneffen (dem späteren König Friedrich Wilhelm III.) hatte Friedrich der Große gesagt: „Ich fürchte, nach meinem Tode wird es pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe,

*) Siehe: Preußens Geschichte in Wort und Bild. Von Ferd. Schmidt. Illustr. von Ludw. Burger. Berlin bei Franz Lobeck (S. 1109 bis 1110 und 1113 bis 1114).

vorzüglich in Frankreich, und leider nähren sie die regierenden Herren, statt sie zu calmiren!“ Ja wahrlich, diese Könige von Frankreich nährten diese Stoffe; gerade sie waren es, die „den Feuerzunder in dem Schooß der Städte“ häufen halfen. Der Schweiß des Volkes ward in üppigster Weise am Hofe verpraßt. Die Stände entschädigte man für den Verlust ihrer Rechte dadurch, daß man sie theilnehmen ließ an der unsinnigsten Pracht und Ueppigkeit. Das Laster, das am Hofe seinen Triumph feierte, hatte den letzten Rest von Scham verloren.

Die im Lande zur Herrschaft gekommene Hoftheologie umhüllte gleich einem undurchdringlichen Nebel die Grundforderungen des Christenthums. Die Vorführung einiger Gebräuche wird genügen, dies erkennbar zu machen. Das Königspaar, sowie die Prinzen und Prinzessinnen communizirten beim Abendmahl nicht mit der gewöhnlichen Oblate, sondern mit einer eigens für sie verfertigten. Einmal waren sie „der Unannehmlichkeit ausgesetzt,“ warten zu müssen, da die für sie zubereitete Oblate nicht gleich zur Hand war, und keiner der administrirenden Priester sich des Verstoßes schuldig zu machen wagte, ihnen die für das Volk bestimmte Oblate zu reichen. — Den gräflichen Domherren des Kapitels von St. Johann in Lyon ward auf ihre Vorstellung das (hinterher kirchlich bestätigte) königliche Privilegium ertheilt, bei der Messe „zum Unterschiede vom gemeinen Haufen“ nicht knieen zu dürfen, welches Zeichen der Erniedrigung ihrer Standesehre offenbar Abbruch thue. Den adligen Stiftsdamen von Verdun war dasselbe Vorrecht ertheilt worden.

Die Forderungen weltlichen Sinnes hatten sich bis in das Heiligthum der Anbetung Gottes gedrängt und dort den ersten Platz eingenommen; die Majestät Gottes hatte der irdischen Majestät und der „Standesehre“ der adligen Geschlechter weichen müssen: der Abfall von Gott war vollständig vollzogen.

Aber Gott läßt sich nicht spotten; seine Gewitter stehen

über dem Grashalm, wie über der Eiche, und auch für Majestäten und Standesherren gilt das Wort: „Ich werde die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“ — Die Heimsuchung kam — ein Königshaupt fiel in den Abgrund, den die Sünde seines Stammes und eines ganzen Volkes gegraben hatte. —

Wie benahm sich nun das zur Herrschaft gelangte Volk? Seinen Thaten war in Europa Beifall zugejauchzt worden. Bald jedoch und zwar in dem Maße, in dem die innersten Gedanken und Empfindungen des französischen Volkes sichtbar wurden, trat eine Wandlung der Meinungen über die Thaten der „glorreichen Nation“ in allen bessern Menschen ein. Man blieb nicht bei der Aechtung der Aristokratie der Geburt: auch die Aristokratie des Geistes verfiel dem Banne. Erhebe nicht der Mann der Wissenschaft und Kunst, hieß es, ebenfalls sein Haupt über die Menge? Auch dies sei Herrschaft; aber Herrschaft wolle man nicht mehr. Darum: Hinweg mit den Universitäten! Was das Volk an moralischen Vorschriften etwa nöthig habe, könne ihm auf gedruckten Blättern an Straßenecken gesagt werden. In dem sturmbewegten Meere der Revolution war der Schlamm aus der Tiefe emporgekommen. Alle Sitten, Lebensformen, Worte, die an die verhaßten Aristokraten erinnerten, wurden verpönt, Rohheit galt als das einzige würdige Erkennungszeichen des echten Volkes- und Vaterlandsfreundes. Das Königthum war gefallen, unter der Guillotine verhauchten zahllose Anhänger der alten Zustände und auch viele der freisinnigen Männer, die es wagten, Besonnenheit und Mäßigung zu predigen, ihr Leben. In welchem Umfange die Hinrichtungen stattfanden, und zu welcher unerhörten Tiefe der Verworfenheit die Bewegungsmänner herabstiegen, beweist allein schon der Umstand, daß man eine Gerberei von — Menschenhäuten errichtete, welche letztere zu Reithandschuhen und Beinkleidern verarbeitet wurden. Von dem (oben genannten) Grève-Platze floß, namentlich im Juni und

Juli 1794, das Blut der Guillotinirten buchstäblich stromweis in die Seine. Wahrlich, alles Wasser der Seine reicht nicht aus, Paris jemals von seiner Schuld rein zu waschen! —

Doch auch das Christenthum sollte abgeschafft werden, und viele — „Priester" boten dazu die Hand. Ein Priester schrieb an die das Land beherrschende Versammlung der Revolutionsmänner, den Convent: „sein liebes Leben lang habe er Lügen gepredigt; es sei nichts mit „diesem Christus". Er sei der Sache müde und bitte den Convent um ein anderes Stück Brot." Diese Erklärung ward mit donnerndem Beifall aufgenommen. Der Vorgang fand Nachahmung unter den Geistlichen. Kurz danach erschien in Begleitung seiner Domherrn der greise Erzbischof Göbel von Paris, die rothwollene Jacobinermütze auf dem Kopfe, Mitra, Kreuz und Ring in der Hand. Er habe, erklärte er, seither nur gepredigt, weil das Volk einmal von dem Irrwahne besessen gewesen, das Christenthum enthalte Wahrheit. Jetzt, da das Volk eine bessere Ansicht gewonnen habe, erkläre er in seinem wie auch im Namen der ihn begleitenden Priester, daß es nur eine einzige wahre Religion gebe: die der Freiheit! Damit schleuderte er die Zeichen der Priesterwürde von sich, während von allen Seiten ihm rauschender Beifall gespendet ward, und der Präsident des Convents sich erhob, um ihm, dem wahrhaft erleuchteten Manne, den Bruderkuß zu geben. Der Abbé Sièyes gerieth bei diesem Vorgange wie außer sich vor Entzücken und erklärte die „Abschaffung" des Christenthums für die „größte Wohlthat" der Republik. Im neuen Kalender erhielt dieser Tag den Namen „Tag der Vernunft". Nun entstand ein wahrer Wetteifer unter französischen Priestern in den Versicherungen, sie hätten allein um der Thorheit der Menge willen sich dazu hergegeben, die Lehren des Christenthums zu predigen. Wo die Priester ihre Aemter nicht freiwillig niederlegten, wurden sie hinweggejagt, und dem Convent wurde mehrmals von solchen Vorgängen mit der Bemerkung Anzeige gemacht, daß man mit den

schwarzen Bestien, Pfarrer genannt, absolut nichts mehr zu thun haben möge. Endlich wurde öffentlich erklärt, daß es keinen Gott gebe, als die Vernunft. Somit waren die Forderungen der christlichen Religion als beseitigt angesehen und an deren Stelle die Forderungen der „Vernunft Aller" getreten. Der „schrecklichste der Schrecken, der Mensch in seinem Wahn," war zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Unter der Theilnahme der Geistlichkeit begann das Volk Kirchen zu plündern. Esel, denen man Bibeln an die Schwänze gebunden, wurden mit Meßgewändern und Bischofsmützen geschmückt, aus bleiernen Särgen Kugeln gegossen, aus Abendmahlskelchen betrank sich der Pöbel in Branntwein und trug in Hostiengefäßen Heringe dazu auf. Jeder wußte: je frecher, je mehr des Beifalls giebt es zu ernten! — Für Kirchhöfe ward die Inschrift bestimmt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf." Eine Buhlerin, in einem himmelblauen, leichten Gewande, die rothe, mit Eichenlaub bekränzte Jacobinermütze auf dem Haupte und einer Pike in der Hand, wurde auf einem Sessel nach dem Convent getragen und dort die „Vernunftreligion" gepredigt, deren edelstes und reinstes Bild, wie der Sprecher sagte, auf dem Sessel zu schauen sei. Der „Vernunftgöttin" ward der Ehrenplatz zur Rechten des Präsidenten eingeräumt, und sie empfing von ihm den „Bruderkuß". Die Pfaffen der Kirche hatten Unheil genug angerichtet, sie wurden jetzt noch übertroffen von den „Pfaffen der Vernunft", die ihre Dogmen auf die Beweiskraft der Guillotine stützten. „Das Beilklingen der Guillotine war", wie ein Geschichtsschreiber sagt, „gewissermaßen der Pulsschlag der Republik, und je fieberhafter das Leben in der Republik ward, desto rascher schlug der Puls." Der Leviathan war aus dem Schlamm emporgestiegen. So weit war es — um mit einem Worte Roms zu sprechen, das dasselbe einst auf Frankreich angewandt hatte — gekommen mit dem „Spiegel der Christenheit!"

„Aber doch" — so hat schon mancher Edelgesinnte gesagt, „aber doch haben wir den Parisern die Befreiung von

unerträglichen, von erstickenden Fesseln zu verdanken!" — Der du also redest, du stehest unter dem Eindruck der blendenden Lüge, mit der die Franzosen hinterher ihr Werk umsponnen haben. Willst du dich selbst eines Besseren belehren, so betrachte einmal mit Ernst die amerikanische Revolution unter Washington, die der französischen Revolution vorherging. Als dieselbe ausgebrochen war, begab sich eine Zahl abenteuernder und auch edelgesinnter Franzosen (unter ihnen Lafayette) nach Amerika, um an dem Freiheitskampfe Theil zu nehmen. Sie trugen einen Hauch berechtigten Freiheitssinnes in die Heimath zurück, der dort zündete, bald genug aber von französischer Unlauterkeit fast bis auf den Rest verdrängt ward. Das Gute, was wir durch Vermittelung der französischen Revolution empfingen, stammt von unsern aus England nach Amerika übergewanderten Stammesgenossen, die pestilenzialischen Beigaben, durch die manches Gute hinterher wieder verdorben wurde, haben ihren Ursprung in dem eigentlichen Wesen des Franzosenthums. Hast du einmal, Leser, die beiden Revolutionen, die amerikanische und die französische, entsprechend ihrer Zeitfolge, nach einander in ernsten Betracht gezogen, so wird es dir nicht mehr zweifelhaft sein, daß — Alles in Allem betrachtet — letztere nichts war als eine ekle Carricatur der ersteren, und der Ausspruch, den Voltaire einst im Mißmuthe über sein Volk that, dahin gehend, es sei „halb Tiger und halb Affe," wird dir als ein Selbstbekenntniß eines Hauptvertreters des Franzosenthums erscheinen, wie es treffender nicht zum Ausdruck gelangen konnte.

Nach der Revolution stieg aus dem Abgrunde, der ein Königshaupt verschlungen hatte, ein steinern Haupt mit einer Kaiserkrone empor. Trug und Gewalt spielten — in neuen Formen — weiter. Napoleon I. regierte die Franzosen „mit eiserner Hand, aber er hatte einen Sammethandschuh darüber gezogen." Ohne ihnen zu schmeicheln, ging es eben nicht; er selbst sagte: wer den Franzosen nicht zu schmeicheln verstehe, vermöge sie nicht

zu regieren. Von den Errungenschaften der Revolution erhielt er, ihnen Form und Gestalt gebend, gerade so viel aufrecht, wie er für nothwendig erachtete, seine Dynastie zu befestigen und andere Völker zu berücken. So lange er den Franzosen Glorie erwarb und Beute über Beute zuschleppte, war er ihr Abgott; als er auf dem Schlachtfelde sein Spiel verloren hatte, wandten sie ihm treulos den Rücken und streuten dem legitimen Erben des von ihnen vor Kurzem für „ewige Zeiten" der Herrschaft für verlustig erklärten Bourbonengeschlechts Lilien auf seinen Weg.

Blücher hatte die Absicht gehabt, Paris zu bombardiren, und zu diesem Zweck war der damals noch außerhalb von Paris gelegene Montmartre mit 84 schweren Kanonen besetzt worden. Paris sollte einmal — Kindern und Kindeskindern zur Warnung — an sich selbst erfahren, wie das thue, was es so vielen Städten bereitet hatte. Die Diplomatie verhinderte den Heldengreis an der Ausführung seiner Absicht, was ihn nicht wenig empörte. Ein späterer Ausspruch von ihm zeigt jedoch, wie dieser geniale Held sich zu trösten wußte. Auf die Aeußerung eines hohen Offiziers, Paris hätte müssen verbrannt werden, sagte er: „Wenn ich Herr wäre, so würde ich noch eins dazu bauen; Frankreich wird an Paris sterben!" — Klingt dies nicht wie ein Orakelspruch! —

Unter Louis Philipp, der nach Vertreibung Karl's X. zur Herrschaft in Frankreich gelangt war, wurden auf Thiers' Anregung die jetzigen Befestigungen erbaut. Thiers war erster Minister. Es war im Jahre 1841, als er der Deputirtenkammer seinen Bericht über die Befestigung von Paris vorlegte. Es ist höchst beachtungswerth, die Gründe zu hören, die Herr Thiers für die Annahme seines Planes entwickelte. Er erinnerte daran, daß der gleiche Gedanke zuerst vor anderthalb Jahrhunderten von Vauban (dem Erbauer der Befestigungen von Straßburg), dann vor einem halben Jahrhundert von Napoleon und zwar von diesem auf der Höhe seines Glückes, im Jahre 1806, als die Vertheidigungslosigkeit Wiens

den Krieg gegen Oesterreich entschieden hatte, gefaßt worden war. Dann geht er die Gefahren durch, denen Frankreich zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war und sieht auch für die Zukunft eine solche Gefahr immer nur in einer Coalition. Daß die Deutschen allein — es gab damals freilich noch kein Deutschland, und Herr Thiers hat, was in seinen Kräften stand, gethan, um kein solches werden zu lassen — einst vor Paris stehen würden: daran hat er nicht gedacht. Er zeichnete dann das Bild der französischen Centralisation: „Preußen, Oesterreich, Spanien, England selbst sind nicht eins, wie Frankreich. Unser schönes Land hat einen ungeheuren Vortheil. Es ist eins. Niemals, zu keiner Zeit, hat ein so großes Königreich in allen Beziehungen eine so compacte Einheit dargestellt. 34 Millionen Menschen, auf einem Boden von mäßiger Ausdehnung, leben ein Leben, fühlen, denken, sprechen dasselbe fast in demselben Augenblick. Dank besonders den Einrichtungen, welche in einigen Stunden das Wort von einem Ende Frankreichs zum andern tragen, Dank den Mitteln der Verwaltung, welche in wenigen Minuten einen Befehl zu den äußersten Grenzen tragen, denkt dieses große Ganze und bewegt sich, wie ein einziger Mensch. Es verdankt diesem Zusammenhalt eine Kraft, welche größere Reiche, denen aber diese wunderbare Gleichzeitigkeit der Action fehlt, nicht haben. Aber es besitzt diese Vortheile nur unter der Bedingung eines einzigen Mittelpunktes, von welchem der gemeinsame Anstoß ausgeht, der dieses Ganze bewegt. Das ist Paris, welches durch die Presse spricht, welches durch den Telegraphen befiehlt. Treffen Sie diesen Mittelpunkt, und Sie treffen Frankreich gleichsam auf den Kopf.“ Herr Thiers sucht dann aber doch auch die Furchtsamen zu beruhigen. „Wenn es Ihnen gelingt, die Hauptstadt stark und fähig zu machen, einen regelmäßigen Angriff auszuhalten, so befreien Sie sie zugleich für immer von allen Gefahren einer Belagerung, denn wenn Paris sich vertheidigen kann, wie Metz, Straßburg und Lille, so wird Paris nie an-

gegriffen werden.“ Dieser letztere Ausspruch erregte in der Kammer die größte Sensation. Thiers suchte nun den Beweis für seine Behauptung zu führen. Er erklärte, daß eine große Stadt so gut wie eine kleinere den Krieg ertragen könne, er bewies, daß eine Verproviantirung für 60 Tage verhältnißmäßig leicht sei. Aber — 60 Tage werde kein Feind vor Paris liegen, denn eine Armee, welche diese Stadt zu belagern unternehme, müsse mindestens 250,000 Mann stark sein und werde eher verhungert sein, als Paris. Inzwischen würden im Norden und Süden und Westen die Entsatzheere gebildet werden, und was dann etwa von den Feinden vor Paris noch vorhanden sei, wäre unrettbar der Vernichtung geweiht. —

So meinte der kluge Herr Thiers, indem er die Annahme seines Planes durchsetzte, die Gefahren der Hauptstadt für alle Zeit beschworen zu haben!

Die veränderungssüchtigen Pariser verjagten wenige Jahre später (1848) den ihnen zu friedlich gesinnten König Louis Philipp, spielten dann wieder eine kurze Zeit „Republikaner“, verwarfen — wie bei ihrer Art von Republikanismus es freilich auch nicht verwundern kann — den Mann, der es am ehrlichsten mit der Republik meinte (General Cavaignac), und stellten den schuldbelasteten Abenteurer Louis Napoleon, der von ihnen früher in einer Weise verhöhnt worden war, wie ein Gleiches wohl kaum jemals ärger geschehen ist, an die Spitze der Republik. Sein Name hatte etwas von dem Blutgeruche des Namens seines Oheims an sich, er erweckte die der innersten Natur der Franzosen zusagende Hoffnung, es möchte unter ihm Frankreich, mit der gegenwärtigen Verfassung, oder ohne sie, wieder der Glorie theilhaftig werden, die Napoleon I. ihm bereitet habe. Wie der „heilige Boden“ von Paris wiederum reichlich mit Blut getränkt wurde, als der Abenteurer sich mit Hülfe seiner verschuldeten Spießgesellen zum Kaiser machte, ist erzählt worden. Unter Napoleon wiederholte sich eine „alte Geschichte“, die auch in Paris „ewig neu“ bleibt. So lange

den Parisern auf den Altären ihrer Selbstsucht und ihrer Eitelkeit Opfer niedergelegt wurden, ließen sie sich die dermalige Herrschaft gefallen; als es daran mangelte, begann das unterirdische Wühlen, um den mit Blut gekitteten Herrscherstuhl zu stürzen. Und ein solches Wühlen aus solchen Gründen haben die Pariser stets als „glühenden Drang nach Freiheit" ausgegeben, und — was das viel Schlimmere ist — ein großer Theil der bethörten Welt hat sich durch ihre Exaltationen berücken lassen, Jenes für wahr zu halten! — Ist es zu viel gesagt, daß wahre politische Freiheit im Laufe der Geschicke des menschlichen Geschlechts stets nur in der Sehnsucht der Besten, „in den" — wie der edle Schenkendorf sagt — „Regionen der Sterne", nie in der Wirklichkeit, ihren Sitz hatte, so kann wenigstens als sicher angenommen werden, daß sie ihren Fuß noch niemals auf den Boden von Paris niedergesetzt hat, und daß dies muthmaßlich wohl auch nie geschehen wird. Denn die Franzosen sind dahin gekommen, daß ein Herrscherthum sich nur so lange unter ihnen zu erhalten vermag, als es den Sünden der Nation zu fröhnen vermag. Die natürliche Folge ist, daß das sittliche Leben immer tiefer sinkt, und daß die Betheiligten immer weniger der Wahrheit sich bewußt sind, daß von dem Steigen oder Fallen des sittlichen Lebens das Steigen oder Fallen der Nation selbst abhängig ist. Das „Schaden an seiner Seele nehmen" führt, mögen auch Zwischenstationen das Gegentheil verkünden, unrettbar schließlich zum äußern Verfall.

Wie verhielt sich der Klerus dem Sittenverfall gegenüber? Die Schrift eines Franzosen „Coup d'œil sur la politique du second empire", die während des Krieges bei Manz in Regensburg erschien, giebt darüber Aufschluß. „Der Klerus", heißt es in derselben, „hat nicht mehr die Macht, die Entsittlichung der Massen aufzuhalten. Durch das Concordat fast gänzlich abhängig gemacht von seinem Bischof, getrennt von allen materiellen Interessen des Landes, durch seine niedrige

Stellung in der Kirche und durch seine den herrschenden Ideen verdächtige Stellung der Uebung der meisten Bürgerrechte beraubt, hat er natürlicherweise seine Stütze am Vatican gesucht. In Seminarien erzogen, wo der Unterricht sich auf die Lehre einer verjährten und kleinlichen Theologie beschränkt, fern gehalten von ernsten Studien, hat er jeden Einfluß auf die gebildeten Geister verloren. Ohne höhern geistigen Inhalt ist seine kirchliche Literatur meistens nichts mehr als eine fromme Phraseologie, in der man weder Argumente noch Ideen findet. Zu seiner Zeit beklagte sich der Abbé von St. Cyran, daß man nichts als die Kirchenväter lese, heutzutage liest man nichts mehr. Alles was nicht Sacristeisprache, ist verdächtig geworden. Gleichwie die bürgerliche Gesellschaft, hat die Kirche Frankreichs mit ihrer Vergangenheit gebrochen.

„Um einen rohen und frechen Unglauben zu bekämpfen, nahm man die Zuflucht zu kindischem Aberglauben, zu Fetischen, der Negervölker würdig. Bald ist es ein gewisses Scapulier das man über sein Kleid gürten soll, bald wieder ist es irgend ein Gebet, irgend einer Nonne geoffenbart — das soll helfen wider alles Unheil. Es giebt keine so dumme und durch die Thatsachen widerlegte Prophezeihung, der nicht die höchstgestellten Personen Glauben schenkten, kein so albernes Wunder, das man nicht annähme. Seit langen Jahren schon wetteifert die katholische Presse mit der Presse des Unglaubens in Verleumdungen, in Lügen, in Gemeinheiten. In diesem letzten Augenblick, während ihre Gegner „den Gott der preußisch gewordenen" lästern, haben die klerikalen Blätter kein besseres Mittel gefunden, als Frankreich einen Kreuzzug gegen die Ketzerei zu predigen, d. h. gegen die moderne Wissenschaft. Wenn Gott nach den Worten des Heilandes ein Geist ist, den man im Geist und in der Wahrheit anbeten soll, so muß man gestehen: dieser Gott existirt nicht mehr für die lateinischen Racen."

Um diese für Frankreich bitteren Wahrheiten öffentlich durch den Druck auszusprechen, hatte sich der französische Autor

in's Ausland flüchten müssen, in seinem Heimathlande hätte er einen Verleger nicht gefunden. Seine Schilderungen gehen in erster Linie auf die Pariser, in denen der Character der Franzosen gipfelt, aber er beurtheilt zugleich die Gesammtheit der romanischen Völker, gegenüber den Völkern germanischen Stammes: „Die romanischen Völker haben die feudalen und theokratischen Ideen, von denen sie ausgingen, erschöpft. Sie sind, nachdem sie alle Stufen der List und Gewalt befahren, der Demagogie und Anarchie anheimgefallen. In religiöser Beziehung haben sie die Inquisition, die Schismen, den Scepticismus durchgemacht und stehen nun bei dem Aberglauben und dem Unglauben. In sittlicher Beziehung sind sie durch Reichthümer und Laster bis zur Ohnmacht entnervt." — Welche Mahnung liegt zugleich in diesem Urtheil für das deutsche Volk, gegenüber der neuerdings verstärkten Bestrebung Roms, Deutschland, nachdem es andre Länder verwüstet, zum Hauptzielpunkte seiner verderblichen Lehren zu machen! — Wahrlich, den Ultramontanismus im eigenen Lande schonen oder ihn gar pflegen, heißt Bestrebungen Vorschub leisten, die den sittlichen und den ihm folgenden politischen Verfall in der Nation wissentlich oder unwissentlich zum Ausgang genommen haben! —

Und die pariser Presse? Ueber sie that vor einigen Jahren der Deputirte Carbon den Ausspruch: „Alle Ideen über ein künftiges Leben und Gerechtigkeit jenseits des Grabes, die ehemals in der Volksseele keimten und sich entfalteten, sind vollständig erstickt durch das Ueberwuchern ausschließlich materieller Tendenzen." Ein amtliches Schriftstück aus dem Jahre 1862 (Rundschreiben des Ministers des Innern) characterisirt die französischen Feuilletonromane in folgender Weise: „Diese leichte Literatur, welche ihre Erfolge nur im Cynismus ihrer Gemälde, in der Unsittlichkeit ihrer Intriguen, in der seltsamen Verdorbenheit ihrer Helden sucht, hat in unsern Tagen eine traurige und beklagenswerthe Entwickelung erlangt. Fast in alle periodischen Blätter und Schriften ist sie eingedrungen; sie benutzt



diese Periodicität, um die brennende Neugier des Publicums jeden Tag in Spannung zu erhalten und ohne Rast anzustacheln, und sie hört nicht auf, die unerschöpflichen Gebilde der zügellosesten Phantasie massenweise zu verbreiten. Die ernsthaftesten Blätter haben sich so weit gehen lassen, ihr einen Zufluchtsort zu gewähren; sie dringt mit ihnen in die Stille des häuslichen Heerdes, und, einmal in der Familie zugelassen, sind weder Jugend noch Unschuld vor ihrer Ansteckung sicher. Das ist nicht Alles. Neben den politischen Blättern, welche dieser Literatur ihre Spalten im Interesse des Abonnements öffnen, haben wir eine Menge kleiner Blätter erstehen sehen, welche einzig und allein der Ausbeutung dieser ungesunden Literatur geweiht sind und sie wöchentlich zu einem niedrigen Preise in Hunderttausenden von Exemplaren den gierigen Lesern liefern. Für Alle, welche noch einige Achtung vor der Schicklichkeit und dem guten Geschmack bewahren, ist eine solche Ausschweifung beklagenswerth; es ist mehr als je Zeit, ihr ein Ende zu machen. Die Intelligenz des Volkes hat ein Anrecht auf bessere Speise, und man darf die Herzen eben so wenig wie die Geister verderben lassen."

So der amtliche Erlaß, der nichts war als ein Schlag in's Wasser. Es giebt Zustände im Leben der Völker, in denen auch Prophetenstimmen nichts mehr vermögen. Der amtliche Erlaß mochte am Tage seines Erscheinens bei verhältnißmäßig Wenigen mehr oder weniger Zustimmung finden: am Tage darauf trieb ihn der Strom, auf dem die Nation ihrem Verhängniß entgegen geht, lautlos und klanglos mit sich hinweg. —

Der Geist, von dem eine Nation ergriffen ist, erweist sich am deutlichsten an ihren Führern, an den Männern, die sie sich zu ihren Vertretern wählt, oder deren Schriften ihrer Stimmung und Auffassung der Verhältnisse entsprechen. Diesen Personen gehört der schon oben genannte Eugène Pelletan an. Der Schluß seiner ebenfalls schon erwähnten „Geschichte von Paris" zeigt in greller Weise, welche rasenden Fortschritte die

Verwirrung der Geister schon mehrere Jahre vor Ausbruch des Krieges in Paris gemacht hatte. Nachdem er das „Paris bei Tage" geschildert und diese Schilderung mit den Worten: „Was hier arbeitet, verkauft und kauft, im Palais verklagt oder an der Börse spielt, kommt mit schnellen Schritten, grüßt und geht weiter, denn es ist keine Minute zu verlieren: man muß Geld verdienen!" geschlossen hat, fährt er fort: „Aber neben diesem Paris giebt es noch ein anderes, das erst nach dem Untergange der Sonne beginnt, wenn der falsche Tag des Gases aus allen Poren des Bodens strömt und Stern um Stern zum Himmel speit. Die Stadt flimmert und zeigt durch die Prismen ihrer Ausstellungsfenster alle Sehenswürdigkeiten der ganzen Welt. Lange Reihen von Lichtern schweben längs der Boulevards und längs der Quai's, leuchten traubenförmig von der Höhe der Brücken und tauchen sich in die Seine, wie brennende Spindeln, die unter dem Wasser weiterspinnend durch den Wirbel des Flusses zittern. Die entzündete Atmosphäre schwebt über Paris, wie ein Nordlicht, und in diesem Augenblicke lebt die Stadt durch sich selbst ein manchmal zu epicuräisches, trotzdem aber ein sympathisches und intelligentes Leben, ob man in's Theater, in den Circus, zum Ball oder zu Besuchen gehe; ob man träume oder in der Allgemeinheit vibrire. Wer nie eine Nacht in Paris verbracht, der hat noch nicht gelebt. — Das ist Paris. Um es zu schaffen, hat es vieler Zusammenwirkungen von Natur und Geschichte bedurft. Ein seit der Sündflut bereiteter Boden, ein unterirdisches Kalkmagazin, ein unerschöpflicher Hochwald und ein endloses Getreidefeld, ein schiffbarer, mit dem Meere unmittelbar verbundener Strom, das war der Vorschuß der Natur, außerdem bedurfte es noch Galliens, Phöniciens, Roms, Deutschlands und Judäas unter der Form des Christenthums, dann einer langen Gährung dieser menschlichen Alchemie durch die Geschichte hindurch, um endlich diese letzte Form zu bilden, die erhabene Form von Paris! . . . Welche Stadt ist es denn, wenn

nicht die zu gleicher Zeit Handel treibende, industrielle, poetische, künstlerische, gelehrte Stadt Paris, mit einem Worte: die genaue Wiedergabe eines jeden, im Besondern genommenen und zu gleicher Zeit auf die Höhe seiner äußersten Vollendung gestellten Volkes, so daß, wenn jedes Volk die Hauptstadt von Europa zu ernennen hätte, es mit dem Finger auf Paris zeigen und sagen würde: Da ist sie! — Denn Paris stellt weder eine besondere Race, noch einen von der Geographie gegebenen Punkt dar; sowohl seiner Natur als Lage nach bietet es der ganzen Welt Verkehr an, gehört es Niemandem als nur sich selbst, und eben so revolutionär als conservativ regiert es immer den, der es zu beherrschen glaubt, und wenn der Irrthum sich herausstellt, so nimmt es seine Freiheit des Handelns wieder. — Man hat also ohne patriotische Ueberhebung das Recht zu sagen, daß Paris, thronend auf dem Diamantberge seiner eigenthümlichen Civilisation, den Blick in's Unendliche gerichtet und mit dem Buche der Sibylle auf den Knieen, ein neuer Briareus, die ganze Welt in seinem Gruße umarmt. Der Sturm der Jahrhunderte aber reißt ein Blatt nach dem andern aus dem Buche heraus und bringt es der Welt als ein Orakel!“ —

Und als ein Echo dieses Ausspruchs erscholl jetzt, begleitet von dem rasendsten Beifall der Pariser, ein Ruf Victor Hugo's (der „gelebt hatte, für Paris, das ihn bewaffnet habe, zu kämpfen“), also lautend: „Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. Athen war, Rom war, Paris ist. Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit, die heilige Stadt. Daß ein solcher Herd des Lichts, ein solches Gehirn des Gedankens entweiht, zerschmettert, gestürmt werden könnte — und durch wen? durch einen Einfall von Wilden — es ist unmöglich!“ —

Vor diesem also äußerlich gestalteten und innerlich gear-

teten Paris lag nun das deutsche Heer und legte um den Festungsgürtel desselben einen Stachelgürtel, diesen fester und fester zusammenziehend, damit es sich erprobe, welcher Art die aus der „Gährung der pariser eigenthümlichen Alchemie“ hervorgegangene Sibylle und welcher Werth auf die Orakelsprüche derselben zu legen sei.

Belagerung von Paris bis zum Falle von Metz.

Paris hatte sich mit Lebensmitteln reichlich versorgt, aber — was viel mehr in Betracht zu ziehen ist — es war viel reichlicher noch versehen mit Lügendunst und trügerischen Hoffnungen, daher es weit entfernt davon war, an Uebergabe zu denken. Die Menge war Tyrann, der Einzelne, Hellerblickende, hätte es bei Gefahr des Lebens nicht wagen dürfen, ein Friedenswort zu äußern; immer noch wurden Eide über Eide geschworen, keiner der Barbaren da draußen solle und dürfe seine Heimath wieder schauen! Der Special-Correspondent der „Wiener Presse“ war wahrscheinlich der letzte deutsche Correspondent, der Paris vor dem Beginn der Feindseligkeiten verließ. Bei seinen Streifzügen nach den verschiedensten Bahnhöfen konnte er sich von den ungeheuren Zerstörungen und Verwüstungen überzeugen, welche die pariser Vertheidigungs-Regierung angerichtet hatte. „Ich sah deutlich“, schrieb er, „all die ungeheuren Trümmerhaufen, die weiten, wüsten Räume, welche die Folge der gewaltsamen Zerstörungen sind, die Behufs der Terrain-Rasirungen rücksichtslos durchgeführt wurden. Denken Sie sich noch dazu die prächtigen Wälder von Montmorency, Bondy, Marly, Clermont, Meudon in Flammen, denken Sie sich all die Verwüstungen im Innern der Stadt zur Errichtung umfangreicher Barrikaden, von denen die bei Enfer die kolossalste ist, die Dächerabtragungen und Aehnliches, so

werden Sie sich eines Gefühls des Entsetzens nicht zu erwehren vermögen. Ein ungeheurer binnen Jahrzehnten nicht zu ersetzender Schaden ist angerichtet. Die Bahnlinien sind fast überall schon abgebrochen, Brücken, Viaducte gesprengt, und Paris ist für den kleinen Postverkehr heut nur noch auf einer Straße offen."

Nachdem es am 23. September zwischen Pontoise und L'Isle-Adam und am folgenden Tage bei Montepon, St. Cloud und Orgemont zu kleinen Vorpostenscharmützeln gekommen war, unternahmen die Franzosen am 30. September den ersten heftigen Ausfall, über den zwei Depeschen (vom 30. September und 2. October) Nachricht gaben. Die erste Depesche besagte, daß der von dem größten Theile des Corps Vinoy gegen Süden unternommene Ausfall von dem 6. Armee-Corps glänzend zurückgeschlagen worden sei. „Der Kronprinz war während des ganzen Gefechts zugegen." Die zweite Depesche lautete: „Verlust der Franzosen 1200 Mann todt und verwundet, darunter Brigade-General Guilhem; 300 Mann unverwundet gefangen. Diesseitiger Verlust 80 Mann todt, circa 120 Mann verwundet."

Trotz dieser Niederlage erließ General Trochu am 1. October folgenden Tagesbefehl: „Am gestrigen Tage hat sich das 13. Corps für das Vaterland sehr ausgezeichnet, welches ihm durch mich seinen Dank bezeugt; es hat sich vor dem Feinde, der den Eindruck nicht verbirgt, welchen ihm die Tapferkeit der Truppen gemacht hat, in hohem Maße mit Ruhm bedeckt. Die Truppen zeigten Kraft bei den Angriffen auf die schon lange (!) auf Widerstand vorbereiteten Positionen, sie bewiesen Ruhe und kaltes Blut beim Rückzuge. Soldaten! Wir sind in einem höheren Kampf begriffen, in welchem ihr nicht mehr die Stützen einer von Frankreich verworfenen Politik seid. Preußen hatte feierlich erklärt, daß es nur die Waffen ergreife, um diese Politik zu bekämpfen. Aber seit lange hat es schon die Maske gelüftet. Es will die Ehre der Nation niederben-

gen und selbst ihr Dasein zerstören. Ihr habt es begriffen. Die Größe Eurer Mission ist Euch gegenwärtig. Ihr habt Euch im Geiste der Ergebung und der Opfer als würdige Soldaten der Nation gezeigt und werdet Euch bis an's Ende unserer gemeinsamen Anstrengungen als solche bewähren."

Nachdem der König am 3. October die Truppenaufstellung im Südosten von Paris und zwei Tage darauf die Position des 6. Corps besichtigt, erfolgte am 5. October die Verlegung des großen Hauptquartiers nach Versailles, wo sich bereits das des Kronprinzen Friedrich Wilhelm befand. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen war bis zum 13. in Grand-Tremblay, von diesem Tage ab in Margency.

Da in den Tagen vorher bekannt geworden war, daß die französische Armee, die an der Loire zusammengezogen worden war, gegen Paris vorrücke, wurde ihr ein Armeecorps (bestehend aus einem bayerischen Corps, einer preußischen Division und einer Cavalerie-Abtheilung) unter Führung des bayerischen Generals von der Tann entgegengesandt. Eine Depesche aus Versailles vom 11. October berichtete: „Bayerisches Corps von der Tann, Cavalerie-Division Prinz Albrecht und Graf Stolberg schlugen am 10. eine feindliche Division bei Artenay, nahmen 3 Geschütze und machten 2000 Gefangene. Diesseitiger Verlust c. 110 Mann. Feind floh in Auflösung. Verfolgung wird fortgesetzt. Die Einnahme von Orleans steht bevor." Eine Depesche vom Tage darauf lautete: „Am 11. nach neunstündigem Kampfe die Loire-Armee auf Orleans und über die Loire zurückgeworfen. Orleans gestürmt. Mehrere tausend Gefangene gemacht."

Vor Paris war inzwischen fortgesetzt die Cernirungslinie verstärkt worden. In der Stadt kam es wiederholt zu Aufständen. Die nächsten kleineren Ausfälle waren vielleicht als hervorgegangen aus der Absicht Trochu's anzusehen, die Aufmerksamkeit von den innern Zuständen der Stadt abzulenken. Solche weniger bedeutenden Gefechte fanden am 7., 13. und

14. October gegen Westen, Süden und Norden ohne jeden Vortheil für die Franzosen statt.

Unter dem 13. October erschien aus dem königlichen Hauptquartier folgende Depesche: „Die Franzosen haben das Schloß St. Cloud, welches diesseits verschont wurde, ohne jede Veranlassung in Brand geschossen."

Georg Hiltl, der Berichterstatter des Daheim, sah das Schloß gleich nach seiner Zerstörung. „Die Soldaten und auch eine ziemlich große Zahl von Leuten aus der Umgegend", erzählt er, „umstanden einen Leichnam. Man kann füglich das herrliche Schloß von St. Cloud in seinem dermaligen Zustande so nennen, wenn man die Trümmer erblickt, in welche es durch das Feuer des Geschützes und zwar ohne jeden wesentlichen Grund — ohne jeglichen strategischen oder kriegerischen Nutzen — gelegt wurde. Schrecklich genug, wenn Häuser zerschmettert, Felder und Wälder verwüstet werden müssen, weil etwa drei Geschütze postirt werden, oder weil so und so viel Mann von A. nach B. marschiren sollen, oder weil Holz für eine Barrikade gebraucht wird — aber so ohne jeden Grund ist wohl kaum ein schönes Menschenwerk zerstört, so abscheulich leichtfertig sind wenig historische Erinnerungen in Rauch aufgelöst worden, wie das schöne St. Cloud — mit seinen köstlichen und interessanten, pikanten und seltenen Schätzen. Welch eine Freude war es für jeden Freund der Geschichte und der Kunst, diese Räume an einem schönen, hellen Sommertage zu durchwandern — in der Galerie d'Apollon, diesem im prächtigsten Stile erbauten Saale, die Gemälde Mignard's, Canaletto's, Spaendonk's zu betrachten! Noch lagen drunten unter dem verkohlten Gebälk drei Stücke Mauern mit Freskenbemalt. Sie stammten vielleicht von dem Meister Mignard, von dem herrlichen Plafond her, an welchem die Thaten Apoll's dargestellt waren. Wohin sind die prachtvollen Bilder in dem Saale der Diana gegangen? In Schutt und Asche sind sie gefallen. Jene herrliche antike Mosaik im Saale de jeu

— darüber hing ein prachtvoller Kronleuchter — ist in den glühenden Boden versunken, zerflossen, aufgelöst. Aus den verkohlten und zertrümmerten Mauern lugten die leeren, mit schwarzen Brandmauern umgebenen Fenster gleich stieren, furchterweckenden Augen. — Am 11. October hatte die 2. Compagnie des 5. schlesischen Jägerbataillons unter Commando des Hauptmanns von Strantz das Schloß besetzt. Diese Besetzung scheint das Signal zum Eröffnen des Feuers gegeben zu haben, denn alsbald fielen die Granaten mit großer Schnelligkeit auf St. Cloud. Eine zündete sogar, aber man löschte das Feuer bald genug wieder, welches sich Tags darauf wiederholte. Eine Granate fiel in des Kaisers Arbeitszimmer, daselbst Alles zerstörend. Gleich darauf crepirte ein Geschoß im Bibliotheksaale — die Stücke eines andern zerschmetterten die Sèvresvasen. Am 13. feuerte der Mont Valérien und dazu noch eine Batterie von fünf Geschützen, welche im Bois de Boulogne errichtet war. Das Schloß loderte in Flammen auf, und der Hauptmann von Strantz bemühte sich vergeblich, mit seinen wackern Jägern das Gebäude zu retten. Man hat bis in den Dachstuhl Wasser geschleppt, daselbst Sand aufgeworfen — das Sparr- und Dachwerk brannte bereits — die Granaten krachten und sausten um die braven Jäger herum — sie mußten jeden weiteren Löschversuch aufgeben. Da dem Feuer im südlichen Theile des Schlosses nicht mehr Einhalt gethan werden konnte, wollte Hauptmann Strantz es localisiren; aber auch diese Mühe war vergebens, und man begann die Schätze zu retten. Die Jäger eilten durch Flammen und Rauch, trotz der niederfallenden Geschosse gelang es ihnen, viele der historischen und Kunstschätze zu bergen. Die Zimmer des Kaisers und der Kaiserin räumten sie vollständig aus. Die Bibliothek, deren ich bereits erwähnte, wurde — bis auf drei Schränke — von den Jägern gerettet. Das Schloß ist jetzt eine Ruine. In zwölf Stunden ist vernichtet worden, was selbst die Stürme der großen Revolution verschont hatten.

Hauptmann von Strantz und seine Jäger haben sich hochverdient gemacht. Ihre Namen werden mit dem Schlosse in Verbindung bleiben, und die, welche später die (genau verzeichneten und abgelieferten) Kunstschätze betrachten, werden den Männern ihren Dank nicht versagen. Die Geschichte vollzieht in seltsamer Weise ihre Wandlungen an Menschen und Orten. Einer der berühmtesten Verschwörer und Intriguanten, Jean de Gondy-Retz, hatte St. Cloud gebaut. Ludwig XIV. kaufte es für die Orleans, Ludwig XVI. schenkte es an Marie Antoinette, Napoleon I. liebte es besonders; von St. Cloud ging er als Sieger über die zerschmetterte Republik nach Paris — sein Neffe dictirte in dem Schlosse die Kriegserklärung gegen Preußen — preußische Soldaten aber retteten die kaiserlichen Schätze aus dem brennenden Schlosse, welches die Kugeln des französischen Volkes in Trümmer und Brand schossen — es wäre beinahe komisch, wenn es nicht tragisch wäre."

Der Correspondent der „Times" im königlichen Hauptquartier skizzirte aus jener Zeit den General v. Moltke und den Grafen Bismarck folgendermaßen: — „Sehen Sie diesen schmächtigen Mann ohne Schnurr- und Backenbart, die Hände hinter dem Rücken gefaltet — den Offizier mit dem ins Graue spielenden sehr kurz geschnittenen Haar, einem durch viele schöne Linien markirten Gesicht, ein wenig gebeugtem Haupte, hervortretenden Augenbrauen und tiefliegenden Augen. Das ist Moltke, der Mann, den die Junker von Berlin „den alten Schulmeister" nannten. Welche Lection hat er die Oesterreicher und Franzosen gelehrt! Er sieht sehr ernst aus; aber er ist immer so. Aber da, sehen Sie, durch die Menge schreitend, eine ganz verschieden aussehende Persönlichkeit! Ja, wer ist dieser frank lächelnde Kürassiermajor? Er kommt diesen Weg — der Offizier in der weißen Mütze mit dem gelben Streifen, dunkelblauem, beinahe schwarzem, doppelreihigem Waffenrock mit gelbem Kragen, größer als alle die Offiziere um ihn herum. — Das ist Graf Bismarck. Wohin er geht, rührt sich Alles — Mützen

und Helme werden salutirend berührt, Hüte gezogen. Er geht gerade auf ein kleines Häuflein Amerikaner zu — General Burnside in Civil, General Sheridan, General Hufen und General Forsyth in Uniform, aber ohne Degen. Sie hören sein Gelächter aus dem Gemurmel der Menge und dem Wogen der Töne, welche den Namen Bismarck tragen, heraus. Wie herzlich er ihnen die Hände schüttelt, leicht und freimüthig, stolz, wie ein Offizier, der so eben auf dem Schlachtfelde befördert worden."

An demselben Tage, an dem St. Cloud in Feuer aufging (13. October), wurde die Belagerung von Soissons begonnen, die von Verdun Tags darauf. Von Tours aus verbreitete Gambetta Nachrichten von glücklichen Ausfallgefechten der Pariser, worauf am 16. von Versailles aus folgende Depesche veröffentlicht wurde: „Es ist wohl nicht nöthig, zu erwähnen, daß die von Tours verbreiteten Gerüchte über siegreiche Gefechte der Franzosen erfunden und nur auf Stärkung der schwachen Gemüther in Frankreich berechnet sind. Unsere Cernirungstruppen halten genau die Stellungen inne, die sie am 19. September erreicht haben." — Am 14. und 15. fanden kleine Patrouillengefechte vor Paris statt. Am 17. October ging die Nachricht in Versailles ein, daß der Großherzog von Mecklenburg Tags zuvor seinen Einzug in Soissons gehalten habe. Daselbst geriethen in Gefangenschaft: 99 Offiziere, 4633 Mann. Erobert wurden: 128 Geschütze, 70,000 Granaten, 3000 Centner Pulver, eine Kriegskasse von 92,000 Francs und ein reich ausgestattetes Magazin. Am 19. October wurde der Feind von den Verschanzungen von Villejuif vertrieben, am 22. October griff die 22. Division von der Armee des Kronprinzen den 24,000 Mann starken Feind bei Châteaudun an, schlug denselben, stürmte die verbarrikadirte Stadt und machte viele Gefangene. Am 21. October fand ein größerer Ausfall auf die Cernirungstruppen vor Paris statt, worüber eine Depesche Folgendes besagte: „Mittags 1 Uhr französischer Ausfall mit bedeutenden Kräften vom Mont Valérien aus,

wobei etwa 40 Feldgeschütze, durch die vorderen Abtheilungen der 9. und 10. Infanterie-Division, sowie des 1. Garde-Landwehr-Regiments, zuletzt unterstützt durch Artilleriefeuer des 4. Corps vom rechten Seineufer, unter den Augen Seiner Majestät des Königs siegreich zurückgeschlagen. Bis jetzt constatirt: über 100 Gefangene und 2 Geschütze in unsern Händen. Diesseitiger Verlust verhältnißmäßig gering." Am 25. October gelangte die Nachricht in das königliche Hauptquartier, daß Schlettstadt capitulirt habe und daß 2400 Gefangene gemacht und 120 Geschütze erbeutet seien.

Wie sah es um diese Zeit in Paris aus? Es ist unmöglich, alle die sinnlosen Rathschläge aufzuführen, die zu Tage traten und die das Ziel im Auge hatten, den Feind vor den Thoren zu vernichten. Die vornehmsten Hoffnungen richteten sich auf die in Metz eingeschlossene starke Armee Bazaine's und auf die Loire-Armee. Letztere war zwar von dem Corps, das General v. d. Tann gegen sie geführt hatte, zurückgeschlagen worden, aber es strömten ihr fortgesetzt wieder neue Kräfte zu, und es war zu erwarten, daß sie bald wieder in bedeutender Stärke activ vorgehen würde. Da ließ sich im „Gaulois" ein französischer Offizier vernehmen, der über die „militärische Lage" folgende Betrachtung anstellte: „Erwägen wir zunächst, daß es bei der ungeheuren Bevölkerung von Paris unermeßlicher Zufuhren (convois) bedürfen würde, um die nöthigen Vorräthe herbeizuschaffen, und daß man keine unausführbareren militärischen Operationen ersinnen könnte, als die wären: mit solchen Zufuhren ohne Stopfung die Stellungen der preußischen Armee durchbrechen zu wollen. Erwägen wir ferner, daß diese Armee ebenso gut weiß, wie wir selbst, daß Paris nur auf etwas mehr als zwei Monate mit Lebensmitteln versehen ist. Die offiziellen an allen Mauern der Stadt angeschlagenen Kundmachungen (affiches) sind unzweifelhaft unseren Feinden bekannt. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Herr v. Bismarck den Plan gefaßt, uns durch Hunger zu bewältigen, wenn, um diesen Zweck

zu erreichen, es genügt, während zweier Monate seine Truppen bivouakiren zu lassen um eine Stadt, welche von Neuem zu verproviantiren unmöglich ist. Ein diesem entgegengesetzter Plan würde uns geradezu unsinnig erscheinen. Wären sie in der That noch zahlreicher, als wir es annehmen, die Preußen würden Paris mit Gewalt nur bezwingen können — vorausgesetzt, daß dies überhaupt möglich — nachdem sie solche Verluste erlitten hätten, daß der übrige Theil ihrer Armee nicht mehr im Stande wäre, das Feld zu behaupten, und vor Erreichung der Grenze umkommen würde unter den Schlägen der Truppen und Nationalgarden, welche in der letzten Stunde aus den Departements herbeigeeilt sein würden. Wir wissen, daß man in allen Tonarten wiederholt hat, daß der Winter unser Verbündeter sein werde, und daß der Feind ohne Zelte, ohne Schutz irgend einer Art ihm nicht werde widerstehen können. Leider! Diese Hoffnung ist ebenso chimärisch wie die anderen. Die preußische Armee hat keine Zelte, wir geben es zu, aber es fehlt ihr nicht an Obdach, sie ist untergebracht in unseren Städten, in unseren Dörfern, in den Pachthöfen, in den Schlössern, den Landhäusern, welche unsere Hauptstadt umgeben. Im Jahre 1812 in Rußland fanden wir Alles eingeäschert, verwüstet auf unserem Zuge; in Frankreich finden unsere Feinde Alles bereit, sie zu empfangen. Möbel in den Gemächern, Wäsche in den Schränken, Gemüse auf den Feldern, Wein in den Kellern, das ist es was sie häufig finden; aber was sie immer finden, das sind wohlerhaltene Häuser, um ihnen Obdach zu gewähren, und unsere prächtigen Waldungen in den Umgebungen, um sie gegen die Kälte des Winters zu schützen. Wo also liegt die Schwierigkeit, uns einzuschließen? Während unsere Vorräthe sich erschöpfen, werden ihnen unsere Eisenbahnen neue zuführen, und wenn ihre Feldwachen unter der Kälte leiden, werden sie nicht härter daran sein, als unsere Soldaten im Bivouac oder unsere Nationalgarden als Schildwachen auf den Wällen. Das ist nach unserer Ansicht die einfache Erklärung der Unbeweglichkeit der

preußischen Armee, und diese augenblickliche Unthätigkeit dient nach unserer Meinung den Interessen unserer Feinde am besten. Aber diese Unthätigkeit, sollen wir, die Belagerten, sie nachahmen? O nein! Hüten wir uns davor nach Kräften! Sagen wir uns, daß jeder verlaufende Tag eine Ader Frankreichs leert, und lassen wir uns nicht durch den Feind einschläfern, denn dieser Schlaf wäre der Tod unseres Vaterlandes. Wachen wir im Gegentheil, handeln wir kräftig, der Erfolg wird sicher unsere Anstrengungen krönen. Sehen wir, welche Mittel uns zum Handeln zu Gebote stehen, und diese Prüfung, nehmen wir sie vor, ohne uns verderblichen Illusionen hinzugeben. Es bleibt uns eine Armee, die Bazaine's, eine tüchtige, heroische, wohlbefehligte Armee. Aber haben wir den Muth, die Wahrheit zu sagen: der einzige Dienst, welchen sie uns unter den gegenwärtigen Umständen leisten kann, ist der: bei Metz 150,000, vielleicht 200,000 Preußen festzuhalten. Man hat uns gesagt, daß dieser Armee nichts fehle, daß sie den Feind in allen Treffen geschlagen habe, und daß sie Metz verlassen werde, sobald sie wolle. Und darauf hin haben wir gehofft, daß Bazaine eines Tages einen Theatercoup ausführen, aus seinem Lager aufbrechen, unvorbereitet die Einschließungsarmee vor Paris überfallen, die Hauptstadt entsetzen und ihren Vertheidigern die unschätzbare Hülfe seiner siegreichen Soldaten zuführen werde. Verführerischer, aber chimärischer Traum! Nehmen wir an, daß Bazaine nach allen von ihm gelieferten Schlachten sich noch an der Spitze von 100,000 Mann der besten, augenblicklich noch unter den Waffen stehenden Truppen befinde. Um aus Metz vorzubrechen, muß der Marschall dort mindestens eine Garnison von 15,000 Mann zurücklassen. Wie groß auch die Tapferkeit der ihm verbleibenden 85,000 Soldaten sei, diese Armee wird erst nach einer erbitterten Schlacht die Straße nach Paris einschlagen können. In dieser Schlacht werden 15—20,000 Mann außer Kampf gesetzt werden, und wenn die Armee dann mit 60- oder auch 70,000 Mann den Marsch antritt, wird man

von ihr sagen können, daß sie wahrhaft Wunder gethan. Wir halten sie dessen für fähig. Aber diese Schwierigkeiten werden noch wachsen; nahe verfolgt, oft aufgehalten von überlegenen Kräften, wird sie unaufhörliche Kämpfe zu bestehen, vielleicht mehrere Schlachten zu liefern haben, und wenn sie vor Paris mit der Hälfte ihrer Effectivstärke anlangt, so wird sie die schönste militärische Operation vollbracht haben, von der die Geschichte berichtet. Und als Endergebniß werden wir 30,000 bewundernswerthe Soldaten haben, einen trefflichen Heerführer, und die preußische Armee wird in ihren Reihen einen General von größtem Verdienst und 100,000 bis 150,000 Mann mehr zählen. Glaubt man, daß die Lage wirklich zu unserem Vortheil geändert sein werde? Glaubt man insbesondere, daß, wenn Bazaine so leicht anlangen könnte, wie wir uns überreden möchten, er nicht seit langer Zeit hier sein würde, und daß, uns auf dem Punkte sehend, die Schrecken einer Belagerung zu bestehen, er sich begnügen würde, uns mit Kälte und grausamer Ironie zuzurufen: „Es fehlt mir nichts, und ich werde aufbrechen, sobald es mir beliebt!“ Ja, die Armee von Metz kann kommen, aber es wird an dem Tage sein, wo die von Paris dem Feinde ernste Verluste zugefügt haben wird, und die Metz einschließenden Corps zu seiner Hülfe herbeieilen müssen. An diesem Tage wird ihnen Bazaine mit allen seinen Soldaten folgen, sie beunruhigend und bereit, sie bei ihrem Eintreffen vor Paris zwischen zwei Feuer zu nehmen. Aber wiegen wir uns nicht mit der Hoffnung ein, diese tapfere Armee früher kommen zu sehen, wünschen wir sie selbst nicht herbei, denn sie würde vielleicht umkommen, bevor sie uns nützlich geworden wäre. Eine zweite Armee bildet sich andererseits hinter der Loire, und man verspricht uns ihre nahe Ankunft unter dem Befehl eines tapfren Führers, welcher sich, die Wachsamkeit der Preußen täuschend, an ihre Spitze gestellt habe. Das ist eine Armee, welche uns eines Tages tüchtig helfen kann.“ — Schließlich stellte der Verfasser, damit das von ihm bezeichnete

Ziel erreicht werden könne, als unerläßlich dar, den Feind vor den Thoren durch unaufhörliche und kräftige Angriffe fortgesetzt in Athem zu erhalten und ihn möglichst zu schwächen.

Auch Emil Girardin ließ sich wieder einmal hören und zwar in Form eines an den Grafen Bismarck gerichteten offenen Sendschreibens, dessen Schluß lautete: „Halten Sie vor Paris inne, wie 1866 vor Wien! Dieser Beweis von Mäßigung wird uns zu allererst veranlassen, Ihnen erstens vorzuschlagen, alle Bollwerke niederzureißen, welche ein Hinderniß der Verbrüderung Europas bilden, zweitens Frankreichs Eintritt in den Zollverein, diesen älteren Bruder des Freihandels. Unser Gold wird Ihnen Reichthum bringen, und die Erinnerung der uns geschlagenen Wunden erbleichen durch gemeinsame Interessen und Bestrebungen. Entehren Sie nicht das Zeitalter Peel's und Cavour's, während es von Ihnen abhängt, einer seiner größten Männer zu sein!“ — So redete jetzt derselbe Girardin, der in den Tagen vor dem Beginn des Krieges, als das Publikum in der großen Oper das französische Rheinlied verlangte, auf die entschuldigende Aeußerung des Directors, es sei dasselbe nicht eingeübt, frech gerufen: „Ihr braucht mehr Zeit dazu, das Lied einzuüben, als „wir,“ den Rhein zu nehmen!“ und der hinterher fort und fort das Thema variirt hatte: „Nach Berlin! nach Berlin!“ — Doch im Hauptquartier war man gestählt gegen alle Tonarten des windigen Franzosenthums, und dem Sendschreiben des Unverschämten, der den Grafen Bismarck unter der Bedingung als einen großen Mann gelten lassen wollte, daß er sich seinem Rathe unterordne, mochte kaum mit einem Achselzucken begegnet worden sein.

Der „Morning Post“ ging aus Paris ein Schreiben ihres Berichterstatters zu, in welchem es heißt: „Ich fange an zu begreifen, daß die Vertheidigung von Paris in der Geschichte eher als eine absurde Caricatur, denn als die ernstliche Anstrengung ernster Männer figuriren wird. Angesichts der sie bedrohenden Gefahr waren die Pariser bis jetzt so trivial, daß man müde

wird, ihre Worte an die Seite ihrer Thaten zu stellen. Sie wollen auf den Schanzen sterben, sich unter den Ruinen von Paris begraben lassen. Sie wollen die Welt in Erstaunen setzen, und dennoch sitzen 500,000 bewaffnete Männer mit übereinandergeschlagenen Armen da und wagen so gut wie nichts. — Selbst ihre Vertheidigungswerke (Henri Rochefort stand an der Spitze der Barrikaden-Commission!) sind lächerlich. Sie graben Löcher und füllen sie mit Spitzen; sie besäen die Schanzen mit Nägeln, die Spitzen nach oben, und wollen sie sogar mit zerbrochenem Glase bedecken — als ob die Preußen Katzen wären. Aber selbst die Zahl derer, die sich damit beschäftigen, ist klein — die Uebrigen essen und trinken wie gewöhnlich und zeigen den Ernst der Lage nur durch kindische Processionen. Bis jetzt haben die Provinzen so gut wie gar nichts gethan und da die Vertheidigung von Paris nur in's Werk gesetzt worden, um den Provinzen Zeit zu geben, sich en masse zu erheben, so ist es einleuchtend, daß, wenn von ihnen keine Hülfe zu erwarten ist, es besser wäre, sofort und um jeden Preis Frieden zu schließen. Hier zu bleiben, eingeschlossen wie Ratten in der Falle, bis wir ausgehungert sind, wäre sicherlich thöricht und nutzlos, und wenn auf dem Entschluß noch beharrt wird, die Zerstückelung von Frankreich zu verhindern, bleibt nur das eine Ding noch übrig, einen verzweifelten Ausfall en masse zu machen. Ist das Resultat ein unglückliches, dann hätte das Ding ein Ende und ein ehrenvolleres und besseres, als eine Capitulation, zu welcher der Hunger getrieben; ist es ein günstiges, dann wäre die Lage bedeutend gebessert. Die Provinzen würden sich erheben, und Frankreich könnte vielleicht seine Position wieder gewinnen. Im Augenblicke bildet Paris, das sich einbildet, es sei heldenmüthig, nur ein lächerliches und peinliches Schauspiel kindischer Anstrengungen und Lärmmacherei."

Schon in der Mitte des October begann in der deutschen Presse der lebhafte Wunsch Ausdruck zu gewinnen, es möchte doch nun ohne Aufschub zum Bombardement von Paris

geschritten werden. Diesem Wunsche gegenüber brachte der „Staats-Anz.“ folgenden die Situation erläuternden Artikel:

„Die Geschichte ergiebt als eine kaum angreifbare Sache, daß ein mit Frankreich geführter Krieg in Paris enden, daß ein auch nur annähernd befriedigender Friede in der französischen Hauptstadt dictirt werden muß. Im Hinblick auf diese noch im Anfange unseres Jahrhunderts bereits zwei Mal bewiesene Thatsache mußte der Gesammtoperationsplan auch jetzt angelegt und durchgeführt werden. Einer der Hauptfactoren der Vertheidigung von Paris wäre unter allen Umständen eine Armee gewesen, welche zwischen und vor den einzelnen Forts den kräftigen Halt für eine lebendige Defensive hätte bilden können: diesen Halt in seiner einen Hälfte bis zur Niederlage vernichtet, in der anderen für die Entsetzung oder Vertheidigung der Metropole absolut unfähig gemacht zu haben, ist das Resultat des bisherigen Feldzuges gewesen.

„Alle bei der Anlage der einzelnen Werke zu Grunde gelegten Gedanken, alle früheren Berechnungen bezüglich der Vertheidigung von Paris waren mit diesem Resultate über den Haufen geworfen: nichtsdestoweniger aber bleiben dem Vertheidiger noch bedeutende Hilfsquellen materieller wie moralischer Natur zur Verfügung, welche, namentlich in der Hand eines energischen Oberbefehlshabers und in Einem Willen vereinigt, die den angreifenden Armeen zufallende Aufgabe zu einer der schwierigsten gestalten, welche die Kriegsgeschichte aller Zeiten je einem Heere zugewiesen hat.

„Paris ist, als Angriffsobject betrachtet, kaum als eine Festung, mehr als ein befestigtes Schlachtfeld anzusehen, zu welchem nahezu alle Zugänge durch Forts gedeckt sind, von denen mehrere den Werth selbstständiger fester Plätze haben, einzelne sogar, wie die Forteresse du mont Valérien, die Befestigungen von St. Denis, notorisch stärker als manche Festung sind. Hinzu tritt, daß die ganze Befestigung eine abschnittsweise ist, deren innere Enceinte allein etwa sieben

Stunden Umfang einschließt, während die äußere deren etwa zwölf umfaßt, welche sich, ihre Wirkungssphäre eingerechnet, auf nahezu achtzehn Stunden erhöhen.

„Die Berücksichtigung dieser Umstände allein ergiebt, daß der Ausdruck einer Cernirung von Paris nur insofern ein genauer, als man bestrebt ist, die Stadt von jedem Verkehr nach außen abzuschneiden.

„Zu einer vollständigen engeren Cernirung, wie eine solche beispielsweise um Straßburg noch zur Ausführung gelangen konnte, würde vor Paris eine numerisch noch größere Truppenzahl und mit dieser die Möglichkeit gehören, dieselbe auch verpflegen zu können; die gegenwärtige Stärke würde aber um so weniger hinreichen, als das Terrain, in welchem die Cernirungsarmee sich bewegen muß, ganz außerordentlich coupirt, von Wegen und Gewässern mannichfach durchschnitten und mit Gärten und Ortschaften völlig bedeckt ist.

„Nachdem der Belagerer erkannt hatte, daß die Absperrung der Hauptstadt nach außen, so wie die Lage derselben im Inneren, sie nicht verhinderten, sich wenn auch nur auf Wochen halten zu können, daß eine Cernirung allein also die Uebergabe zu erzwingen nicht ausreichen würde, mußte sogleich der Uebergang zu Bombardement und förmlicher Belagerung eingeleitet werden. Die politische Zersetzung in der Stadt wie die tägliche Verminderung der für zwei Millionen Menschen bestimmten Vorräthe gleicher Weise außer Acht lassend, erscheint der Fall von Paris bei dem gänzlichen Mangel eines Heeres im Lande dennoch nur als eine Frage der Zeit, — diese letztere aber abzukürzen, und zwar um so energischer, je mehr die weniger günstige Jahreszeit naht, bedarf es der Pression, welche ein theilweises Bombardement auf Paris mehr wie auf irgend eine andere Stadt ausüben würde, sowie des Vorgehens gegen einzelne Werke, und zwar gegen diejenigen, deren Besitz für alle Eventualitäten der deutschen Kriegsführung am nothwendigsten ist.

„Die Vorbereitungen zum Bombardement aber wie zum förmlichen Angriffe erfordern einen Aufwand von Zeit und Kraft, von welchem der Laie sich nur schwer einen zutreffenden Begriff zu bilden vermag. Die Ereignisse, welche sich soeben gleichsam vor unseren Augen um Straßburg entwickelt, haben sich mit einer für den Techniker so überraschenden Schnelligkeit vollzogen, daß es allerdings verzeihlich wird, wenn der mit den Schwierigkeiten weniger Vertraute in leicht erklärlicher Ungeduld vor Paris diejenigen Umstände unterschätzt, welche einen Vergleich hier wie dort hervorragend beeinflussen. Diese letzteren bestehen wesentlich in der gänzlich verschiedenen räumlichen Ausdehnung beider Angriffsobjecte, sodann in dem Unterschiede des Terrains um beide Punkte und endlich ganz besonders in der beiderseitigen Lage, welche den einen Platz hart an unserer Grenze, den anderen mitten im feindlichen Land, jenen am Beginn, diesen am Ende unserer Operationslinie liegen läßt. Wenn diese Linie auch durch den Fall der Festung Toul sich für uns zu einer ununterbrochenen Eisenbahn-Verbindung umgestaltet hat, und nunmehr durch Herstellung der namentlich zwischen la Ferté und Meaux vom Feinde zerstörten Marnebrücken das Haupthinderniß für den Transport des Belagerungsmaterials beseitigt ist, so bleibt nichtsdestoweniger die zeitraubende Aufgabe, jedes nahe seinem Ziele eingetroffene Geschütz in seine Position zu bringen, eine Arbeit, welche, um nur eines Beispiels zu erwähnen, vor den düppeler Schanzen mehrfach die Kräfte einer ganzen Compagnie in Anspruch nahm, wenn die vorgespannten Pferde die Schwierigkeiten des aufgeweichten Bodens oder allzu unebenen Terrains zu überwinden nicht mehr im Stande waren."

Der Schluß des Artikels lautet:

„Unter Berücksichtigung aller vorerwähnten Punkte ist die Aufgabe der deutschen Kriegführung: „bei Vermeidung möglichster Verluste an Zeit und Menschen in den Besitz der französischen Hauptstadt sich zu setzen," — eine selten schwierige

zu nennen. — Man darf jedoch mit Zuversicht erwarten, daß es unserer Heeresleitung gelingen wird, all' diese Schwierigkeiten zu überwinden, wenn auch kaum in so kurzer Frist, wie die natürlich gespannte Erregung der Bevölkerung des gesammten Vaterlandes hofft und wünscht."

„Während sich", ward der Post aus Versailles geschrieben, „rings um Paris ein formidabler Artilleriepark ansammelt, um den Forts und der Umfassungsmauer energisch zu Leibe zu gehen, scheint man im französischen Heerlager seine Sache auf weniger reelle Dinge gesetzt zu haben. Meldet man doch, natürlich jetzt erst nach der erfolgten Einnahme der Stadt Orleans, allen Ernstes das Auftauchen einer neuen Jungfrau, einer modernen Jeanne d'Arc, welche sich urplötzlich an der unteren Loire gefunden, und welche die Herzen der Franzosen mit neuem Muthe und neuer Hoffnung erfülle. Das begeisterte junge Mädchen, welches, wie ihre Vorgängerin unter Karl VII, Visionen hat und der Stimme der Mutter Gottes gehorcht, hatte, scheint es, diesmal nicht nöthig, ein Examen darüber zu bestehen, ob sie nicht etwa mit „bösen Mächten" in intimer Verbindung stehe. Dafür trägt auch die neue Jungfrau keine Rüstung und kein Schwert, sondern einen langen, schwarzen, kaftanähnlichen Mantel, wahrscheinlich, um so die Trauer über die Lage des Vaterlandes anzudeuten. Man hat ihr auch den Oberbefehl über die Loirearmee bis zur Stunde noch nicht anvertraut. Dennoch aber zieht sie an der Spitze der Truppen, welche sich in Tours noch befinden, einher und trägt ihnen ein seidenes Banner voran, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde gemalt ist, so daß es fast den Anschein hat, als hätten die Regisseure dieses neuen Wunders vom eifrigen Studium der Schiller'schen Jungfrau von Orleans Nutzen gezogen. Die Nachricht, so fabelhaft sie klingt, ist in officieller Weise hier ins Hauptquartier der Südarmee gemeldet worden und deshalb jedenfalls auch werth, in Deutschland gekannt zu werden. Inzwischen fährt General v. d. Tann fort, sich in

Orleans wenig an die von der Jungfrau ihm drohende Gefahr zu kehren. Er hat der reichen Stadt eine Kriegscontribution von 1½ Mill. Franken auferlegt und die Stadt Etampes wegen Durchschneidung eines Telegraphendrahtes in eine Strafe von 40,000 Franken genommen."

Die oben aufgeführte Darlegung eines pariser Officiers im „Gaulois" spornte die Pariser zu einer neuen und kräftigen Anstrengung an. Es gelang ihnen, sich (am 28. October) des Dorfes Le Bourget, das nur von einer Compagnie Deutscher besetzt war, zu bemächtigen. Sie besetzten es mit 6000 Mann Linientruppen und 2000 Mobilgardisten. Der Ort hat eine für die Vertheidigung höchst günstige Lage, der Reichthum der nahen Hauptstadt hat auch dort seine Spuren hinterlassen; die Häuser sind massiv und gut gebaut, die Gärten und Gehöfte mit hohen starken Steinmauern umgeben. Diesen und den nächsten Tag blieben die Franzosen unbehelligt in dem Besitze des Ortes und befestigten sich in demselben auf's Aeußerste. Es erging nun an den Commandeur der 2. Garde-Infanterie-Division, General-Lieutenant von Budritzki, der Befehl, Le Bourget am nächsten Tage mit genügenden Streitkräften anzugreifen und wieder zu nehmen. Eine der Kampfesscenen bei Erstürmung des Ortes schildert ein amtlicher Bericht wie folgt: „Der nördliche, von der Colonne v. Kanitz angegriffene Theil des Dorfes war stark besetzt. Der Feind feuerte dort hinter der Umfassungsmauer aus Schießscharten und hinter einer hohen Barrikade, welche die breite Hauptstraße des Dorfes, eine Fortsetzung der Chaussee, am Eingange von Le Bourget, sperrte. Aber diese Hindernisse waren vorhergesehen worden, und eine Compagnie Garde-Pioniere unter Führung des Hauptmanns v. Spankeren war deshalb in erster Linie mit vorgezogen worden. Die wackern Leute machten sich unverdrossen an die gefährliche Arbeit, und bald wankten die äußersten Mauern, hinter denen der Feind stand, unter ihren gewaltigen Schlägen. Mehrere Breschen waren in kurzer Frist geschlagen, und die Soldaten,

die ungeduldig geharrt hatten, sich mit dem Feinde im Handgemenge messen zu können, stürzten nun verwegen durch die engen Eingänge, um im Innern der Häuser und Höfe den Kampf um Le Bourget zu vollenden. Der Oberst Graf v. Kanitz und der Hauptmann v. Altrock waren unter den Ersten im Dorfe. Aber der Feind war noch nicht bereit, das Gefecht aufzugeben, und in den Häusern verschanzt, richtete er von beiden Seiten der Straße ein concentrisches Feuer auf den Zugang zu der Barrikade, welche den Haupteingang zum Dorfe sperrte. Ein Bataillon des Regiments Elisabeth näherte sich mit fliegender Fahne. Ein Schuß schmetterte den Träger zu Boden. Der nächststehende Unteroffizier ergriff das Banner; aber auch er sank, fast im selben Augenblicke, tödtlich getroffen nieder. Da sprang der General v. Budritzki vom Pferde, und von den höchsten ihn umgebenden Offizieren begleitet, stürzte er auf den gefährlichsten Punkt zu, ergriff die Fahne und eilte damit vorwärts. Aber nicht einen Zoll freien Grund ließ das tapfere Regiment Elisabeth zwischen sich und seinen Führern und gleichzeitig mit ihnen langten die ersten Reihen des Bataillons an der Barrikade an. Zwei stämmige Leute, ein Grenadier und ein Pionier-Unteroffizier, hoben den General auf den hohen Wall, und gleich darauf flatterte die Fahne auf der erstürmten feindlichen Barrikade. Dort, an der Spitze seines Regiments, das ihm nachdrängte und zur Seite des Commandeurs der Division, sank tödtlich getroffen der Oberst v. Zaluskowski. Gleich darauf fiel auch Graf v. Waldersee, der edle, geliebte Führer des Regiments Königin Augusta. Er war erst vor wenigen Tagen aus Deutschland zurückgekehrt, wo er Heilung einer beim Sturme auf St. Privat empfangenen schweren Verwundung gesucht und gefunden hatte. Die treuen Grenadiere, denen er auf dem Wege des Ruhms und der Ehre so mannhaft und kühn vorangeschritten war, sahen ihn weinend aus ihrer Mitte davontragen; dann folgten sie todesmuthig dem jüngeren Führer, Hauptmann von Trotha. Aber auch dieser

sollte ihnen noch an diesem blutigen Tage entrissen werden. Er fiel, von einer feindlichen Kugel getroffen, bei der Erstürmung eines Hauses von Le Bourget."

Trotz des furchtbarsten Feuers aus den Forts besetzten die Flügelcolonnen den zwischen diesen und Le Bourget gelegenen Bahnhof, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Nach blutiger Arbeit ward das unternommene Werk rühmlich zu Ende geführt. An Gefangenen fielen in die Hände der Sieger 1500 Mann, unter ihnen 36 Offiziere. Außerdem wurden 1500 Gewehre erbeutet. — Der Correspondent der „Daily News" erzählte einen sich auf den Kampf von Le Bourget beziehenden Zug von persönlicher Tapferkeit: „Im ersten Bataillon des dritten Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth befindet sich ein blutjunger Lieutenant mit dunklem Gesicht und klaren schwarzen Augen. Er heißt von Schramm und kann wohl nicht mehr als 17 Jahre zählen. Wäre er Engländer, so befände er sich wohl noch in Eton auf der Schule. In Deutschland hat aber der junge Mann bereits die Schule hinter sich, seine Examen überstanden, sein Patent erhalten, das eiserne Kreuz verdient und ist nun Bataillonsadjutant. Als sein Bataillon gegen Le Bourget vorging, wurde von Schramm krank in Aulnay zurückgelassen. Der Kanonendonner machte ihn gesund. Das Regiment war im Feuer, und er war nicht dabei. Er sprang aufs Pferd, ging durch das überschwemmte Gebiet bei Blanc Mesnil und jagte durch das Artilleriefeuer in Le Bourget hinein. Schramm fand sich mitten unter Franzosen. Vom Pferde springen und in ein Haus hinein stürzen war das Werk eines Augenblickes. Aber die Hoffnung auf eine mögliche Hinterthür erfüllte sich nicht. Der Lieutenant war gefangen. Man verlangte ihm sein Ehrenwort ab, aber er verweigerte es und wurde daher von zwei Offizieren und zwei Mann (um diese Zeit war die Entscheidung des Kampfes um Le Bourget noch nicht gefallen) in der Richtung auf St. Denis abgeführt. Auf dem Wege

durch den Park von Le Bourget kam der kleine Zug in das Feuer der Gardegrenadiere, und der Offizier, der v. Schramm's Degen trug, stürzte todt nieder. Im Nu hatte v. Schramm seinen Degen in der Hand, hieb den andern Offizier seiner Escorte nieder, stürzte sich ins Wasser und schwamm unerreicht von den feindlichen Kugeln in seinen Kleidern zu seinen Kameraden zurück. Das Beste an der Sache ist, daß ihm das kalte Bad nicht nur nicht geschadet, sondern ihm die Krankheit gänzlich ausgetrieben hat. Man darf letzteres wenigstens annehmen, wenn man den jungen Krieger an einem mächtigen Mittagsessen und zwei Flaschen Bier sich laben sieht."

Während die Aufmerksamkeit der Cernirungstruppen sich auf Le Bourget richtete und um dasselbe gekämpft ward, war eine höchst wichtige Nachricht in das königliche Hauptquartier gekommen. Sie lautete:

Metz hat (am 27. October) capitulirt!

Metz.

Als Metz von der Armee des Prinzen Friedrich Karl (B. I. S. 428) eingeschlossen worden war, veröffentlichte der Topograph Vogel folgenden Aufsatz über die Stadt und Festung: „Metz ist die Hauptstadt des Mosel-Departements im Ländchen Messin in Lothringen. Die jetzt gegen 55,000 Einwohner zählende Stadt liegt auf der rechten Seite der dort schiffbar werdenden und über 200 Schritte breiten Mosel, die indessen hier behufs der Inundation in mehrere Armee sich theilt. Es werden dadurch die drei Inseln St. Simphorien, Sauley und Chambière gebildet, und die eigentliche Stadt liegt theils auf der letztgenannten, tiefer gelegenen Insel, zum größeren Theil aber in dem Winkel, den die hier einfließende, ebenfalls nicht unbedeutende Seille mit der Mosel bildet.

„Metz ist gegenwärtig eine Festung ersten Ranges. Seit ihrer in die Mitte des 16. Jahrhunderts fallenden Anlage durch Chevalier de Ville sind die Festungswerke fortwährend, so später auch durch den berühmten Kriegsbaumeister Marschall Vauban, verstärkt und erweitert worden. Doch dürfte ihr Befestigungssystem kaum ein Geheimniß für unsere Strategen sein, da das Modell von Metz nebst denjenigen vieler anderen französischen Festungen im Jahre 1815 von den Verbündeten aus Paris mit fortgenommen wurde und sich seit der Zeit in Berlin befindet. Allerdings ist nach jener Zeit und namentlich seit 1866 zur Verstärkung des Platzes innen und außen viel gethan, so z. B. erst 1864 das Arsenal für das Geniecorps vollendet worden, und es läßt sich annehmen, daß eine regelrechte Belagerung viel Zeit und Blut fordern würde. Als Hauptwerke sind zu nennen: die südlich gelegene Citadelle, welche nach außen hin noch durch ein sogenanntes Hornwerk gedeckt ist, östlich das große Fort Bellecroix und westlich, jenseit der Mosel, das Fort Moselle. Außerdem ist ein befestigtes Lager vorhanden. Dazwischen liegen zahlreiche kleinere Forts und Redouten, so z. B. die Redoute de Paté, das Fort Isors und andere. Die äußersten Werke, sowohl von Nord nach Süd wie von Ost nach West, haben in gerader Entfernung eine durchschnittliche Länge von etwas über 1/3 Meile und der Umfang der Festungswerke mag 1 1/2 bis 2 Meilen betragen. Die Höhen auf der linken Thalseite (Mont St. Quentin = 1078 Fuß) überragen um über 300 Fuß die gegenüberliegenden, welche letzteren in sanfterer Abdachung sich in die nur 200 Fuß tiefer liegende Thalsohle senken. Als Curiosum sei hier eingeschaltet, daß 1 1/2 Meilen westlich von Metz hinter dem Mont St. Quentin zwei Vorwerke liegen, welche die bezeichnenden, wohl auch ominösen Namen Moskau und Leipzig führen. Die von Paris resp. Nancy kommende Ostbahn mündet südlich bei der Citadelle in die Festung und führt, indem sie mittelst Kopfstation daselbst weiter herausgeht, weiter nach Saarbrücken, während

die nordwärts nach Thionville und Luxemburg gehende Zweigbahn in einem großen Bogen die Mosel südwestlich der Stadt mittelst einer festen, noch im Bereich der Festungswerke liegenden Brücke überschreitet. Die vom Lager von Chalons über St. Ménéhould und Verdun nach Metz führende wichtige Eisenbahn ist vor Beginn des Krieges nicht fertig geworden. Man wird auf derselben gegenwärtig wohl bis Verdun fahren können, von da bis Metz war die Bahn bis noch vor Kurzem stark im Bau begriffen. Die gut gebaute Stadt, welche man außerdem von allen Seiten auf wohl erhaltenen Chausseen erreichen kann, ist von Paris noch 42 Meilen entfernt. Sie ist im Frieden das Hauptquartier der 5. Militär-Division und der 23. Gensdarmerie-Legion, besitzt viele schöne und ansehnliche Gebäude, unter welchen sich die gothische Kathedrale mit dem 345 Fuß hohen Thurme, das Stadthaus, die Casernen, Magazine und der Intendanturpalast besonders auszeichnen. Außer dem bereits genannten Arsenal für das Geniecorps existirt noch ein größeres, das zur Zeit ein ungeheures Kriegsmaterial birgt. Noch ist zu bemerken, daß die seit 1864 angelegte unterirdische Wasserleitung der Stadt täglich 10,000 Kubikmeter Wasser zuführt.

„Nach der politisch geographischen Lage ist Metz eigentlich eine Grenzfestung, ihrem speciellen Zwecke nach aber ein Haupt-Waffen- und Depotplatz. Nichts kennzeichnet besser den Größenwahnsinn und die leichtsinnige Ueberhebung der Franzosen, als daß sie hier, so nahe der Grenze, seit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial und sonstige Vorräthe anhäuften, mit welchen sie seiner Zeit eine in Deutschland operirende Armee auszurüsten und zu unterhalten beabsichtigten. Denn der Gedanke, daß das Kriegsglück sich einmal gegen sie wenden, oder daß der Feind in das eigene Land eindringen könne, ist den Franzosen ernstlich sicher nicht in den Sinn gekommen. Gelingt es daher unserer deutschen Arme, den Feind bis hinter Metz zu drängen und diese Festung vorläufig auch nur zu cerniren, so können die Franzosen über das dort angehäufte Kriegsmaterial ferner nicht

disponiren und einen großen Theil ihrer neu zu bildenden Armee nicht ausrüsten, was augenblicklich von ungeheurer Wichtigkeit ist."

Ein Blick in die Vergangenheit der Stadt wird dazu dienen, sie entsprechend zu würdigen. Die Celten bauten hier eine Burg, Römer legten die Stadt an und nannten sie Mettis, merowingische Frankenkönige hielten später hier lange Zeit ihren Hof. „Im Jahre 940", erzählt Oscar Schwebel, „nahete sich ein Leichenzug den Thoren, ein Zug ohne alles Gepränge, — nur die wenigen hohen Herren, welche der Bahre folgten, verleihen ihm etwas von Glanz; es sind allerdings die edelsten der deutschen Fürsten. Der da drinnen im Sarge ruht, ist der Erbe des großen Karl, Ludwig der Fromme. Wer so viel zu leiden gehabt hat, wem sich so die Treue und kindliche Liebe als ein leerer Wahn erwiesen hat, dem wird der Tod nicht schwer; — das Grab, über dem sich in dem metzer Kloster nicht einmal ein Stein gewölbt hat, war dem gedemüthigten Kaiser der letzte Freund. Von dem großen Besitz der ehemaligen Monarchie Karls des Großen war Ober- und Nieder-Lothringen gewiß das herrlichste, reichste, bestbebaute Land. Dort erhoben sich die alten Römerstädte Köln, Mainz, Worms, Straßburg und Metz, dort lag Aachen mit seinen warmen Quellen und die Ingelheimer Pfalz mit ihrem guten rothen Wein. Nicht ohne Grund liebte Kaiser Karl diese Gegend vor allen andern Provinzen seines Reiches, denn er fand dort Alles, was er wünschte, selbst die großen Waldungen zwischen Mosel und Maas, in denen er Bären und Auerochsen jagen konnte. Von den großartigen Schöpfungen der römischen Zeit war in den Stürmen der Völkerwanderung freilich Vieles zu Grunde gegangen; aber das Land hatte sich doch rasch erholt, und wie früher Ausonius in begeistertem Gedicht das Lob der Mosel gesungen hatte, so priesen noch die Chronisten des Mittelalters die Schönheit und Fruchtbarkeit des lotharingischen Landes. Unter Anderen schilderte im elften Jahrhundert Sige-

bert in einem Gedichte, das trotz seines barbarischen Lateins höchst merkwürdig ist, die Pracht und Hoheit der Stadt Metz, die ihres Gleichen nicht habe, sowie die Fruchtbarkeit und den sorgsamen Anbau des Landes umher. Wir sehen daraus, und gerade heute mag dieser Rückblick von besonderem Interesse sein, daß die Stadt schon damals sehr bevölkert, reich an Vorräthen und Schätzen aller Art und stark befestigt war. Wohin er auch blicke, sagt der entzückte Poet, sehe er nur Preiswürdiges, und zählt dann mit offenbarer Genugthuung alle möglichen Kriegsmaschinen und Befestigungswerke auf, so daß es scheint, als hätten auch schon zu jener Zeit die Männer des Friedens Gefallen an dem kriegerischen Lärmen gefunden. Vor Allem rühmt Sigebert die festen, aus Quadersteinen gefügten Mauern, die, durch steile Anhöhen und zwei Flüsse geschützt, doppelt schwer zugänglich und von keinem Feinde zu bezwingen seien. „Non expugnabilis hosti" lautet sein stolzes Wort, (dessen Wahrheit zu beweisen jetzt Marschall Bazaine's Aufgabe ist). Denn wo die Lage von Natur etwas weniger fest erscheine, da habe die Hand des Menschen nachgeholfen, und man sehe Festungsbauten, welche an die babylonischen Mauern erinnerten. Gegen sie seien alle feindlichen Stürme vergebens, und auch das Feuer könne ihnen nichts anhaben.

„Im Verlauf seines Gedichtes weiß Sigebert als echter Provinzbewohner nichts Höheres zum Lobe seiner Stadt zu sagen, als daß er sie Rom gleichstellt. Freilich, die Wasserleitung, welche die Römer einst gebaut hatten, um das Wasser zehn Meilen weit von Gorze bis nach Metz, hoch über Thälern und Flüssen her, zu führen, war längst zerstört, und der Dichter konnte nur mit ihren Ruinen sich brüsten. Dafür bot die Landschaft noch den gleichen lachenden Anblick wie früher; so weit das Auge reichte, sah es fruchtbare Felder mit wogendem Korn, schöngehaltene Weinberge und grüne Weiden, ja der begeisterte Sänger preist selbst das milde Klima des Landes als das schönste der Welt.

„Das ist ein hübsches Bild eines Landes aus alter Zeit und um so interessanter, als Metz, in Lothringen gelegen, damals mit zum deutschen Reiche gehörte. Kein Wunder ist es aber auch, daß die französischen Könige nach dem Besitze dieses Herzogthums trachteten, welches für sie so günstig lag und ihr Reich schön abgerundet hätte. Die Kämpfe, welche darob geführt wurden, währten deshalb mit häufigen, aber kurzen Unterbrechungen das ganze Mittelalter hindurch, und es ist wunderbar, wie sehr die Vorgänge einer längst vergangenen Zeit manchmal den Ereignissen der Gegenwart gleichen."

Wie Lothar von Frankreich sich des Landes zu bemächtigen strebte, was zur Folge hatte, daß der Kaiser Otto II. Paris belagerte, ist oben (S. 254) erzählt worden. Ueber den endlichen Verlust von Metz — zugleich mit Tull (Toul) und Virten (Verdun) ist Bd. I., S. 6—8 eine Andeutung gegeben worden. Die Städte waren Bisthümer, die zusammen einen Landbezirk von 50 Geviertsmeilen hatten; Metz war die wichtigste der Städte.

Ueber den Verlust von Metz möge hier noch ein eingehender Bericht erfolgen.*) Es ist schon erwähnt worden, daß der politische Bubenstreich, der Deutschland um Metz brachte, von dem „allerchristlichsten" Könige Heinrich II. von Frankreich ausgeführt wurde, von einem Manne, der dermaßen die Protestanten im eigenen Lande haßte, daß er den Blutbefehl erließ, ihnen, ehe sie — nach dem schon bestehenden Gesetze — verbrannt wurden, die Zunge auszureißen. Seine Erbitterung gegen die Protestanten (also berichtet der berühmte Kirchenhistoriker Hase), sei deshalb so groß gewesen, „weil sie Laster für todeswürdig erklärten, die an seinem Hofe selbst die Schande verloren hatten!" — Es ist auch schon darauf hingewiesen worden, daß derselbe Mann, der gegen die Protestanten des eigenen

*) Siehe Ferd. Schmidt: Gewalt und List Frankreichs gegen Deutschland seit dreihundert Jahren. Berlin bei Hugo Kastner.

Landes also verfuhr, ein Bündniß mit den deutschen Protestanten oder vielmehr mit dem damaligen fürstlichen Hauptführer derselben, Moritz von Sachsen, schloß, angeblich um sie vor den Mißhandlungen des Kaisers Karl V. zu schützen, in Wahrheit aber, um bei dem schmählichen Handel Land zu gewinnen. Moritz von Sachsen ließ sich durch französische Arglist täuschen, trotzdem eine eindringliche Warnung Melanchthon's vorlag, und trotzdem Moritz daran erinnert ward, daß auch Luther das Warnungswort hinterlassen habe, „man möge sich vor den französischen Füchsen hüten, und wenn sie sich auch die Schwänze abgehauen hätten!" — In dem geheimen Bündniß, das am 5. October 1551 zwischen Heinrich II. einerseits und Moritz von Sachsen und seinen Mitverbündeten andererseits abgeschlossen wurde, verpflichtete sich Heinrich ausdrücklich, für seine Hülfe keinerlei Entschädigung zu beanspruchen, demnach also, wie es neuerdings zu sagen in Gebrauch kam, nur für eine „Idee" kämpfen zu wollen! — Welche Großherzigkeit des Franzosenkönigs, des Franzosenvolkes! Wer durfte nun noch einen Zweifel laut werden lassen? Freilich, wenn Frankreich seine Truppen über die Grenze, in die angrenzenden deutschen Landschaften sandte, so mußte man anerkennen, daß die Truppen genöthigt seien, einige feste Plätze zu besetzen, um an ihnen „Waffenplätze" und bei — möglichen Schwankungen während der Kriegsoperationen — „Stützpunkte" zu haben. Noch mehr: der französische Unterhändler that mit lächelnder Miene die Aeußerung: Aber wenn ihr uns während der Kriegsoperationen im Stich ließet? wenn ihr hinter unserm Rücken mit dem Kaiser Frieden schlösset? Gebt uns eine Garantie dafür, daß wir für unsern guten Willen nicht etwa obendrein Schaden erleiden! Nun, ward ihnen gesagt, jene festen Plätze, deren ihr euch als Stützpunkte während der Kriegsoperationen bedienen werdet, seien euch Pfänder für unsere Treue! — So wurden denn die Zusagen gemacht, von den einen, daß die Städte besetzt werden, von den andern, daß sie nach Abschluß des Friedens dem deut-

schen Reiche wiedergegeben werden sollten. Von heiligen Gelöbnissen floß der Bundesvertrag über.

Moritz schlug los und war, wie bekannt, siegreich gegen den Kaiser. Inzwischen rückte eine französische Armee von 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern in Lothringen ein. Die deutschen protestantischen Fürsten zu täuschen, war dem Könige Heinrich geglückt; jetzt galt es, auch die deutsche Bevölkerung Lothringens zu berücken. In einem an dieselbe gerichteten Manifeste in deutscher Sprache stellte Heinrich sich ebenfalls als „Retter" und „Befreier" dar. Wie anmuthig trat die Lüge auf! Sogar eine zierliche Illustration gelangte bei der Unterschrift jenes Schriftstückes in Anwendung: ein Hut zwischen zwei Schwertern als Sinnbild der Freiheit, darunter ein wallendes Band mit der Inschrift: „Libertas!" In dem Manifest hieß es: „Allerlei schwere Klagen vieler Fürsten und anderer trefflichen Leute deutscher Nation seien ihm vorgekommen;" Fürsten und Unterthanen würden „mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft vom Kaiser unterdrückt," woraus man mit Sicherheit ersehe, daß der Kaiser die Nationalfreiheit gefährde. Das sei nun ihm, dem Könige von Frankreich, „höchst beschwerlich" gewesen, nicht allein darum, weil er mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe, indem seine Vorfahren auch Deutsche gewesen, sondern auch wegen der Bündnisse und althergebrachten Freundschaft." — „Er, der König von Frankreich," hieß es weiterhin, „bezeuge vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, trotz der schweren Unkosten, Gefahr und Sorge, für seine eigene Person keinen anderen Nutzen und Gewinn suche und erhoffe, als daß er aus freiem königlichen Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reiches zu fördern und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen gedenke." — „Sollte es aber" — lautete der Schluß — „irgend einen verrufenen und feindseligen Menschen geben, der dies Vorhaben zu verhindern sich unterstehen würde, so

gedenke er denselben mit Schwert und Feuer zu verfolgen." — Eine französische Armee war also, wie bemerkt, in das Herzogthum Lothringen eingerückt. Für den Thronfolger, den minderjährigen Karl, führte zur Zeit die Mutter desselben, die verwittwete Herzogin Christine, die Herrschaft. Innerhalb des Landes lagen die drei Erzbisthümer Metz, Tull und Virten. Stark und mächtig war namentlich Metz, auch zeichnete sich die Bürgerschaft durch ihre treue, deutsche Gesinnung aus. Deshalb hatten auch (seit Jahrhunderten) die deutschen Kaiser gern in Metz Hof gehalten, und so Manches, was des Reiches Wohl und Weh betraf, hatte hier seinen Ursprung genommen. Von Metz aus erließ z. E. seiner Zeit Karl IV. das berühmte Reichsgesetz, die goldene Bulle. Die Meinungen in der Bürgerschaft der Städte über die Absicht des Franzosenkönigs, der mit seinem Manifest hatte das Land überschwemmen lassen, waren getheilt: die Einen hatten sich durch seine mit so großer Feierlichkeit und Anrufung Gottes ausgesprochene Lüge bethören lassen, Andere beharrten bei ihrem Mißtrauen. Die Drohung aber, die Heinrich am Schluß seiner Proclamation gegen Leute ausgesprochen hatte, die etwa wie Melanchthon über ihn dachten, erschreckte Alle. Daher wurden ihm die Thore der meisten Städte, unter ihnen die von Tull und Verdun, sofort geöffnet. Er bekräftigte bei den Einzügen mündlich, was er in dem Manifest gesagt: es sei ihm nur darum zu thun, „für einstweilig Waffenplätze zu gewinnen", um das von ihm unternommene „uneigennützige Werk der Befreiung" durchführen zu können. Es verstehe sich von selbst, daß „dem Reiche alle Rechte auf die Städte vorbehalten bleiben." Nachdem er auf diese Art in Tull und Verdun festen Fuß gefaßt hatte, wandte er sich gegen Nanzig (Nancy), woselbst die Herzogin Christine residirte. Auch hier war die Partei der Getäuschten die stärkere, so daß dem Könige ohne Weiteres die Thore geöffnet wurden. Kaum war er in der Stadt, so gab er zu erkennen, daß er wohl der Bürger-

schaft, nicht aber der Herzogin traue, denn sie sei eine — Nichte seines Feindes, des Kaisers Karl! — Er setzte an ihre Stelle eine ihm ergebene Person als Regenten ein, erklärte aber, daß dadurch die Erbrechte des minderjährigen Karl nicht angetastet würden, sondern daß sie bestehen blieben.

Da inzwischen Moritz von Sachsen gegen den Kaiser siegreich gewesen und dieser sich bereit erklärt hatte, den deutschen Protestanten Glaubensfreiheit zu gewähren, so lag für Heinrich ein Grund nicht mehr vor, in dem Herzogthum Lothringen länger zu verweilen — falls er nicht Privatzwecke verfolgte. Da dies aber ausschließlich der Fall war, traf er jetzt Vorbereitungen, sich der Stadt Metz zu bemächtigen. Sie war das Bollwerk des Landes. Das Mißtrauen der Bürgerschaft in Metz war durch einen neuen Gewaltact Heinrich's noch erhöht worden. Die Bürger hatten vernommen, daß Heinrich den rechtmäßigen Erben des Herzogthums, den jungen Prinzen Karl, nach Paris gesandt und die Absicht zu erkennen gegeben habe, ihn mit einer französischen Prinzessin zu vermählen. Wer nun — sagten die deutschgesinnten Bürger zu Metz — nicht sehe, daß Heinrich, statt den deutschen Protestanten Hülfe gegen den Kaiser zu bringen, darauf ausgehe, die Bisthümer dem französischen Reiche einzuverleiben, der sei offenbar mit Blindheit geschlagen, oder er schließe absichtlich und verrätherischer Weise die Augen! —

Deren gab es in der Stadt, auf die letzterer Ausspruch paßte. Während die Mehrheit der Bürgerschaft erklärte, die Stadt solle unter allen Umständen dem Könige verschlossen bleiben, beriethen bereits Abgesandte Heinrich's mit dem geistlichen Haupte der Stadt, dem Bischofe Robert, über die Methode, die zur Anwendung zu bringen sei, um Metz den Franzosen zu überantworten. Der Bischof, dem der König die Erlangung des Cardinalshutes hatte in Aussicht stellen lassen, zog zwei angesehene Patricier, Robert und Caspar von Heu, auf seine Seite, und die Verräther warben im Stillen — mit Bei-

hülfe französischen Geldes — für ihre Sache. Sie meinten der katholischen Kirche zu dienen, wenn sie Stadt und Land hülfen in die Gewalt des blutgierigen Protestantenfeindes bringen.

Die Unterhändler reisten ab, und alsbald rückte das französische Heer gegen Metz vor und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager. Trotz der 35,000 Mann starken Macht vor ihren Thoren rüsteten sich die Bürger zum Widerstande. Bei Heinrich stand der Entschluß fest, sich der Stadt, koste es auch, was es wolle, zu bemächtigen, doch sollte ein weniger kostspieliger Weg als der der Belagerung und Stürmung eingeschlagen werden: der des Wort- und Eidbruches, der List und des Mordes. Meinte er doch annehmen zu dürfen, daß man bei Anwendung derartiger Mittel den ehrlichen Deutschen gegenüber leichtes Spiel habe. Er selbst war in Nanzig zurückgeblieben und hatte mit der Ausführung seines ruchlosen Planes den Oberbefehlshaber des Heeres, den Connetable von Montmorency, beauftragt. Der Connetable begann nun das Werk des Truges damit, daß er an den Magistrat von Metz die Forderung richtete, den König mit Gefolge durch die Stadt ziehen zu lassen. Wären unter der Bürgerschaft die Ansichten nicht schon getheilt gewesen, so hätte man sich auf Verhandlungen auf Grund einer solchen Forderung gar nicht eingelassen. Nun aber sandte der Magistrat Abgeordnete in das Lager, die, vor den Connetable geführt (der ihnen verschwieg, daß der König nicht beim Heere war), das Anerbieten, Lebensmittel in das Lager zu liefern und zugleich die Willigkeit der Stadt aussprachen, dem Könige den Durchzug zu gestatten, falls er zusage, nur ein kleines Gefolge mit sich zu führen. Der Connetable that erzürnt, indem er hinzufügte, die Aufstellung einer solchen Bedingung, die Mißtrauen und Mangel an Ehrfurcht bezeuge, heiße den König beleidigen, daher er sich nicht dazu verstehen könne, demselben davon Kenntniß zu geben. Uebrigens, fügte er drohend hinzu, führe der König den Schlüssel bei sich, der ihm den Eingang in jeder Art sichere! —

Diese Antwort, der Bürgerschaft überbracht, erhöhte die in derselben vorhandenen Besorgnisse, die darnach noch zunahmen, als unmittelbar darauf das französische Heer bis nahe vor die Mauern der Stadt rückte. Es ward die Befürchtung rege, daß der König im Sinne habe, unverweilt einen Angriff auf die Stadt auszuführen. Nun sandte der Connetable Abgeordnete an die Bürgerschaft, durch die er eine weitere Forderung stellte, dahin gehend, dem Heere Durchzug durch die Stadt und über die Moselbrücke zu gewähren, da dasselbe auf der jenseit gelegenen Wiese ein Lager beziehen solle, dem Könige aber, der nur von einer kleinen Abtheilung Gardetruppen begleitet sein werde, Quartiere in der Stadt einzuräumen, damit derselbe im Stande sei, die erforderlichen Maßregeln in Betreff der Verpflegung des außen liegenden Heeres zu treffen.

Die von dem Bischofe und seinem Anhange angeregte und bisher fortgesetzt geförderte Verwirrung in der Stadt ward dadurch um Vieles größer. Noch war die Mehrzahl der Bürger zum Widerstande entschlossen, doch vermochte sie es nicht zu verhindern, daß die Partei der Betrüger und Betrogenen eine willkürlich zusammengesetzte Deputation zu dem französischen Oberfeldherrn sandte, die ohne Auftrag der Gesammtbürgerschaft mit demselben in Verhandlung trat. Der Connetable überschüttete die Männer mit Artigkeiten, that, indem er sie gar nicht zu Worte kommen ließ, als verstehe er ihr Kommen dahin, daß man ihm persönlich den Einzug in die Stadt zu gewähren bereit sei, und setzte ihnen nun auseinander, wie es doch (was sie unbedingt zugeben müßten!) seinerseits Schicklichkeit und Sorge für seine Person vollständig aus dem Auge setzen hieße, wenn er gänzlich ohne Begleitung in die Stadt käme. Sie möchten aber durchaus unbesorgt sein: nur ein einziges Fähnlein und dazu die Cavaliere seines Stabes würden ihn begleiten!

Inzwischen hatte er den Seinigen durch einen verständlichen Wink zu erkennen gegeben, was er mit dem „einen"

Fähnlein meine. Ein Fähnlein betrug damals 300 Reiter. Nun aber saßen alsbald die Mannschaften zu fünf Fähnlein auf, 1500 Mann (corcelets d'élite), während allerdings nur ein Fähnlein sein Feldzeichen — eine kleine Fahne — aufpflanzte. Die Betrogenen unter den Städtern waren zu verblüfft, um sich der Lage vollkommen klar zu werden. Als sie darnach sich so weit erholt hatten, daß sie mit der Aeußerung hervortraten, dem Magistrat die Entscheidung anheimstellen zu wollen, erklärte der Connetable ihnen, er werde sie bis zum Thore begleiten, und da könnten sie sich unterwegs über die einzuschlagende Form des Nähern besprechen. Ihre Pferde standen bereits vor dem Zelt, die Pferde des Connetable und seiner Cavaliere waren ebenfalls vorgeführt worden. Einige der Bürger stiegen unter Aeußerungen der Zustimmung auf, die andern schweigend und besorgt darein schauend, der Connetable aber ließ seiner liebenswürdigsten Laune die Zügel schießen, nicht minder liebenswürdig erwiesen sich seine Cavaliere, so daß man eher auf alles Andere, als auf Verrath, der darunter sich berge, hätte schließen können.

Der Zug setzte sich in Bewegung, den Vorreitenden folgte dies „Fähnlein" auf den Fersen, dem Fähnlein — das ganze Lager schien sich plötzlich in einen wimmelnden Ameisenhaufen verwandelt zu haben — folgten Trupp auf Trupp Fußsoldaten.

Die Wachen am Thore sahen die französischen Reiter; aber an der Spitze des Zuges befanden sich neben und zwischen den fremden Herren die ihnen wohlbekannten Bürger, daher es keinem der Stadtsoldaten in den Sinn kam, die Pforte zu schließen. Die Cavaliere, dem Beispiele des Connetable folgend, überboten sich darin, diejenigen der Bürger, deren Haltung ihnen nicht hinlängliche Sicherheit gab, mit einer Flut von Redensarten zu überschütten, um sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Man war dem Thore nahe. Die nächsten Minuten entschieden über das Schicksal der Stadt und damit über das Schicksal der drei Bisthümer auf Jahr-

hunderte. Noch konnte der Zuruf eines der Bürger bewirken, daß die überdies nur halboffene Pforte (das Thor war geschlossen) zugeschlagen wurde. Es mochte in diesem kritischen Augenblicke den Anschein haben, als sei eine derartige Kundgebung zu erwarten, denn plötzlich donnerte, sich umwendend, der Connetable gegen die Nachfolgenden los, damit alle Aufmerksamkeit auf sich ziehend, während dessen schon einzelne Cavaliere „wie Katzen durch die Pforte sprangen". Noch war des Oberbefehlshabers Hagelwetter von Bedrohungen gegen das „unverschämte Nachdrängen" nicht zu Ende, als man schon das Geknarr des sich öffnenden Thores vernahm, woraus man ersah, daß die schwache Wacht bei Seite gedrängt war. Es wimmelte bereits innerhalb des Thores von Franzosen und von außen her drängten sich Mannschaften mit Behendigkeit nach. Der Connetable spielte seine Comödie mit Geschick bis zu Ende. Einige Augenblicke schauete er nun eben so darein wie die Bürger, die die Betrogenen waren. Dann sagte er: „Meine Herren, Sie können diese Leute recht wohl mit uns eintreten lassen; ich werde dafür sorgen, daß sie sich augenblicklich wieder entfernen".

Es füllte sich nun die Stadt von Franzosen, soweit dieselbe dazu Platz bot; — wer hätte dies jetzt noch zu hindern vermocht?

Nun wurde der redliche Theil der Bürgerschaft deß inne, wie nur auf Grund eines schmählichen Verraths ein solches Werk habe zur Ausführung gelangen können. Es schien, als gehe man mit dem Gedanken um, sich zum Kampfe vorzubereiten. Dem Connetable wurden von dem Bischofe diejenigen Schöffen bezeichnet, die an der Spitze der Widerstandspartei standen. Er beschloß, sie zu beseitigen. Und er erwählte einen Weg, wie nur wälsche Tücke ihn zu ersinnen und zu betreten fähig ist.

Am nächsten Tage ging die Nachricht durch die Stadt, der Connetable sei in der Nacht auf den Tod erkrankt, er sei

von den Aerzten aufgegeben und habe bereits nach den Sterbesacramenten verlangt. Nur wenige Personen waren in das Geheimniß, um das es sich handelte, eingeweiht. Daß die redlichen Bürger jene Kunde nicht ungern vernahmen, kann nicht verwundern. Neue Kunde! Der Connetable, hieß es, wolle sein Testament machen; die Obrigkeit der Stadt werde so eben an sein Sterbelager gerufen. In großer Eile wurden durch Ordonnanzen die Schöffen aufgefordert, sofort an dem gedachten Orte zu erscheinen. Einer nach dem Andern trat in das Gemach des angeblich Todtkranken. Die Fenster waren verhangen, auf einem Tisch, der altarähnlich geschmückt war, stand zwischen brennenden Wachskerzen ein Crucifix. Wunderbar, nur Gesinnungsgenossen, Gegner des Connetable, fanden sich hier zusammen! Es mag wohl gesorgt worden sein, daß sie das Gesicht des Connetable nicht genau sahen; daß er seinen Degen neben sich im Bettte liegen hatte, konnte selbstverständlich von Keinem bemerkt werden.

Todtenstille herrscht im Gemach, nur die schweren Athemzüge des mit geschlossenen Augen Ruhenden sind zu hören. Nun naht sich ihm ein Diener, ihm leise anzeigend, daß alle Eingeladenen versammelt seien. Einen Augenblick später springt der Connetable mit dem Degen in der Faust aus dem Bett und durchbohrt den Schöffenältesten. Auf dies Zeichen werfen sich Soldaten auf die übrigen Schöffen und ermorden sie ebenfalls.

Damit war der Widerstand in der Stadt gebrochen. Auf einen ehrlichen, offenen Kampf hätten die Bürger sich gern, selbst wenn mit größter Wahrscheinlichkeit das Unterliegen zu befürchten gewesen wäre, eingelassen, in einen Kampf Brust gegen Brust, Auge in Auge; aber gegenüber Mitteln solcher Art war der Bürgerschaft zu Muthe, als ob eine Hand aus der Hölle sich ihr an den Hals gelegt hätte: sie fühlte sich durch eine so ruchlose That, die so außerhalb alles in dem Getriebe der Menschen Erhörtem lag, gleichsam wie gelähmt. —

An Stelle der ermordeten Schöffen wurden Creaturen des

Bischofs gewählt; die Soldaten der Stadt wurden, „weil es zu Händeln zwischen ihnen und den französischen Kriegsleuten kommen könne," und weil „deren Unterhalt der Stadt große Kosten verursache," entlassen. „Er sei ja da, mächtig genug, um die Stadt bis zur Ankunft des Königs zu bewahren, welcher alsdann, was ferner geschehen müsse, kundgeben werde." —

Der König, von Allem unterrichtet, befand sich bereits auf dem Wege nach Metz, um aus eines Henkers Hand die Macht über die wichtigste der lothringischen Städte in Empfang zu nehmen. Dabei durfte denn der übliche Pomp nicht fehlen! Nachdem Heinrich seine Truppen gemustert hatte, hielt er — es geschah dies am 18. April 1552 — im Siegesornate seinen Einzug in die Stadt. Ein Triumphbogen feierte ihn, als den „Protector des heiligen römischen Reichs;" Schöffen trugen einen Baldachin über ihm; auf die Begrüßungsanrede des Magistrats, in der um Erhaltung der „Rechte und Privilegien" gebeten wurde, gab der König die schnöde und zweideutige Antwort: „Ich werde euch wie die Meinigen behandeln!" — Mit einem feierlichen Hochamt, abgehalten von dem Bischofe Robert, der nun seines Cardinalshutes gewiß war, schloß die Comödie; der gerechte und weise König, dem die Stadt sich anvertraut habe, wurde vor dem Altare Gottes gepriesen, die Unzufriedenen mit der Rache des Himmels bedroht. Darnach nahm der König Quartier in dem bischöflichen Palast.

Indeß schon nach drei Tagen verließ er wieder die Stadt: das Werk der Knechtung derselben sollte ein Anderer vollenden. Ein Henker hatte ihm die Stadt überliefert, ein anderer Henker — Arthur von Costey — dem 5000 Mann Besatzungstruppen belassen wurden, war ersehen, die „Rechte und Privilegien" der Stadt auszutilgen. Er bemächtigte sich der Geschütze, der Munition und des Proviants, zwang die entwaffnete Bürgerschaft, der Krone Frankreichs den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören und setzte einen neuen Magistrat ein.

Nachdem Karl V. den Protestanten im Passauer Vertrage die geforderten Zugeständnisse gemacht hatte, zog er mit einem Heer nach Metz, um es für Deutschland zurückzuerobern. Es geschah dies im Herbst desselben Jahres, in welchem die Stadt von den Franzosen besetzt worden war (1552). Ein Kölner Jurist schrieb über die Wegnahme von Metz, wie über die Belagerung und den Erfolg derselben einen Aufsatz nieder, dessen Schluß lautet: „Vom 22. October an belagerte Kaiser Karolus die Stadt Metz mit Heereskraft. Der Kaiser lag lange vergeblich, ohne etwas schaffen zu können, vor Metz, es gab viel Schnee und kam eine Krankheit unter das Kriegsvolk, daß ihrer viele starben, und es fuhren geladene Nachen von Metz die Mosel hinunter, von denen kaum der vierte Mann nach Köln kam; wenn einer starb, warf man ihn über Bord. Der Kranken kamen zu viele nach Köln; weil man Alles einließ, hat man das folgende große Sterben verursacht. Der Kaiser mußte aber deshalb Metz verlassen und zog im December nach den Niederlanden. Den 22. Januar 1553 hielten die Franzosen eine große Procession in Metz aus Dank, daß sie die Stadt gegen den Kaiser gehalten hatten. Des andern Tages thaten sie Haussuchung durch die Bürgerhäuser, ob sie lutherische Bücher hielten; die man fand, wurden verbrannt. O Metz (in dem Eingange seines Aufsatzes hatte der Verfasser die Stadt den „Schlüssel von Deutschland genannt!) was hast du begonnen zu deinem und des ganzen deutschen Reiches Schaden!“ — Anfang des nächsten Jahres erschien „ein schön neu Lied von der Stadt Metz“, als fliegendes Blatt, in welchem der Dichter, der Pritschmeister Heinrich Wirre, den Verlust der Stadt beklagte. In dem Gedicht heißt es:

„Als man zählt tausendfünfhundert Jahr
Und zwei und fünfzig, das ist wahr,
Und gar nit erlogen,
Da ist der König aus Frankreich
Vor Metz gezogen, das sag ich euch,
Und hat sie sehr betrogen.

Kein Mann, wird er auch noch so alt,
Sieht wieder dich in solcher Gestalt
Wie du vordem gewesen.
Die Thürm' und Mauern sind zerzerrt,
Dazu dein ganzes Land verheert,
Du wirst kaum mehr genesen.

O Metz, du sollst ein Spiegel sein,
Mein deutsches Land, nun sieh' darein
Und thu's gar wohl betrachten.
Und wenn auch dir geschehen sollt',
Daß dich wie Metz ein Fremder holt,
So wird man dich verachten!"

Was ward noch Alles gesungen und gesagt, ehe der Verlust von Metz und der ihm (unter Ludwig XIV.) nachfolgende von Straßburg den Deutschen in dem Sinne zum „Spiegel" ward, in dem der Dichter obigen Liedes es meinte! Durch welche Gewaltthat und List es Frankreich gelang, sich auch Straßburgs zu bemächtigen und es zu bewirken, daß ihm endlich (im westfälischen Frieden) letztere Stadt und die drei Bisthümer Metz, Tull, Virten überlassen wurden, ist zu Anfang (Bd. I. S. 11—20) erzählt worden. Später verschacherte der Herzog Franz von Lothringen auf Betreiben des deutschen Kaisers Karl VI., der nur das österreichische Hausinteresse im Auge hatte, Lothringen an Frankreich. Das geschah zwei Jahre vor der Thronbesteigung Friedrich des Großen. Dieser erkannte damals schon, welche Bedeutung der Verlust von Elsaß und Lothringen für Deutschland habe. Er ließ sich in einer Schrift darüber aus, die sich in dem 8. Bande seiner Werke befindet. Nachdem er auf die Abtretung der Thermopylen und der Landschaft Phokis Seitens des alten Griechenlands an Macedonien hingewiesen, fährt er fort: „Die Geschichte Frankreichs liefert uns ein Beispiel, das man nicht lesen kann, ohne sich dieses Zuges aus der alten Geschichte zu erinnern. Elsaß, jetzt Deutschland entrissen, war ehemals für dasselbe gleich den Thermopylen, und Lothringen, welches jüngst durch Frankreich

weggenommen wurde, entspricht in seiner Lage der Bedeutung von Phokis. Die Art und Weise der Bemächtigung, welche so sehr derjenigen des Königs Philipp gleicht, enthält, wie mir scheint, eine vollkommene Gleichheit der Absichten. Philipp beschränkte sich nicht auf die Thermopylen, er drang weiter." So Friedrich der Große, den oberflächliche Beurtheiler einen Franzosenfreund nannten, von dem aber schon seiner Zeit der englische Gesandte am deutschen Hofe seiner Regierung schrieb, er, der König Friedrich, sei ein durch und durch deutscher Mann, und was er von französischem Wesen an sich habe, betreffe nur allein seine Oberfläche. — Daß Friedrich der Große, wie hier nebenher bemerkt werden möge, in der Beurtheilung der Franzosen mit den hervorragendsten Männern seines Volkes übereinstimmte, ist schon aus folgendem Ausspruche von ihm (aus einem Briefe an den Herzog von Richelieu) zu ersehen: „Mein Urtheil geht dahin, daß Ihre Nation immer leichtsinnig gewesen ist, mitunter sehr grausam, daß sie sich niemals selber hat regieren können, und daß sie nicht werth ist, frei zu sein." Es wird Niemand sagen, die Bemerkung Friedrich des Großen über die Bedeutung Lothringens sei hier, wo es sich um den Verlust von Metz handle, nicht am Orte. Der Verlust von Metz zog definitiv den der drei Bisthümer, dieser den der ganzen lothringischen Landschaft nach sich.

So war Metz von Deutschland gekommen, und jetzt lagen die Deutschen vor der starken Feste, die von einem mächtigen Heere unter der Führung eines der hervorragendsten Kriegsmänner Frankreichs vertheidigt ward, und es war nun abzuwarten, ob das Cernirungsheer dem Geschick des von Kaiser Karl V. geführten Heeres entgegengehen, oder ob es ihm gelingen würde, den starken Feind zu bändigen und sich der Stadt und der Festung zu bemächtigen.

Die von dem Prinzen Friedrich Karl befehligte Cernirungsarmee hatte eine äußerlich wenig glänzende aber außerordentlich schwere Aufgabe zu lösen. In der von einem preu-

zösischen General herausgegebenen Broschüre: „Der Kampf um Metz" heißt es: „Mit dem 18. August (Schlacht von Gravelotte vor Metz) schließt in diesem Kampfe der Abschnitt der kriegerischen Poesie; der der Prosa beginnt, mit ihren langen Tagen und Nächten voll resignirten Ausharrens in ruheloser Wachsamkeit; doch ob Poesie oder Prosa, das Ziel bleibt dasselbe, die endliche Vernichtung des Gegners; nur statt Angriff oder Vertheidigung fragt es sich jetzt, wer länger aushält: die Geduld des auf bestimmte Mittel beschränkten Eingeschlossenen oder die moralische Kraft des Einschließenden in Ertragung des anstrengenden Dienstes bei allen Unbilden der Witterung. Soll den Deutschen vorzugsweise der Hunger zum Siege verhelfen, so kämpfen für die Franzosen Krankheiten und Seuchen, und inzwischen können jederzeit die Würfel des Kampfes aufgenommen werden, bis zur endlichen, letzten, unwiderruflichen Entscheidung."

Zur Illustration des Vorgesagten mögen folgende Auszüge aus Feldpostbriefen dienen. Aus dem Bivouak Malroy vor Metz schreibt ein Unteroffizier:

„Bivouak Malroy — Ihr lest diese Ortsangabe und denkt nicht, daß sie den größten Theil von Aerger, Kummer und Langweile ausdrückt, die wir seit sechs Wochen empfinden. Ja, sechs Wochen angenagelt an denselben Fleck, aussichtslos den Feind vor sich, täglich die Hoffnung enttäuscht, ihn endlich fertig gekriegt zu haben, und hiezu Entbehrungen, Regen, Ruhelosigkeit, ein unaufhörliches Geschützgebrumme und doch nur selten ein ordentliches Gefecht, dessen Siegesende zwar großen, großen Jubel weckt, aber doch nicht den Gedanken ersticken kann, daß es besser gewesen wäre, auf Paris zu marschiren. Das, meine Lieben, liegt mit noch einem kleinen Heere von Stoßseufzern in dem Wörtchen Malroy; aber das geht nun einmal nicht zu ändern. So fügen wir uns darein. Zudem hat der Regenstrom aufgehört, sich über uns zu ergießen. Unsere Mäntel faulen fort, aber im Trockenen. Der

Himmel ist blau über uns, wie die Rücken unserer Feinde. Die Sonne blitzt goldig. Aber der Wind pfeift über unsere Köpfe und läßt unsere Freude über das bessere Wetter nicht aufkommen. Die Nächte besonders sind kalt. Ja, diese Nächte! Im Vertrauen gesagt, ist, von unseren kriegerischen Wünschen abgesehen, durch sie nur ein Verlangen von Tausenden Menschen entstanden, das: einmal ordentlich ruhen zu können, im Bette nämlich. Ja gewiß, das Märchen der drei Wünsche, in Wirklichkeit auf uns angewendet, führte zu folgender Aeußerung dem betreffenden guten Geiste gegenüber: 1. Wir wollen in Metz einziehen. 2. Wir wollen eine Nacht im Bette zubringen. 3. Wir wünschen, uns am darauffolgenden Morgen ordentlich zu waschen. Ich glaube, das letzte Verlangen würdet ihr begreifen, wenn ihr die Hübschesten von uns Revue passiren ließet, aber sie auch entschuldigen und ihnen ihr Aeußeres verzeihen, wenn ihr hörtet, daß unser Wasser mehr schmutzt als reinigt, unsere Handtücher die Mantelfutter bilden. Was uns tröstet, ist der alte deutsche Humor und die Beständigkeit. Beide, wie unsere Leiden, kann man bei den Offizieren bis hoch hinauf beobachten.

„Unsere Nichtannehmlichkeiten haben die Franzosen in neuester Zeit sehr erhöht. Die Kerle sind nun bei Tag ruhiger, binden aber des Nachts stets an. Das ist die Wirkung unseres Gefechtes vom 23., wo wir von Nachmittags 4 Uhr bis 10 Uhr Abends im Feuer waren. Bei Tag beglücken uns die Herren von Metz zum Zeichen ihrer Existenz mit Granaten, aber, Gott sei Dank und ihrer Ungeschicklichkeit auch, die thun uns keinen Schaden. Am empfindlichsten trafen sie uns gestern, wo uns gegen siebzehn Kochgeschirre mit Speisen beim Abkochen von einer Granate vernichtet wurden. Wir selbst waren eben zum Appell angetreten. Ohne das wären wohl einige von uns auch abgekocht. Unsere Verproviantirung ist gut; nur das Wasser, das man uns nicht nachschicken kann, ist miserabel. Man wird ein ordentlicher Feind dieses Getränkes.

Wie uns von Hause zum Theile abgeholfen wird, mögt ihr erfahren. In Briefen unserer Kameraden werden ebenso wie Strümpfe Chocoladetafeln eingelegt. Wir stoßen sie und nützen sie zur Purificirung unseres Schauergetränkes, oder — besser gesagt — um seinen Geschmack erträglicher zu machen. Ein paar tausend solcher Chocolade-Scheiben wären demnach sehr erwünscht. Daß wir tagsüber nicht die Hände in den Schoß legen, könnt ihr euch denken, und dies ist nicht nur, weil der Wachdienst mit großer Sorgfältigkeit geübt wird, und weil wir aufpassen, als hätte unser Lager Tausende von Luchsaugen. Wir müssen vielmehr auch sehr viel mitarbeiten an Gräben und Schanzaufwerfen, das tagaus tagein betrieben wird. Wir können uns nicht denken, daß das nur zu unserer Positions-Befestigung dienen kann, und wir glauben, die viele Arbeit bereite doch schließlich einen Angriff von unserer Seite vor, der vielleicht schon in einigen Tagen losgeht. Wäre immer besser als unser jetziger Zustand. Gefechts- und Schlachttage sind unsere Feiertage. Ich grüße euch. Und noch Eins: Schickt mir kein Geld. Am allerwenigsten aber schickt österreichische Papiergulden, die nehmen sie hier gar nicht, und wenn wir in raren Augenblicken einen französischen Verkäufer zu sehen kriegen, so finden höchstens preußische Thaler Gnade vor ihm. Also wollt ihr durchaus Geld schicken — schickt preußisches."

Ein anderer Mitkämpfer schreibt: „Im Norden von Metz stehen die äußersten diesseitigen Vorposten in St. Remy; das ursprünglich freundlich gebaute Dorf ist ein Schutthaufen, Granaten und Feuer haben Alles verwüstet. An lebenden Wesen haust in dem stündlich noch mit Granaten beworfenen Dorfe außer einigen der Heimath treu gebliebenen Katzen nur die täglich wechselnde Feldwache, welche der starken französischen Besatzung von Ladonchamp nur auf 300 Schritt gegenüberstehend, sich mit äußerster Vorsicht bewegt. Und doch noch ein anderes Wesen! Eine alte Frau von 73 Jahren wird jeden Morgen um 3 Uhr der ablösenden Feldwache übergeben; auf mein

inständiges Bitten, sich irgendwo anders hinbringen zu lassen, hatte sie nur ein Nein: „je resterai ici jusqu' a la mort.“ Unsere Soldaten haben ihr, da alle Häuser dachlos sind, eine Strohhütte gebaut, ihre Mittagskost, ihren Kaffee erhält sie täglich von den Soldaten der Feldwache, die dieses als eine Pflicht übernehmen. Ein alter Soldatenrock dient ihr als Schutz in den kalten Nächten. — So lebt diese Frau in stündlicher Lebensgefahr ihrer Heimath treu bis zum Tode, umgeben von Trümmern, welche durchweg den Stempel früherer Schönheit und gewesenen Wohlstandes zeigen.“

Diese Briefe stammen aus der letzten Zeit des September, und noch hatte das deutsche Heer bei zunehmender Ungunst der Witterung vier Wochen zu harren, ehe die Entscheidungsstunde schlug. Aus den letzten Tagen der Belagerung brachte das „Echo du Luxembourg“ folgende drastische, aber sicherlich ihrem Wesentlichen nach wahre Schilderung: „Die Preußen haben um Metz im wahren Sinne des Wortes eine geschlossene verschanzte Linie angelegt, die sie, wie auch alle benachbarten Höhen mit Kanonen armirt haben. Ein undurchbrechbarer eiserner Cirkel umgiebt die französischen Truppen. Die deutschen Soldaten lagen theils in Hütten aus Baumstämmen oder Lehm, theils in benachbarten Wäldern. Decken hatten sie in genügender Anzahl, diejenigen aber, deren sie sich bedienten, waren buchstäblich zusammengeleimt aus Regen und Koth. Die Menschen ähnelten den Krokodilen, ihre Panzer einer dicken Lage Schmutz.“

Noch nicht vollständig aufgeklärt ist es, weshalb von dem eingeschlossenen Bazaine ernstlichere „Versuche“, die Cernirungslinie des Feindes zu durchbrechen, nicht unternommen worden sind. General Changarnier behauptete später, es wäre noch am 10. September möglich gewesen, die feindliche Linie zu durchbrechen, vorausgesetzt, daß sein (Changarnier's) diesen Zielpunkt im Auge habender Plan Aufnahme gefunden hätte. Derselbe sei dahin gegangen, die ganze Kraft nicht auf einen

Punkt zu concentriren, sondern die französischen Truppen strahlenförmig sich ausbreiten zu lassen. Der Grund, weshalb Bazaine diesen Plan nicht acceptirte, mochte darin liegen, daß er wußte, er habe es nicht mit chinesischen Horden zu thun, bei denen eine solche Taktik vielleicht zum Ziel hätte führen können, sondern mit deutschen Truppen. — Der oben erwähnte preußische General sagt, Bazaine habe es in Betracht zu ziehen gehabt, daß seine Armee nach den in den Augusttagen vor Metz stattgehabten und für sie unglücklichen Schlachten der Kampflust, der Elasticität, des Vertrauens zu sich baar gewesen sei; aber er fügt auch hinzu: „Bazaine ist ein treuer Untergebener seines Kaisers. Als Soldat konnte er, nachdem bei Sedan die letzte französische Feldarmee capitulirt und am 4. in Paris die Republik proclamirt, kein Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der neuen Advocaten-Regierung fassen." Wer Letzteres als Bazaine's Ansicht gelten läßt, gelangt zu der Annahme, er habe sich auf das Zuwarten gelegt, um möglicher Weise Namens und zu Gunsten des Kaisers Frieden zu schließen und ihm eine starke Armee zu retten. Die Acten über diesen Gegenstand sind aber noch nicht geschlossen, und es ist Weiteres darüber von der Zukunft zu erwarten.

Unter dem 8. October brachte ein Telegramm aus Corny vor Metz folgende Nachricht: „Gestern wurde über Woippy die Division Kummer angegriffen. Der Feind wurde überall mit großem Verlust zurückgeschlagen. Feindlicherseits war die Garde betheiligt. Gleichzeitig kämpften auf dem rechten Moselufer mehrere Divisionen gegen das 1. und 10. Corps." Dann war es wieder still bis zur vorletzten Woche im October, zu welcher Zeit man von Capitulationsverhandlungen vernahm. Endlich, am 27. October, erschien folgendes Telegramm des Königs an die Königin:

„Diesen Morgen hat die Armee Bazaine und Festung Metz capitulirt. 150,000 Gefangene incl. 20,000 Blessirte und Kranke. Heute

Nachmittag wird die Armee und Garnison das Gewehr strecken.

Das ist eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Monat. Dank der Vorsehung!"

Ueber die Capitulationsverhandlungen und deren Abschluß wurde dem „Staats-Anz." aus Corny vor Metz, am 28. October geschrieben:

„Nach Mittheilungen aus zuverlässiger Quelle waren die Unterhandlungen schon länger im Gange; auf Wunsch des Marschalls Bazaine gestattete der Ober-Befehlshaber Prinz Friedrich Karl, daß General Boyer sich in das Hauptquartier Sr. Majestät des Königs begäbe, um dort mit den maßgebenden Persönlichkeiten zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen hatten, wie mitgetheilt wurde, keinen Erfolg. Marschall Bazaine und seine kommandirenden Generale gaben wohl den Willen kund, für sich und die Armee zu capituliren, nicht aber für die Festung und die Besatzung. Der Ober-Befehlshaber der Cernirungs-Armee hielt jedoch an der Forderung, Armee und Festung überliefert zu bekommen, fest. Inzwischen wurde die Lage in der Festung mit jedem Tage unhaltbarer, die Stimmung der Truppen bedenklicher. Seit drei Tagen hatten dieselben kein Brot mehr bekommen. Dienstag, den 25., Mittags 12½ Uhr, erschien der greise General Changarnier in Corny zum Zwecke einer Audienz, die Seine königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl auf Ansuchen des Marschalls Bazaine demselben gewährte. Dieselbe dauerte ½ Stunde. General Changarnier kehrte 10 Minuten nach 1 Uhr nach Metz zurück. Um 5 Uhr desselben Tages traf auf gegenseitige Verabredung der Chef des Generalstabes der Cernirungs-Armee, General v. Stiehle, in Begleitung des Hauptmanns Steffen vom großen Generalstab im Schlosse von Frescaty, das südwestlich Metz an unserer Vorpostenlinie liegt, ein, und hatte daselbst eine längere Unterredung mit dem General Cissey, Divisionsgeneral vom Corps Ladmirault. In derselben wurden dem

General die Capitulationsbedingungen mitgetheilt, doch zeigte sich französischerseits noch keine besondere Geneigtheit, auf dieselben einzugehen. Mit Einbruch der Nacht kehrte General v. Stiehle nach Corny zurück. Wie man erfährt, fand in derselben Nacht in Metz ein Marschallsrath statt. Am 26. Abends wurden die Verhandlungen in Frescaty fortgesetzt; zu denselben waren von französischer Seite der Generalchef des Marschalls Bazaine, General Jarras, Oberst Fay und Major Samuel eingetroffen. Am 27. früh Morgens 1½ Uhr traf bei Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung ein, daß die gegenseitigen Vereinbarungen zum Abschluß gekommen seien. Gegen 2½ Uhr Morgens kehrte General v. Stiehle nach Corny zurück. Am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr erfolgte zwischen dem Bevollmächtigten des Oberbefehlshaber der Cernirungs-Armee, General v. Stiehle, und dem Bevollmächtigten des Marschalls Bazaine, dem General Jarras, die Unterzeichnung der Capitulation. Die Bedingungen derselben sind im Wesentlichen die von Sedan, die Uebergabe der Armee und Festung, die Armee kriegsgefangen, das Material der Festung als Kriegsbeute, nur bleibt zum Unterschied der Bestimmungen von Sedan den Offizieren in Anbetracht der bewiesenen Bravour der Degen belassen."

Der König ernannte den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen und gab davon der Königin am 29. October in folgendem Telegramm Nachricht:

„Das große Ereigniß, daß nun die beiden feindlichen Armeen, welche im Juli uns gegenübertraten, in Gefangenschaft sich befinden, veranlaßte Mich, die beiden Commandirenden Unserer Armeen, Fritz und Friedrich Karl, gestern zu Feldmarschällen zu ernennen."

Seine Ernennung zu der neuen Würde zeigte der König dem Prinzen Friedrich Karl durch folgendes Telegramm an:

„Versailles, 28. October 1870. Ich habe die in der Nacht eingetroffene Meldung der Vollziehung der Capitulation

von Metz abgewartet, bevor ich Dir meinen herzlichen Glückwunsch sowie meine Anerkennung für die Umsicht und Ausdauer und zu den Siegen ausspreche, die Deiner Führung während der langen und beschwerlichen Einschließung der Bazaine'schen Armee in Metz gebührt.

„Die gleiche Anerkennung zolle ich Deiner braven Armee, die durch Tapferkeit und Hingebung einen Erfolg herbeiführte, wie kaum in der Kriegsgeschichte dagewesen ist.

„Die Ereignisse vor Metz sind unvergängliche Ehrentage und Glanzpunkte der Armee. Du hast die Anerkennung zur Kenntniß der Armee zu bringen.

„Um Dich und Deine Armee für so große Leistungen zu ehren, ernenne Ich Dich hierdurch zum Feldmarschall, welche Auszeichnung Ich gleichfalls meinem Sohne, dem Kronprinzen, verleihe."

Der General v. Moltke wurde von dem Könige in den Grafenstand erhoben.

Die brandenburgisch-preußische Kriegsgeschichte hat seit dem Bestehen unseres Heeres im Ganzen 62 Feldmarschälle in den Reihen desselben gehabt. Unter diesen befindet sich kein Prinz des preußischen Königshauses, und wiewohl dieselben vom Kurfürsten Friedrich bis auf den jetzt regierenden König ausnahmslos dem Heere sowohl im Kriege wie im Frieden ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, so haben unsere Fürsten bis dahin diese höchste militärische Würde den Mitgliedern des eigenen Hauses nicht zu Theil werden lassen. Erst die Ereignisse des Jahres 1870 gaben Veranlassung, den brandenburgisch-preußischen Feldmarschällen auch zwei königliche Prinzen einzureihen.

Der Prinz Friedrich Karl erließ folgenden Armeebefehl:

„Hauptquartier Corny vor Metz, den 27. October 1870.

„Soldaten der I. und II. Armee!

„Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind in Metz 70 Tage umschlossen, 70 lange Tage,

von denen aber die meisten Eure Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner sie daran ärmer machte! Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen strecken würde. Es ist so weit.

„Heute endlich hat diese Armee von noch voll 173,000 Mann, die beste Frankreichs, über 5 ganze Armeecorps, darunter die Kaisergarde, mit 3 Marschällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und über 6000 Offizieren capitulirt und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen!

„Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermeßliche Vorräthe an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth dem Sieger zugefallen.

„Diesen blutigen Lorber, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt!

„Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmuth, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten.

„Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen, und — erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit Ihm danach abmarschirten Corps und durch alle diejenigen theuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet sahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist!

„Die Tragweite des heutigen Ereignisses ist unberechenbar!

„Ihr aber, Soldaten, die zu diesem Ende unter meinen

Befehlen vor Metz vereinigt waret, Ihr geht nächstens verschiedenen Bestimmungen entgegen.

„Mein Lebewohl also den Generalen, Offizieren und Soldaten der I. Armee und der Division Kummer, und ein „Glück auf" zu ferneren Erfolgen."

Von Bazaine erschien folgender Armeebefehl:

„An die Rhein-Armee. Besiegt durch Hungersnoth, sind wir gezwungen, uns den Kriegsgesetzen zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Zu verschiedenen Zeiten unserer militärischen Geschichte haben tapfere Truppen, befehligt von Masséna, Kleber, Gouvion St. Cyr, das nämliche Schicksal erlitten, das in nichts die militärische Ehre befleckt, wenn man, wie Ihr, seine Pflicht bis zur äußersten menschlichen Grenze glorreich erfüllt hat. Alles, was auf loyale Weise möglich war, um diesen Ausgang zu vermeiden, ist geschehen und ohne Resultat geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anstrengung betrifft, um die befestigten Linien des Feindes zu durchbrechen, so wäre dieselbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers von Tausenden von Leben, welche dem Vaterlande noch nützlich sein können, in Folge der Bewaffnung und der niederschmetternden Streitkräfte, welche diese Linien bewachen und unterstützen, fruchtlos gewesen; ein ungeheurer Unglücksfall wäre die Folge gewesen. Seien wir würdig im Unglück; achten wir die ehrenhafte Convention, welche stipulirt wurde, wenn wir selbst geachtet sein wollen, wie wir es verdienen. Vermeiden wir vor Allem, um den Ruf dieser Armee zu wahren, die Handlungen der Undisciplin, wie die Zerstörung der Waffen und des Materials, weil dem Kriegsgebrauch gemäß Festung und ihre Bewaffnung an Frankreich zurückkommen, wenn der Friede unterzeichnet werden wird. Bei der Niederlegung des Oberbefehls halte ich darauf, den Generalen, Offizieren und Soldaten meine ganze Erkenntlichkeit für die loyale Mithülfe, ihre glänzende Tapferkeit in den Kämpfen, ihre Re-

signation bei den Entbehrungen auszudrücken; mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch.
Der Marschall von Frankreich und Oberbefehlshaber Bazaine."

Hören wir einige Augenzeugen über den Verlauf der Vorgänge, die zur Ausführung der Capitulation gehören. Der Special-Correspondent der „Daily-News" sandte auf telegraphischem Wege folgenden Bericht ein:

„Am 29. früh 10 Uhr nahm die Artillerie des 7. Armeecorps die Forts in Besitz. Um 1 Uhr inspicirte Prinz Friedrich Karl unweit Tourtebride, an der Chaussee von Metz nach Nancy, die dritte Division, welche der vierten unverzüglich in südwestlicher Richtung nachfolgen soll. Alsdann marschirte die kaiserliche Garde, die Elite der französischen Armee, mit ihren Waffen aus Metz aus und legte dieselben, nachdem sie bei dem Prinzen vorbeidefilirt, in Frescaty nieder. Nur der kaiserlichen Garde wurde diese Ehre zu Theil, die übrigen Truppen mußten ihre Waffen in den Arsenalen von Metz deponiren und marschirten dann in ihre außerhalb der Stadt gelegenen Cantonnements, um dort ihre Abführung nach Deutschland zu erwarten. Die kaiserliche Garde wurde von den preußischen Truppen mit respectvoller Würde empfangen; weder ein Hohnwort wurde hörbar, noch ein unanständiger frohlockender Blick sichtbar. Um 4 Uhr Nachmittags wurden die französischen Compagnien, welche an den Festungsthoren, vor den Depots und Arsenalen Wache standen, von den Preußen abgelöst, da zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Cavalerie in Metz eingerückt waren. Während der ganzen Cernirungsperiode ließ sich Bazaine niemals im Lager sehen, ausgenommen bei außerordentlichen Gelegenheiten; nie in den Hospitälern, die zum Theil in einer Anzahl Eisenbahnwaggons auf der Place Royale eingerichtet sind, und kaum jemals in der Stadt. Die Civilbehörden mußten sich zu ihm stets nach St. Martin begeben. Selbst auf der Mairie hat er sich nicht ein einziges Mal blicken lassen. Selten oder nie hatte er ein Wort der

Ermunterung für die Truppen. Canrobert ermunterte zuweilen ihre Ausdauer, und dann riefen sie: „Vive Canrobert! à bas Bazaine!" In der letzten Zeit durfte er es nicht wagen, so sagt man, aus Furcht vor Ermordung, sich unter seinen eigenen Leuten zu zeigen. Die fürchterlich laxe Disciplin war ohne Zweifel die Ursache der hastigen Capitulation zu einer Zeit, da noch für Jedermann für eine weitere Woche Rationen vorhanden waren. Am Morgen des 29. starben in Montigny fünf Soldaten Hungers, während der Generalstab sich luxuriöse Mahlzeiten erlaubte. Die Preise der Lebensmittel hatten in letzter Zeit die folgenden Maximalsätze erreicht: Zucker 30 Fr. per Pfund; Salz 15 Fr.; ein Schinken 300 Fr.; eine Kartoffel 45 Centimes, eine Zwiebel 60 Centimes. Ein kleines Ferkel, das in der Umgegend von Gravelotte gefangen worden, wurde, wie es heißt, für 748 Fr. verkauft. Während der letzten 5 Wochen mußten alle Amputationen ohne Anwendung von Chloroform oder Aether vollzogen und die Wunden ohne Kohlensäure verbunden werden. Ueber 19,000 Kranke und Verwundete liegen in den Hospitälern, und 35,000 Personen starben während der Belagerung allein in der Stadt, der größere Theil Mangels gehöriger Pflege. Die grassirenden Krankheiten sind Pocken, Typhus und Dyssenterie. Scorbut war nicht vorherrschend, obwohl die Kranken über drei Wochen lang ihr Pferdefleisch ohne Salz aßen. Die angebliche Entdeckung einer Salzquelle in St. Julien war ein Betrug, der zur Ermuthigung der Armee ersonnen wurde, indem man Salz in einen Brunnen that.

„Als die Uebergabe bekannt wurde, war die Bevölkerung wüthend. Die Nationalgarde weigerte sich die Waffen zu strecken, und am 29. Nachmittags erschien ein Dragoner-Capitän an der Spitze einer Truppenabtheilung, welche schwur, sie wolle eher sterben als sich ergeben, während Albert Collignon, der Redacteur eines ultra-democratischen Tageblattes, des „Journal de Metz," auf einem Schimmel reitend, eine Pistole ab-

feuerte und sie ermahnte, einen Ausfall zu wagen und Tod oder Sieg zu suchen, um der drohenden Schande zu entgehen. Ihm folgte hinterher eine Dame, die Marseillaise singend, was fürchterliche Aufregung verursachte. Die Thüren der Kathedrale wurden gesprengt und fast die ganze Nacht hindurch die Sturm- und die Todtenglocke geläutet. General Coffinière, welcher erschien, um die Menge zu beruhigen, wurde mit drei Pistolenschüssen empfangen. Mit Hilfe zweier Linienregimenter gelang es ihm schließlich, den Pöbel zu zerstreuen. Aber die ganze Nacht hindurch hörte man Rufe des Schmerzes, der Entrüstung und des Schreckens. Achtbare Frauen rannten auf den Straßen umher, welche, das Haar sich ausraufend und ihre Hauben und ihren Putz zu Boden werfend, in wilder Angst laut schrieen: „Was wird aus unseren Kindern werden?" Soldaten, betrunken und nüchtern, ohne Mützen, mit zerbrochenen Säbeln, taumelten in ungeordneten Gruppen umher, schreiend, schluchzend und weinend wie Kinder. „Oh, armes Metz! einst die stolzeste der Städte! Welches Unglück! Welch' unerhörte Katastrophe! Wir sind verkauft worden. Alles ist verloren! Es ist aus mit Frankreich!" und so fort. Die Civilbeamten fragten sich gegenseitig auf den Straßen: „Wer wird unser Gebieter sein? Wer wird uns regieren? Wohin sollen wir uns wenden, um nicht den Ruin zu sehen, der unsere Nation betroffen hat?"

„Die gesammte Cernirungsarmee gab gestern ihre Brotrationen freiwillig zur Beköstigung der französischen Kriegsgefangenen her, — ein Act, der die Bevölkerung von Metz tief rührte und viel dazu beitrug, ihre Furcht zu vermindern.

„Nur wenige deutsche Gefangene wurden in Metz vorgefunden. Die Franzosen hatten diejenigen, die zur Rückkehr im Stande waren, nicht behalten. Als ich gestern Abend Metz verließ, bemerkte ich auf den Gesichtern aller deutschen Soldaten einen unverkennbaren Ausdruck ruhiger Zufriedenheit, nichts weiter. Die französischen Officiere und Soldaten trugen,

selbst wenn berauscht, kaum einen anderen Ausdruck, als den der tiefsten Traurigkeit und des stolzen Trotzes. Der französische Verlust in den verschiedenen Affairen seit dem 18. August betrug an Todten, nebst den Sterbefällen durch Krankheit in der Stadt, 42,000. Bazaine selber lehnte den edelmüthigen Vorschlag des Prinzen, alle Truppen die Waffen außerhalb der Fortificationen Angesichts der Sieger niederlegen zu lassen, ab. Er könne, sagte er, in solchem Falle nicht für ihr Betragen garantiren. Die kaiserliche Garde allein hatte ihre Disciplin gut genug bewährt, um des Vertrauens, bewaffnet vorbeidefiliren zu können, für würdig gehalten zu werden."

Ein Mitkämpfer berichtete der „Elb. Z.": „Als Abcommandirter hatte ich einen freien Tag und hatte mich bis vor die vordersten Spitzen unserer Truppen geschlichen. Um 11 Uhr ging ich auf mir wohlbekannten Wegen bis in den von den Franzosen verschanzten Park Ladonchamp (ein Schloß). Ich erstaunte über die Verwüstungen, welche unsere Zwölfpfünder-Batterie von Semecourt aus angerichtet hatte. Glücklicherweise hatte ich noch ein Stück Bleistift von 2 Zoll Länge in der Tasche und mein Notizbuch; gleich machte ich mich daran und skizzirte ein wenig; es regnete aber so, daß ich den Mantel über das Buch halten mußte. Kaum war ich fertig, so sah ich den ersten Franzosen ankommen. Ueber die Schanzen und eine wundervolle Grotte kletternd, kam ich an die Chaussee, welche von Maizières durch St. Remy an Ladonchamp vorbei nach Metz führt. Unsere Truppen (Infanterie und etwas Cavalerie) waren rechts und links von der Straße, aber an jeder Seite einige hundert Schritt zurück, in voller Ausrüstung mit fliegenden Fahnen aufgestellt. Zuerst kam das 25. französische Linienregiment von Metz heranmarschirt, voran der Oberst des Regiments, dann die Sapeurs, herculische Gestalten mit langen Bärten, gleich mit diesen die Regimentsmusik und dann das Regiment, alles ohne Waffen, aber gut geordnet, in festem und munterem Schritt. Alle Achtung! Selbst im Unglück noch

solche Haltung! Der Oberst händigte unserem Adjutanten die Papiere ein, stellte sich dann, von Metz kommend, links an der Chaussee auf, gleich zwischen den Pappeln. Unser General der Infanterie v. Voigts-Rhetz stand mit seinem Stabe rechts an der Chaussee auf dem Felde vor dem 79. Regiment. Die französischen Stabsofficiere und Adjutanten waren beritten. Die anderen zu Fuß, aber sämmtlich mit Waffen. Die Officiere begleiteten ihre Leute bis da, wo der Oberst des Regiments hielt, dann machten sie Kehrt und gingen wieder zurück. Wie ergreifend bei einigen Officieren der Abschied von ihren Leuten war, können Sie sich gar nicht denken. Das Herz schlug mir hörbar, die Pulse gingen schneller, und nur mit Gewalt konnte ich ein weicheres Gefühl unterdrücken. Wie sollte auch ein alter Soldat, welcher selbst zum vierten Male die Uniform trägt, gefühllos bleiben, wenn die Soldaten einer tapferen Armee nach so unsäglichen Leiden und Entbehrungen dennoch in guter Haltung zwischen den langen Linien der feindlichen Truppen durchmarschiren, um auch im Elend noch zu zeigen, daß sie gute Soldaten seien. Ich war so hingerissen aus Achtung für solches Militär, daß ich jedem, welcher in meiner Nähe über die Franzosen gespottet, eine Maulschelle versetzt hätte, daß er den Himmel für einen Dudelsack angesehen haben würde. Weinet nur, dachte ich, denn ihr habt Ursache! Nur ein Soldat, der die Leiden und Freuden des Krieges gekostet, welcher weiß, daß jeder tapfere Soldat die Schmach einer Capitulation mehr, als die Granaten und Gewehrsalven des Feindes fürchtet, kann in solchem Augenblicke mitfühlen und mitleiden. Nie, nie werde ich es vergessen, diese Scenen, wenn so ein Capitän den Einen oder den Andern seiner Compagnie zum Abschied umarmte und nach französischer Weise erst auf die eine, dann auf die andere Wange küßte; dabei liefen die Thränen über die abgezehrten Wangen in den Bart hinab, große, heiße Thränen, und das von Leuten mit drei Capitulationen auf dem Oberarm. Besonders hart war

der Abschied zwischen den Officieren und Mannschaften des 94. Regiments. „Adieu mon colonel, Vive le capitaine!“ hörte man rufen, und noch andere französische Worte, welche ich nicht verstand. Nirgend habe ich Verbissenheit oder Wuth gesehen, denn ich traue mir so viel physiognomische Kenntnisse zu, um das beurtheilen zu können.

„Ich stand ganz vorn auf der Straße; mancher reichte mir die Hand mit dem Zurufe: „guten Tag, Landsmann!“ Andere reichten mir die Hand und riefen lachend: „bon jour, camarade!“ Man sah nämlich neben den traurigen auch viele freudige Gesichter, denn die Charaktere und Gefühle sind verschieden. Einige grüßten unsere Officiere, was natürlich stramm erwiedert wurde (stramm ist nämlich bei den Soldaten noch mehr als höflich). Andere gingen stumm vorbei; viele schluchzten und sahen weder rechts noch links. Von unserer Seite war jeder Zuruf, Hurrahrufen oder Jubel verboten. Stumm marschirten die Franzosen vorbei, stumm standen unsere Truppen in Reih und Glied und so weit von der Chaussee entfernt, daß sie gegenseitig nicht mal die Gesichter erkennen konnten. Keine Musik, kein Trommelschlag, kein Ton, kein Wort, alles Ernst und Schweigen, nur Achtung zeigende und Achtung einflößende Haltung von beiden Seiten. Und in der That, Musik wäre Narrheit und Hochrufen elende Schadenfreude gewesen. Sie sind besiegt durch Schwert und Hunger! Das Mitgefühl hat mich auch gestern und heute dazu verleitet, daß ich über zwei Thaler an Lebensmitteln verausgabt und an die Franzosen vertheilt habe, und mußte ich nicht so handeln? — thaten's nicht auch Andere? Gewiß, das muß ich sagen, das letzte Stück Brot, der letzte Schluck aus der Flasche wurde von unseren Leuten an die Franzosen abgegeben. Der Hunger bei einigen war aber auch so groß, daß die Soldaten rohes Fleisch, welches wir ihnen gaben, mit Gier verschlangen. (Die Franzosen liegen nämlich heute noch bei Maizières in Bivouac.) Einer holte sich aus unserem Revierhause eine Anzahl Knochen,

welche wir abgenagt hatten, und rannte damit fort. Zum Schluß will ich Ihnen noch die Reihenfolge der aus Metz in die Gefangenschaft rückenden Regimenter aufzeichnen, denn ich habe alles genau notirt. — Zuerst kam das 25. Linien-Infanterie-Regiment, welches an Stärke den folgenden bedeutend nachstand; es mußte also viel gelitten haben. Diesem folgte das 26. Linien-Infanterie-Regiment, dann das 28. L.-I.-R. Darauf kam L.-I.-R. Nr. 70. (Ein Gefreiter von unserem 78. Regiment vertheilte an dieses im Vorbeimarsch einen Beutel voll Tabak). Jetzt folgte Artillerie, schöne Gestalten, stark und groß, mit ganz neuer Uniform. Dann kam das L.-I.-R. 75. Diesem folgten fünf Marketenderwagen mit je einer Marketenderin. Die Erste war sehr hübsch; eine Andere trug zwei Orden. Nun folgte das Regiment Nr. 91. Sie können denken, daß ich die Leute dieses Regiments besonders musterte, weil auch ich zum 91. Regimente gehörte, d. h. zum deutschen. Auch in diesem Regimente weinten viele. Es folgte ein Marketenderwagen mit einer weinenden Marketenderin. Jetzt kam das L.-I.-R. Nr. 93 mit 4 Marketenderwagen, darin eine Marketenderin, so schön, wie — den Vergleich ersparen Sie mir. Dann kam das 94. Regiment, wovon ich oben geschrieben. Diesem folgte Artillerie. Darauf das 9. L.-I.-R. Eine Abtheilung mit Gewehren; wie das zugegangen und zu welchem Zwecke, weiß ich nicht. Jetzt mehrere Abtheilungen Cavalerie verschiedener Gattung, etwas Infanterie, dann wieder Cavalerie, Artillerie, dann Dragoner, die 9. Jäger, dann das 4. Linien-Infanterie-Regiment, dann das 10. Linien-Infanterie-Regiment und zum Schluß das 12. Linien-Infanterie-Regiment. Von da an konnte ich der Dunkelheit wegen keine Regimentsnummer mehr erkennen und bin mit diesem genannten Regiment zurückmarschirt. Es dauerte von 12¾ Uhr bis gegen 5 Uhr."

Unter dem 31. October berichtete ein anderer Mitkämpfer dem „Frankf. Journal":

„Endlose Karawanen bewegen sich auf der Straße nach Metz. Zahllose Fuhrwerke wogen, zwei mächtigen Wellen gleich, auf und ab. Viehheerden, welche für die Stadt bestimmt sind, weiden auf den Aeckern an der Straße, oder winden sich durch das Wagengewühl. Tausende von Schafen, Rindvieh, Geflügel aller Art sind unterwegs, und morgen schon hat die Noth ihr Ende erreicht, morgen schon wird Metz überreich mit Lebensmitteln versehen sein. Die äußere Umgebung der Festung sieht grauenhaft aus. Die herrlichen Anpflanzungen und Promenaden sind gefallen und mit ihnen die Landhäuser und Villen, welche vordem eine Zierde der Umgebung gewesen sind. Nur noch Trümmer ragen im wilden wüsten Chaos empor und machen auf den Wanderer einen unheimlichen Eindruck. Rechts von der pariser Straße sind tiefe Gräben aufgeworfen, um die Eingeweide der geschlachteten Pferde aufzunehmen, wallartige Hügel in unmittelbarer Nähe lassen auf den gewaltigen Consum an Pferdefleisch schließen. Die Metzer, welche mit Sack und Pack der Unglücksstätte entfliehen, sehen elend genug aus, namentlich erregen die bleichen Frauengesichter mit den blaugeränderten Augen sofort das allgemeine Mitleid; man kann hieraus am deutlichsten schließen, was die Bevölkerung in den siebenzig Tagen der Belagerung erduldet hat. Die Männer sehen besser aus, frisch sogar die Soldaten. In der Stadt herrscht reges Leben, die Einwohner geben sich ganz der Freude der Erlösung hin; zum ersten Male nach langen, schweren Tagen sind die Märkte wieder besucht, und wie Bienenkörbe werden die Marketenderwagen umschwärmt, die ihren Inhalt für enorme Preise reißend loswerden. Käse ist ein Leckerbissen, alle Welt drängt sich danach, und mit 2 Franken wird ein Stückchen bezahlt, das in Frankfurt 6 bis 12 Kreuzer kosten würde. Officiere in ihren besten Uniformen, meist beritten, durchziehen die Straßen, ab und zu sprengt eine Abtheilung preußischer Feldgensd'armen oder ein Officierstrupp vorüber, dann stockt der Strom, Alles staunt die fremden Reiter

in ihren eleganten Uniformen an, und dann geht es weiter, um nach wenigen Schritten abermals stehen zu bleiben. Friedlich, oft Arm in Arm, wandern die französischen und deutschen Soldaten einher. Was hat man auch persönlich gegen einander, um sich Haß entgegen zu tragen? Nur einen angetrunkenen Franzosen bemerkte ich, der in lautester Weise die wildesten Drohungen und Verwünschungen gegen die Deutschen ausstieß, was diese glücklicherweise nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. An jeder Straßenecke stehen Militärs, welche ihre Effecten um einen Spottpreis veräußern. Die prächtigsten Pferde gehen um einen unglaublich billigen Preis fort. Man bezahlte die schönsten Exemplare mit 20 bis 50 Francs, in normalen Verhältnissen würden sie vielleicht eben so viele Friedrichsd'or gekostet haben. Die Stimmung der Offiziere ist, nach dem Gesichtsausdruck zu schließen, eine getheilte. Die Einen lachen, die Anderen schauen finster drein, das Schicksal der Festung geht ihnen jedenfalls sehr nahe. Fast ausnahmslos sind die Offiziere gegen Bazaine aufgebracht. Man wirft ihm vor, die Sache des Vaterlandes verrathen zu haben."

Welch einen Eindruck die Kunde von der Capitulation von Metz in Tours hervorgebracht haben muß, läßt sich ermessen, wenn man erwägt, daß noch in der Nachschrift der „Correspondance de Tours" vom 28. October triumphirend verkündet wurde: „Die durch den Abgesandten Bazaine's hierher gelangten Mittheilungen aus Metz sind ausgezeichnet und bestätigen in zuverlässiger Weise die von anderer Seite neuerdings mitgetheilten Nachrichten. Bazaine's Armee ist mit Allem überreich versehen, von unerschütterlichem Vertrauen beseelt, und jeder Ausfall, den sie macht, ist ein Sieg, der dem Feinde bedeutenden Schaden zufügt. Wir erfahren, daß der Adjutant Bazaine's heute (28. Oct.) von Herrn Gambetta empfangen wurde." Gambetta hatte es veranlaßt, daß ihm eine

Flut von Vertrauensadressen eingesandt wurde, über die das Regierungsblatt zu Tours berichtete. In einer derselben, deren Abdruck um jene Zeit erfolgte, hieß es: „Nehmen Sie, Bürger, den Wahlspruch von 92 und 93 zur Richtschnur: „„Die Republik unterhandelt nicht mit dem Feinde, der ihr Gebiet besetzt hat."" Und setzen wir hinzu: Selbst wenn die Hauptstadt in Feindes Hände gefallen wäre!" — Das war die Sprache der Männer Frankreichs von 1792 und 93; aber die Personen, die jetzt diese Sprache wiederholten, glichen nicht entfernt den Männern jener Zeit! —

Als es nun in Tours als unzweifelhaft angesehen werden mußte, daß Metz gefallen, erachtete es Gambetta erst recht für angezeigt, im Sinne jener Revolutionsmänner sich zu äußern. Nicht Franzosen allein, sondern auch so manche Andere haben sich darin getäuscht, daß sie in Gambetta einen vom Pathos revolutionärer Leidenschaft und glühender Vaterlandsliebe getragenen Charakter sahen. Der Umstand, daß er sich später mit Geläufigkeit auch in eine andre Rolle zu finden wußte, und daß aus seinem Wesen nichts von dem Schmerze heraustönte, dessen er sich, wenn er von jenem Pathos jemals wirklich ergriffen gewesen wäre, nicht zu entschlagen vermocht hätte, wird ihr Urtheil berichtigt haben. Nur in der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und der Lüge war er groß, und diese Eigenschaften vor allem waren es, die ihn dazu anreizten, in Nachahmung der Männer der ersten Revolution eine Rolle zu spielen, die für Frankreich nur Verderben im Gefolge hatte. Er erließ nun unter Hinzuziehung seiner Mitregierenden in Tours eine Proclamation, in der er ohne Weiteres (und im directesten Widerspruche mit den wenige Tage vorher in dem Regierungsblatte zu Tours veröffentlichten Erklärungen) Bazaine des schnödesten Verrathes bezichtigte und dabei aufs Neue versicherte, „es werde die Republik, weder im Innern noch im Aeußern, niemals capituliren." Er selbst allein erließ darauf noch folgende Proclamation an die Armee: „Soldaten! Ihr wurdet verrathen,

aber nicht entehrt; jetzt, da Ihr Eures unwürdigen Führers entledigt seid, kämpft für die Rettung des Vaterlandes, für Euren heimathlichen Herd und Eure Familien, für Frankreich, Eure Mutter. Rächet Eure Ehre, welche die Ehre des Landes ist. Eure Brüder von der Rheinarmee haben gegen jenes feige Attentat ihre Stimme erhoben und ihre Hände von jener fluchwürdigen Capitulation fern gehalten. Führet Ihr den Sieg zu uns zurück. Euch sind die Geschicke des Landes vertraut."

Der Thörichte glaubte durch ein erkünsteltes revolutionäres Feuer, das er in patriotischem Farbenglanze spielen ließ, eine ganze Nation zu Riesenanstrengungen fortreißen zu können, und doch waren die Kräfte, die sein unwahrhaftiges Wesen emporrief (wie es ja der Natur der Sache nach auch nicht anders sein konnte) gerade die weniger bedeutenden des Landes.

Inzwischen war Thiers von seiner Rundreise an die europäischen Höfe nach Tours zurückgekehrt, und ihm, der — wenn auch nur als politischer Kleinkrämer — wenigstens mit Wirklichkeiten zu rechnen versteht, blieb die bittre Erkenntniß nicht verschlossen, daß Frankreich mit jedem Tage des Weiterkampfes mehr verlieren müsse, und es daher für dasselbe unerläßlich sei, das Aeußerste zu thun, um zum Frieden mit dem Feinde zu kommen.

Waffenstillstandsverhandlungen.

Während es von Thiers persönlich geschehen war, hatte Jules Favre schriftlich die europäischen Mächte um Beistand angerufen. Es ergiebt sich Letzteres u. A. aus dem später erschienenen englischen Blaubuche. In einer Depesche des englischen Botschafters zu Tours an den Lord Granville heißt es: „Da Frankreich sich den (auf Gebietsabtretung zielenden) Prä-

tensionen Preußens niemals fügen könne, fühle Jules Favre sich berechtigt, an den Rest der Welt um Hülfe zu appeliren. Die Zeit der bloßen Vermittlung sei vorüber. Die Mächte sollten jetzt zu Preußen in einem Tone sprechen, der nicht mißverstanden werden könnte, und sie sollten Maßregeln ergreifen, welche dafür bürgten, daß man ihnen Gehör schenke." Wie Thiers, rief also auch Jules Favre geradezu die active Intervention Europas an. Auch Favre's Wort war ohne entsprechende Folgen geblieben. Es lag zu nahe für die angerufenen Mächte, sich zu sagen, daß, da sie es seiner Zeit unterlassen hätten, gegen den Schuldigen, Frankreich, „in einem Tone zu sprechen, der nicht mißverstanden werden könnte", wie auch „Maßregeln zu ergreifen, welche dafür bürgten, daß man ihnen Gehör schenke," sie nun um so weniger sich dazu hergeben dürften, in der angedeuteten Weise Front gegen den Angegriffenen zu machen, der sein gutes Recht vertheidigte und für die Erlangung der Bedingungen mit seinem Herzblute stritt, die für die Zukunft ihn vor einem ähnlichen Gewaltschritt Frankreichs sicherten.

Von anderer Wirkung auf die neutralen Mächte, zunächst auf England, war eine Depesche des Grafen Bismarck. Derselbe lenkte die Aufmerksamkeit auf die verhängnißvollen Folgen, die bei verlängertem Widerstande für Paris vorauszusehen seien. „Die bisher vor Paris geführten größeren Gefechte," heißt es in dem der Depesche vom 4. October beigegebenen Pro Memoria, „in welchen der Kern der dort vereinigten feindlichen Streitkräfte nicht ein Mal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, giebt die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch das Gouvernement provisoire de la défense nationale so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Capitulation zwingt, so müssen daraus schreckenerregende

Consequenzen entstehen." — „Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an 2 Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen; die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht worden, auf viele Tagemärsche hin eben so wenig irgend welche Hülfsmittel und gestatten daher nicht einmal, die Bewohner auf den (von den Franzosen zerstörten) Landwegen zu evakuiren. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Die französischen Machthaber müssen diese Consequenzen eben so klar übersehen, wie die deutsche Armeeführung, welcher nichts übrig bleibt, als den angebotenen Kampf auch durchzuführen. Wollen Jene es bis zu diesem Extrem kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich."

In Folge dieser Darlegung sah die englische Regierung sich veranlaßt, in die provisorische Regierung Frankreichs zu dringen, daß dieselbe versuchen möchte, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, welcher zur Berufung einer Vertretung des französischen Volkes und dadurch zur Wiederherstellung des Friedens führen könnte.

Die englische Regierung zeigte dies der Regierung Preußens in einer an den englischen Gesandten am preußischen Hofe gerichteten Depesche vom 20. October an, in welcher es heißt: „Die Regierung Ihrer Majestät kann es nicht glauben, daß ihre Vorstellungen ohne Wirkungen auf die französische Regierung bleiben würden. In diesem Kriege haben zwei moralische Ursachen die große materielle Macht der Deutschen unermeßlich unterstützt. Sie haben gekämpft, um die Drohung eines fremden Ueberfalls zurückzuweisen und das Recht eines großen Landes zu vertheidigen, sich in der, einer vollen Entwicklung seiner Hülfsmittel förderlichsten Weise einzurichten. Der Ruhm dieser Anstrengung wird noch vermehrt werden,

wenn die Geschichte in Wahrheit erzählen kann, daß der König von Preußen jeden Versuch, zum Frieden zu gelangen, erschöpft habe, bevor der Befehl zum Angriff auf Paris gegeben wurde, und daß die Bedingungen des Friedens gerecht, gemäßigt und in Uebereinstimmung gewesen seien mit richtiger Politik und den Empfindungen der Zeit. Die Regierung Ihrer Majestät wünscht, es möchte klar verstanden werden, was ihr bisheriges Verhalten deutlich beweist, daß sie nicht daran denkt, den Kriegführenden überflüssige oder unannehmbare Rathschläge zu ertheilen. Die Anregungen, welche sie so eben in dem freundschaftlichsten Geiste gegeben hat, entspringen daraus, daß ihre Aufmerksamkeit auf die erschrecklichen Folgen förmlich gelenkt wurde, welche nach Graf Bismarck's Urtheil aus der verlängerten Einschließung von Paris wahrscheinlich entstehen würden."

In seiner unter dem 28. October erfolgenden Erwiederung auf diese Mittheilung versicherte Graf Bismarck zunächst, „daß der lebhafte Wunsch nach einer Beendigung des zerstörenden Kampfes zweier großen Nationen und nach Vermeidung der äußersten, durch den völkerrechtlichen Kriegsgebrauch gebotenen Mittel von dem Könige nicht minder lebhaft getheilt, ja um so viel tiefer empfunden werde, als Deutschland durch die Opfer, die es selbst auch im siegreichen Kriege zu bringen habe, noch ganz anders dabei betheiligt sei, als ein neutrales Land, welches dem Kampfe nur mit den theilnehmenden Gefühlen der Menschlichkeit zuschaue." — „Nach den gemachten Erfahrungen", heißt es weiter, „kann unsere Regierung nicht den ersten Schritt zu neuen Verhandlungen thun; doch wird sie jeden von französischer Seite ihr etwa zugehenden, auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichteten Vorschlag bereitwillig entgegennehmen und mit aufrichtigem Wunsche nach Wiederherstellung des Friedens prüfen."

Als die Mahnung Englands an die provisorische Regierung in Frankreich erging, war Metz noch nicht gefallen, und

man wiegte sich in Betreff der zu erwartenden Thaten der Loire-Armee wie der Armee von Lyon und Garibaldi's noch in mancherlei Illusionen. Da aber Thiers von seiner Rundreise mit leeren Händen nach Tours zurückgekehrt war, wagte man es doch nicht, die wohlwollende Anregung Englands ohne alles Weitere zurückzuweisen, weil man sich sagen mußte, daß dies hieße, sich dadurch den letzten Rest von Theilnahme bei den auswärtigen Mächten zu verscherzen. Es wurde demnach beschlossen, einen jener Mahnung entsprechenden Versuch zu machen, und zur Ausführung desselben bot sich gerade in Thiers der passende Mann dar. Thiers hatte vom Kriege abgerathen, daher er den Herren in Tours als eine Person erschien, der man im deutschen Hauptquartier mit günstigen Vorurtheilen entgegenkommen würde; vor Allem aber: Thiers galt den gegenwärtigen Machthabern (und dies nicht mit Unrecht) als ein politischer Schlaukopf, und sie meinten von ihm hoffen zu dürfen, daß, wenn Einem, es ihm gelingen möchte, bei Verhandlungen im preußischen Hauptquartier den möglichsten Vortheil für Frankreich herauszuschlagen. Es wurde das Programm, auf Grundlage dessen er seine Verhandlungen führen sollte, festgestellt; doch war nöthig, die Zustimmung der Regierungsmänner in Paris zu diesem Programm und zu den Verhandlungen selbst einzuholen. Auf eine Anfrage in Versailles ward von Seiten des deutschen Hauptquartiers die Bereitwilligkeit sogleich erklärt, Herrn Thiers mit sicherem Geleit nach Paris gelangen zu lassen. Thiers kam am 30. October — also kurz nach dem Falle von Metz — nach Versailles. „Gestern schon", ward der Kölnischen Zeitung unter dem 31. October geschrieben, „hat Thiers Versailles wieder verlassen, nachdem er eine anderthalbstündige Conferenz mit dem Grafen Bismarck gehabt. Der Zufall wollte, daß eine Persönlichkeit, welche das Recht hat, unsere Vorpostenlinien zu passiren, mir einen Platz in ihrem Wagen anbot, der die Richtung einschlug, welche der französische Staatsmann unter dem Schutz

eines bayerischen höheren Offiziers und des Grafen Hatzfeld vom Bundeskanzleramte in vierspänniger Kalesche passirt hatte. Dieser Wagen begegnete mir sogar am Eingange des Dorfes, in welchem der bayerische Begleiter den französischen Geschichtsschreiber dem preußischen Vorpostencommandanten überantwortete. Mit diesem, dem Hauptmann M., hatte Thiers ein längeres Gespräch gepflogen. Es schien, als ob den alten, sehr bewegten Mann die theilnahmvolle Haltung des preußischen Offiziers zu längerem Redeergusse angespornt habe. Er ließ es sich angelegen sein, in eifriger Weise seinem Begleiter darzuthun, wie von seiner Seite Alles geschehen sei, um den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zu verhindern; er schien ganz zu vergessen, wie er nur aus Opportunitäts-Rücksichten gegen den Krieg und den dafür gebrauchten Vorwand gewesen, während er es doch hauptsächlich gewesen, der seit 1866 in immer wiederkehrenden fulminanten Reden gegen Deutschland die Flamme angefacht und den Brand geschürt. Der Hauptmann rief ihm ins Gedächtniß zurück, daß er schon früher den Krieg gegen Deutschland einmal im Schilde geführt, im Jahre 1840. „Ach, damals", entgegnete Thiers, „lag die Sache ganz anders. Damals waren wir im sonnenklarsten, unbestrittenen Recht. Die Quadrupel-Allianz hatte gegen uns im Geheimen intriguirt und wollte faits accomplis schaffen, die wir nicht über uns ergehen lassen konnten. Damals galt es, zu verhindern, daß Syrien an Aegypten falle, damals waren wir nicht unvorbereitet, hatten eine vortreffliche Führung, und die Aussichten des Erfolges waren lediglich für uns. Diesmal aber", fuhr er einlenkend fort, „diesmal fand dieses selbe Verhältniß zu unseren Ungunsten statt. Der Kaiser wollte den Krieg — aber im Grunde folgte er doch nur dem Impulse der Kaiserin." Beide seien in der höchsten Potenz unfähig gewesen, die Geschicke des Landes zu leiten, und seine Landsleute müßten es heute schwer büßen, sich die Herrschaft eines solchen Charlatans, wie Napoleon III., so lange haben gefallen zu lassen. Herr

Thiers kannte, wie er erzählte, den Fall von Metz und die Capitulation Bazaines und glaubte auch daran. Dennoch war er weit entfernt, den Marschall Bazaine irgendwie zu verurtheilen. Im Gegentheil. Er hält ihn nach wie vor für den begabtesten Führer Frankreichs und ging in seinem Enthusiasmus sogar so weit, den Privatcharakter dieses Mannes und sein Renommée in Frankreich als durchaus fleckenlos hinzustellen. Freilich stand, ihm zufolge, Bazaine als Mensch nicht auf der Höhe Mac Mahon's, den er den vollendeten Gentilhomme, den modernen Ritter ohne Furcht und Tadel nannte. Er selbst, Thiers, sei von Anfang an gegen das strategische Wagestück gewesen, welches mit dem Unglück von Sedan geendet. Er habe gewarnt — aber umsonst. Er sei diesmal überhaupt fast wie Kassandra gewesen. Er hoffe, daß man nun eher auf ihn hören werde. Er wünsche jetzt aufrichtig den Frieden. Um Frankreich aus der verzweifelten Lage zu retten, in der es sich befinde, sei vor Allem nöthig, es von dem Provisorium zu befreien, in dem es stecke. Hierzu bedürfe man einer constituirenden Versammlung, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen. Aber er verhehlte nicht, daß es sehr schwer halten würde, mit der Pariser Regierung, die durchaus nicht illusionslos sei, jetzt über derartige Fragen zu verhandeln und ihr die Unerläßlichkeit der zu bringenden Opfer nahe zu führen. Thiers, der sich ja sein Leben lang gern mit militärischen Dingen befaßt, ging darauf auf die Leitung der deutschen Armeen und auf diese selbst über. Die vollste Bewunderung gab er hierbei für Graf Moltke zu erkennen, welchen er den „unbedingt größten Strategen der Neuzeit" nannte. Auch des preußischen Offizier-Corps gedachte er mit ganz besonderer Anerkennung, indem er namentlich seinen höheren Bildungsgrad, so wie die eigenthümliche Begabung hervorhob, die Truppen jederzeit — im Vorrücken wie im Zurückgehen — wie Einen Mann in der Hand zu haben; etwas, das leider den französischen Soldaten völlig abgehe."

In Paris fand nun Thiers in Bezug auf die Kriegslage, gemäß seiner Vermuthung, die ärgsten Illusionen noch in vollständigster Blüte vor. Die Pariser, zu denen von den Vorgängen des Landes nur Gerüchte gelangten, glaubten noch an das siegreiche Vordringen der Loire-Armee von Süden und der Armee unter Bourbaki von Norden her, ja sie lebten noch des Glaubens, daß Bazaine mit seiner Rheinarmee in kürzester Frist ebenfalls zum Entsatze von Paris herbeirücken würde. Noch kurz zuvor hatte man sich mit Frohlocken erzählt, der Kronprinz und Moltke seien todt, unter den Bayern und Würtembergern sei ein Aufstand ausgebrochen, Hunger und Seuchen decimirten die Armee, die nahe daran sei, den Rückzug anzutreten, den man ihr natürlich verlegen werde. Je toller und unwahrscheinlicher die Gerüchte, je entschiedener fanden sie Glauben, sobald sie nur den Rache-Empfindungen der Pariser Nahrung gaben. Die verhaßtesten der deutschen Krieger waren um diese Zeit den Parisern die Ulanen, und schnell gab sich das „Paris Journal" dazu her, seinen Lesern eine Belehrung über Ulanen zu geben. „Es giebt", heißt es in dem Blatte, „keine Ulanen-Regimenter. Die preußische Cavalerie begreift Kürassier-, Dragoner-, Husaren-Regimenter, aber keine Ulanen-Regimenter. In den bisherigen Gefechten haben wir Attaken von Kürassieren, Dragonern und Husaren, aber nicht von Ulanen erlebt. Was ist denn ein Ulan? So lange Preußen im Frieden lebt, sieht man keine Ulanen im Lande. Ist aber der Krieg erklärt, so strömen alsbald aus allen Himmelsgegenden pensionirte Cavalerie-Offiziere herbei, d. h. solche, die kein anderes Vermögen als ihre mäßige Pension besitzen. Sie melden sich zum Commando von Reitercorps, die sie auf eigene Kosten anwerben, ausrüsten und unterhalten. Der Ulan nimmt keinen Antheil an der Schlacht, gehorcht keinem General, fügt sich auch nicht in die Disciplin des Lagerlebens. Auf den Flügeln des preußischen Heeres, davor, dahinter, 10, 20, 30 Kilometer über die Vorposten hinaus sieht

man Wolken von Reitern das Terrain absuchen. Ulanen, nichts als Ulanen. Man ertheilt den Führern vorher ein Patent. Mit diesem Patent versehen, sammeln jene alten Lanzknechte (ces vieux reitres) sich ihre Schaaren unter den abgedankten Soldaten. Alle sind ohne Lebensberuf und Unterhalt, haben ihre Sach' auf nichts gestellt. Sofort nach Ueberschreitung der Grenze beginnt die Jagd. Sie führen Krieg für eigene Rechnung wie auf eigene Kosten, und behalten von Rechts wegen, was Fortuna ihnen sendet. Die Ulanen sind mit einem Worte Corsaren zu Lande. Ihr Patent ist ein Kaperbrief. Sie arbeiten für sich; nur für Gewinn kämpfen sie. Die civilisirten Völker haben mit Recht das Kaperwesen als organisirten Seeraub betrachtet und unterdrückt. Die Ulanen hat man dabei vergessen, und Preußen weiß dies zu benutzen. Niemals findet man unter den Ulanen einen Menschen von guter Erziehung oder einen Offizier, der irgend welche Zukunft hat; niemals Großherzigkeit oder einen Schatten von Patriotismus. Sie rauben bei uns, sie werden in ihrer Heimath rauben: Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb eben löst man sie jedesmal gleich nach Beendigung des Krieges auf. Gelegentlich mag es unter ihnen Tapfere geben; im Allgemeinen haben sie nichts als Räuberkühnheit."

Aus einem Boden, dem solche Lügen entsprossen, tauchten zugleich mit ihnen neue tolle Rachepläne auf. Der „Gaulois" forderte die Regierung auf, für die Erfindung einer menschenmordenden Höllenmaschine, mit deren Hülfe man den Feind vernichten könne, einen Preis von einer halben Million auszuschreiben; es wurde ferner aufgefordert, einige hunderttausend Francs für den Ankauf eines Gewehrs zu sammeln, mit dem der König Wilhelm erschossen werden sollte. Die „Times" berichtet von folgendem ergötzlichen Project, welches der provisorischen Regierung zur Begutachtung vorgelegt worden war. Der Urheber des Planes verlangt nur 8000 bis 10,000 Freiwillige, welche bereit sind, für die Befreiung ihres Vaterlandes

ihr Leben kühn in die Schanze zu schlagen. „Der Weg sei offen", sagt er, die einzige Frage sei die, ihn zu betreten." Sein Plan ist, daß dieses Corps den Rhein in kleinen Abtheilungen überschreiten und auf ein gegebenes Signal sich auf einem vorher auserwählten Punkte concentriren solle; es könnte auch unter verschiedenen Verkleidungen durch neutrale Staaten, oder auf dem Seewege in das feindliche Territorium gelangen: aber in jedem Falle so schleunig wie möglich. Das Corps brauchte weder Geschütze noch Bagage; es müßte von Requisitionen im feindlichen Lande leben und im Stande sein, der Verfolgung eines überlegenen und besser bewaffneten Feindes leicht zu entgehen. Es könnte überall französische Gefangene befreien, dieselben bewaffnen, neue Parteigänger-Corps aus ihnen bilden und über das Land verbreiten. Die Führer der Corps müssen in der Geographie Deutschlands gut bewandert sein, und keiner sollte nur das kleinste Detachement befehligen, falls er nicht verstehe, dasselbe, ohne Führer, Tag und Nacht, selbst in den Wäldern, mit Hülfe der Landkarte und des Taschencompasses zu leiten."

In dies kochende Schlamm-Meer kam nun Thiers, der das Feuer, von welchem es in Bewegung gesetzt ward, hatte entzünden und schüren helfen, und der jetzt bemüht war, die weitere unzeitige Ueberflutung zu dämpfen. Seine Mittheilungen wirkten bei den Mitgliedern der Regierung so weit ernüchternd, daß sie dem Plane, mit der preußischen Regierung in Verhandlung zu treten, ihre Zustimmung ertheilten. Kaum aber ward dies in Paris bekannt, so erhob sich der Ruf gegen die Regierung: „Wir werden verrathen!" und die Zeitungen ergingen sich in Wuthausbrüchen. Es ward der Plan, zu unterhandeln, verdammt, mehr noch der Unterhändler, Thiers. „Es giebt Unglücksmenschen," rief der Siècle, „deren ganze politische Laufbahn der Größe und Freiheit ihres Vaterlandes zum Schaden gereichte. Ein solcher Mensch war Talleyrand, ein solcher ist Thiers." Nachdem in wenig schmeichelhaften

Worten die Chamäleonsnatur dieses Ränkeschmiedes geschildert, wurde den Männern der Nationalvertheidigung vorgeworfen, daß sie schon kopflos gehandelt hätten, einem Feinde der Republik eine diplomatische Mission bei Höfen anzuvertrauen, deren Herrscher die Republik noch gar nicht anerkannt hätten; Thiers sei niemals etwas Anderes gewesen, als der böse Geist Frankreichs. „Als der Caliban der constitutionellen Monarchie, die er zerfleischte, während er that, als wolle er sie erhalten, hat er Jahre lang darauf hingearbeitet, die Republik von 1848 zu fesseln und die Schlächterei des 2. December vorbereitet, ohne daß er es wollte." Jetzt aber wolle man nicht, daß die Republik zum zweiten Male durch einen Thiers zu Grunde gerichtet würde. — Es kam zu meuterischen Kundgebungen, und nur mit Mühe gelang es einem Theile der Nationalgarde, mehrere Mitglieder der Regierung, unter ihnen Favre und Trochu, aus der Gewalt der Aufständischen zu befreien.

Solche Vorgänge, gegenüber einer Regierung, die sich bereit erklärte, mit dem Feinde über einen Waffenstillstand zu verhandeln, konnten im Grunde genommen Verwunderung nicht erregen. Wenn heut die Zeitungen der Regierung verkündeten, der Feind sehe seiner Vernichtung entgegen, und wenn sie Tags darauf es als von der Lage geboten darstellten, mit demselben Feinde zu verhandeln, so konnte das kaum anders, als es geschah, von der Bevölkerung aufgenommen werden, zum allermindesten gab dies Demagogen genügenden Vorwand, Emeuten hervorzurufen. Die Regierung nahm aus diesen Vorgängen Veranlassung, die Pariser darüber abstimmen zu lassen, ob sie noch das Vertrauen derselben habe, oder nicht. Die Abstimmung ergab eine Mehrheit von 557,976 Stimmen für, 62,638 Stimmen gegen die Regierung, die sich dadurch wieder befestigt sah. Aber die Emeute, sowie das ihr nachfolgende Bestreben der Regierenden, Herren der Lage in Paris zu bleiben, hatte doch dahin gewirkt, daß

den Parisern Zusicherungen gemacht worden waren, die schon an und für sich die Waffenstillstandsverhandlungen als aussichtslos erscheinen lassen mußten. In einer Proclamation hatte Trochu den Parisern verkündet, daß die gegenwärtige Regierung nur unter folgenden Bedingungen einen Waffenstillstand anzunehmen gesonnen sei: 1) derselbe solle eine Dauer von 25 Tagen haben, 2) während desselben sei der Hauptstadt die Möglichkeit gewährt, sich Zufuhr an Lebensmitteln herbeizuschaffen, 3) es sei die freie Betheiligung aller französischen Landestheile (also auch von Elsaß und Lothringen) an der Wahl der französischen Volksvertretung zuzugestehen.

Daß der schlaue Herr Thiers an diesen Forderungen sein gutes Theil hatte, ist nicht zu bezweifeln. Ihm galt als Hauptpunkt für jetzt: Paris mit Lebensbedarf im möglichsten Umfange zu versehen, damit es in die Lage versetzt werde, die Entscheidung möglichst hinauszurücken. Und was verlangte er, als er nach Versailles kam? Die Hauptstadt sollte während der Zeit des Waffenstillstandes durch vier namentlich aufgeführte Bahnhöfe an Vieh und Lebensmitteln einführen dürfen: 34,000 Ochsen, 80,000 Schafe, 8000 Schweine, 5000 Kälber, 100,000 Ctr. (Quinteaux) Salzfleisch, das nothwendige Futter für jene Thiere in Gestalt von 8 Millionen Centner Heu und Stroh, dann 200,000 Centner Mehl, 30,000 Centner trockenes Gemüse, endlich zur Heizung und zum Kochen 100,000 Tonnen Steinkohlen und 500,000 Klafter (Stères=29 Kubikfuß) Holz, wobei die dermalige Bevölkerung von Paris mit Einschluß von 400,000 Vertheidigern und den Bewohnern der Bannmeile zu 2,700,000 bis 2,800,000 Seelen angenommen wurde. Hören wir über den Verlauf der Verhandlungen eine Stelle aus dem Rundschreiben des Grafen Bismarck vom 8. November: „Herr Thiers erklärte, daß Frankreich auf Wunsch der neutralen Mächte bereit sein werde, sich auf den Waffenstillstand einzulassen. Seine Majestät der König hatte gegenüber dieser Erklärung zu erwägen, daß jeder Waffenstillstand an

und für sich für Deutschland alle die Nachtheile bedingt, mit denen für eine Armee, deren Verpflegung auf weit zurückgelegenen Hülfsquellen beruht, jede Verlängerung des Feldzuges verbunden ist. Außerdem übernähmen wir mit dem Waffenstillstande die Verpflichtung, der deutschen Truppenmasse, welche durch die Capitulation von Metz verwendbar geworden war, in den Stellungen, welche sie am Tage der Unterzeichnung innegehabt haben würde, Halt zu gebieten und damit auf die Besetzung weiter feindlicher Länderstrecken zu verzichten, welche gegenwärtig ohne Schwertstreich oder mit Ueberwindung unbedeutenden Widerstandes von uns eingenommen werden können. Die deutschen Heere haben einen wesentlichen Zuwachs in den nächsten Wochen nicht zu erwarten. Dagegen würde der Waffenstillstand Frankreich die Möglichkeit gewährt haben, die einzelnen Hülfsquellen zu entwickeln, die in der Bildung begriffenen Formationen zu vollenden, und, wenn die Feindseligkeiten nach dem Ablauf des Waffenstillstandes wieder beginnen sollten, uns widerstandsfähige Truppenkörper entgegen zu stellen, welche jetzt noch nicht vorhanden sind.

„Ungeachtet dieser Erwägungen ließ Seine Majestät der König den Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, vorwiegen, und ich wurde ermächtigt, Herrn Thiers sofort mit der Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25 oder auch, wie er später gewünscht, 28 Tage auf dem Grund des einfach militärischen status quo am Tage der Unterzeichnung entgegenzukommen. Ich schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung sein würde, abzugrenzen, die Feindseligkeiten auf vier Wochen zu sistiren, und in dieser Zeit die Wahlen und die Constituirung der nationalen Vertretung vorzunehmen. Auf französischer Seite würde diese Waffenruhe nur ein Verzicht auf kleine und jederzeit unglückliche Ausfälle und auf eine nutzlose und unbegreifliche Verschwendung artilleristischer Munition aus

den Festungsgeschützen für die Dauer des Waffenstillstandes zur militärischen Folge gehabt haben.

„In Bezug auf die Wahlen im Elsaß konnte ich erklären, daß wir auf keiner Stipulation bestehen würden, welche die Zugehörigkeit des deutschen Departements zu Frankreich vor dem Friedensschlusse in Frage stellen könnte, und daß wir keinen Bewohner des letztern dafür zur Rede stellen würden, daß er als Abgeordneter seiner Landsleute in einer französischen Nationalversammlung erschienen sei.

„Ich war erstaunt, daß der französische Unterhändler diese Vorschläge, bei welchen alle Vortheile auf französischer Seite waren, ablehnte und erklärte, einen Waffenstillstand nur dann annehmen zu können, wenn derselbe die Zulassung einer umfassenden Verproviantirung von Paris einschlösse. Ich erwiederte, daß diese Zulassung eine so weit über den status quo und über jede billige Erwartung hinausgehende militärische Concession enthalten würde, daß ich ihn frage, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im Stande sein würde und welches. Herr Thiers erklärte, zu keinem militärischen Gegenanerbieten ermächtigt zu sein, und die Verproviantirung als Bedingung stellen zu müssen, ohne uns dafür etwas Anderes bieten zu können, als die Bereitwilligkeit der pariser Regierung, der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher über den Frieden zu verhandeln möglich sein werde.

„In dieser Lage hatte ich das Ergebniß unserer Verhandlungen dem Könige und seinen militärischen Rathgebern vorzulegen. Seine Majestät war mit Recht befremdet über so ausschweifende militärische Zumuthungen und enttäuscht in den Erwartungen, welche Allerhöchstdieselben an die Unterhandlungen mit Herrn Thiers geknüpft hatte. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten,

auf welchem sie bei dem Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden, der Nation die Wahlen zu versagen, suchte, aber nicht nach einer Gelegenheit dieselben ohne Störung zu vollziehen.

„Auf meinen Wunsch, vor Fortsetzung der Feindseligkeiten noch einen Versuch der Verständigung auf anderer Grundlage zu machen, hat Herr Thiers am 5. d. M. in der Vorpostenlinie noch eine Besprechung mit den Mitgliedern der pariser Regierung gehabt, um denselben einen kürzeren Waffenstillstand vorzuschlagen, in welchem Falle ich die freie Zulassung oder Gewährung aller mit der militärischen Sicherheit irgendwie vereinbaren Erleichterungen zusagen konnte.

„Ueber den Inhalt dieser kleinen Besprechung mit Herrn Favre und Trochu hat Herr Thiers sich nicht näher gegen mich ausgelassen: er konnte mir als Ergebniß derselben nur die erhaltene Weisung mittheilen, die Verhandlungen abzubrechen und Versailles zu verlassen. Seine Abreise nach Paris hat am 7. Morgens stattgefunden.

„Der Verlauf der Verhandlungen hat mir nun die Ueberzeugung hinterlassen, daß es den jetzigen Machthabern in Frankreich von Anfang an nicht ernst gewesen ist, die Stimme der französischen Nation durch freie Wahl einer dieselbe vertretenden Versammlung zum Ausdruck gelangen zu lassen, und daß es eben so wenig in ihrer Absicht gelegen, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, sondern daß sie eine Bedingung, von deren Unannehmbarkeit sie überzeugt sein mußten, nur darum gestellt haben, um den neutralen Mächten, auf deren Unterstützung sie hoffen, nicht eine abweisende Antwort zu geben."

Das Rundschreiben, das über denselben Gegenstand von Jules Favre erlassen wurde, gestand trotz aller Windungen und Drehungen das Wesentliche des von dem Grafen Bismarck Gesagten zu und suchte, da es durch die Sache selbst es nicht

vermochte, durch oratorischen Schmuck und durch pomphafte Anpreisungen französischen Kampfesmuthes zu wirken.

„Man fordert das Land auf zu stimmen," heißt es gegen den Schluß; „es thut Besseres: es bewaffnet sich. Unsere Soldaten, siegreich an der Loire, waschen mit ihrem edlen Blute die Schande des Kaiserreichs ab. Paris, dessen Mauern die Preußen in wenigen Tagen niederwerfen sollten, widersteht seit mehr als zwei Monaten und bleibt mehr als jemals entschlossen, nachdem es sich unüberwindlich gemacht hat."

Es ist gar kein Zweifel vorhanden, daß die französischen Machthaber von der Furcht vor der pariser Bevölkerung bei ihren Entschlüssen beeinflußt waren: die Menge war Despot, und dieser Despot erkannte in seinem blinden Wüthen nicht, daß durch jeden Tag des Widerstandes Frankreich mehr zu Grunde gerichtet ward. Thiers erzählte, wie ein Blatt in Lyon berichtete, später, daß Graf Bismarck in Bezug auf die Männer der provisorischen Regierung gesagt habe: „diese Leute regieren nicht; sie handeln unter der Pression einer toll gewordenen Bevölkerung."

Es blieb somit der deutschen Heerführung nichts übrig, als die Macht der Thatsachen weiter als Mahnung an Frankreich sprechen zu lassen.

Oeffentliche Beurtheilungen.

Zunächst empfiehlt es sich, eine Zahl von Urtheilen zu vernehmen, die sich über die Lage ausließen und dem großen kriegerischen Vorgange eine Beleuchtung gaben. Herzen und Geister in weitesten Kreisen waren in einem Maße erregt, wie selten Aehnliches der Fall war, und es gewährt nicht nur an und für sich ein fesselndes Interesse, sondern — und das ist das Wichtigere — es lehrt auch den erschütternden geschicht-

lichen Vorgang, der sich vor den Augen der erregten Welt vollzog, aufmerksam in Betracht zu ziehen, in seiner Wesenheit genauer zu erkennen, wie der Fortgang der Ereignisse in hervorragenden Zeitgenossen, die Zuschauer des Kampfes waren, sich „abspiegelte."

Ein gelehrter Russe, Strorin, äußerte in einer von ihm herausgegebenen Broschüre: „Einige Vertreter unserer liberalen Presse meinen, wie es scheint, daß es für uns vortheilhafter ist, bei Frankreich zu lernen als bei Deutschland. Die Vertreter dieser Meinung bedenken aber nicht, daß sie heut für das stimmen, was sie noch gestern bestritten. Die Folge des Krieges wird unzweifelhaft sein, daß wir von nun an nur bei Deutschland und niemals bei Frankreich lernen werden. Endlich wird das Vorgehen Frankreichs für uns seinen Werth verlieren; kein richtig denkender Mensch wird sich entschließen, um sich Kenntnisse zu sammeln, nach Frankreich zu gehen. Wozu können uns solche Lehren von Nutzen sein, die ihrer eigenen Schule den Untergang bereiten? Ihre neue Firma aber, die republikanischen Aushängeschilder, welche sie sich zugelegt, bringen nichts Neues und sind nicht im Stande, die Sachlage im Handumdrehen zu verbessern. Das jetzige Frankreich wird noch lange das jetzige bleiben, bevor es ihm gelingt, seine Kinder zum Besseren zu erziehen, wenn es ihm überhaupt gelingt. Der Republik Frankreich passirt es nicht zum ersten Male, zu erwägen, welche Fahne sie ergreifen soll, wenn der Feind vor den Thoren steht, die rothe oder die dreifarbige; — sie wird auch nicht zum ersten Male die Symbole des Despotismus vernichten, ohne daß es ihr gelingt, den Geist desselben auszurotten. Mit einem Worte, wir haben aufgehört, wenn auch nicht auf immer, so doch auf lange Zeit hin, dort Unterricht zu nehmen. Jetzt haben wir ein anderes Vorbild, einen andern Lehrer. Ob derselbe aber besser ist?... Daß er weniger Kenntnisse und Wissenschaft besitzt, sagt natürlich Niemand, doch spricht Jeder davon, daß dort die Freiheit beschränkter

und die Politik schlechter sei, indem er sagt: Die Freiheit ist beschränkter, weil die Gewalt sich auf das „göttliche Recht“ beruft, weil die vollziehende Gewalt die gesetzgebende nicht beachtet, weil Preußen das mittelalterliche Eroberungs-Prinzip erneuert und Elsaß und Lothringen ohne deren Zustimmung sich aneignet. Die gegenwärtig wirkende Constitution Preußens ist aber nur seine erste, und die preußische Regierung ist die erste, die constitutionell ist, und nicht die zehnte, wie in Frankreich; dabei ist nichts Wunderbares, wenn diese erste Regierung die Ideale der Freiheit nicht verwirklicht, während jene zehnte sich dessen viel weniger noch rühmen kann. Die Freiheit Preußens besteht erst 18 Jahre und nicht 81 Jahre, wie die Frankreichs, und es frägt sich: wodurch ist sie schlechter als die Frankreichs?

„Es ist wahr: von der Freiheit Preußens kann man nicht solche effectvolle Sprünge erwarten, wie wir es gegenwärtig bei Frankreich sehen; dagegen kann man auch nicht solche Rückschritte in Deutschland erwarten, wie sie jeden Augenblick in Frankreich vor sich gehen. Die politische Freiheit Preußens entwickelt sich in der That langsam, dafür aber sicher und fest, und was es sich einmal angeeignet hat, das ist für immer gesichert.“

In Schweden begann die früher so allgemein verbreitete Franzosenschwärmerei einer vernünftigeren Anschauung Platz zu machen. Als ein bemerkenswerther Beweis der Ernüchterung war ein Artikel anzusehen, den der Abgeordnete des schwedischen Reichstags Key in dem „Dagligt Allehanda“ veröffentlichte. Frankreich wurde darin schon durch die Ueberschrift „die kranke Frau“ neben Europas „kranken Mann“ gestellt. Die unterscheidenden Eigenschaften der Franzosen, setzt der geistreiche Verfasser auseinander, seien weiblich. Aber die Nation sei schwer erkrankt. Weder mit noch ohne Staatsumwälzungen vermöge sie die verloren gegangene Staatsgesundheit wiederzufinden. Die englische Revolution sei groß, denn sie habe

die Freiheit in England dauernd gegründet; die französische Revolution werde nur fälschlich für groß gehalten. Die Franzosen hätten Wichtigeres zu thun, als den zwecklosen Kampf mit Deutschlands Uebermacht fortzusetzen, wenn sie politisch und social genesen wollten. Indem Herr Key sich dann gegen eine oberflächliche Beurtheilung der deutschen Dinge wendet, bemerkt er: „Es ist völlig undenkbar, daß ein so selbstständiges und gebildetes Volk wie das deutsche sich wie Ein Mann erheben sollte, um einem lediglich dynastischen Ehrgeiz und Eroberungsgelüst als Werkzeug zu dienen. Wer wagt zu leugnen, daß die Civilisation in Deutschland der höchsten irgendwo bestehenden ebenbürtig ist? wer zu bestreiten, daß das Nationalbewußtsein dort zu einer Lebendigkeit erwacht ist, die nichts ersticken kann, und daß dort eine Freiheit der Gedanken, eine Innerlichkeit des Gefühls, eine Umfänglichkeit der Forschung, und eine allgemeine Intelligenz gefunden wird, welche keine andere Nation übertrifft, kaum erreicht! Aber jeder deutsche Vaterlandsfreund empfand seit langer Zeit aufs Bitterste, was die Freiheit und der Wohlstand seines Volks Jahrhunderte lang von der nationalen Zersplitterung gelitten hat. Aus diesem Gefühl sind alle Einheitsbestrebungen in Deutschland, einschließlich Bismarck's „Eisen und Blut" hervorgegangen. Vom deutschen Standpunkt aus ist dieser Staatsmann nur ein scharfes nationales Werkzeug, nicht die Nation das seinige, und man darf sicher annehmen, daß im Gefolge des Krieges innere Umstimmungen und Umgestaltungen bevorstehen, welche auch dem oberflächlichen Blick die Bedeutung des Processes enthüllen werden."

Zu Leiden in Holland eröffnete der Universitätsprofessor Dozy einen Cursus von Vorlesungen über das Zeitalter Napoleon's des Ersten. Er leitete seinen ersten Vortrag mit folgenden Worten ein:

„Wir sehen den Wunsch, welchen Vater Arndt bereits im Jahre 1813 ausgesprochen, jetzt auf dem Punkte, erfüllt zu

werden; wir schauen auf ein einiges Deutschland. Noch mehr als dies! Deutschland unter Anführung von Preußen steht jetzt an der Stelle, welche einzunehmen Frankreich so lange sich rühmte, an der Spitze der Bildung, ja der gesammten Welt. Novus saeculorum nascitur ordo. Eene nieuwe tijds-orde rijst op! Die germanische Rasse, die bereits in Amerika und Australien regiert, herrscht nun auch in Europa, während die romanischen Staaten dieses Welttheils den Weg der südamerikanischen Republiken zu betreten scheinen.

„Die Worte aus Voltaire's „Mahomet“: „Chaque peuple a son tour“ finden sich auch hier bestätigt. Man blicke auf das spanische Königreich des fünfzehnten Jahrhunderts. Welche prächtige Völker, dieser stolze aber starrköpfige Aragonier, mit seiner künstlichen Zusammenstellung von Gesetzen, in Folge deren der König nichts weiter, als primus inter pares war, und jene gebildeten, mehr demokratischen Castilianer. Vereinigt durch das Eheband Ferdinand's und Isabella's, erobern sie Granada. Columbus schenkt ihnen eine neue Welt. Die Macht der Granden und der Städte wird gebrochen. Neapel und Navarra werden dem Reiche hinzugefügt. Karl V. regiert zugleich in Madrid und in Wien. Sein Nachfolger besaß ein größeres Einkommen, als alle anderen Fürsten Europas zusammen.

„Spanien hatte das meiste Geld, die meisten Soldaten, die meiste Kriegslust. Es war demnach der mächtigste Staat in Europa, nämlich wenn das wahr ist, was der Mann vom 2. December gesagt: „L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes qu'elle peut armer“, was soviel heißt, als, daß nicht Kenntnisse, nicht Vaterlandsliebe, mit Einem Worte: nicht der Geist beschließt, sondern die Anzahl der Gewehre. Aber Napoleon, als er dieses cynische Wort aussprach, vergaß das Spanien des 16. Jahrhunderts. Hier hatte der Despotismus den Geist ausgerottet; die Freiheiten waren zertreten; der Adel war in den Hintergrund gedrängt;

in der Verwaltung wurden nur Parvenüs angestellt; für den Unterricht geschah gar nichts; die Austreibung der Juden und der Moriscos, die Auswanderung nach Amerika erschöpften das Land. Das Gold, das Spanien hatte, wurde in Niederland und Deutschland verschwendet, um das Licht auszulöschen, das der Wittenberger Reformator entzündet hatte. Von Handel und Industrie wurde das Volk abgelenkt; man suchte seine Zuflucht in den Klöstern — Franziskaner und Dominikaner gab es allein 32,000 — durch welche 70—80,000 Bettler erhalten wurden. Man kann aus Verhandlungen der Cortes von 1594 ersehen, wie viele Aecker verlassen, wie viele Häuser des Landes geschlossen waren; Alles war in Verfall gerathen. Der reichste Fürst von Europa konnte selbst zu übermäßigen Zinsen kein Geld erlangen. Er mußte seine Zuflucht zu einer Kollekte in den Häusern nehmen, mußte seine unglücklichen Unterthanen um ein Almosen bitten; er selbst war zum Bettler geworden!" . . . .

Der Redner entwickelte demnächst, wie unter diesen Verhältnissen das bis dahin für unbesiegbar gehaltene spanische Heer, ebenso wie die spanische Weltherrschaft, zu einem lächerlichen Schemen herabgekommen, und wie in Folge dessen die Hegemonie in Europa auf Frankreich übergegangen sei, welchem ein wohlthätiger Einfluß auf die Kultur der Völker nicht abgesprochen werden könne.

„Aber", fügte der Redner hinzu, „von den großen und schönen Ideen seiner Revolution von 1789 haben andere Länder mehr Vortheil gezogen, als Frankreich selbst. Seine schönsten Tage sind jetzt vorüber; der Verfall ist überall im Volke wahrzunehmen. In der Wissenschaft sind die Franzosen gegen andere Völker zurückgeblieben. Ja, sie stehen nicht einmal auf der Höhe der Zeit; dazu kennen sie zu wenig Deutsch, welche Sprache sie als eine Art Kauderwälsch betrachten, das sie nicht lernen mögen. Darum sind die Elsässer noch die besten Gelehrten in Frankreich; in Folge ihrer Zwitterstellung haben sie

zwei Muttersprachen. Von den französischen Gelehrten, Meister in der Form, die sie sind, gilt, was ein Engländer von seinen Köchen sagte: „„Sie würden sehr gut Fleisch zubereiten, wenn sie nur Fleisch hätten."" Wie es mit dem Volksunterricht und den Kenntnissen der Masse beschaffen, ist aus der großen Anzahl von Conscribirten, die nicht lesen und schreiben können, zu schließen.

„Die gegenwärtige Belletristik der Franzosen, der Roman und vor allem das Drama, scheint keinen anderen Zweck zu kennen, als die Beschönigung des Ehebruches und die Verherrlichung der Demimonde. Was den Styl in der heutigen französischen Literatur betrifft, so wird er von einem ruhelosen Jagen nach Effekt beherrscht; er erscheint gemacht und schwülstig, voll von unmöglichen Worten, welche weder Molière noch Bossuet verstehen würden. Eine solche Literatur ist das sichere Zeichen des Verfalls, wie dies die späteren Schriftsteller des alten Rom und die schwülstige Belletristik der Spanier unter den letzten Habsburgern beweisen. . . . .

„Gegenwärtig sind in Frankreich die Aussichten auf eine Regierung von Dauer viel geringer, als zur Zeit der ersten Revolution. Damals gab es weder Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten, noch Kommunisten, Socialisten und wie sie sonst heißen mögen. Gegenwärtig giebt es dort so vielerlei Partei-Nüancen, und ist ihr gegenseitiger Haß so groß, sind der persönlichen Fragen so viele, daß jede Regierung bei ihrem Auftreten unendlich viele Feinde gegen sich hat. Wer jetzt dort nach der Gewalt strebt, hat dadurch allein schon das Todesurtheil über sich gesprochen. . . . .

„Die grande nation ist nicht einmal mit Würde gefallen, wie der Spanier, der sich in das Unvermeidliche ohne Murren schickte. Der Franzose schwatzt und prahlt vielmehr nach wie vor, und zwar die Pariser Advokaten und Publicisten eben so gut, wie früher die kaiserlichen Minister. Wäre

die Sache nicht so ernst, man würde versucht sein, darüber herzlich zu lachen.

„Ist die Gegenwart Frankreichs trüb, so erscheint seine Zukunft noch dunkler. Der Aufstand in Algerien wird wahrscheinlich bald größere Dimensionen annehmen. Die Gesellschaft ist desorganisirt, wie die Regierung; die durch den Krieg hervorgerufene Armuth wird durch den Mißwachs dieses Jahres noch vermehrt werden; dabei sind die jetzt sämmtlich mit Waffen versehenen Massen mit tödlichem Hasse gegen die Reichen erfüllt. Im Jahre 1848 hat die Armee mit Mühe den Pöbel bezwungen; wer wird dies jetzt thun? Das am Rande seines Ruins befindliche Frankreich hat jedenfalls seine Stellung als militärische und tonangebende Macht in Europa bereits verloren."

Der spanische Publicist Hernandez de las Veras richtete folgende Mahnung an die Franzosen:

„Frankreich ist das Land der Parteien geworden. Hinter den großen Phrasen, die man zur Modesache gemacht hat, ist aber gar nichts zu finden. Es fehlt nicht etwa an anständigen Leuten oder an Männern von Werth, aber sie sind zur Ausnahme geworden inmitten einer Masse, die nur zu schreien, zu schimpfen und zu protestiren versteht.

„Das Interesse meiner Berichte hat mich dazu veranlaßt, einige Eurer öffentlichen Orte zu durchstreifen. Oh! welch' trauriges Schauspiel für einen Mann von Herz, welcher Frankreich liebt. Eure Offiziere aller Grade trieben sich in heiterem Müßiggang in den Cafés umher. Eure Jugend ist zu Grunde gerichtet in einem Alter, in welchem sie in anderen Ländern den häuslichen Heerd noch nicht verlassen hat. Eure ganze Bevölkerung ist so sorglos, als wüßte sie nichts von der Trauer des Vaterlandes.

„Schließt den Frieden, denn zum Kämpfen und zum Siegen gehört mehr als persönlicher Muth, es gehört dazu

Würde, Ueberzeugung, Disciplin und von dem Allen habt Ihr nicht das Geringste.

„Nicht eine Armee, die ganze Gesellschaft habt Ihr zu erneuern, wenn Frankreich seinen Rang wieder einnehmen soll. Appellirt an Eure ausgezeichneten Männer, auf daß sie sich der Tyrannei der Demoralisation von Unten widersetzen, der bei Euch niemand mehr zu widerstehen wagt. Einige Jahre mehr moralischer als politischer Arbeit können Euch retten. Aber wenn Ihr Euch nicht entschließen könnt, dann wird kommen was bereits im Anzuge ist, dann werden Ausländer, wie ich, trotz ihrer Liebe für Frankreich, sagen müssen, daß sie dies Land zu achten aufgehört haben."

Nun ließ sich auch der ehrwürdige englische Schriftsteller Thomas Carlyle, auf dessen Urtheil über den Krieg alle deutschen Patrioten, die ihn zu würdigen wußten, gespannt waren, in einem Schreiben an die Times vernehmen. Er vertheidigte das Recht Deutschlands, insbesondere das Recht desselben auf seine alten Provinzen gegenüber einem besiegten Feinde mit der ganzen Wucht wissenschaftlicher Forschung, nicht ohne mancherlei Seitenhiebe auf die eigenen Landsleute, die einem losen Zeitungsgerede lieber nachschwatzen, als sich selbstständig in die Geschichte, die in vorliegender Frage allein zu entscheiden habe, vertiefen, um daraus Lehren zu ziehen. Folgendes sind die Hauptgedanken des durch seinen markigen Lapidarstil ausgezeichneten Briefes: Im Eingange vertritt der große Historiker sehr characteristisch die deutsche Sache „gegen das wohlfeile Mitleiden und Zeitungsgejammer über das gefallene und zerschlagene Frankreich." „Es handelt sich in der gegenwärtigen Krisis für die Deutschen nicht um Großmuth", um „edles Mitleid und Vergebung an einen überwundenen Feind," sondern vielmehr „um die gründliche Ueberlegung und practische Erwägung, was dieser Feind aller Wahrscheinlichkeit thun wird, sobald er wieder auf seinen Füßen steht. Und darin

hat Deutschland eine 400jährige Erfahrung zur Seite, von der zur Zeit in den englischen Geistern, wenn sie jemals davon eine Idee gehabt haben, wenig oder keine Spuren mehr vorhanden sind." — „Kennt denn z. B.", fragt Carlyle seine Landsleute, „einer von uns auch nur in den gröbsten Umrissen, oder kennt einer von uns überhaupt jene wechselseitigen geschichtlichen Beziehungen zwischen Ludwig XI. und dem deutschen Kaiser Maximilian? Wahrlich, jenes alten Louis Streit mit dem Führer Deutschlands war dem gegenwärtigen Kampfe eines jüngeren Louis nicht unähnlich: „Du verwünschtes Haupt von Deutschland, Du hast vor aller Welt jetzt zugenommen, ich nicht; wohlan denn, mit Feuer und Schwert an Dich!" Doch der damalige Kampf endete für die Franzosen glücklicher, als der gegenwärtige Kampf, so hoffe ich wenigstens, endigen wird." Nachdem Carlyle des gleich feindlichen Verhaltens Franz' I., Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. gegen Deutschland gedacht hat, fährt er fort: „Keine Nation hat jemals einen so schlechten Nachbar gehabt wie Deutschland an Frankreich 400 Jahre lang besaß; schlecht in allen nur denkbaren Arten: unverschämt, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich und fortwährend herausfordernd. Nun hat endlich einmal in der Geschichte solch ein frecher und ungerechter Nachbar eine so vollständige, augenblickliche und beschämende Vernichtung erfahren von dem starken Deutschland, wie kein anderer; nach 400jähriger Mißhandlung hat endlich Deutschland das große Glück, den Feind gründlich niedergeworfen zu haben, und ich würde mit aller Bestimmtheit die Deutschen für eine Nation von Thoren halten, wenn sie jetzt, da sich die Gelegenheit bietet, nicht daran dächten, zwischen sich und dem gefährlichen Nachbar einen sichernden Grenzzaun zu ziehen." Schreie man: „Frankreich dürfe nicht entehrt werden," so solle man wissen, „daß die Ehre der Franzosen allein gerettet werden könne durch ihre aufrichtig-tiefe Reue und ihren ernsten Entschluß, nie wieder so wie bisher zu handeln, viel-

mehr das Gegentheil davon sich vorzunehmen.“ „Nur auf diesem Wege kann Frankreichs Ehre wieder auf die Höhe ihres alten Glanzes gelangen, weit über die des ersten, noch viel weiter über die des dritten Napoleon hinaus und erst dann kann sie unserer freiwilligen Liebe und dankbaren Werthschätzung wieder alle jene feinen und gefälligen Vorzüge anbieten, welche eine gütige Natur dem Franzosen eingepflanzt hat. Gegenwärtig, muß ich bekennen, sieht Frankreich mehr und mehr wahnsinnig, verächtlich, tadelnswerth, erbarmungs- ja verabscheuungswürdig aus; es weigert sich, die Geschichte zu erkennen, die greifbar vor seinen Augen sich vollzieht, und die Strafen zu sehen, die es sich selbst zugezogen: ein Land, in den Ruin der Anarchie gestürzt, ohne erkennbares Haupt; Minister aufsteigend in Ballons, die mit weiter nichts als verbrecherischen öffentlichen Lügen, mit Proclamationen von Siegen belastet sind, die das reine Spiel der Phantasie waren; eine Regierung, einzig und allein von der Lüge lebend und gewillt, daß jenes schreckliche Blutvergießen lieber dauern und zunehmen solle, als daß sie, diese herrlichen Erzeugnisse der Republik, sollten aufhören, deren Leitung in der Hand zu behalten; ich weiß wahrhaftig nicht, wann und wo sich eine Nation so mit Unehre bedeckt hat.“ Schließlich bemerkt Carlyle: „Ueber Graf Bismarck herrscht in England immer noch eine ganz falsche Auffassung. Allein die englischen Zeitungen, ziemlich alle, scheinen mir nach und nach der rechten Auffassung sich zu nähern, haben sie aber noch nicht erreicht. Die bekannte Vergleichung (vor 10 Jahren überall bekannt) von Bismarck und seinem König mit Strafford und Carl I. gegenüber dem Langen Parlamente ist nun verschwunden, und man hört jetzt keine Silbe mehr davon. Dänemark, jene rührende Niobe, gewaltsam ihrer Kinder beraubt, die gestohlene Kinder waren und von ihrer dänischen Niobe-Mutter grauenvoll schlecht versorgt und gepflegt wurden, hat man auch fast vergessen und wird es erst recht, wenn man den richtigen Einblick in die

ganze Sachlage gewonnen haben wird. Bismarck, wie ich ihn verstehe, ist kein Mann Napoleonischer Ideen, sondern viel großartigerer und ausgezeichneterer, kein Mann, der unwiderstehliche Eroberungsgier zeigt oder gewöhnlichen Ehrgeiz besitzt, sondern hat höherliegende, edlere Zwecke und scheint mir in der That in geduldigen, großen und erfolgreichen Schritten einem Ziele nachzugehen, das den Deutschen und allen andern Völkern nur zum Vortheil sein kann. Daß jenes edle, geduldige, tiefsinnige, fromme und kräftige Deutschland nun endlich Eine Nation und die Königin des Continentes werden soll anstatt des prahlenden, eitlen Ruhm suchenden, gestikulirenden, zanksüchtigen, unruhigen und allzu gefühligen Frankreichs, scheint mir das hoffnungsreichste Ereigniß zu sein, das ich erlebt habe."

Eine äußerst wichtige Kundgebung erfolgte von der Universität Göttingen. Die Veranlassung war folgende: Von Seiten der französischen Akademie war öffentlich gegen das in Vorbereitung begriffene Bombardement von Paris protestirt worden. Die Academie zu Dublin (Royal Irish Academy) erließ ebenfalls einen Protest dagegen, beruhigte sich aber dabei nicht, sondern wandte sich an die gelehrten Körperschaften der civilisirten Länder mit der Aufforderung, einen Monstre-Protest der gelehrten Welt gegen die Bedrohung der wissenschaftlichen und Kunstschätze von Paris hervorzurufen. Die Universität Göttingen, ebenfalls zum Anschluß an diesen Protest aufgefordert, ertheilte durch ihren Prorector Richard Dove eine Antwort, in welcher es hieß:

„Die Royal Irish Academy begleitet ihre Zumuthung mit der Versicherung, daß sie dem gegenwärtigen Kampfe Deutschlands und Frankreichs mit voller Unparteilichkeit gegenüber stehe. Zunächst dieser Behauptung muß ich im Namen der gelehrten Körperschaft, welcher ich vorzustehen die Ehre habe, widersprechen. Es hätte der Royal Irish Academy sonst nicht entgehen können, daß die Paris bedrohenden Gefah-

ren die Folgen sind der Befestigung von Paris, für welche sich der Ehrgeiz unserer ruhelosen Nachbaren durch den gefeiertsten Romanschreiber Frankreichs, durch Thiers, gewinnen ließ, damit dieses Land in Zukunft vor den Folgen des etwaigen Mißglückens seiner periodisch wiederkehrenden Angriffe auf den Frieden Europas bewahrt bleibe. Damals, als Frankreich die Stätte, welche so viele Schätze der Bildung — ein „Besitzthum der ganzen Menschheit", wie Sie bemerken, — umschließt, in die größte Festung der Erde umzuwandeln beschloß, wäre es vielleicht angezeigt gewesen, wenn die gelehrten Körperschaften Englands sich an die Spitze eines Protestes der gelehrten Welt gegen dieses culturfeindliche Unternehmen gestellt hätten. Es ist indessen so wenig damals von einem Proteste der Wissenschaft zu Gunsten von Paris etwas zu hören gewesen, wie sich die Stimme der Royal Irish Academy erhoben hat, als Rom, welches doch nicht minder werthvolle unersetzliche Schätze der gelehrten Bildung und der Kunst in sich schließt wie Paris, 1849 von den Franzosen unter Oudinot, oder im laufenden Jahre von den italienischen Truppen mit Waffengewalt genommen wurde. Ja, selbst als die eigenen Truppen Ihrer großbritannischen Majestät die aufständischen Sipahis, deren Kriegführung derjenigen der heutigen französischen Republicaner so überraschend ähnlich sah, in Delhi belagerten, hat sich in England kein Protest vernehmen lassen, um die an Monumenten alter Kultur reiche Stadt vor dem englischen Belagerungsgeschütze zu bewahren. Was aber Paris betrifft, so hat die deutsche Heeresleitung bereits bethätigt, daß sie bei der Belagerung jede Schonung übt, welche mit der unerbittlichen Pflicht vereinbar ist, den Deutschland aufgedrungenen Kampf zum Ziele zu führen. Das deutsche Volk, das in seinem geistigen Ringen noch immer das stolze Wort des Paracelsus wahr zu machen sucht: „Engländer, Franzosen, Italiener, ihr mir nach, nicht ich euch", hat die Arbeit friedlicher Gesittung, das einzige Feld seines Ehrgeizes, verlassen müssen,

weil durch einen feindlichen Raubanfall seine höchsten Güter, sein nationales Dasein, seine sittliche Selbstbestimmung, seine Ehre bedroht wurden; es kämpft heute in Frankreich für die künftige Sicherstellung dieses heiligen Besitzthums, zugleich aber auch für den Frieden der Welt und für die Gesittung der Menschheit. Denn diese wäre dem Untergange verfallen, wenn der Gedanke vergeltender Gerechtigkeit aus dem Bewußtsein der Völker verschwinden könnte. Daß der Welt der Glaube an diese Gerechtigkeit unverloren bleibt, das dankt sie nächst Gottes Gnade dem deutschen Volke. Als Europa den sittlichen Muth nicht fand, frevelhaftem Friedensbruch zu wehren, da hat dieses Volk, gerechten Gerichtes in den Donnern der Schlachten harrend, sein Dasein in die Schanze geschlagen, da hat es die geistige Blüthe seiner Jugend hinausgesandt in den heiligen Kampf, den ein großer englischer Geschichtsschreiber mit Recht gezeichnet hat als den Kampf der Engel wider Belial. Auch unsere Hochschule, die ihre ganze Ehre darin findet, deutsch zu sein, hat Hunderte von deutschen Jünglingen unter die Waffen gestellt, die Ungleichheit des Einsatzes nicht achtend, wo wir gezwungen sind, gegen afrikanische Halbwilde oder gegen das zusammengelaufene Gesindel Garibaldi'scher Abenteurer zu kämpfen. Die deutsche Wissenschaft betrauert bereits unter den gefallenen Helden einige ausgezeichnete Gelehrte, hoffnungsreiche Jünglinge in großer Zahl. England aber möge uns mit Einmischung jeder Art vom Leibe bleiben. Möge dem britischen Volke bald wieder vergönnt sein, in die Bahnen seiner großen Vergangenheit einzulenken, wo in jedem welterschütternden Kampfe für die wahren Interessen der Menschheit, für die Gerechtigkeit, für den Frieden und die Freiheit Europa's auch das britische Schwert in die Wagschale gelegt wurde."

Im Anschluß an die würdige Erklärung der Universität Göttingen veröffentlichte Trübner's „Amerikanischer und orientalischer Literaturbericht" eine Entgegnung auf den Protest

der französischen Akademie, in dem es hieß: „Wir wagen die Behauptung, daß die deutschen Armeen die Denkmäler, Bibliotheken und Museen ebenso heilig halten werden, wie die Herren vom Institut de France. Ein Heer, das aus der Blüthe der deutschen Jugend, aus allen Klassen der Gesellschaft recrutirt ist, und deshalb von Gelehrten und Studenten — Klassen, die schwerlich in der französischen Armee zu finden sein werden — überschwillt, wird wohl ein ganz anderes Betragen zeigen, als die Franzosen vermuthlich bewährt haben würden, hätten sie ihren „Marsch nach Berlin" in das Werk setzen können. Solche Leute kennen ihre Verantwortung gegen die literarische Welt vermuthlich besser als jene französischen „Gelehrten", von denen keiner ein Wort für die „Heiligkeit" ähnlicher deutscher Institute übrig hatte, als der „militärische Spaziergang nach Berlin" unter dem lauten Beifall der „Herren vom Pflaster" und der schweigenden Zustimmung der gelehrten Körperschaften Frankreichs beschlossen wurde."

Graf Bismarck hatte an den ausgezeichneten Gelehrten Georg Bancroft, Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Glückwunschschreiben zur Feier seines Doctor-Jubiläums gerichtet, worauf Letzterer Folgendes erwiederte:

„Mein theurer Graf! Ich war eben so überrascht wie erfreut darüber, daß Sie, während Ihnen die Arbeit obliegt, Europa zu verjüngen, die Zeit gefunden haben, mir in diesen Tagen einen freundlichen Glückwunsch zu senden, daß mir ein so langes Leben beschieden ist. Es ist in der That ein großes Glück, diese Zeit zu erleben, in der drei oder vier Männer, welche den Frieden über Alles liebten und nach langer und schwerer Arbeit nur ihre Laufbahn in Frieden zu beschließen trachteten, in einem Vertheidigungskriege mehr Kriegsruhm ernten, als die kühnste Einbildungskraft sich dachte, und in drei Monaten Deutschlands tausendjährige Hoffnung auf den besten Weg der Erfüllung bringen. So nehme ich denn dankbar das Wohlwollen an, das meinem hohen Alter entgegen-

gebracht wird; denn das Alter, von der Ewigkeit durch eine kurze Spanne getrennt, ist in diesem Jahre am wichtigsten auf Erden; Greise sind es, welche diesen deutschen Krieg zu seinen Zielen führen. Freilich Sie sind jung; aber Roon gehört schon zu den Ehrwürdigen; Moltken fehlen nur 23 Tage zu meinem Alter, und Ihr König übertrifft an Jahren und Jugendlichkeit uns Alle. Darf ich nicht stolz auf meine Zeitgenossen sein? Bewahren Sie mir Ihre Achtung auch während der kurzen Zeit, die mir noch bleibt."

Eine tiefempfundene und wohlbegründete Kundgebung des Vaters eines preußischen Mitkämpfers gelangte durch die „N. Pr. Z." zur Veröffentlichung. „Einen Blutzoll von Jünglingen und Jungfrauen", heißt es in derselben, „mußte Athen jährlich an den König Minos auf Kreta liefern, um dem Minotaurus zur Speise zu dienen. Theseus befreite sein Vaterland von diesem schrecklichen Zoll. Einen Blutzoll hat seit Jahrhunderten das uneinige, zerrissene und darum machtlose Deutschland an Frankreich zahlen müssen, und wir hoffen, ja wir wissen: auch der Theseus ist gefunden, der diesem schrecklichen deutschen Blutzoll ein Ende macht. Oder ist es nicht ein Blutzoll, wenn alle fünfzig Jahre oder auch in kürzeren Zeiträumen das französische Volk in frevler Weise und unter den nichtigsten Vorwänden sich in Deutschlands Angelegenheiten mischt, seine Truppen marschiren läßt und, indem es unser Vaterland verwüstet, tausende und abertausende unserer Männer und Jünglinge dem Tode opfert? Königreich, Kaiserreich oder Republik — welche Form der Staatsverfassung dem launenvollen Volk auch gerade beliebt — immer muß Deutschland seinen Blutzoll bringen, sei es siegend, sei es unterliegend. Ueber hunderttausend Männer und Jünglinge haben wir in dem gegenwärtigen Kriege an Todten und Verwundeten zu beklagen; gewiß eben so viele in dem Kriege von 1813—15, mehr noch in den Kriegen des ersten Imperators und der Republik von 1794 an. Man kann in den letzten

drei Jahrhunderten je zweimalhunderttausend deutsche Männer und Jünglinge rechnen, die um französischen Frevelmuths willen starben. Dazu die unzählbare Summe von gebrochenen Herzen der Eltern, Geschwister, Frauen und Bräute. Ist denn da gar keine Hülfe? Ist denn gar keine Rettung? Kommt denn nicht endlich einmal die Zeit, wo dieser entsetzliche Blutzoll aufhört, der dem zwieschlächtigen Minotaurus französischer Eitelkeit und Frevelhaftigkeit bisher von Deutschland dargebracht werden mußte? Warum kann Deutschland, da es selber nur Frieden, keinen Krieg begehrt, nicht eben so gut in Frieden leben, wie England, Nordamerika und Rußland? — In arglistiger Weise macht England — das den Krieg, wenn es wollte, verhindern konnte — jetzt Versuche, in Gemeinschaft mit andern Neidern, uns den Siegespreis, der uns vor der zukünftigen Leistung des Blutzolls schützen könnte, aus den Händen zu winden. Man schlägt vor: „Schleifung der Festungen Straßburg und Metz." Als wenn nicht jeder Deutsche wüßte, daß Frankreich zu gelegener Zeit die Festungen wieder aufbauen würde! — Fort mit diesen und ähnlichen Friedensvorschlägen! Mit einem Volk, wie das französische, ist kein dauernder Friede zu schließen, sondern nur ein Waffenstillstand, bei welchem man sogleich den Wiederbeginn der Feindseligkeit in's Auge fassen und daher die günstigste Position, die man nur haben kann, einnehmen muß. Ein dauernder redlicher Friede, auf gegenseitiges Wohlwollen gegründet, — wer wäre Thor genug, zu glauben, daß ein derartiger Friede zwischen Deutschland und Frankreich möglich? Und wenn wir keinen Fußbreit Landes und keinen Stein von ihren Festungen nähmen, so würden wir eben deshalb schon über's Jahr wieder Krieg haben. Wir werden Krieg haben, sobald Frankreich durch eigene Macht allein oder mit Hülfe von Bundesgenossen wieder kriegen kann. Das weiß Jeder, der dies Volk kennt, und wahrlich — in diesen sieben Monaten konnten wir Alle sie kennen lernen. Vielen einzelnen

Franzosen gesteht man gern persönliche Ehrenhaftigkeit und Würdigkeit zu; aber das französische Volk im Großen und Ganzen ist nimmermehr vertrauenswürdig. Wir hoffen zuversichtlich, daß unter Gottes Gnadenbeistand der Theseus Deutschlands — wie durch die Labyrinthe französischer Kriegswuth und Lüge, so durch die Labyrinthe englischer Diplomatie — an dem Ariadnefaden deutscher Klarheit sich zurechtfindend, dem Blutzoll an Frankreich für immer ein Ende machen wird.

Ein Vater, der in einem Sohn bei Vionville den deutschen Blutzoll mit dargebracht hat."

Einige vereinzelte, eine bessere Erkenntniß verrathende Stimmen, die sich auch in Frankreich erhoben, mögen freilich nur in kleinen Kreisen Derer, an die sie sich unmittelbar wandten, verdiente Würdigung gefunden haben. In der „Opinion nationale" erhob Guérault folgenden Schmerzensruf: „Frankreich ist idealistisch ohne Ideal, religiös ohne Religion, in die Einheit vernarrt, ohne die Monarchie ertragen zu können, republikanisch aus Laune, aber für die Republik unfähig; es will um jeden Preis regiert werden, kann aber keine Regierung erzeugen noch dulden. So befindet sich Frankreich in einer fürchterlichen Krisis, und man muß fürchten, es im Schiffbruch untergehen zu sehen, wenn die Vorsehung ihm nicht grädig ist. Es ist an ihm, eine politische Idee, einen religiösen Glauben, eine Regierungsform zu finden, welche ihm gestatten, das tödliche Räthsel zu lösen, das die Gewalt der Thatsachen und der Lauf der Ereignisse ihm aufgegeben haben."

In der in Nizza erscheinenden Zeitschrift „l'Eglise libre" veröffentlichte ein Franzose einen Aufsatz mit der Ueberschrift „Sündenbekenntniß Frankreichs". — „Wir haben uns gerühmt," sagte er, „das erste Volk der Erde zu sein, haben die anderen Nationen mit Verachtung behandelt, und uns angemaßt, sie Alles zu lehren, ohne von ihnen Etwas lernen zu wollen. Verliebt in eitle Ehre und den verderblichen Ruhm,

welchen der Krieg gewährt, haben wir ihm nachgejagt. Da wir uns unüberwindlich wähnten, sind wir beleidigend und herausfordernd gewesen, immer bereit, das Schwert aus der Scheide zu ziehen; denn das vergossene Blut, das nicht das unsrige war, achteten wir für Nichts ..... Wir waren selbstsüchtig und wollüstig. Gestachelt durch das Bedürfniß nach Genuß, haben wir uns begierig den Reichthum gewünscht, der den Genuß verschafft, und haben ohne Wahl der Mittel ihn zu erwerben gesucht. Reich, waren wir ohne Barmherzigkeit für die Leidenden; arm, wurden wir von Neid gegen Diejenigen verzehrt, die wir die Glücklichen nannten ..... Unsere Grundsätze und unsere Sitten waren verderbt. Wir haben den Meineid losgesprochen, verherrlicht und gekrönt. Wir haben das Gewissen und die Wahrheit für Vorurtheile geachtet. Wir haben gespottet über das Reine und Heilige unter den Menschen. Die Frau, die Ehe und ihre heiligen Pflichten, alle häuslichen Tugenden waren Gegenstand unseres Spottes. Unser Theater und unsere Literatur waren Schulen der Unsittlichkeit geworden. Durch die Leichtfertigkeit unseres Characters, durch unsere lange Einwilligung in die Knechtschaft, durch die Niedrigkeit unserer Neigungen, durch unsere schamlose Kleidung, durch unsere schmutzigen Lieder, haben wir unsere Zeit geschändet und der Welt ein Aergerniß gegeben. In allen Schichten der Gesellschaft hat das Laster geherrscht und den Augen Aller zur Schau getragen, was nicht einmal zu nennen erlaubt ist ..... Wir waren ungläubig und gottlos, Heuchler und voll Aberglauben. Wir haben gespottet über das Evangelium, das wir nicht kannten, und wenn wir es kannten, haben wir Andere gelehrt, nicht daran zu glauben. Durch schmachvolle Berechnung irre geleitet, haben wir in der Ferne Irrthümer beschützt und bei uns Gebräuche begünstigt, an die wir nicht glaubten, um durch die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Armen unsere Herrschaft und unsere übel erworbenen Güter sicher zu stellen."

In dieser Weise „spiegelten“ sich die denkwürdigen Zeitereignisse in den Geistern und Herzen ab; aber diese „Abspiegelungen“ traten und treten auch wieder in Wechselwirkung mit den sich weiter gestaltenden Ereignissen. Göthe sagte von den Thaten des siebenjährigen Krieges, sie hätten der nächstfolgenden Literaturepoche Anregung und Inhalt gegeben. In noch tiefgreifenderem und nachhaltigerem Sinne läßt sich ein Gleiches von den Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 erwarten; sie werden in ihrer Nachwirkung erneuernd und umgestaltend auf die Anschauungen und Empfindungen der tiefsten Seele der europäischen Völker wirken, sie werden „das Angesicht Europa's verändern.“

Das neue deutsche Kaiserthum.

„— — — — — — — — Durch die Zeiten
Wie wird's euch sein, ihr deutschen Lande,
Wenn dann das Heer in Karls Gewande
Den Kaiser wieder krönt?“
Max von Schenkendorf.

„Die Kron' ist jünger als der König! rühmt mein Lied,
Der Kaiser Wilhelm war sein eigner Kronenschmied,
In funfzig Schlachten ist sein Werk gediehen.
So fest steht sie auf seinem kaiserlichen Haupt,
Wie eines Eichbaums Krone grün und dicht belaubt,
Und keines mag dem andern Glanz entziehen.
Wohl streiten beide um den Preis,
Der Edelsteine Glanz, des Haares Silberweiß,
Solch Schmuck mag Volk und Fürsten wohlgefallen.
So Einer nun nach Deutschland fragt,
Dem zeigt die Kron' auf jenem Haupt und sagt:
„Das ist der Leitstern unsern Völkern allen.“
Franz Leibing.

Wunderbares Walten des Geschickes! Gerade Versailles, von wo aus unter Ludwig XIV. am eifrigsten, rücksichtslo-

festen und erfolgreichsten an der Schwächung Deutschlands gearbeitet worden, war der Ort, an welchem das Symbol der deutschen Macht und Einheit, das deutsche Kaiserthum, welches das Habsburger Fürstengeschlecht im Abfalle vom nationalen Geiste hatte erbleichen und gänzlich hinsinken lassen, wieder aufgerichtet und wo mit diesem hehren Amte nun das Fürstengeschlecht betraut werden sollte, ohne dessen rastloses Aufwärtsstreben in den schweren Zeiten, die Frankreich über Deutschland gebracht hatte, dieses seinem gänzlichen Verfalle nicht entgangen wäre.

Erregte schon der Umstand, den König und die trefflichsten der deutschen Staatsmänner und Heerführer an dem Orte zu wissen, wo so schwere Attentate gegen Deutschland ihren Ursprung hatten, in Deutschland die Gemüther in lebhafter Weise, wie mächtig mußten die Gemüther derer erregt sein, die ihr Quartier in jenem historisch so wichtigen Orte aufgeschlagen hatten, in welchem der Geist der Vergangenheit aus jedem Steine sprach! „Welch ein Gegensatz" ward der Zeitschrift „Daheim" geschrieben. „Im Jahre 1670 König Ludwig XIV. auf der Höhe seines „Zeitalters" in der vollsten Kraft seiner Jahre. Vor Kurzem erst ist das Riesenschloß hier beendet. Was die Welt an Pracht kennt, ist hier angebracht. Ueber marmornen Platten und marmornen Stufen, unter krystallenen Kronleuchtern, an herrlichen Bildsäulen vorüber schreitet der seidene und sammetne Schuh der Höflinge und Günstlinge hinauf in die Gemächer des ersten Stockwerkes. Glücklich, wer nicht schon in dem oblongen Prachtgemach, in das man vom prächtigen Treppenflur aus links eingetreten ist, von den Schweizern angehalten wird; wer durch ein kleines, herrlich ausgestattetes Vorzimmer zum berühmten Oeil de boeuf vordringen darf, wo das hoffähige Frankreich in dem Halbdunkel dieses Gemaches, das nur durch ein ovales Fenster (Ochsenauge) Licht erhält, mit süßem oder intrigantem Geflüster dem Augenblick entgegenharrt, wo sich die Flügel der Thüre

zur Rechten öffnen, und der mächtigste König der Erde seine Staatsmänner und Günstlinge, seine neuen Liebschaften und Verwandten zum Lever vorläßt. Die Erhebung des Monarchen von seinem Lager ist zur feierlichen Staatsaktion geworden. Daran müssen wir gedenken, wenn wir heute das ungeheure Bett betrachten, an dem über ein Centner Goldstickereien hing zur Zeit der Levers, wenn wir heute das kolossale Schlafzimmer des Königs durchmessen, in dem die werthvollsten Oelbilder schon so hoch hängen, daß sie mit bloßem Auge nicht zu erkennen sind.

„Und heute! Wie vor zweihundert Jahren, unverändert ist die Pracht dieses Königsschlosses geblieben. Dieselben Bilder an den Wänden, dasselbe Parket, dieselbe reiche Vergoldung und Stukkatur der Wände, dieselben mythologischen Verherrlichungen Ludwig's an den Gemälden der Decken, dieselben Marmorkamine, Malachitvasen und goldenen Pendulen.

„Aber nicht mehr gleiten die Seidenschuhe der Kavaliere lautlos über das Parket, nicht mehr thront hier die Hoheit französischer Staatsmacht. Auf Befehl des deutschen Bundes-Feldherrn ist das Königsschloß zu Versailles zum königlich preußischen Feldlazareth eingerichtet, in welchem die Sieger über drei französischen Heere, vor den Mauern der französischen Hauptstadt, von ihren ruhmvollen Wunden geheilt werden, während der letzte Bourbone heimatlos in der Fremde umher irrt.

„So heftet die Vorsehung an die Thaten der Menschen die niederziehenden Gewichte!

„Kein Lächeln und kein Schäkern mehr in diesen Prunkgemächern. Rastlos schreitet die barmherzige Schwester an ihr Liebeswerk, der Arzt und der Krankenwärter an seine Pflicht; selbst der weiland kaiserliche Schloßbeamte hier, der vortrefflich Bescheid wußte in allen offenen und geheimen Geschichten dieses Hauses, muß jetzt den Kranken allerlei Hilfsdienste mit leisten, die ihm an der Wiege nicht gesungen worden sind. Alles aber

geht stumm und mit leisem Flüstern durch die heilige Stätte des Schmerzes. Und doch habe ich auch hier die Armen lächeln sehen, vor Freude über die wiedererwachende Kraft, in dankbarer Regung für die treffliche Behandlung und Pflege, im Tode noch in dem Bewußtsein heiliger Pflichterfüllung."

Das große Hauptquartier des Königs befand sich in de: Präfektur auf der Avenue de Paris — ein schloßähnliches Gebäude, dessen Bau drei Millionen Francs gekostet hate. „Wo die Truppen nothwendig ihren Marsch nehmen müsse," erzählt der Berichterstatter der „Post", „da nimmt der König sein Quartier; er muß sie vor sich vorbeipassiren sehen, er muß an das Fenster treten können, wenn die Trommel wirbelt, oder wenn die Musik die Wacht am Rhein spielt; er kümmert sich nicht um den Verlust des Schlafes, den ihm in der Nacht das unter den Kanonen erdröhnende Pflaster raubt, oder das Commando der bayerischen Fuhrwerkscolonne mit requirirtem Hafer." Im Gegensatze zu dieser Wohnung befand sich die des Bundeskanzlers Bismarck, aber eben so characteristisch für den Mann, der dieselbe sich gewählt hatte. Graf Bismarck wohnte in einer der stillsten Straßen von Versailles. „An die Rue de Provence", erzählt derselbe Berichterstatter, „wird sich ewig die Erinnerung anknüpfen, wenn man die deutsche Einheit feiert. Dort hat sich der deutsche Reichskanzler sein Tusculum ausgesucht, sein vom Stadtlärm entferntes Asyl, wo die Zweige einer grünen Edeltanne zu der Besiegelung des neuen deutschen Bundes gesäuselt haben. Die Rue de Provence verbindet die Avenue de St. Cloud, welche vom Schloß- oder Waffenplatz ausläuft, mit dem Boulevard de la Reine, der aus dem Parke heraus dieselbe Richtung nimmt und fast mit ihr convergirt. Die eine Straße nennt man Avenue, die andere Boulevard; beide tragen denselben Character; es sind Doppelalleen zwischen Häuserreihen. Die Straße des Reichskanzlers, welche beide durchschneidet, hat eine weit mehr ländliche, als städtische Physiognomie. Die Häuser haben hier keine Fühlung

mehr miteinander; sie stehen nur durch Parks mit einander in Communication. So erheben sie sich freier, und die Villa des Kanzlers steht ganz unbeengt da, nur von den Bäumen des Parkes sanft berührt. Diese Einsamkeit braucht der Staatsmann, der trotz alles Interesses an Geschützcolonnen doch gern seine Nerven vor dem Gerassel ihrer Räder bewahrt, der auch andern Lärm nicht liebt, außer etwa dem parlamentarischen. Freilich der Damm der Avenue de Provence hat die Weiche eines Gartenweges, so daß fast ungehört wie die Droschke, in der ein süddeutscher Diplomat oder ein französischer Unterhändler das deutsche Bundeskanzleramt aufsucht, eine Artilleriebrigade hier passiren könnte. Man fühlt es wohl, wenn man diesen Zufluchtsort passirt, daß er ausgesucht ist, um Varzin in Etwas zu ersetzen. In allen Wipfeln ist Ruh, aber drinnen schafft ein hastiger Geist und spottet der umgebenden Stille."

Der „Gartenlaube" ward aus Versailles ein Artikel „Drei Mächtige zwischen ihren vier Wänden" eingesandt, in dem es heißt: „Die drei hervorragendsten Männer, welche in dem deutsch-französischen Kriege die Hauptrollen spielen, — Wilhelm der Erste, König von Preußen, sein erster Minister, Graf Bismarck, und endlich Graf Moltke, der Chef des Generalstabes — haben seit einigen Wochen ihren Wohnsitz in Versailles aufgeschlagen, um von hier aus die ferneren kriegerischen Operationen wie die diplomatischen Verhandlungen zu leiten. Berlin hat momentan aufgehört, Sitz der preußischen Regierung zu sein — die preußische Regierung befindet sich in Versailles, mit ihr die Großen des Reichs, sowie die Fürsten vieler deutschen Staaten, und von hier aus wird das zukünftige Schicksal Frankreichs und wohl auch Deutschlands entschieden werden. Es dürfte deshalb von Interesse sein, in das Leben dieser drei mächtigen Herren zwischen ihren vier Wänden einen Einblick zu erhalten.

„Der König hat auch in Versailles nichts an der einfachen Lebensweise geändert, welche er in Berlin zu führen

pflegt, und wahrhaft erstaunenswerth ist die Thätigkeit, der er sich trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre mit seltener Rüstigkeit hingiebt. Er steht früh sieben Uhr auf, sein Nachtlager besteht aus einem niedrigen Feldbett mit nur einer Matratze, das er stets mit sich führt; er rasirt sich selbst und wird bedient von je nur einem seiner beiden Kammerdiener Engel und Krause, Beides gediente Soldaten mit militärischen Ehrenzeichen. Er trägt im Hause den gewöhnlichen Militärrock. Tritt er in sein Arbeitszimmer, so servirt der gerade dienstthuende Leibjäger oder Leiblakai den Kaffee, während auf dem Schreibtische bereits die zu erledigenden Papiere, Depeschen rc. liegen. In Berlin ist der Monarch beim Kaffeetrinken stets allein, hier im Hauptquartier hat nur der Geheimrath Schneider Zutritt, jene bekannte Persönlichkeit, welche sich als Militärschriftsteller wie als Geschichtsschreiber einer so bedeutenden Popularität erfreut. Schneider, welcher jeden Morgen pünktlich sieben Uhr im Schlosse erscheint, stattet in seiner Stellung als Vorleser und Bibliothekar dem Könige während des Frühstücks über die eingegangenen Telegramme, sowie über die Stimmung der europäischen Presse Bericht ab, er legt die neuesten literarischen Erscheinungen vor, aus denen sich der König die entscheidenden Stellen, sowie besonders wichtige Artikel aus den Zeitungen vorlesen läßt.

„Nach dem Kaffee eröffnet der König die Briefe, liest sämmtliche Depeschen, versieht sie mit Randbemerkungen und Zeichen, und legt sie in die verschiedenen Mappen oder Fächer: Civilcabinet, Militärcabinet, Staatsministerium, Kriegsministerium, Justizministerium, Unterstützungs- und Gnadensachen. Mit den letzteren ist der Geheimrath und Landwehrmajor Bork, ein langjähriger treuer Diener des Königs, betraut. Wie in Berlin, so hat er auch hier jeden Morgen Vortrag, und der Wohlthätigkeitssinn des Königs findet trotz der Ueberhäufung mit Geschäften immer noch ein Viertelstündchen Zeit, welche der Erledigung der Unterstützungs- und Gnadengesuche gewid-

met ist. Nach dem Geheimrath Bork hat einer der beiden Hofmarschälle Zutritt, um die Befehle für den Tag in Empfang zu nehmen, bezüglich des Ausfahrens, Reitens, der Einladungen, Besuche, Audienzen, des Empfanges von Deputationen; dann befiehlt der König gewöhnlich den Vortrag der Generale, das sind Moltke, Roon, Boyen, Podbielski und Treskow.

„Schlag neun Uhr meldet sich der dienstthuende Flügel-Adjutant des Tages, durch den alle Befehle gegeben werden, der den König überall hin zu begleiten und der das Journal der königlichen Thätigkeit zu führen hat. Es folgen dann die Vorträge des Civil- oder Militärcabinets, oder des Grafen Bismarck, welche gewöhnlich zwei bis drei Stunden in Anspruch nehmen. Dazwischen findet Annahme von Meldungen, Audienzen, Empfang von Depeschen und Ueberweisung derselben an die zuständige Behörde statt, ebenso erleiden diese Vorträge Unterbrechung bei Vorbeimärschen von Truppen, behufs deren Besichtigung der König dann stets auf dem Platze außerhalb des Gitters vor dem Präfekturgebäude erscheint. Nach den verschiedenen Vorträgen empfängt oder macht der Monarch fürstliche Besuche, geht in Lazarethe, oder besichtigt die Merkwürdigkeiten der Stadt; bei diesen Ausfahrten begleitet ihn stets nur ein Adjutant, und nur bei Ausflügen nach der Umgegend die Stabswache. Betrachtet man die Gruppen der französischen Blousenmänner vor dem Schlosse und auf den Straßen, die täglich dort herumlungern, so kann man sich eines Gefühls der Besorgniß nicht erwehren, und es will einen bedünken, als ob der König in dieser feindlichen Stadt zu viel wage, obgleich es sich nicht leugnen läßt, daß dieser persönliche Muth, verbunden mit seiner ritterlichen Erscheinung, den Versaillern sichtlich imponirt und einen guten Eindruck auf sie macht.

„Der König lebt sehr mäßig, nimmt Vormittags zwischen den Vorträgen manchmal etwas kalte Küche und geht um vier

Uhr zur Tafel, die sehr einfach, fast bürgerlich ist. Es wird bei derselben nur eine Sorte Wein geführt, und Champagner, außer bei Geburtstagen eines Mitgliedes der königlichen Familie oder fürstlicher Personen, nie. Nur einmal gab es auf der königlichen Tafel während dieses ganzen Feldzuges Champagner, das war am Abend nach der Schlacht bei Sedan am 1. September. Nach einer ungefähr halbstündigen Unterhaltung nach Tische zieht sich der Monarch in sein Zimmer zurück, erbricht und liest sofort die eingegangenen Briefe, Depeschen und selbst die unscheinbarsten Gnadengesuche; hier sei gleichzeitig erwähnt, daß der König noch nie Nachmittags geschlafen hat. Diese Zeit ist nach Erledigung der eingegangenen Briefschaften der Lectüre der Spener'schen Zeitung oder sonst eingegangener wichtiger Zeitungsartikel, sowie der Correspondenz mit der Familie und dem Absenden von Telegrammen gewidmet.

„Beim Thee, welcher Abends neun Uhr in Gesellschaft eingeladener Personen eingenommen wird, findet stets eine lebhafte Unterhaltung statt; diese Stunde wird ausgefüllt mit Besichtigung illustrirter Werke und Vorlesung wichtiger Zeitungsnachrichten; alle Tagesereignisse und Persönlichkeiten werden besprochen. Der König raucht für gewöhnlich nicht, fordert aber in großer Männergesellschaft dazu auf und raucht dann auch wohl mit; gegen eilf Uhr zieht er sich in sein Zimmer zurück und arbeitet bis ein Uhr. Die für den Mittag oder Abend zu ladenden Gäste bestimmt der König alle selbst.

„An Schlachttagen fährt der König schon früh fort und besteigt dann an einem Orte, der vorher bestimmt wird, eines seiner Pferde, von denen mehrere ihm stets vorausgehen.

„Graf Bismarck ist erheblich jünger als der König und als Moltke, er zählt erst 55 Jahre. Aeußere leibliche Genüsse existiren für ihn fast gar nicht. Denken und Arbeiten füllen fast seinen ganzen Lebenslauf aus. Hier im Felde lebt er fast noch zurückgezogener als in Berlin, der Einsiedler von Varzin hat sich in einen Einsiedler von Versailles verwandelt. Graf

Bismarck wohnt hier in einem isolirten Landhause, ziemlich entfernt von den anderen Mitgliedern des großen Hauptquartiers, in der Rue de Provence. Er steht gewöhnlich erst Morgens neun Uhr auf, da er von seiner früheren Stellung als Gesandter gewöhnt ist, in französischer Manier zu leben; er genießt Morgens Thee und zwei Eier, dann arbeitet er ununterbrochen bis drei Uhr. Wenn Veranlassung dazu vorliegt, fährt er um zwölf Uhr eine halbe Stunde zum Könige. Etwa um vier Uhr unternimmt er in Begleitung seines Vetters, des Legationsraths Graf Bismarck-Bohlen, der auch gleichzeitig Chef seines Cabinets ist, einen Spaziergang in der Umgegend von Versailles. Bismarck trägt im Hause bei der Arbeit gewöhnlich einen einfachen braunen Schlafrock, beim Empfange von Besuchen und außerhalb des Hauses die bekannte Kürassieruniform seines Regiments. Um halb sechs Uhr speist der Minister mit seinen sämmtlichen Beamten gemeinschaftlich zu Mittag; das Diner ist gewöhnlich ziemlich einfach und von dem Koch zubereitet, welchen der Minister mitgenommen. Nach Tische plaudert er traulich mit seinen Beamten am Kaminfeuer, dessen Anblick ihm viel Vergnügen zu machen scheint, dann arbeitet er wieder ununterbrochen bis Nachts ein Uhr.

„Natürlich finden den ganzen Tag über ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zeit Vorträge seiner Beamten, Conferenzen mit Diplomaten und Besuche von hohen Militär- und Civilpersonen statt. Der Depeschen- und Briefverkehr spielt sich fast ununterbrochen bei Tag und Nacht ab. Stündlich kommen und gehen Feldjäger, Post- und Telegraphenboten. Der Minister raucht wenig; er liebt, da er von rheumatischen Leiden häufig heimgesucht wird, sehr ein warmes Zimmer; sein Bett und seine Zimmereinrichtung ist überaus einfach. Er arbeitet hier in Versailles in einem kleinen Hinterzimmer, mit welchem mancher Landpfarrer kaum tauschen würde. Mit Mühe hat man in dem einfachen Landhause, welches er hier bewohnt,

neben seinem Schlafzimmer einen kleinen Salon eingerichtet, damit er nicht genöthigt ist, die fremden Diplomaten in seinem Schlafzimmer zu empfangen. Ein Vorzimmer ist auch nicht vorhanden, daher muß der Kanzleidiener, welcher den Dienst hat, auf dem Corridor sitzen — so klein und einfach ist der Apparat, in welchem hier in Versailles gegenwärtig die Weltgeschichte verarbeitet wird. Das Beamtenpersonal, welches den Minister hier umgiebt und welches größtentheils dasselbe Haus bewohnt und mit ihm förmlich einen gemeinschaftlichen Haushalt führt, lebt ebenso einfach und geschäftig wie er selbst.

„Graf Helmuth von Moltke bewohnt in Versailles das Haus Neunundbreißig der Rue neuve, woselbst sich auch die Bureaux des Generalstabes befinden. Der siebenzigjährige Herr führt ebenso eine sehr einfache Lebensweise. Er steht Morgens zwischen 5 und 6 Uhr auf und arbeitet nach dem Kaffee von 6—8 Uhr, dann kommt der General-Quartiermeister der Armee, von Podbielski, mit dem er conferirt, beide fahren dann um zehn Uhr zum König. Um zwölf Uhr kehrt Moltke zurück, frühstückt und fährt dann mit seinen beiden Adjutanten aus. Diese Ausfahrten, welche zwei bis drei Stunden in Anspruch nehmen, werden zu Inspicirungen in der Umgegend benutzt. Nach Hause zurückgekehrt, erledigt der General die inzwischen eingegangenen Depeschen und ißt dann um fünf Uhr mit seinem ganzen, aus zwanzig Offizieren bestehenden Stabe. Nach Tische arbeitet Moltke, wenn er nicht zum Thee beim Könige befohlen ist.

„Der General ist einfach und anspruchslos und erträgt bereitwillig die durch den Krieg gebotenen Entbehrungen. Er hat nur einen Diener. Stets bei den Vorposten zu finden, die er inspicirt, und gleichzeitig die Punkte besichtigend, welche für Aufstellung der Geschütze ersehen sind, war er während dieses Feldzuges den feindlichen Geschossen schon mehrfach ausgesetzt. Im Schlosse von St. Cloud war er kurz vor dem Brande anwesend, als es von feindlichen Granaten überschüttet wurde; er besichtigte die kaiserlichen Zimmer, und die

Geschosse nicht beachtend, welche wiederholt einschlugen und Alles verwüsteten, stand er sinnend vor dem Bett Napoleon's, das halb zerschmettert war, und sagte dann ruhig: „Hier wird er wohl nicht mehr drin schlafen.“ Sucht man Moltke während des Gefechts, so ist er stets vorn an der Spitze zu finden.“

Der Gedanke von der Wiedererweckung des deutschen Reiches in der Form des Kaiserthums, der nie geruht und in neuer und neuester Zeit aus Liedern hervorgeklungen war, machte sich im deutschen Volke im Verlauf der siegreichen Kämpfe in einer solchen Stärke geltend, daß selbst Kreise von ihm berührt wurden, die ihm bisher gänzlich unzugänglich gewesen. In der ersten Zeit des December ging folgende kurze, aber inhaltsreiche Notiz durch die Zeitungen:

„Versailles, den 3. December. Prinz Luitpold von Bayern übergab im Hauptquartier zu Versailles dem König Wilhelm ein Schreiben des Königs Ludwig von Bayern, worin derselbe den König ersucht, das deutsche Reich und die deutsche Kaiserwürde wiederherzustellen und mit Zustimmung der deutschen Fürsten den Kaisertitel anzunehmen.“

Am 5. December wurde dieses Schreiben von dem Staatsminister Delbrück unter allgemeinem Beifall im norddeutschen Reichstage vorgelesen. Am 7. December empfing der norddeutsche Reichstag ein Schreiben des Bundeskanzlers Bismarck, durch welches der am gleichen Tage auf Antrag von Sachsen-Weimar vom Bundesrathe gefaßte Beschluß mitgetheilt ward, die Verfassung des deutschen Bundes dahin abzuändern, daß dieser Bund den Namen Deutsches Reich und der König von Preußen den Namen Deutscher Kaiser führe. Hierauf nahm der Reichstag die drei Verträge mit den süddeutschen Staaten und zugleich die neue Bundesverfassung an. Am 10. December beantragte der Abgeordnete Lasker, an den König eine Adresse zu erlassen und befürwortete sie in einer Rede, in der er äußerte: „Nur um uns

zu schützen gegen die Eifersucht eines neidischen Nachbarn, wurden wir dahin gedrängt, die Waffen in die Hand zu nehmen. Und herausgefordert war dieser Nachbar nur durch die Zwiespältigkeit, welche in Deutschland selbst geherrscht hat; für die Zukunft aber hegen wir die Hoffnung, daß das Einigungswerk, welches wir jetzt zu vollziehen haben, es ganz Europa ankündigen wird, daß fortan auf die Schwäche Deutschlands nicht gerechnet werden darf. Und daran knüpfen wir die Hoffnung, daß unsere Einigung nicht blos der eigenen Nation zu Gute kommt, sondern ohne Ueberhebung, als ob wir den Frieden dictirten, lediglich durch die moralische Macht, welche die Friedensliebe Deutschlands ausübt, hegen wir die Hoffnung, daß fortan unser Reich der Anfang sein wird eines wahren und gesicherten Friedens."

In der von dem Abgeordneten Lasker vorgelegten und vom norddeutschen Reichstage angenommenen Adresse hieß es:

„Ungemessene Opfer fordert der Krieg, aber der tiefe Schmerz über den Verlust der tapferen Söhne erschüttert nicht den entschlossenen Willen der Nation, welche nicht eher die Waffen ablegen wird, bis der Friede durch gesicherte Grenzen besser verbürgt ist gegen wiederkehrende Angriffe des eifersüchtigen Nachbarn.

„Dank den Siegen, zu denen Eure Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauerden Einigung entgegen.

„Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Eurer Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen."

Dreißig durch das Loos gewählte Mitglieder des Reichstages wurden beauftragt, die Adresse dem Könige in Versailles zu überreichen. Ueber diesen Vorgang berichtete der „Staats-Anzeiger" Folgendes:

„Für den Empfang der am 16. Abends in Versailles eingetroffenen Reichstags-Deputation war Freitag, der 18. December

bestimmt. In einfacherer und ergreifenderer Weise ist wohl nie ein Staatsact von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung vollzogen worden. Die Umstände der Zeit und die äußere Umgebung, in welcher das königliche Versprechen der Annahme des Kaisertitels den Vertretern der Nation abgelegt wurde, konnten nicht ohne Einfluß auf den Character der feierlichen Handlung bleiben. Inmitten eines deutschen Heereslagers, das seine siegreichen Waffen mitten in Feindesland hineingetragen hat, drängt sich noch einmal der Gedanke auf an die schweren Opfer, mit welchen das deutsche Volk in blutigen Kämpfen gegen die herrschsüchtige Politik einer benachbarten Nation das lang erstrebte und nun endlich erreichte Ziel seiner inneren Einigung erkaufen mußte. Gleichzeitig aber gelangte an dieser Stelle zum reinsten Ausdruck die Ueberzeugung, daß die Würde, welche heute der einstimmige Wunsch des Volkes dem Könige von Preußen entgegenträgt, nicht das Werk persönlichen Ehrgeizes ist, sondern daß die Nation, fern von jeder Ueberhebung, ein heiliges Recht und die Pflicht hat, für das durch ihre Waffenthaten geeinte Deutsche Reich einen Namen anzunehmen, dem durch Jahrhunderte hindurch in allen Landen die höchste Ehrfurcht gezollt ward. Ein Blick auf die Versammlung, die in der Stunde eines hochwichtigen Entschlusses Seine Majestät den König umstand — die Fürsten des deutschen Reiches, die ihre Hand zu einem machtvollen Bunde reichen, die Führer der deutschen Armeen, welche die Schlachten von 1870 geschlagen haben, die Vertreter des deutschen Volkes, die durch ihre Beschlüsse die begeisterte Erhebung einer beleidigten Nation mit vaterländischer Opferwilligkeit unterstützten, — ein Blick auf die Versammlung sagte jedem Anwesenden, daß das künftige deutsche Kaiserthum auf einen felsenfesten Unterbau begründet sein wird, der nicht verfehlen kann, dem deutschem Namen Achtung durch alle Welt zu verschaffen.

„Es war des Königs Wunsch gewesen, daß der Empfang der Reichstagsdeputation nach beendigtem Gottesdienst stattfinden solle.

„Gegen 10 Uhr sammelten sich vor der Schloßkapelle auf der „Place d'Armes“ um das Denkmal Ludwigs XIV. der Kronprinz mit seinem Stabe, die Prinzen des Königlichen Hauses, die deutschen Fürsten, die Generale und Offiziere, um Seine Majestät zu erwarten. Der König betrat, dem glänzenden Gefolge um wenige Schritte voran, die Kirche, nach allen Seiten den Gruß der versammelten Soldaten erwiedernd, und nahm Platz zur Rechten des Altars, an seiner Seite die Prinzen und Fürsten. Die vordersten Reihen der linken Seite waren von den Abgeordneten eingenommen. Nach dem Gesang eines Militärchors: „Ehre sei Gott in der Höhe“ und einem von der Militärmusik begleiteten Choral hielt der Hof- und Divisionsprediger Rogge aus Potsdam die Predigt.

„Die Ueberreichung der Adresse fand um zwei Uhr in dem großen Empfangsaale der Präfectur statt. Auf den Corridoren, welche die Eintretenden passiren mußten, versahen Mannschaften von der Stabswache des großen Hauptquartiers die Ehrenposten. Eingeladen waren die Fürsten mit den höchsten Chargen ihrer Umgebung, der Bundeskanzler, die Generäle, die höheren Beamten des königlichen Hofstaates.

„Tiefe Stille herrschte, als der Präsident Dr. Simson die Feierlichkeit mit folgender Ansprache an Seine Majestät eröffnete:

„Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

„Eure Königliche Majestät haben huldreich gestattet, daß die von dem Reichstage des Norddeutschen Bundes am 10. d. M. beschlossene Adresse Allerhöchstdenselben in Ihrem Hauptquartier zu Versailles überreicht werde.

„Dem Beschluß der Adresse war die Zustimmung zu den Verträgen mit den deutschen Südstaaten und zu zwei Verfassungsveränderungen voraufgegangen, mittelst deren dem künftigen deutschen Staat und seinem höchsten Oberhaupt Benennungen gesichert werden, auf denen die Ehrfurcht langer Jahr-

hunderte geruht, auf deren Herstellung das Verlangen des deutschen Volkes sich zu richten niemals aufgehört hat.

„Eure Majestät empfangen die Abgeordneten der Hauptstadt in einer Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

„Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen giebt, in Beiden die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu Theil werden.

Eure Majestät wollen geruhen, den Befehl zu ertheilen, daß der Wortlaut der Adresse vorgelesen und die Urkunde in Eurer Majestät Hände gelegt werde."

Nachdem der König seine Zustimmung gegeben, verlas und überreichte der Präsident Dr. Simson die Adresse. Der König verlas darauf folgende

Allerhöchste Erwiederung an die Deputation des Reichstages.

„Geehrte Herren! Indem ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von der deutschen Grenze, empfange, ist es mir das erste Bedürfniß, meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung Ausdruck zu geben, deren wunderbare Fügung uns hier in der alten französischen Königsstadt zusammenführt.

„Gott hat uns den Sieg verliehen in einem Maße, wie ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als ich im Sommer dieses Jahres zuerst Ihre Unterstützung für diesen schweren Krieg in Anspruch nahm.

„Diese Unterstützung ist mir in vollem Maße zu Theil geworden, und ich spreche Ihnen den Dank dafür aus in meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des

Vaterlandes. Die siegreichen deutschen Heere, in deren Mitte Sie mich aufgesucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Theilnahme und Fürsorge des Volkes in der Heimath, in der Einmüthigkeit des Volkes und des Heeres ihre Ermuthigung in schweren Kämpfen und Entbehrungen.

„Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des Norddeutschen Bundes noch in der eben geschlossenen Session des Reichstages für die Fortsetzung des Krieges verlangten, hat mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entschlossen ist, ihre volle Kraft dafür einzusetzen, daß die großen und schmerzlichen Opfer, welche mein Herz wie das Ihrige tief bewegen, nicht umsonst gebracht sein sollen, und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bis Deutschlands Grenze gegen künftige Angriffe sicher gestellt ist.

„Der Norddeutsche Reichstag, dessen Grüße und Glückwünsche Sie mir überbringen, ist berufen gewesen, noch vor seinem Schluß zu dem Werke der Einigung Deutschlands entscheidend mitzuwirken. Ich bin demselben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmüthig seine Zustimmung zu den Verträgen ausgesprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden.

„Der Reichstag hat, gleich den verbündeten Regierungen, diesen Verträgen in der Ueberzeugung zugestimmt, daß das gemeinsame staatliche Leben der Deutschen sich um so segensreicher entwickeln werde, als die für dasselbe gewonnenen Grundlagen von unsern süddeutschen Bundesgenossen aus freier Entschließung, nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfnisses, bemessen und dargeboten worden sind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen jene Verträge noch vorzulegen sind, ihren Regierungen auf dem betretenen Wege folgen werden.

„Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Seine Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur

Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge.

„Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht mein eigenes Gefühl, auch nicht mein eigenes Urtheil meinen Entschluß bestimmen kann.

„Nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf.

„Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Seine Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständniß aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Nach beendeter Rede schritt der König auf den Präsidenten Dr. Simson zu, begrüßte ihn auf das Huldvollste, reichte dann allen Mitgliedern die Hand, und sprach mit Jedem einige Worte. Ein Hoch des Präsidenten auf den König Wilhelm, den obersten Feldherrn des deutschen Heeres, schloß die Feier.

An dem Neujahrstage fand in Versailles nach dem Gottesdienste Gratulationsempfang bei dem Könige statt. Wie hatte man — seit Jahren — auf die Worte gelauscht, die Napoleon bei dem Neujahrsempfange des diplomatischen Corps äußerte! Hatte er sich doch fast das Ansehen einer Sphinx zu geben gewußt, die in Räthseln spricht, es Jedem überlassend, sich dieselben nach seiner Weise zu deuten.

Welch eine andere Persönlichkeit war es, auf die jetzt Aller Blicke aus Fern und Nah sich richteten! Jeder hatte

gelernt den redlichen, tapfern und biederherzigen Fürsten zu würdigen. Bei dem Festmahle erhob sich der König und sprach:

„Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen; mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die theils Führer in diesem Heere gewesen sind, theils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes — einen ehrenvollen Frieden."

Als Antwort auf diese Begrüßung hielt der Großherzog von Baden eine Anrede an den König, die er mit folgenden Worten schloß: „Mögen Eurer Königlichen Majestät durch Gottes Gnade noch recht lange und gesegnete Jahre vergönnt sein, die Kaiserkrone, dieses geheiligte Symbol deutscher Einheit und Kraft, in Frieden zu tragen. Zur Bekräftigung dieses aufrichtigen Wunsches rufe ich die Worte aus, welche der hohe Verbündete Eurer Majestät, der König von Bayern, zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat: Hoch lebe Seine Majestät König Wilhelm der Siegreiche!"

Am 1. Januar trat die neue Bundesverfassung in Kraft, und es war Deutschland von nun ab wieder **Ein Reich.**

Am 14. Januar erließ der König ein Schreiben an alle deutschen Fürsten, durch welches er ihnen Anzeige machte, daß er gewillt sei, die ihm von den Fürsten und den freien Städten mit Zustimmung der Nation angebotene deutsche Kaiserkrone anzunehmen und das deutsche Reich wiederherzustellen; er sprach dabei die Hoffnung aus, daß er und seine Nachfolger mit Gottes Hülfe diese Würde stets zum Ruhme und zum Segen des deutschen Reiches bekleiden würden.

Am 18. Januar endlich, am Gedächtnißtage der Krönung preußischer Könige, erfolgte in Versailles die Proclamirung des Königs Wilhelm zum Deutschen Kaiser. Ein Augenzeuge der feierlichen Handlung giebt uns folgendes lebensvolles Bild derselben:

„Um 11 Uhr war das ganze militärische Versailles in lebhafter Bewegung, zu Wagen und zu Fuß zog ein Heer von Offizieren aller Waffengattungen und Grade durch das Gitterthor des Schloßhofes ein. Vom Mittelbau wehte heut die rothe Königsflagge mit dem Kreuz und den Adlern. Im Hof war ein Spalier von Truppen aufgestellt. Auf der großen Prachttreppe des linken Schloßflügels stieg man hinan zu den Gemächern Ludwigs XIV., an deren Wänden van der Meulens, Lebruns, Mignards und ihrer Zeitgenossen Wandbilder die Haupt- und Staatsaktionen des Monarchen, nicht wie dort an den Plafonds allegorisch, sondern meist in treu realistischer Wahrheit und in all ihrer ceremoniellen Steifheit verherrlichen. In der ganzen Tiefe war jedes dieser Gemächer von den dort militärisch geordneten Reihen der hierher kommandirten Regimentsdeputationen erfüllt. Nur der Weg nahe den Fenstern von einer Verbindungsthür zur andern blieb für die Kommenden frei. Die Auswahl der deputirten Kommandos schien mit besonderem Geschick getroffen. Die Armee hat schwerlich vollendetere Bilder männlicher Kraft, fester Tüchtigkeit und kriegerisch strammer Haltung, als die Aufgereihten, deren Brust fast durchweg das eiserne Kreuz schmückte. In der Mitte der langen Gallerie des Glaces war ein Altar mit zwei kerzenreichen Candelabern errichtet. Drüben aber an der letzten schmalen Querwand der riesigen Galerie, unter dem oben abschließenden Halbrundbilde der Alliance zwischen Spanien, Deutschland und Holland 1672, standen auf einer dort angebrachten Estrade die Fahnen- und Standartenträger sämmtlicher hier vertretenen Regimenter im Halbkreis geordnet, jeder Träger in voller Ausrüstung, Helm auf, den gerollten Mantel über Schulter und Brust. Die hohe Thür zum nächsten Gemach deckte ein tief dunkelrother Sammetvorhang, der den schönsten Fond für die Gruppe der Banner und Bannerträger davor bildete. An beiden Endpunkten hielt vor dem Fuß der Ballustrade, sowie draußen an der Thür zur Gallerie je ein Garde

du Corps mit gezogenem Pallasch Wacht. Die ganze glänzende Versammlung der Offiziere beider Hauptquartiere, der hierher deputirten Kameraden, der militärischen und politischen Hoch- und Höchstgestellten, der Aerzte und Intendanturbeamten füllte in gedrängter Masse den langen Raum an der Fensterseite um den Altar, wie gegenüber längs der Spiegelwände, zwischen sich in der Länge der Galerie den breiten Weg für den König und die Fürsten frei lassend. Das halbe Dutzend schwarzbefrackter Civilmenschen verschwand gänzlich in der bunten, schimmernden Masse. — Schlag 12 Uhr, nachdem Graf Moltke und, mit Ausnahme des Kriegsministers, die hier in Versailles und seiner Umgebung anwesenden obersten Chefs der deutschen Armeen sich nahe der Estrade aufgestellt hatten, erschien der König, gefolgt von dem Kronprinzen, den Prinzen Karl und Adalbert und sämmtlichen Fürsten seines Reiches, die hier um ihn versammelt sind. Wie sie erschienen waren, begann die religiöse Feier mit der Liturgie: a Capella-Gesang, der Choral, von Posaunen geblasen, und in mehrfach wiederholtem Wechsel des Predigers Wort, Gebet und Danksagung, und wieder Gesang und Choralmusik. Erst dann die eigentliche Predigt. Als mit dem Choralgesang und dem Segen dieser Theil der Feier geschlossen war, schritt der König mit den Prinzen und den deutschen Fürsten, die Hofmarschälle voraus, zur Estrade. Nahe dem Kronprinzen stehend, las der König dann, den Helm in der Linken, das Papier in der Rechten haltend, die Erklärung, daß er die ihm von Fürsten und Volk gebotene deutsche Kaiserwürde annehme, mit laut erklingender, fester Stimme bis zum Schluß, wo er den Bundeskanzler auffordert, seine, heut an das deutsche Volk erlassene Proklamation zu verlesen.

„Graf Bismarck faßte das inhaltschwere Dokument mit der Linken, die gleichzeitig den Helm am Riemen hielt, und las, gegen den König und den Kronprinzen gewendet, wie er es so wohl versteht, ohne jede Deklamation, aber lebendig und natür-

lich-ausdrucksvoll, als ob er spräche, bei lautloser Stille der Versammlung diese Botschaft „des Friedens und der Freiheit", der wir von Herzen Erfüllung wünschen, vor. Es schien dabei ganz eigenthümlich unter seinen buschigen Brauen hervorzublitzen.

„Er hatte geendet. Da ergriff der Großherzog von Baden den richtigen Augenblick. Plötzlich zum Rande der obersten Estradenstufe vortretend, rief er mit lauter, wie von Begeisterung vibrirender Stimme:

Seine Majestät König Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, lebe hoch!

„Und ein Hochruf brach aus der Versammlung mit einer Sturmesgewalt und brausendem Donner, als ob jenes Wort des Fürsten der elektrische Funke gewesen wäre, der in eine Mine geschlagen hätte. Die Hände reckten sich auf zum Gruß und Schwur, die Helme wurden geschwungen, die Blicke leuchteten und dreimal rollte der Ruf an den Spiegel- und Marmorwänden hin und hallte von der gewölbten Decke wieder. Das Heer hatte seinen Kaiser proclamirt und aus voller Brust seinen kräftigsten Segen dazu gegeben. —

„Aus des Königs Augen stürzten die Thränen. Er drückte dem Großherzoge die Hand, der Kronprinz neigte sich tief und schien die des Vaters küssen zu wollen. Der Bruder, die Vettern und Fürsten umgaben ihn, beglückwünschend, händeschüttelnd, von ihm diese begrüßt, jene umarmt."

Welch ein in so vieler Beziehung bedeutungsvoller Vorgang! Vor dem Auge des Historikers und Dichters enthüllte sich der Zusammenhang desselben mit Ereignissen früherer Zeit. Franz Leibing erinnerte in einem Gedichte — „Konradin's Rächer" — an den letzten Hohenstaufen, zu dessen Untergange sich Rom und Paris verschworen hatten, und dessen italienisches Erbe, allem Recht und aller Gerechtigkeit entgegen, dem französischen Prinzen Karl von Anjou zugesprochen worden war:

„Du, Petri Schiffleins schand- und blutbeflecktes Ruder,
Karl von Anjou, des heilgen Ludewig von Frankreich Bruder,
Du schlepptest hin zum Beil den edlen Staufensprossen
Mit Badens Friedrich, seines Kaisers will'gem Todgenossen!
Nun sieh, wie heut auf Frankreichs alter Königsbühne
Das abgebrochene Reis auf's Neu' ergrüne!
Wilhelm von Deutschland setzt sich dort des Reiches Krone auf,
Frankreich im Staub vor seines Schwertes Knauf.
Und Zollern! ruft nun Badens Fürst statt Stauf. —
Ihr Fürsten, schaut, ihr Völker, hier des Weltgerichtes
Sühne!"

Der herrliche Hohenstaufenstamm war ein Hinderniß für Roms Absichten auf Deutschland gewesen — er hatte fallen müssen. Aber die rechte Siegeszeit für Rom schien erst gekommen zu sein, als der Habsburger Ferdinand II. den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte. Und doch, was hat es dir nun genützt, du finsterer Ferdinand II., daß du — im Vasallendienste Roms — Deutschland zur Wüste machtest, in der die Würgengel des Krieges, Hunger, Seuchen, Feuer, Schwert, die Einwohner bis auf vier Millionen vertilgten! Du wolltest den Protestantismus ausrotten und Deutschland mit ehernen Banden an Rom schmieden. Und was nützte es euch, ihr Bourbonen auf Frankreichs Thron, daß ihr heucheltet, den Protestantismus in Deutschland unterstützen zu wollen, während ihr es doch nur schwächen wolltet, um es darauf mit Leichtigkeit berauben zu können, euch vorbehaltend, die Flamme der Reformation, wie ihr es daheim gethan, hinterher zu zertreten! Der Geist des Protestantismus hat dennoch das deutsche Volk erneut, und der preußische Adler, das Symbol des sich im Lichte der Reformation verjüngenden Deutschlands, ist von den Fürsten und vom Volke erhoben worden zum Reichsadler, während eure Enkel zu trauern haben um Güter, die ihr verscherztet!

„Der auf der Zollern Throne das Scepter trägt und Krone,
Der hat gelöst den Bann:
Der hat das Wort gesprochen, das heilet, was zerbrochen,
Das ist, was helfen kann.

Vor Gott mit heißem Beten hieß er die Völker treten,
Den er im Staub verehrt. —
Nun ist die Stunde kommen, in der zu Aller Frommen
Der Kaiser wiederkehrt."

„Der Akt vom 18. Januar 1871", sagte die „Breslauer Zeitung", „steht in nahen Beziehungen zu dem vom 18. Januar 1701. Die Annahme des preußischen Königstitels war, man darf es nicht verkennen, halb ein Schritt aus Deutschland hinaus. Dieser Schritt, der damals nothwendig war, wird jetzt zurückgethan, wo die Zeit dazu gekommen ist. Die Zustände des heiligen römischen Reiches waren die trostlosesten von der Welt; kein Kaiser und kein Reichsfürst hatte die Macht, dieselben zu ändern. Es bedurfte eines archimedischen Punktes außerhalb des Mechanismus, um von dort auf denselben einzuwirken. Es war ein günstiger Umstand, daß außerhalb des Reichsverbandes sich ein echt deutsches Land befand, auf welchem die Dynastie ihre Macht gründen konnte. Sollte Brandenburg die Mission erfüllen, Deutschland zu reformiren, so mußte es zunächst eine Weltmacht werden. Und hierzu konnte es sich nur aufschwingen, wenn es die Fesseln des alten Reiches von sich abstreifte. Zwischen dem Kurfürstenthum Brandenburg und dem deutschen Kaiserthum war das Königthum Preußen der unentbehrliche Durchgangszustand." Und die „N. Fr. Pr." sagte in einer Betrachtung der Entwicklung des brandenburg-preußischen Staates: „Es ist ein Aufschwung ohne Gleichen, den die Hohenzollern-Dynastie und der preußische Staat seit zwei Jahrhunderten genommen haben, seit sie elend, gedemüthigt, mühsam das Dasein aus den Gräueln des dreißigjährigen Krieges retteten. Die eine wesentliche Ursache dieses Aufschwunges ist auf der Landkarte der Mark Brandenburg und Ostpreußens zu lesen. Da steht vor den Namen zahlreicher Dörfer das Vorwort „Französisch" oder „Böhmisch"; da finden wir holländische, salzburg'sche, tirolische Ortsnamen wieder — ein Zeugniß des Geistes der Duldsamkeit, der für

jeden um des Glaubens willen Verfolgten auf den verödeten Fluren eine neue Heimath gründete, dadurch den Volks- und Staatswohlstand unendlich hob, vor Allem dem Volke einen weiten, über die Grenzen hinausreichenden Blick und die wunderbare Expansivkraft gab. Schlesien, das eroberte, war das erste paritätische Land, und die Rückberufung des freigeisterischen Philosophen Wolff dünkte dem zweiten Friedrich eine größere Conquête", als eine gewonnene Schlacht. Bei uns sind die Spuren Kaiser Joseph's schnell verwischt worden."

Die Frage aber: „Weshalb jetzt — vor Beendigung des Krieges — die Proclamirung des Kaiserthums erfolge? beantwortete die „Nat.-Ztg." in folgender trefflicher Weise: „Das deutsche Volk schuldete der Vergangenheit die Genugthuung, seine durch das Schwert erkämpfte Reichsverfassung sicherzustellen, ehe der Kampf noch beendet ist. Den Franzosen darf bei den künftigen Friedensverhandlungen nichts übrig bleiben, als die abgeschlossene Einheit des deutschen Reiches und die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums „sans phrase" anzunehmen. Darin liegt die Bedeutung des raschen Entschlusses, den König Wilhelm gefaßt hat: die früheren Eingriffe der „weltgebietenden" Nation sind auf das Vollständigste gesühnt, und sie selbst ist auf den Standpunkt hingewiesen, den sie fortan gegenüber den einmüthigen Willensakten der deutschen Nation wird zu beobachten haben."

Kämpfe gegen die Ersatz-Armeen.

„O wollt Gebet und Wort nicht enden,
Nicht das Schwert zur Scheide senden,
Bis in allen Herzen, allen Händen
Ist das eine Werk gegründet,
Ist der große Bund verbündet,
Wie den schönern nicht die Welt noch sah —
Germania!" August Silberstein.

Die Hoffnung der provisorischen Regierung in Frankreich richtete sich immer noch darauf, daß es gelingen werde,

Paris durch eine oder mehrere Armeen zu entsetzen. Gelang das nicht, capitulirte Paris, wie Sedan, Straßburg, Metz capitulirt hatten, dann hatte auch ein Gambetta zu befürchten, daß die Mehrheit der Franzosen für den Frieden um jeden Preis gestimmt sein würde. Daß es dahin nicht komme, suchte man durch fieberhafte Anstrengung in Bezug auf Bildung neuer Truppenkörper und zugleich durch Anwendung der Lüge in erhöhtem Maßstabe zu bewirken. In Paris wurden die günstigsten Nachrichten über den Zustand, die wachsenden Erfolge und den demnächst zu erwartenden Entsatz der Hauptstadt verbreitet, und das Land ward durch Gambetta in Tours mit glänzenden Berichten über den heroischen Widerstand der Pariser und die dem Feind fortgesetzt beigebrachten Schlappen versorgt. Groß war Napoleon im Lügen gewesen, größer war es Gambetta. Man konnte in Bezug auf das Lügen Beider das Wort anwenden: „Saul hat Tausend erschlagen, David Zehntausend." Daß Garibaldi zum General der Abenteurer-Armee erwählt wurde, die in und um Lyon ihr Standquartier hatte, ist berichtet worden. Die Loire-Armee wurde unter den General Aurelles de Paladine gestellt. In den Norddepartements war der General Bourbaki mit Aufstellung einer Nord-Armee beschäftigt. Der erste Versuch der Loire-Armee, Paris zu entsetzen, wurde, wie oben erzählt worden, von dem General von der Tann zurückgewiesen, dem es auch gelungen war, sich der Stadt Orleans zu bemächtigen. Doch nun rückte die Loire-Armee aufs Neue nördlich vor und zwar in einer Stärke von 60—70,000 Mann. Der General von der Tann, dessen Streitmacht nur 30,000 Mann betrug, hielt es für angemessen, Orleans zu räumen. Die Bayern, nördlich von Orleans, bei Coulmiers, von dem Feinde eingeholt, schlugen sich (am 9. November) gegen denselben mit außerordentlichem Muthe. Obgleich in erheblicher Minderzahl, wiesen sie sieben Anstürme des Feindes zurück. Sie besetzten das auf der Straße von Orleans nach Paris gelegene St. Peravy. Die Vertheidigung

der Bayern war eine so vorzügliche gewesen, daß der Feind von weiteren Angriffen abgelassen hatte. Der Verlust der Bayern betrug 700 Mann, jener der Franzosen (wie sie selbst zugestanden) 2000 Mann. Um diese Zeit rückte bereits die II. Armee (Friedrich Karl), die vor Metz frei geworden war, auf der Linie Troyes-Chaumont vor. General von der Tann vereinigte sich am 10. bei Toury mit der 22. Division unter General Wittich und der Cavalerie-Division des Prinzen Albrecht, am 17. führte der Großherzog Franz von Mecklenburg-Schwerin die 17. Division hinzu und übernahm den Oberbefehl über die vereinigten Truppen. Er rückte nun gegen das Flußgebiet der Sarthe, schlug (am 17.) die sogenannte bretagnische Armee, früher unter Kératry, jetzt unter General Fiereck stehend, und nachdem dieselbe ihren Rückzug auf Le Mans genommen, besetzte er Dreux. Inzwischen hatte die II. Armee (am 16.) Sens besetzt, und das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand sich am 18. bereits zu Cherry.

Gegen die von Bourbaki im Norden gebildete Streitmacht war der Kampf schon im October begonnen worden. Am 17. wurde Motdidier von der sächsischen Reiterei genommen, am 21. erfolgte die Besetzung Quentins. Nach dem Falle von Metz rückte die I. Armee (mit Ausschluß einiger Truppentheile die dem Kronprinzen zugetheilt worden waren) unter Führung des General v. Manteuffel gegen die feindliche Streitmacht in den Norddepartements vor. Am 21. wurde die kleine Festung Ham ohne Widerstand genommen, am 23. warf Goeben Vortruppen der französischen Nord-Armee bei Le Quesnel zurück, am 27. wurde die Nord-Armee bei Moreuil total geschlagen und über die Somme nach Amiens zurückgeworfen. Tags darauf besetzte General v. Goeben die Stadt Amiens; die französische Armee, völlig desorganisirt, zog sich nordwärts zurück, und es übernahm an Stelle des geschlagenen Bourbaki der General Faidherbe den Oberbefehl über dieselbe. Manteuffel besetzte (5. Dec.) Rouen, dann (9. Dec.) Dieppe. Von

dort aus wandte er sich gegen Faidherbe, dem es inzwischen gelungen war, sich St. Quentins und Hams wieder zu bemächtigen, und lieferte ihm (am 23. Dec.) bei Pont Noyelles an der Hullée eine für die deutschen Waffen siegreiche Schlacht. Um diese Zeit wurde der General v. Goeben zum Oberbefehlshaber der I. Armee ernannt, während Manteuffel den Befehl erhielt, in Burgund eine wichtige Mission auszuführen, deren weiterhin gedacht werden wird. Faidherbe, der bei Arras die Trümmer seines Heeres gesammelt hatte, wurde bei St. Quentin von Goeben aufs Haupt geschlagen. Er verlor 15,000 Mann (darunter 9000 Gefangene) und 6 Geschütze. Die Streitmacht Faidherbes hatte 50,000 Mann betragen; von deutscher Seite waren nur 18,000 Mann Infanterie und etwa 3000 Reiter ins Gefecht gekommen.

Während dies im Norden geschah, fanden auch auf dem südlichen Kriegstheater blutige Kämpfe statt. Dem Prinzen Friedrich Karl gelang es, die Absicht Aurelles, der (nachdem ihm der anfänglich gewählte Weg auf Paris durch den Großherzog von Mecklenburg verlegt worden war) in nordöstlicher Richtung durchzubrechen beabsichtigte, zu kreuzen. Er schlug ihn (am 28. Nov.) bei Beaune la Rolande und nahm ihm 1600 Gefangene. Aurelles ward von Gambetta seines Commandos enthoben, die eine Hälfte der auseinander gesprengten Armee dem General Bourbaki (demselben General, der kurz vorher im Norden von Manteuffel geschlagen worden war) die andere Hälfte dem General Chanzy zur Führung übergeben. Die französischen Armeen erhielten aus dem Süden Frankreichs fortgesetzt Verstärkungen. Die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs setzten ihren Marsch nach dem Süden fort, und es stand (am 6. Dec.) dem Ersteren Chanzy, dem Letzteren Bourbaki gegenüber. In blutigen Kämpfen wurden in den nächstfolgenden Tagen Bourbaki und Chanzy zurückgeworfen. Chanzy nahm seinen Rückzug auf Tours, und die Regierungsabtheilung, die sich daselbst nicht mehr für

gesichert hielt, verlegte ihren Sitz schleunigst nach Bordeaux. Nach einer Reihe von Gefechten kam es zwischen Friedrich Karl und Chanzy (am 12. Jan.) zu der blutigen Schlacht bei Le Mans, in der Chanzy total geschlagen wurde. In den 6 Tagen vom 7. bis 12. Jan. allein verloren die Franzosen an Gefangenen 22,000 Mann, und es wurden ihnen 19 Geschütze und Mitrailleusen abgenommen. Am 13. überschritten die Vortruppen der Armee des Großherzogs die Sarthe, um die Trümmer der geschlagenen französischen Armee zu verfolgen, am 16. besetzten Vortruppen der Armee Friedrich Karl's Alençon.

Die Armee Chanzy's befand sich in dem traurigsten Zustande, wie aus einer Reihe von Briefen französischer Offiziere, welche bei der Besitznahme von Le Mans in die Hände der Deutschen fielen, zu ersehen war. Und doch fand in derselben Zeit, in der diese Briefe geschrieben wurden, wie auch in den Tagen nachher, Gambetta nicht Worte genug, den trefflichen Zustand der Armee Chanzy's zu preisen!

Bourbaki war zur Ausführung eines Planes ersehen worden, an dessen Durchführbarkeit Gambetta nicht zweifelte. Derselbe ging dahin, das Werdersche Corps zu vernichten, Belfort zu entsetzen und darnach einen Einfall in Deutschland ins Werk zu setzen. Bourbaki nahm nun die Miene an, als liege seinen Operationen einzig der Zweck zu Grunde, Chanzy zu unterstützen, und es ward ihm dies deutscherseits damit erwiedert, daß man that, als ahne man nichts von seiner Absicht. Aber gerade um sie zu kreuzen, war Goeben im Norden an Manteuffels Stelle mit der Führung der I. Armee betraut, Letzterer aber nach Versailles berufen und ihm im Kriegsrath die Ausführung des Planes übertragen worden, der sich auf den zu erwartenden Zusammenstoß Bourbaki's mit Werder bezog. —

Nach dem Falle Straßburgs war General von Werder mit der Aufgabe betraut worden, das Oberelsaß von feind-

lichen Streitkräften zu säubern und namentlich zur Belagerung Belforts zu schreiten. Ersteres war ausgeführt, Letzteres — die Belagerung von Belfort — begonnen worden. Als Le Mans von den Truppen Friedrich Karl's besetzt worden, war die französische Ost-Armee (Bourbaki) bereits bis Arcey und St. Marie vorgerückt. Für Werder eröffnete sich nun die Aussicht, mit seinen 40,000 Mann sich mit einem über 100,000 Mann starken Feind messen zu müssen, während er zugleich die Belagerung des starken Belfort aufrecht zu erhalten hatte. Manteuffel war zwar mit einer Streitmacht auf dem Wege, Bourbaki in den Rücken zu fallen; allein es war doch die Frage, ob er — zumal der schwere Winter das Land auf vielen Stellen fast unwegsam gemacht hatte — rechtzeitig eintreffen würde. Diese Umstände riefen in Deutschland schwere Besorgnisse hervor, die namentlich in den dem Elsaß zunächst gelegenen Landschaften ihren lebhaften Ausdruck fanden. Wie, wenn es, ehe Manteuffel zur Stelle war, Bourbaki gelang, das verhältnißmäßig schwache Werdersche Corps zu schlagen? Dann war Belforts Entsatz entschieden, und es konnte dann Bourbaki auch noch die starke Besatzung dieses Platzes mit seiner Macht vereinen. Es war unzweifelhaft: Gewann Bourbaki den Sieg über Werder, so war ein verheerender Einfall in Deutschland unmittelbar darauf zu erwarten. Die Gefahr steigerte sich dadurch, daß Garibaldi, der um diese Zeit über ein Heer von 40,000 Mann gebot, den Auftrag erhielt, dem General Manteuffel auf seinem Marsche nach den Vogesen Hindernisse in den Weg zu legen.

General v. Werder stand bei Dijon, als ihm Kunde von dem Anmarsch der starken Armee Bourbaki's zuging. Sofort rückte er nach Vesoul und von dort über Villersexels bis zum Lisaine-Bach zurück, wo er gegen den anziehenden Feind Stellung nahm.

Inzwischen beschleunigte Manteuffel seinen Marsch. Um Garibaldi zu täuschen, ließ er ihn durch eine Abtheilung von

6000 Mann in Gefechte verwickeln. Während Garibaldi mit der ganzen feindlichen Macht zu thun zu haben wähnte, rückte Manteuffel ungehindert mit der Hauptmacht vorwärts. Garibaldi, der einige unbedeutende Vortheile über die ihm entgegengestellte kleine Streitmacht davontrug, erließ pomphafte Siegesberichte, durch die Gambetta in seinen Hoffnungen auf das Gelingen des durch Bourbaki auszuführenden Planes bestärkt wurde. Auch eine Fahne rühmten sich die Garibaldianer den Deutschen genommen zu haben. Aber hinterher mußten sie es eingestehen, daß sie die zerfetzte und zerschossene Fahne am Tage nach dem Kampfe unter Leichen gefunden hatten! — Es war dies die einzige Fahne, die während des Krieges deutscherseits verloren gegangen war, und wahrlich, die Art, in der die Deutschen sie verloren hatten, ehrte Letztere mehr, als hätten sie an Stelle der verlorenen Fahne eine Fahne des Feindes erobert.

Die Spannung, hervorgerufen durch die Fragen: Wird Manteuffel rechtzeitig eintreffen? Wird Werder, wenn Jenes sich nicht ermöglichen läßt, sich des an Zahl um das Dreifache überlegenen Feindes zu erwehren vermögen? erhöhte sich von Tag zu Tag.

Da brachten die Zeitungen folgende Depesche:

„Der Kaiserin Königin Augusta.

Versailles, 18. Januar. Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werderschen heldenmüthigen Widerstande zurückgezogen, Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapfern Truppen.

Wilhelm."

Am 19. Januar ging Werder bereits zur Verfolgung des Feindes über. Nun war auch Manteuffel nahe, und Bourbaki wurde, wie eine Depesche vom 24. verkündigte, auf

das linke Doubsufer gedrängt. Da Bourbaki, wie die nächsten Depeschen ergaben, sich immer mehr der Schweizer Grenze näherte, so begann deutscherseits sich die Annahme zu bilden, er beabsichtige schlimmsten Falls in die neutrale Schweiz überzutreten.

Belagerung von Paris bis zum Bombardement.

Die provisorische Regierung hatte, indem sie die Waffenstillstandsverhandlungen abbrach, aufs Neue an die Waffen appelirt. Nicht zu dem Stimmzettel wollen wir greifen, hatte Favre gesagt, sondern zu den Waffen! — Wer die ganze Haltung dieses Mannes (der, wie schon bemerkt, trotz dem und alledem immer noch einer der besten der politischen Männer ist, die Frankreich gegenwärtig aufzuweisen hat) in ernsten Betracht zieht, wer ihm in das sorgenvolle Auge schaut, das alle seine Bilder aufweisen, der wird sich kaum der Ueberzeugung zu verschließen vermögen, daß in dem Herzen desselben die Hoffnung, Frankreich werde noch zum Siege gelangen, fast gänzlich erloschen war. Und doch predigte auch er den Widerstand? Wie, in einer Zeit, in der die Stimme der Wahrheit aus dem Munde eines der Führer mehr als je noth that, handelte auch ein Favre gegen seine bessere Ueberzeugung? Hatte er nicht, sittlichen Impulsen folgend, oft genug in dem gesetzgebenden Körper kühn geredet gegen den seiner Zeit so mächtigen Napoleon? Vergessen wir nicht: Napoleon war ein arger Tyrann, und derjenige, der sich veranlaßt findet, zur Rechtfertigung dieses verwerflichen Menschen irgend etwas hervorzusuchen, „ärgert" das Gewissen der Menschheit — jetzt aber war in Frankreich ein viel schlimmerer Tyrann zur Herrschaft gelangt, dessen ausführende und in knechtischer Abhängigkeit von ihm stehende Minister die

Männer waren, die sich „Provisorische Regierung" nannten. Das war derselbe Tyrann, der den Abenteurer Napoleon seiner Zeit zum Kaiser gemacht, aber im Laufe des letzten Jahres eine so drohende Haltung angenommen hatte, daß sein Geschöpf Napoleon, um dem sicheren Fall zu entgehen, sich blindlings in die Unsicherheit eines gefährlichen Kampfes, für den kaum die ersten Vorbereitungen begonnen gewesen waren, gestürzt hatte. Wir meinen den Tyrannen, als den Eugène Pelletan die Bevölkerung von Paris bezeichnet, von der er sagt: sie regiere immer den, der sie zu beherrschen glaube, und nehme, so oft es ihr beliebe, die Freiheit des Handelns, die sie zeitweise an eine oder die andere Person abtrete, zurück. — Schon Montesquieu hat seiner Zeit diesen Tyrannen charakterisirt. Das (alte) Syrakus nennend, aber Paris meinend, sagte er: „Syrakus, das beständig zwischen den Zuständen der Zügellosigkeit und der Unterdrückung hin und her schwankte, trug in seinem Schoße eine unermeßliche Bevölkerung, welche nur die Eine harte Alternative kannte, sich entweder einen Tyrannen zu geben oder selbst Tyrann zu sein." Dieser Tyrann, die Bevölkerung von Paris oder vielmehr der revolutionäre Theil derselben, herrschte jetzt. Die früheren Regierungen hatten diesen vieltausendköpfigen Tyrannen groß gezogen, dadurch, daß sie ihm in der Uebertretung göttlicher und menschlicher Gebote und Anordnungen das anreizendste Beispiel gegeben, daß sie ihn durch Handhabung einer verbrecherischen Politik förmlich darin geschult hatten, hinter heuchlerischen Phrasen, die Wohlmeinen athmeten, Absichten und Ausführungen ärgster Art zu bergen. Dem von diesem Tyrannen eingesetzten Napoleon, ja, dem hatte Favre mannhaft zu widerstehen gewagt; aber dem eigentlichen Herrscher in Frankreich selbst, dem sich fortgesetzt neuerzeugenden vieltausendköpfigen Tyrannen „Volk", der nach längerem Ruhen wieder auf die Bühne getreten war, wagte er nicht zu widerstehen; er führte vielmehr aus, was derselbe ihm dictirte und was als dessen Wille in den Zeitungen, Klubs und auf der Straße zu

Tage trat. Wußte er doch: ihm sich widersetzen, heiße abdanken, heiße der Gefahr sich aussetzen, erbarmungslos zermalmt und im Tode durch lügnerische Nachrede auch noch geschändet zu werden! Zu einem Theile freilich sympathisirte auch Favre mit dem gegenwärtigen Herrscher, mehr noch war dies bei den übrigen Mitgliedern der Regierung der Fall, am meisten bei Gambetta. Die Hauptstadt hatte ihren Willen, im Widerstande zu verharren, durchgesetzt; das übrige Land ward nicht in geordneter Weise befragt, ja, man griff jeden Vorwand, der sich gegen die Berufung einer Gesammtvertretung auftreiben ließ, begierig auf, weil, wie nicht zu verkennen war, die Mehrheit der Landesbevölkerung (unter ihnen der besonnenere Theil von Paris) den Frieden begehrte, und so waren denn die Männer der Regierung genöthigt, die officielle Lüge auch weiterhin als Mittel, sich in ihren Stellungen zu behaupten, in Wirksamkeit zu erhalten.

Eine Zeit lang hielten die Pariser sich still — sie hofften auf günstige Nachrichten von dem Herannahen der Entsatzarmeen, mit denen vereint dann das erträumte Befreiungswerk vollführt werden sollte. Tag für Tag verging, die Lebensmittel in der Stadt begannen knapper zu werden. Am 22. November wurde in der Hauptstadt bekannt gemacht, daß nur noch Pferde-, Esel- und Mauleselfleisch vertheilt werde. Die Bevölkerung ward über das nach ihrer Meinung kraftlose Verfahren Trochu's ergrimmt. Er hatte sie als „bewundrungswürdig" in Bezug auf kriegerische Eigenschaften gepriesen, und nun war schon über ein Monat vergangen, und der Feind vor den Thoren errichtete fortgesetzt neue Schanzen und Werke und armirte sie mit Geschützen. Legoudé, der im „Collège de France" eine Vorlesung zum Besten nothleidender Familien hielt, brach in folgenden Dithyrambus aus: „Wenn Paris, nachdem es siebzehn Stunden lange Wälle befestigt, zehn Forts bewaffnet, 300,000 Soldaten ausgehoben, 200,000 Gewehre fabricirt, 600 Kanonen gegossen, drei vollständige Armeen

gebildet hat, wenn Paris — sage ich — sich auf Gnade und Ungnade überlieferte, so würde Paris lächerlich sein und sich nie mehr in seinen eigenen Augen erheben! Vergessen wir nicht, daß unser einziger Ruhm während der letzten unglücklichen Zeit die Vertheidigung von Paris ist. Die Hauptstadt erscheint mir heut glänzender, als zur Zeit der allgemeinen Ausstellung, wo sie eine so splendide, so loyale und so herzliche Gastfreundschaft denen gab, die sie in diesem Augenblicke erdrücken und erwürgen. Denn Paris stellte damals nur sein Genie aus; heute stellt es in den Augen der Welt etwas aus, was tausend Mal mehr werth ist, als alle Wunder der Industrie, der Wissenschaft und der Kunst: seine Seele."

In ähnlicher Weise gab die „Seele" von Paris sich vielfach kund. So mußte denn Trochu sich entschließen, auch ohne ein Entsatzheer nahe zu wissen, den Feind anzugreifen; namentlich ward von ihm den Besatzungen der Forts aufgegeben, kräftig nach der Richtung hin, in welcher der Feind am nächsten stehe, zu feuern. Das gab doch Lärm, und die Pariser glaubten es ja gern, daß durch das Feuern der Geschütze, deren Donner sie vernahmen, dem Feinde schwerer Abbruch geschähe. Folgende telegraphische Nachrichten gaben Kunde von den nächsten Unternehmungen Trochu's: „27. November: In der Nacht vom 26. bis 27. heftiges Feuer der Forts auf der Südfront von Paris." — „29. November: Nach vorangegangenem heftigen Feuern Seitens der Pariser Forts Ausfälle nach Süd und Südost, die vom 5. u. 6. Corps siegreich zurückgewiesen wurden." — „30. November: Nach furchtbarem, die ganze Nacht über anhaltendem Feuern der Forts fand — südlich und östlich — ein starker Ausfall statt. Mit 150,000 Mann gingen die Generäle Trochu und Ducrot über die Marne; nach heftigem Kampfe wurden die würtembergische Division unter General von Obernitz und eine sächsische Division (12. Corps) unter Prinz Georg aus Brie sur Marne, Champigny und Villiers gedrängt; nachdem sie Verstärkungen erhalten (vom 2.

und 6. Corps unter Fransecki), warfen sie den Feind bis zum Abend aus mehreren der genannten Orte wieder hinaus; die Franzosen indessen behielten Stellung an der Marne; zu gleicher Zeit fanden weitere, aber schwächere Ausfälle südlich und nordöstlich, namentlich bei St. Denis unter Admiral La Roncière statt; dieselben wurden vom Garde- und vom 4. Corps zurückgewiesen. Die Verluste waren auf beiden Seiten bedeutend, namentlich bei den Würtembergern (über 800 Mann) und den Sachsen. Die Franzosen gaben ihren Verlust auf 2000 Todte und Verwundete an (darunter die Generale Renault und Lacharrière) und mehrere hundert Gefangene." — „2. Dezember: Neuer blutiger Kampf vor Paris. Sachsen und Würtemberger stürmten am frühen Morgen die von den Franzosen in Besitz behaltenen Orte Brie sur Marne und Champigny an der Marne; von überlegenen französischen Kräften (unter General Ducrot) angegriffen, behaupteten sie die errungenen Stellungen. Die beiden Ortschaften befanden sich zur Nacht zum Theil in den Händen der Deutschen, zum Theil in den Händen der Franzosen; Letztere blieben auch noch im Besitz der Uebergänge über die Marne. Der Verlust der Würtemberger betrug 800 Mann; die Sachsen hatten an beiden Schlachttagen (am 30. November und 2. Dezember) gegen 2200 Mann verloren. Die Verluste der Franzosen waren weit bedeutender." — „4. Dezember: Der Feind brach die dem Gefechtsfelde gegenüber geschlagenen Brücken bei Brie ab und zog sich hinter die Marne zurück."

Das war das für die Franzosen in der Hauptsache ergebnißlose Ende der Anstrengungen vom 29. November bis zum 2. Dezember.

Welcher Zweck französischerseits verfolgt worden war, ergab eine Proclamation des Generals Ducrot vor dem Ausfall, in der es heißt: „Soldaten der zweiten Armee in Paris! Der Augenblick ist gekommen, um den eisernen Gürtel zu sprengen, welcher uns schon zu lange umschließt. In Folge

der Fürsorge unsers Generals en chef sind mehr als 400 Geschütze, von denen mindestens zwei Drittel das schwerste Kaliber haben, zusammengestellt; kein materielles Hinderniß wird ihnen zu widerstehen vermögen, und um in diese Oeffnung vorzustürmen, werdet Ihr Eurer mehr als 150,000 Mann sein, Alle gut bewaffnet und ausgerüstet, mit Munition und Bedarf versehen und, wie ich zuversichtlich hoffe, Alle von einem unwiderstehlichen Feuer beseelt. Denkt an Eure verwüsteten Felder, an Eure ruinirten Familien, an Eure Schwestern, Eure Frauen, Eure trostlosen Mütter! Möge dieser Gedanke Euch mit demselben Durst nach Rache, derselben dumpfen Wuth erfüllen, welche mich beseelt!" — Ducrot schloß seine Proklamation mit den Worten: „Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, und ich schwöre es Euch und der ganzen Nation, nur todt oder siegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen sehen. Im ersteren Falle stutzt nicht, aber rächt mich!"

Nun, die Deutschen hatten dafür gesorgt, daß er nicht siegreich zurückkehrte; sich mit den Parisern wegen des ausgesprochenen Gegensatzes abzufinden, war ihm überlassen. Wie müssen ehrliche Leute unter den Franzosen sich geschämt haben ob der Prahlhänsigkeit dieses Generals, der außerdem schon genügend sich dadurch gekennzeichnet hatte, daß er, einer der Gefangenen von Sedan, trotz seines gegebenen Ehrenwortes, entwichen und wieder in die Armee getreten war! Und wie kennzeichnete es auch Trochu, ja die ganze gegenwärtige Regierung, daß man einen Offizier, der sich des Ehrenwortbruches schuldig gemacht, in die Reihen der Krieger aufnahm! Um diese Zeit hatten bereits gegen dreißig französische Offiziere die gleiche schmachvolle Handlung begangen. So ward auf Seiten eines Volkes gehandelt, das so viel von „Ehre" redet, woraus wiederum zu erkennen ist, daß auch das Maß von Edelsinn, das ihm früher beiwohnte, in das Phrasenthum verflüchtigt war.

Da aber Ducrot nun fürchtete, falls er in Paris sich jetzt sehen ließe, mit lautem Hohn empfangen zu werden, so nahm er vorerst Quartier auf dem sichern Mont Valérien, und statt des Schauspiels, den General als Sieger zu empfangen oder seine Leiche einführen zu sehen, bekamen die Pariser eine Proclamation zu lesen, in der er sagte, der Kampf sei nur augenblicklich unterbrochen, — er werde ihn wieder aufnehmen. — So kleinlaut war nun der Prahler geworden, der Ehre und Eid vergessen hatte!

Wie Bilder einer Fata Morgana zogen die Nachrichten, die aus Paris drangen, an den Augen des zuschauenden Publikums vorüber. Die Pariser wandten zu ihrem brieflichen Verkehr mit dem Lande Luftballons und Brieftauben an. Gelegentlich wurden Luftballons, die an unrechter Stelle niedergingen, von deutschen Truppen erbeutet. Die vorgefundenen Briefbeutel und Zeitungen gaben dann Mittel an die Hand, sich über pariser Zustände zu unterrichten. Es wurden ferner nicht selten bei Gefangenen Zeitungen gefunden. Endlich fehlte es in der Stadt auch nicht an solchen Leuten, die — gewiß aber nur gegen hohe Bezahlung — das gefahrvolle Geschäft übernahmen, sich mit Briefen und Bestellungen zur Nachtzeit auf geeigneten Stellen durch die feindlichen Linien hindurchzuschleichen. Auf letztere Art gelangten Nachrichten in auswärtige Zeitungen und durch dieselben zur Kenntniß des Belagerungsheeres. Manche Mittheilung ging verloren, von einzelnen Vorkommnissen wurden nur Bruchstücke bekannt. Von dem nun, was auf die genannte Art bekannt wurde, möge in dem Nächstfolgenden eine kleine Auslese gegeben werden.

Der Correspondent des „Daily Tel." berichtete: „Das Treiben in den Café's war ein Beweis dafür, daß die Franzosen mehr als jemals in dem Narrenparadiese illusorischer Hoffnungen und thörichter Erwartungen leben. Der Anblick von Paris und den pariser Zeitungen hat mich gelehrt, wie richtig Herr von Bismarck den französischen Cha-

rakter beurtheilte. Nichts als der Einzug einer siegreichen deutschen Armee wird einer pariser Seele begreiflich machen, daß Frankreich unterlegen ist."

Daß Gambetta in Tours die vergebens unternommenen Kämpfe der Pariser als „Siege" feierte, versteht sich von selbst. Wie die Nachrichten, die er verbreiten ließ, auf die Bevölkerung wirkten, ist aus einem von dort aus gerichteten Schreiben an die „Indep. Belge" zu ersehen. „Endlich ist es wahr .... wahr!" hieß es in demselben, „wir haben einen Sieg errungen. Wenn Sie dieses Schreiben erhalten, so werden Sie von allen Seiten den Sieg Trochu's (und Ducrot's) erhalten haben. Ich werde daher die Einzelheiten nicht mittheilen. Aber ich will Ihnen von der Angst sprechen, welche in den Regierungskreisen herrschte, wo man seit dem 28. den projectirten Ausfall kannte, wo man seit heute Morgen durch belgische Telegramme wußte, daß der Ausfall stattgefunden; dann die plötzliche, einstimmige, ungeheure Freude von einem Ende der Stadt bis zum andern; dann die ganze Stadt nach der Präfectur eilend, den ganzen Hof füllend und Gambetta am Fenster erscheinend, die Depesche in der Hand und mit lauter, klarer, volltönender Stimme diese glückliche Depesche lesend. Und dann muß ich Ihnen noch sprechen von den Rufen: „Es lebe die Republik! es lebe Trochu! es lebe Ducrot!" die tausendfach ertönten. Und welche Spannung jetzt! Was wird sich heute begeben haben? Eine andere Schlacht ist angezeigt. Ach! heißblütiges vom Teufel besessenes Frankreich, du zeigst dich hier ganz, wie du bist, und welche Schwungkraft, welche Energie, welcher Muth, welche Hoffnung, welche Kraft in deinen Nerven, die man abgespannt nannte, in deinem Herzen, das man niedergeschlagen glaubte, und in deinem Blute, das man kalt geworden wähnte!"

Sieg! Sieg! lauteten die Circulare, die Gambetta an das Land erließ, und er nahm nun dabei die Gelegenheit wahr, auch die schweren Niederlagen der Loire-Armee in Siege zu

verwandeln. Was mögen die Pariser gedacht haben, als sie folgenden Triumphruf Gambetta's in ihren Journalen fanden: „Das auf einen Augenblick verschleierte Genie Frankreichs erscheint wieder. Der Eindringling ist jetzt auf dem Wege, wo ihn das Feuer unserer aufgestandenen Bevölkerung erwartet. Dieses ist, Bürger, was eine große Nation vermag, welche den Ruhm ihrer Vergangenheit aufrecht erhalten will, die ihr Blut und das des Feindes nur für den Triumph des Rechts und der Gerechtigkeit in der Welt vergießt. Frankreich und das Weltall werden niemals vergessen, daß es Paris ist, welches zuerst dieses Beispiel gegeben, diese Politik gelehrt und so seine moralische Oberherrschaft gegründet hat, indem es dem heroischen Geiste der Revolution getreu blieb. Es lebe Paris! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und untheilbare Republik!"

Daß sie nicht gesiegt hatten, das wußten die Pariser. Dennoch lasen sie jene Proclamation mit Entzücken. Wurden sie doch als Helden gefeiert, und wurde außerdem doch versichert, daß die Loire-Armee glänzend gesiegt habe!

Die Art, in welcher Gambetta das Volk täuschte, erinnert an ein Wort Hutten's. Aus dem Feldlager sandte dieser treffliche Geistes- und Schwertheld dem Kaiser Maximilian folgendes Epigramm, das ganz auf den Krieg unserer Tage paßt:

Gallische Art.

„Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste durch Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Deutsche derweil Thaten um Thaten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegesgewalt er dich im Nacken bedrängt."

Jedoch von dieser Zeit ab begannen auch in Paris einzelne Stimmen gegen Gambetta laut zu werden. „Der Stil ist die Regierung" überschrieb die „France" einen Artikel, in

welchem sie darlegte, daß Kaiser Napoleon in seiner üppigsten Zeit sich nie so hochfahrend geäußert und mit seinem „Ich“ um sich geworfen habe, wie es von Gambetta geschehe. —

Das Aergste aber, was dieser Mann den Franzosen bot, bestand darin, daß er Gensdarmen-Regimenter zu errichten befahl, die im Rücken der operirenden französischen Armeen Henkerdienste verrichten sollten. Unter dem 11. December erschien von ihm folgender Erlaß an die Generale: „In Zukunft wird jede der Armeen der Republik mit einem Gensdarmen-Regiment zu Pferde versehen werden. Ein Kriegsgericht in Permanenz wird im Rücken einer jeden Armee errichtet. Instruction für die Gensdarmerie-Obersten, welche sich hinter der Armee befinden: 1) der Armee folgen und sein Regiment so aufstellen, um diese zu überwachen und ihre Ausgänge zu besetzen; 2) die Ausreißer verhaften und sie zu einer constituirten Truppe führen. Als Ausreißer sind zu betrachten: jeder Soldat, jeder Offizier, jede Gruppe, die sich ohne geschriebenen Befehl zurückzieht oder nicht unter das Commando eines höheren Offiziers gestellt ist. Jeder nicht verwundete Soldat, der hinter der Armee ohne Waffen und Equipirung verhaftet wird, muß sofort vor das Kriegsgericht gestellt werden. Es wird ebenfalls verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt jeder Militär, welcher die Rufe ausstößt: „Sauve qui peut!“ „Wir sind verfolgt!“ Beobachten Sie die größte Strenge und die größte Wachsamkeit bei der Erfüllung der auferlegten Pflichten. Sichern Sie die Ausführung dieser Verordnungen und der besonderen Instructionen, welche sie vervollständigen.“ So jäh war die Tyrannei in dem früher von Freiheitsphrasen überschäumenden Manne emporgeschossen, daß er zu einer Maßregel griff, zu deren Handhabung nur die verhaßtesten Despoten morgenländischer Reiche ihre Zuflucht genommen und deren Ausübung die Franzosen zu Anfange des Krieges lügnerischer Weise den Preußen angedichtet hatten! — Da konnte es nicht fehlen, daß die Zahl der Gegner Gambetta's sich mehrte. Da er einen

Redacteur ohne Weiteres dem Gefängniß überantwortet hatte, verhielt sich die Provinzialpresse anfänglich den Maßnahmen des Dictators gegenüber noch sehr reservirt, während die pariser Journale ihrem wachgewordenen Mißmuthe immer unverholener Ausdruck gaben. Die radicalen Blätter dagegen predigten nach wie vor den Widerstand bis zum Aeußersten und suchten sich in unverschämten Aeußerungen zu überbieten. „Und wenn wir", rief der „Combat", „keine andere Waffen haben, als Stöcke, so müssen wir die Preußen doch aus Paris und Frankreich hinausjagen."

Aber all dies Phrasenmachen half den Parisern nichts, kein Deutscher ging an einer französischen Phrase zu Grunde; die Pariser allein litten Schaden davon, denn sie machten sich lächerlich vor der Welt, deren Bewunderung sie damit glaubten einzuernten. Freilich widerstand die Mehrheit noch; aber wenn man dem Widerstande auf den Grund sieht, so findet man Eines sicher nicht: eine Heldengesinnung! — In der Hauptsache bildeten bei den Parisern die Lügen von außen, die mit denselben in Zusammenhang stehende Aussicht, ihr Rachebedürfniß zu befriedigen, sowie die daran sich schließende Hoffnung, wie in der Rache, so im Ruhme sich sättigen zu können, den Kern ihrer Widerstandskraft.

Die aus schlechten Impulsen sich ergebende Spannung nun war es, die der Bevölkerung den wachsenden Mangel ertragbar machte. Schon Ende November fing man an Ratten zu speisen. „Hunde und Katzen", besagte eine um diese Zeit einem pariser Journal entnommene Nachricht, „sind schon rar geworden, und man sieht nur sehr wenige auf der Straße, da förmlich Jagd auf sie gemacht wird." Ein Decret requirirte alle Lebensmittel, die sich noch bei den Händlern befanden. „Es werden im Namen der Regierung", lautete dasselbe, „requirirt alles gesalzene Schweinefleisch und sonstige Lebensmittel aller Art. Diese Bestimmung wird nicht auf die Haushaltungs-Vorräthe ausgedehnt." An Hunde- und Rattenfleisch fehle es

noch nicht, hieß es, auch nicht an Kaffee und Chocolade. Unter dem 4. December brachte die „Daily News" wieder einige Beiträge aus dem „Tagebuche eines Belagerten". — „Nahrungsmittel", hieß es in demselben, „werden mit jedem Tage knapper. Gestern wurden alle Würste requirirt. Noch haben wir Kühe als letzte Brocken, indessen diese nützlichen Thiere werden der Milch wegen möglichst lange verschont. Man füttert sie mit Hafer, da Heu nur spärlich vorhanden ist. Die Mutter des Kalbes hat somit viel vor dem Oheim des jungen Vierfüßlers voraus. Sämmtliche Thiere des zoologischen Gartens mit Ausnahme der Affen sind bereits verzehrt und die letzteren werden nur aus einer unbestimmten Darwin'schen Scheu vor dem Verwandtenmorde aufgespart."

Das „Paris Journal" vom 8. December rief pathetisch: „Wie unsere Feinde sich täuschen und nicht merken, daß in Paris Alles Modesache ist und gerade die Reichen, ja, die Reichsten Ratten speisen! Ein Restaurateur von Ruf stellt eine delicate Schüssel aus diesen Nagern her, er macht sie mit Champagner, Wein und starken Gewürzen zurecht. Das Stück wird mit 60 Centimes bezahlt; Paris hat mehr als zwanzig Millionen Ratten in seinem Bereiche! Man kann auch Ratten als „Enten" mit Oliven speisen".

Für eine andere Art von „Enten" sorgte um dieselbe Zeit Gambetta, der wohl wußte, daß „Ratten", wenn auch mit dem schönsten Oele bereitet, allein es nicht thun würden. Er hatte den Parisern durch Brieftauben wieder Siegesnoten geschickt. Eine gleiche Art von Zeitungsenten wurden in Paris vom „Gaulois" losgelassen. Er berichtete mit ernstester Miene: „Wir sagten gestern, daß die Badenser gegen die Preußen Drohungen ausstoßen, die wir in Erfüllung gehen sehen möchten. Einer unserer Mitarbeiter kündigt an, daß die Mobilen der Vorposten bei den Feinden Gewehrfeuer gehört haben, welches nur von einem Kampfe unter ihnen herrühren konnte. Die Sache ist wahr: aber es sind die Bayern, welche auf die

Preußen, die das Feuer erwiderten, geschossen haben. Es ist uns lieber, daß es die Bayern sind, als die Badenser, denn sie sind zahlreicher und besser im Stande, das Beispiel zu geben." — Ein Blatt erzählte, daß von der wieder in See gegangenen Flotte Hamburg bombardirt worden; andere Blätter variirten das Gambetta'sche Wort: „Die Deutschen sind des Krieges müde, und begehren mit Ungestüm, nach Hause geführt zu werden."

Oben wurde der Kern der in der Mehrheit befindlichen Widerstandspartei charakterisirt. Während der Belagerung trat ein neues Element hinzu, oder vielmehr dieses schon in Paris vorhandene Element gesellte sich den Widerstandskräften zu und gelangte bald zur bestimmenden Macht. Ueber den dieses Element vertretenden Theil der Pariser sprach sich ein genauer Kenner der pariser Bevölkerung in der berliner „Post" folgendermaßen aus:

„Paris ist eine Stadt, in welcher wenigstens 60,000 Menschen leben, die nur deßhalb nicht in den Bagnos sitzen, weil — dort kein Raum für sie ist. Auch der Transport dieser Existenzen nach Cayenne und Lambessa lohnt sich nicht. Er ist zu kostspielig, vielleicht auch zu gefährlich, und so läßt die Polizei die Dinge gehen, wie sie können und macht das Beste aus der Gesellschaft, was ihr möglich ist — nämlich eine Centralisation der Laster und Verbrechen, eine Art Hallunken-Karpfenteich, aus dem sie gelegentlich die größten Karpfen bequem herausfischt. Physisch und moralisch verkommen, ist das in Rede stehende Gesindel in Tagen sogenannter „honetten Revolutionen" nicht zu fürchten. In solchen Tagen, wo die Begeisterung den Menschen ehrlich macht, lungern diese Strolche um das „souveräne Volk" herum und schnappen die Sous, die Stücke Brot und die Schnäpse auf, die man ihnen als „armen Bürgern" reichlich spendet. Sie wissen, daß man sie ohne Proceß an die nächste Laterne hängt, wenn sie stehlen. In dem Juniaufstand 1848 aber spielten sie schon eine Rolle.

Der Haß gegen die Reichen war ein Wort, das sie besser verstanden als den Ruf: „Vive la Charte!“ die für sie keine Speisekarte war, oder den Ruf: „Vive la Republique!“, welche die Gesetze auch nicht mit dem Besen wegfegte. Die Göttin, welche dies Gesindel anbetet, ist die Gelegenheit und wo es brennt, wird man diese Menschen sicher nicht bei den Spritzen finden. Wer vor vierzehn Tagen noch in Paris war, hat sich überzeugen können, daß sich diese Mitglieder dessen, was der Pariser „la crapule“ nennt, durchaus nicht zu den „unnützen Mäulern“ zählten. Victor Hugo hat seine Gestalten aus dem „Glöckner von Notre Dame“ noch vorräthig gefunden und sie liefern ihm vielleicht noch den Stoff zu einem neuen Nachtgemälde. Paris besitzt noch heute diesen Sauerteig menschlicher Verkommenheit und ist gezwungen, ihn einigermaßen zu Kräften kommen zu lassen, ja ihm theilweise Waffen zu geben. Waffen und — Geld, das natürlich in Schnaps vertrunken wird, in Schnaps, an dem weniger Mangel als an Milch ist.

„Steigen wir eine Stufe höher in der Gesellschaft. Es existiren in Paris noch ziemlich zahlreich die Trümmer jener extremen communistischen Tendenz, welche das Dogma „Ni chateaux, ni chaumières“ (weder Schlösser, noch Hütten), noch nicht vergessen, und die sich eine vollständige Doctrin gemacht haben aus der Ueberzeugung, daß die großen Städte der Fluch der Menschheit seien. Diese Herren mögen im Uebrigen noch so gute französische Patrioten sein, und sie sind es, denn von Frankreich aus soll ihrer Meinung nach der Communismus die Runde um die Welt machen, — sie schwärmen durchaus nicht mit Victor Hugo für das „schöne Paris“. Im Gegentheil! Wenn Paris vom Boden rasirt wäre, begönne ein agrarisches tausendjähriges Reich, eine Bodengemeinschaft, in welcher die Gesellschaft sich zur Gleichheit und Brüderlichkeit constituiren könnte. Denn um den Menschen zu hindern, daß er sich die Finger verbrenne, giebt es ihrer Ansicht



zufolge kein besseres Mittel, als alles Feuer und alles Licht auszulöschen. Auch Blanqui gehörte früher dieser Richtung an.

„Steigen wir noch eine Stufe höher in der Gesellschaft. Es ist die „internationale Arbeiterpartei“ in Paris. Von ihren deutschen und überhaupt fremden Mitessern an der bescheidenen Tafel des Lebens ist sie durch die Austreibung der Fremden befreit worden, aber ihre eigene Lage ist schlimmer geworden. Was liegt diesen Ouvriers daran, wenn Paris in Trümmer fällt? Aus den Trümmern erwächst später für sie Brot und Arbeit. Sie schlagen sich wahrscheinlich nicht für Paris per excellence und lachen zu den Phrasen von Hugo und Favre so gut, wie wir Deutschen! Sie streben nach einer Arbeiterregierung und wissen recht gut, daß es keinen anderen Weg dazu giebt, als vor der Hand Theil zu nehmen an der allgemeinen Bewegung.

„Und noch eine Stufe höher. Die Etudiants, die Polytechniker, die Künstler, die Poeten. Hier ist die Romantik von Paris vertreten. Hier lebt und webt das Bewußtsein in einer unverstandenen und unverdauten Vergangenheit, hier gilt die Politur des Heroismus für den Heroismus selber; hier ist der Conflict, das tragische Leiden, ein wollüstiger Genuß der Seelen und das Leben eine Comödie, in welcher Jeder Acteur ist. Nur in einer solchen Gesellschaft ist es möglich, daß im 19. Jahrhundert die Parole einiger Phantasten, für eine verlorene Sache „Paris in einen Trümmerhaufen zu verwandeln“, auf keinen Widerstand stößt. — „Paris soll das Moskau der Deutschen werden!“ declamirt die Presse. Das heißt so viel wie: „Meine Herrschaften, wer von Ihnen Lust hat, die Häuser von Paris in Brand zu stecken, der wolle sich durchaus nicht geniren.“ Damit ist die Mordbrennerei bereits officiös als eine hochpatriotische That proclamirt und der Galgen hat jedes Anrecht auf die Herren Spitzbuben verloren. In der That, was soll ein Richter sagen, wenn ein Brandstifter erklärt: Ich führte nur aus,

was in allen officiellen Erlassen steht; mein patriotischer Heroismus ist über jeden Zweifel erhaben. Die deutschen Granaten zünden von oben, meine Streichhölzchen von unten.

„Steigen wir abermals eine Stufe hinauf. — Da ist der pariser „Epicier“. — Er ist Nationalgardist und macht ein gar martialisches Gesicht, theils, weil er muß, theils weil er die Gefahr noch selber nicht kennt und das Tohuwabohu ihm keine Zeit läßt, darüber reiflich nachzudenken. Aber mein Gott! dieser pariser „Epicier“ giebt dem deutschen „Philister“, dem londoner „Cockney“, noch einige Doublets vor. Er ist leidlich verwendbar nach einer ausschließlichen Richtung hin und sehr tapfer, wenn er weiß, daß er in der Uebermacht ist. Auch versteht er beim Glase Wein zu peroriren. Fliegt ihm aber eine Kugel in die Fensterscheibe aus einer Richtung her, von wo er sie nicht erwartete, dann ruft er mit Pathos, wie die Zeitungsschreiber: „Nous sommes trahis!“ (Wir sind verrathen!) setzt sich die Nachtmütze auf den Kopf und legt sich mit heroischer Plastik ins Bett. Der pariser „Epicier“, wenn man ihm das wohlfeile Pathos abkratzt, ist das Prototyp des Philisters. Sollen wir noch die ausgemergelten, entnervten Ueberbleibsel der „Jeunesse dorée“, welche Paris wegen Mangel an Credit für Reisegeld nicht entlassen hat, der Besprechung werth erachten? — Jene pariser Jünglinge, denen der Schneider phantastische Phantasieuniformen pumpen mußte und „welche die Revolution mitmachen, weil sie nichts Anderes zu thun haben“, wie es in den radicalen Journalen heißt? — Die soliden Vertheidiger, die Reste des Militärs, scheinen degoutirt und zwischen ihnen und Paris herrscht Nichts weniger als Kameradschaft. Aber da sind die angeführten anderen Schichten der Gesellschaft, welchen der „Appetit beim Essen“ kommt und die den Kukuk nach Paris fragen. Da sind Verbrechen, socialistische Verbissenheit und Romantik, welche mit Lust und Liebe die Brandfackel schwingen möchten.

Paris ist eine einzige große, mit Anarchie gefüllte Granate, welche am Boden liegt und dort platzen oder — in Lächerlichkeit erlöschen wird. Es soll uns nicht wundern, wenn der Telegraph uns nächstens den Brand von Paris meldet und die Stadt von einigen hundert ihrer eigenen Phantasten angezündet worden ist.“ —

Und trotz dem und alledem hatte Jules Favre in seiner Unterredung mit dem Grafen Bismarck auf die Bemerkung des Letzteren, es werde in Paris der Pöbel die Oberhand gewinnen, mit Pathos entgegnet, „in Paris gebe es keinen Pöbel, sondern eine intelligente Bevölkerung“, und — Favre hatte gemeint ein Staatsmann zu sein und sogar einer, der einem Grafen Bismarck gewachsen sei! —

Widmen wir hiernach den Verhältnissen der Belagerer vor den Thoren der Stadt unsere Aufmerksamkeit. Was Alles hatten die Pariser den Deutschen prophezeit, wie tausendfältig hatten sie sich bemüht, ihnen Abbruch zu thun! — Zuerst war der Ruf von ihnen erschollen: Machen wir Paris zwanzig Meilen im Umkreise zur Wüste, damit der Feind dem Hunger und Mangel zur Beute falle! — Es war Viel zerstört worden an Häusern, in Gärten und auf Aeckern, und doch viel zu wenig, um dem Feinde ernstlichen Schaden zu thun, während die Zerstörer sich selbst mit schwerem Schaden beladen hatten. Dann hieß es: Der Winter wird kommen; er, als unser Bundesgenosse, wird den Feind decimiren! Und wirklich, es kam der Winter in einer Rauhheit, wie er in Frankreich selten aufzutreten pflegt. Aber siehe, die Deutschen ertrugen den Winter, wenn seine Unbill ihnen auch viel zu schaffen machte, doch leichter als die Franzosen in der Stadt, denen es frühzeitig schon an Brennbedarf zu fehlen begann! Außerdem sorgte eine umsichtige Verwaltung für die Verpflegung derart, daß die Deutschen auch in diesem Punkte besser daran waren als die Franzosen in der eingeschlossenen Stadt. „Auf Vorposten muß man gehen“, schrieb der Berichterstatter der „Post“, „und

tagelang das Leben der Soldaten mitleben, um sich eine Vorstellung von dem Geiste der Truppen zu machen. Hier, wo eine stete, angestrengte Aufmerksamkeit und der passive Muth die höchsten Gesetze sind, denen auch der letzte Soldat unterworfen ist, jener Muth, der vergessen läßt, daß jeden Augenblick, bei jeder Hantirung und Arbeit die feindliche Granate dem Leben ein Ende machen kann, hier lernt man kennen, was bei dem Soldaten Ausdauer, Zähigkeit und Freudigkeit am Werke vermag. Nirgends wie hier ist der echte soldatische Humor zu Hause, nirgends lebhafter wie hier erinnert man sich des Dichterworts von dem muthigen Einsatz des Lebens."

„Auf meinem Wege nach Chateau Meudon", schrieb der Correspondent der „Illustr. Z.", „kam ich zu dem commandirenden Offizier einer Feldwache, der mir bereitwilligst einen Soldaten mitgab, um mich in's Schloß zum Obersten zu führen. Wir passirten einen Graben, den ein halbrundes Erdwerk schützte, welches die Deutschen in der Front des Schlosses aufgeworfen hatten. In dem Erdwerk selbst hatten sich die Soldaten ein wundervolles Labyrinth von Hütten und Höhlen gebaut, zu denen Erde, Steine und das nahe Gehölz reichliches Material geliefert hatten. Zum Meublement dieser Wohnungen gab das Schloß die wunderbarsten Dinge her: kostbare Stühle mit weichen Sammetpolstern und vergoldete Tische mit Marmorplatten standen herum. Ueberall waren kunstvolle Ornamente angebracht. Ueber einer der Höhlen schwebte auf einem Stock, mit einer Pfauenfeder geziert, der Sonntagshut des Prinzen Napoleon in einem Zustande schrecklicher Zerknitterung; das war das „Hotel zur Angströhre." Links davon zeigte ein Schild das „Hotel zum Elephanten" an und rechts deutete ein ausgestopfter schwarzer Schwan auf das Vorhandensein des „Gasthofs zur todten Krähe." Und vor ihren respectiven Hotels saßen und standen die guten Kameraden lesend, schreibend, rauchend, essend, bis sich plötzlich das unheimliche Brummen einer Bombe oder Granate hören ließ, die als Morgengruß von

Paris herüberkam, und dann verschwand plötzlich Alles in die unterirdischen Hotels." —

Trochu hatte seit der blutigen Zurückweisung vom 2. December bereits bis in die dritte Woche hinein nichts gegen die Deutschen zu unternehmen gewagt, nur war der Höllenlärm der Forts nicht verstummt, der aber mehr darauf berechnet war, die Pariser zu befriedigen, als daß von ihm gehofft ward, er werde die Deutschen schrecken. Auf Favre und seine Freunde wirkte es ernüchternd, daß die Delegation der Regierung von Tours nach Bordeaux übergesiedelt war. Da mußte man doch sehen, was es mit den von Gambetta verbreiteten Nachrichten über die Erfolge Chanzy's auf sich hatte! — Sorgen über Sorgen häuften sich auf den Häuptern der Gemäßigten. Hier die wilde Masse, in denen die Lügen und Phrasen der Vergangenheit in wachsender Gährung sind, — dort in Bordeaux ein Gambetta, der so eben die Präfecten angewiesen hatte, „die erlittenen Niederlagen keck zu leugnen!" — Wie characterisirt der Umstand die „Republikaner," daß sie einen solchen Mann auch nur einen Tag an der Spitze des Staates duldeten! — Als er Tours geräumt hatte, telegraphirte er nach Paris: die Regierung gehe nach Bordeaux, um nicht die strategischen Bewegungen der Armee zu „geniren!" Es geschah dies in demselben Augenblick, in welchem Tours die weiße Flagge aufzog, um von den Deutschen nicht länger beschossen zu werden. — Freilich tritt an Gambetta das Franzosenthum in seiner dermaligen Wesenheit nur in schärferer Weise auf, als in der Mehrzahl der mit ihm im Vordergrunde stehenden Personen. Denn sehen wir nicht fast überall ein gleiches Verhalten zu Tage treten? Wie Ducrot hatten auch andere Generale geschworen, zu siegen oder zu sterben; die Mehrzahl der Commandanten hatten „im Angesichte des Weltalls" die feierliche Versicherung ausposaunt, sich lieber unter den Trümmern der ihnen anvertrauten Festungen begraben lassen zu wollen, als zu capituliren; die Präfecten der Departements und die Maires der großen

Städte hatten pathetische Manifeste vom Stapel gelassen, durch die sie sich — je nach dem Verhältniß, in welchem sie hinterher ihren Worten Folge gaben — zu Helden oder zu Narren stempelten; die Mobilgarden und Franctireurs waren höchstens nur im Trinken stärker gewesen, als in dem Ruf: „Kampf bis zum Aeußersten!“ — und welchen Erfolg hatte bis dahin all das Schwören, Proclamiren und Schreien gehabt? Wie viele der Generale hatten den auf Siegen oder Sterben hinzielenden Schwur gelöst? Und wie schnell war der Muth der Commandanten zur Abkühlung gelangt, wenn der Bombenregen auf sie herabfiel, während die Präfecten und Maires es bei Annäherung des Feindes schon für ein Zeichen hohen Muthes erachteten, nicht davon zu laufen. Die Heldenthaten der Franctireurs schrumpften ein zu Meuchelmord, ausgeübt aus sicheren Verstecken.

Die Haltung des Pöbels in Paris nahm für die Regierung eine von Tag zu Tage bedenklichere Gestalt an. Diesem Pöbel war ein Gambetta immer noch lieber als Trochu. Der Erstere log ihm und der Welt doch wenigstens vor, daß Frankreich fortgesetzt Gloire gewinne, während Trochu, dessen Haltung die ihn beherrschende Trostlosigkeit nur zu deutlich verrieth, sich schon fast drei Wochen lang nicht gerührt hatte. So ward er denn wieder zu einem Ausfall gedrängt. Es erfolgte derselbe am 21. December, um zu endigen, wie seine Vorgänger geendigt hatten, nämlich mit blutiger Abweisung.

Weihnacht war herangenaht, und die Deutschen feierten auch in der Fremde, so gut es ging, das Fest nach heimischer Sitte. Tannenbäume wurden aufgestellt und mit Lichtern besetzt, man machte einander Geschenke; manches Kriegers Augen, der beim Anblick des brennenden Christbaumes sehnsuchtsvoll der Seinen gedachte, füllten sich mit Thränen.

Bombardement von Paris.

„Kommen wird der Tag, wo das stolze Ilium hinsinkt.“

Mit Ungeduld war in Deutschland der Stunde entgegengesehen worden, in welcher der Telegraph verkündigen würde: Die Beschießung von Paris hat begonnen! — Es fehlte nicht an Stimmen, die darauf drangen, daß mit dem Beginn der Beschießung nicht länger gesäumt würde; doch hielten Diejenigen, die sich über diesen Gegenstand äußerten, die Grenzen der Pietät inne, die die Heeresleitung für sich in Anspruch zu nehmen im vollsten Sinne des Wortes berechtigt war. Gleichwohl erregte es fortgesetzt ein unbehagliches Gefühl, Stimmen der Verwunderung des Auslandes über das Hinausschieben der Beschießung und daran sich anknüpfende Vermuthungen hören zu müssen, die auf die Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, sich durch Waffengewalt zum Herrn der Stadt zu machen, hinzielten. Daß die Pariser sich die bezeichnete Verzögerung nach den Forderungen ihrer Eitelkeit zurechtlegten, kann nicht verwundern. Immer kecker erklärten sie, der Feind sei gar nicht im Stande, Paris zu bombardiren, dafür sorgten die Forts, die dem Feinde nicht gestatteten, Batterien der Stadt so nahe zu bringen, daß sie im Stande seien auf dieselbe eine bemerkenswerthe Wirkung auszuüben.

In Deutschland sagte man sich: Ehe Paris nicht gebeugt sei, sei an ein Ergeben Frankreichs nicht zu denken, bis dahin aber erfordere die Kriegsführung, möge sie immerhin siegreich sein, fortgesetzt schwere Opfer an Menschenleben, überdies gewinne Gambetta Zeit, die Widerstandsheere zu verstärken, und es sei die Möglichkeit zuzugeben, daß, falls ihm Jenes in bedeutendem Maße gelinge, er den Kampf auch nach dem Falle von Paris, wenn dieser erst spät erfolge, fortsetze. — Gab die heimische Presse Erwägungen solcher Art in der oben angedeuteten Weise Ausdruck, so unterließ sie jedoch auch nicht, sich

durch ihre Vertreter an Ort und Stelle von der Sachlage zu unterrichten und die über den Gegenstand aus directer Anschauung gewonnene Einsicht ihren Lesern mitzutheilen. So brachte schon in der Mitte des December die „Nat.-Z." einen — wie sich das später erwies — der Sache auf den Grund gehenden Aufsatz. „Wir glauben nicht irre zu gehen", sagte sie, „wenn wir behaupten: Man hat die Beschießung von Paris seither nicht gewollt, weil man sie bis dahin nicht mit derjenigen Intensivität unternehmen konnte, die eine Garantie des Erfolges in sich schließt." —

Der Schluß des Artikels lautete: „An die in umfassendster Weise getroffenen Vorbereitungen ist die letzte Hand gelegt, und wenn der Hunger bis dahin seine Schuldigkeit nicht thut, so wird man nach dem bewährten Recepte des alten Hippokrates verfahren: quod ferrum non sanat, sanat ignis, oder Eisen und Feuer zugleich."

Am 26. und 27. December erschienen endlich zwei Depeschen aus Versailles, die dem allgemeinen Wunsche, den artilleristischen Kampf gegen Paris aufgenommen zu sehen, Genüge thaten. Sie lauteten:

> Versailles, 27. December. Seit früh 7 Uhr hat die Belagerungs-Artillerie das Feuer gegen den Mont Avron eröffnet.
>
> Versailles, 28. December. Die Beschießung des Mont Avron hat im Laufe des 27. ununterbrochen stattgefunden und wird heut fortgesetzt werden. Diesseitiger Verlust unbedeutend.

Die ministerielle „Prov. Corresp." brachte folgenden erläuternden Artikel: „Soeben geht die wichtige Nachricht ein, daß am 27. December vor Paris der Angriff unserer Belagerungs-Artillerie zunächst gegen die Batterien auf dem Mont Avron begonnen hat. Es handelt sich hier noch nicht um die Beschießung der Stadt, ja noch nicht unmittelbar um die Beschießung der Forts, wohl aber um die wirksame Einleitung

dazu. Die Vorbereitungen zur Durchführung der gewaltigen artilleristischen Aufgabe sind seit Anfang December, von dem Augenblicke an, wo mit der Niederlage der Loire-Armee die Gefahr einer Störung von Außen zurückgetreten war, in umfassendster Weise vervollständigt worden, und in diesem Augenblick ist vor Paris eine Zahl schwerer Festungs-Geschütze aufgestellt, wie sie vielleicht noch niemals um einen Punkt vereinigt waren.

„Das Werk, das jetzt unternommen wird, gehört zu den größten und schwierigsten der ganzen Kriegsführung. Die Forts sind an und für sich sehr stark und durch neuere Werke noch verstärkt worden; sie sind überdies vortrefflich armirt und gut vertheidigt. Es wird daher immerhin schwere und hartnäckige Kämpfe kosten, bis durch die Einnahme einiger Forts erst die Möglichkeit gewonnen wird, Paris selbst den vollen vernichtenden Ernst eines Bombardements empfinden zu lassen."

Der Mont Avron ist ein Höhenzug von einer halben Stunde im Durchmesser, der von den Franzosen außerordentlich stark befestigt worden war. Es war gelungen, sie darüber zu täuschen, daß deutscherseits der artilleristische Kampf mit dem Angriff auf diesen Punkt seinen Anfang nehmen sollte. Der waldige Character der Gegend gestattete den Pionieren, ungesehen zu arbeiten. Am Abend vor dem Beginn des Bombardements, wie auch während der Nacht, wurden die Waldstücke, hinter welchen die Batterien angelegt waren, Baum um Baum angesägt, am nächsten Morgen um 4 Uhr aber die Bäume umgelegt und solcher Art die Geschütze demaskirt. „Der Morgen des 27. December", ward der „N. fr. Pr." von ihrem Berichterstatter geschrieben, „tagte sehr spät. Nach drei sonnenklaren Tagen hatte sich der Himmel heute stark bewölkt und bei scharfer Kälte begann eben, als der Tag graute, ein schwacher Schneefall, für unsern Zweck eine wesentliche Beeinträchtigung, da der Fernblick sich sehr einengte. Dennoch hat

die Beschießung ihren Anfang genommen. Um 9 Uhr war ich auf der Höhe von Chelles, wo Prinz Georg von Sachsen und der Generalstab des 12. Armeekorps sich schon eingefunden hatten. Der sonst auf diesem Punkte so weite Ausblick war heute sehr beschränkt, kaum daß man über das tiefer liegende Städtchen Chelles und die zugefrorenen Marne-Inundationen hinweg bis nach Noissy le Grand sehen konnte, wo von Zeit zu Zeit ein röthliches Licht durch den Nebel aufblitzte und die Stelle erkennen ließ, von wo aus Neuilly beschossen wurde."

Schon am 29. December kündigten Depeschen aus dem Hauptquartier einen ersten guten Erfolg an. Sie lauteten:

> Versailles, 29. December. Die Beschießung des Mont Avron am 27. aus 76 Geschützen hat die feindlichen Geschütze für gestern und heut zum Schweigen gebracht.
>
> Versailles, 29. December. Am 28. gelang es der Belagerungs-Artillerie auf der Ostfront von Paris, nachdem der Mont Avron am 27. zum Schweigen gebracht war, den Bahnhof von Noissy le Sec wirksam zu beschießen und die in Bondy cantonnirende feindliche Artillerie zu vertreiben. Diesseits 8 Mann Verlust.

Noch an demselben Tage wurde der Mont Avron von Abtheilungen des 12. (sächsischen) Armee-Corps besetzt, und feindliche Abtheilungen, die sich noch außerhalb der Forts befanden, zogen sich nach Paris zurück. „Der Erfolg der Beschießung des Avron", berichtete die „Elberf. Z.", „war ein vollständiger. Die Franzosen sind mit den Geschützrohren abgezogen; im Uebrigen haben sie Alles im Stich gelassen, Laffetten, Protzkasten, die ganze Munition, selbst eine Anzahl Gewehre; ja sie haben nicht einmal — und das ist das erste Mal, daß sie ihrem noch bei allen Ausfällen eingehaltenen Brauche zuwiderhandeln — ihre sehr zahlreichen Todten mit sich genommen."

Nach der Mittheilung des „Globe“ war der Beginn des Bombardements von den Parisern anfänglich als ein Zeichen der Schwäche des Feindes ausgelegt worden. Die Räumung des Avron aber brachte eine allgemeine Entmuthigung hervor. „Man schimpft auf die Regierung, schimpft auf die Militärverwaltung, und die rothen Republikaner geben sich mehr denn je Mühe, das Volk zu einer Revolte zu verleiten.“ „Die Armee muß absolut“, sagte der „Temps“, „muß um jeden Preis, so lange Lebensmittel noch vorhanden sind, sich durch den Feind durchschlagen und außerhalb Paris operiren. Man sage nicht, daß es unmöglich sei. Niemand wird begreifen, daß es unmöglich sei. Niemand wird begreifen, daß eine Armee, eben so stark wie die der Belagerer, nicht im Stande sein sollte, sich durchzuhauen, zumal sie den Feind angreifen kann, wo sie will, und es in ihrer Macht steht, ihn zu überraschen.“ — Darauf brachte das Regierungsblatt folgende Notiz: „Die Regierung ist für den Fall einer entscheidenden Niederlage zu dem Entschluß gekommen, entweder abzudanken oder sich in eines der Forts zurückzuziehen, sie hat beschlossen, in keinem Falle sich der Demüthigung einer Capitulation zu unterziehen.“ — Diese Erklärung rief die größte Erbitterung in der gesammten Presse hervor, und eines der Blätter sagte: „Ob die Regierung die Capitulation von Paris unterzeichnet oder nicht, sie muß die Verantwortlichkeit tragen, nicht allein als eine durch Selbstwahl gebildete Regierung der nationalen Vertheidigung, sondern auch weil sie uns in eine Lage gebracht hat, welche mit der allgemeinen Volksstimmung im Widerspruche steht. Die Regierung muß und soll auf ihrem Posten bleiben, und wenn wir sterben, muß diese Regierung mit uns sterben.“ Unschuldig jedoch noch klang diese Sprache gegen die der Klubs in den Vorstädten, die unter dem Einflusse der rothen Republikaner Blanqui und Felix Pyat standen. Dort gewann um diese Zeit die Hydra, die sich „Commune“ nannte, Leben, und schon durch ihre ersten Aeußerungen gab sie ihre innerste Natur zu erkennen.

Die Regierung jedoch war gerade jetzt machtloser als je. Das „Kochen im eigenen Safte" hatte für Paris begonnen, und dagegen vermochten Männer, die noch nicht einen wirklichen Erfolg gegen den Feind vor den Thoren erstritten hatten, nichts. In einer Klub-Sitzung feierte ein Redner Gambetta. „Er hat die Provinz-Armeen organisirt; er hat die Erhebung Frankreichs von den Alpen bis zu den Pyrenäen bewirkt; er hat nicht gezaudert, den Verräther Aurelles de Paladine abzusetzen; er ist schließlich revolutionär vorgegangen. Was hat Trochu gethan?" (Ironisches Murren.) Der Sprecher glaubt nicht bei den Thaten Trochu's verweilen zu dürfen, seine Unfähigkeit, sein Zaudern, sein Verrath seien allbekannt. (Das ist wahr, er läßt uns am langsamen Feuer sterben.) „Wenn Paris durch die Energie der Nationalgarde deblokirt wird, wenn die beiden getrennten Regierungs-Fraktionen sich gegenüberstehen werden, dann ist nicht schwierig vorauszusagen, daß Trochu Gambetta zu weichen hat." — Ein anderer Redner, der die Ansicht des Vorredners bezüglich Trochu's theilt, trennt sich von ihm schroff in seinem Urtheile über Gambetta. „Es ist unwahr, daß Gambetta revolutionär vorgeht. Hat er nicht die Commune von Lyon aufgelöst? Hat er nicht dem Bonapartisten Bourbaki ein Commando gegeben? Man sagt, er habe den Verräther Aurelles abgesetzt; sei es, er hat es aber erst nach dem erwiesenen Verrathe gethan. Sind unsere Väter von 1793 also vorgegangen? Marat war kein solcher Zauderer, er ließ die Verräther guillotiniren, bevor noch der Gedanke eines Verrathes in ihnen aufkeimen konnte, und also retteten unsere Väter die Republik." (Rauschende Zustimmung.) — Ein dritter Redner versucht eine Vermittelung der beiden Vorredner, indem er sagt, Gambetta gehe revolutionär vor, ohne es zu sein; er sei ein Ehrgeiziger, welcher der Republik dient, weil er es in seinem Interesse glaubt, ihr zu dienen, und man müsse ihm mit gleicher Münze zahlen, indem man sich seiner bis auf Besseres bediene. Dieser Vorschlag aber befriedigte

nicht die Versammlung, und ein Redner, Mitglied der Garibaldischen Liga, die eine Vertheidigung bis aufs Messer will, spricht ihr mehr zu Sinne, indem er erklärt, daß die Zeit des Zögerns vorüber sei; daß unsere fürchterlichsten Feinde nicht um, sondern in Paris seien; daß sich die Situation täglich verschlimmere; daß die Weiber und Kinder vor Kälte und Hunger sterben, und daß es endlich Zeit sei, mit einer unfähigen und verrätherischen Regierung zu brechen.

In einer folgenden Sitzung ward der Beschluß gefaßt, die Regierung aufzufordern, auf unbegrenzte Zeit die Zahlung von Miethen, Pachten und Zinsen aufzuheben, da es nicht gerecht sei, die Privilegien des Kapitals, in einer Krisis wie sie gegenwärtig vorhanden sei, aufrecht zu erhalten. Der Beschluß wurde mit Einstimmigkeit angenommen. In einer an einem andern Abende stattfindenden Sitzung erörterte einer der Redner die Folgen des möglichen Bombardements. Er schloß mit der Bemerkung: „Was haben wir übrigens von den Bomben zu fürchten? Man sagt, sie werden die Kunstmonumente, Museen und Kirchen in Brand stecken. Bürger, die Republik kommt vor der Kunst. Die Künstler werden durch den Despotismus korrumpirt. Man zünde den Louvre an mit den Gemälden von Rubens und Michel Angelo, das ist nicht so trostlos, wenn nur die Republik siegreich besteht!" Der Redner tröstet sich noch leichter über die Zerstörung der Kirchen, und er würde es ohne Stirnrunzeln ansehen, wenn die Thürme von Notre-Dame unter den Bomben zusammenbrächen. Er gebe wahrlich keinen Sou zum Wiederaufbau. (Beifall und Gelächter.) „Die Bomben, welche uns von allen Monumenten des mittelalterlichen Aberglaubens befreiten, müßten uns vielmehr willkommen sein; sie würden die Socialisten von einer künftigen Arbeit befreien."

Also ging es zu in dem „heiligen Paris", während vor den Thoren von den Belagerern bereits der Angriff auf einige der Forts eröffnet ward.

Darüber berichteten zunächst folgende Depeschen:

Versailles, 2. Januar. Die Beschießung der feindlichen Positionen vor der Nordfront von Paris am 31. December und 1. Januar mit Erfolg fortgesetzt.

Versailles, 3. Januar. Vor Paris auf der Ostfront diesseits lebhaftes Geschützfeuer, welches der Feind nur aus Fort Nogent schwach erwiedert.

Versailles, 5. Januar. Seit 9 Uhr beginnt die Beschießung der Südfront vor Paris. —

Versailles, 5. Januar. Die gegen die Südfront von Paris errichteten Batterien, deren Armirung vom Feinde nicht gestört worden, beschossen im Laufe des heutigen Tages die Forts Issy, Vanvres und Montrouge, die Verschanzungen von Villejuif, den Point du Jour und Kanonenböte. Gleichzeitig wurde die Beschießung der Nord- und Ostfront kräftig fortgesetzt, zum Theil aus neu errichteten Batterien. Erfolg sehr günstig, trotz ziemlich starkem Nebel. Diesseitiger Verlust 4 Mann todt, 4 Offiziere, 11 Mann verwundet.

Ueber die Beschießung vom 5. Januar brachte die „Times" einen eingehenden Artikel, in welchem der Berichterstatter sich im höchsten Grade anerkennend über die artilleristischen Leistungen der Belagerer aussprach.

Aus Bagneux vor Paris wurde der „N. Fr. Pr." unter dem 5. Januar berichtet: „Ich schreibe diese Zeilen in unmittelbarer Nähe des heute auf die Südfront begonnenen Bombardements. Das Gedröhne der gezogenen Mörser ist so stark, daß der Tisch, auf dem ich schreibe, nicht zittert, sondern zu springen scheint. Die Geschosse der 50pfündigen Mörser, theils preußische, theils bayrische Prachtexemplare der artilleristischen Kunst, wiegen nicht weniger als zwei Centner und reichen 10,000 Schritt weit. Sie helfen, Alles zerstörend, was von ihnen getroffen wird, den breschelegenden 24pfündigen, ebenfalls gezogenen Geschützen nach. Es ist, als sollten wir Alle

in die Luft fliegen, so stark erdröhnt der Erdboden unter uns und so heftig erzittert die Luft rings um uns her. Nicht alle Geschosse, so heißt es unter den Bayern und Preußen, werden blos und ausschließlich die Forts treffen, sondern richtet man die Geschosse um zehn Zoll höher, so fliegen sie mit kolossaler Wirkung bis zur ersten südlichen Embarcadère von Paris, also direkt in die Stadt hinein."

Ununterbrochen nahm das Bombardement seinen Fortgang. Am 6. Januar begann das Feuer der Südforts schwächer zu werden, Berichte aus Paris bezeichneten bereits das Pantheon und die Kirche von St. Sulpice als von feindlichen Kugeln beschädigt. Die Stimmung der Pariser gegen Trochu ward immer erbitterter, so daß er, um dem Mißtrauen zu begegnen, eine Proclamation erließ, in der er jeden Gedanken an eine Capitulation der Hauptstadt zurückwies. Inzwischen litten namentlich die Südforts mehr und mehr: sie selbst wie die zwischen denselben liegenden Verschanzungen schwiegen fast gänzlich, die Casernen des Forts Montrouge brannten vom 8. zum 9. nieder, die Bewohner der südlich der Seine gelegenen Stadttheile begannen in die nördlichen Stadtviertel zu fliehen. In den Nächten des 13. und 14. wurden von Paris aus größere Ausfälle unternommen, die Angriffe jedoch überall siegreich zurückgeschlagen. Berichte aus Paris vom 17. bezeichneten die Zerstörungen innerhalb der Stadt als sehr bedeutend, namentlich als von Beschädigungen stark heimgesucht wurden aufgeführt die Faubourgs St. Germain und Italie, Place de St. Germain und Jardin des Plantes. Die Kugeln der deutschen Geschütze erreichten bereits das rechte Seine-Ufer. Am 12. unternahm Trochu noch einen Versuch, den Cernirungsgürtel zu durchbrechen. Es kam zu heftigen Kämpfen um die Schanzen bei Montretout und um das Dorf Garches. Auch dieser — der letzte Ausfall — ward blutig zurückgeschlagen. Der Verlust der Deutschen betrug 600, der der Franzosen, wie sie selbst zugestanden, 7000 Mann.

Am 22. wurde das Bombardement auf die Stadt wirksam fortgesetzt, während die feindlichen Geschütze fast gänzlich verstummten.

Wieder hatten die Verhältnisse eine derartige Gestaltung angenommen, daß die Erwartung dessen, das kommen werde, zu einer hohen Steigerung gelangt war. Da erschien — ausgegeben aus dem Hauptquartier — unter dem 26. Januar folgende Depesche:

Vor Paris schweigt gemäß Verabredung seit 12 Uhr in der Nacht vom 26. bis zum 27. vorläufig beiderseits das Geschützfeuer.

Die Bedeutung dieser Nachricht konnte nicht zweifelhaft sein: es mußten Verabredungen gegnerischerseits stattgefunden haben, die auf nähere Unterhandlungen wegen der Capitulation von Paris hinzielten.

Bald ward Näheres bekannt. Jules Favre, in seinem Glauben, daß es in Paris keinen Pöbel, vielmehr nur eine intelligente, von Patriotismus beseelte Einwohnerschaft gebe, erschüttert und ebenso der Hoffnung entsagend, daß Paris zu einem längeren Widerstande fähig sei, hatte am 23. bei dem Grafen Bismarck in einem Schreiben um die Erlaubniß nachgesucht, sich in Versailles einfinden zu dürfen. Schon um die Mittagszeit desselben Tages empfing er eine zustimmende Antwort, und am Abend 8 Uhr langte er in Versailles an.

Er war gekommen, um die Forderungen hinsichtlich der eventuellen Capitulation von Paris zu vernehmen. Daß Jules Favre sich gleichzeitig bemühte, im Hauptquartier Geneigtheit zu erwecken, der Stadt möglichst günstige Bedingungen zu gewähren, kann nicht verwundern. Seine Wünsche und Forderungen wurden ablehnend beantwortet; ihm ward erklärt: die einzige Grundlage, auf welcher die Uebergabe angenommen werden könne, sei die, welche man bei Sedan und Metz aufgestellt habe. Um 3 Uhr verließ Jules Favre Versailles. Am 25. kehrte er zurück, und es fanden an diesem und dem fol-

genden Tage zwischen ihm und dem Bundeskanzler Verhandlungen wegen der Präliminarien zur Capitulation von Paris statt. Sie endeten damit, daß von Jules Favre die Entsendung einer militärischen Commission, mit welcher die näheren Bedingungen vereinbart werden sollten, zugesagt ward. Am 27. erfolgte die Unterzeichnung eines bis auf den Mittag des 19. Februar lautenden Waffenstillstandes, der zugleich die Capitulation von Paris in sich schloß.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes und der Capitulation von Paris waren folgende: Uebergabe sämmtlicher Forts an die deutschen Truppen; während der Dauer des Waffenstillstandes wird die deutsche Armee Paris nicht betreten; die Enceinte wird von ihren Kanonen desarmirt; die gesammte noch 180,000 Mann starke Garnison (Linie und Mobilgarden, bis auf 12,000 Mann, welche für den Sicherheitsdienst in der Stadt bestimmt sind) liefert bis zu einem bestimmten Termin Gewehre und Geschütze (400 Feld- und 1500 Festungsgeschütze aus, bleibt aber, in der Eigenschaft als Kriegsgefangene, in der Stadt internirt; Paris zahlt 200 Millionen Francs Contribution; die Verproviantirung der Stadt ist gestattet, sobald die Waffen abgeliefert sind; Einfuhr von Waffen und Munition dagegen ist untersagt; Niemand darf ohne Erlaubniß des deutschen Commandos die Stadt verlassen. Eine constituirende Versammlung, hervorgegangen aus freien Wahlen, wird in 14 Tagen nach Bordeaux berufen.

Auf zwei französischerseits aufgestellte Forderungen, die auch noch angenommen wurden, hatte Jules Favre besonderen Werth gelegt. Sie lauteten: 1) die Nationalgarde in Paris behält, behufs Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt, ihre Waffen, 2) das von Werder belagerte Belfort und die gegen Werder operirende Bourbaki'sche Armee stehen außerhalb des Waffenstillstandes.

Der Aermste wußte es entweder noch nicht, oder er glaubte

es nicht, daß es um diese Zeit bereits um die Sache Bourbaki's verzweifelt aussah.

Unter dem 30. wurde folgende Depesche aus dem Hauptquartier veröffentlicht:

Der Kaiserin und Königin in Berlin.
Die Uebergabe aller Forts incl. St. Denis hat im Laufe des gestrigen Tages ohne alle Widersetzlichkeit und Störung stattgefunden. Von unsern Belagerungs-Batterien sah ich die preußische Fahne auf Issy flattern.

Wilhelm.

Wie half sich denn aber Trochu, der doch gelobt hatte, nun und nimmermehr capituliren zu wollen? Er wußte Rath, wie Ducrot Rath gewußt hatte. Trochu capitulirte mit dem Feinde nicht, er legte sein Amt nieder und entzog sich auf diese Weise den Forderungen, die die übernommene Stellung ihm auferlegt hatte.

In Paris war es inzwischen und zwar an dem Tage, an welchem die Verhandlungen zwischen Favre und dem Bundeskanzler ihren Anfang genommen hatten, zu Unruhen gekommen: die Hydra Commune regte sich schon mächtiger. Es ergab sich dies aus einem Aufruf des Commandanten der Nationalgarde, in welchem es hieß: „In der vergangenen Nacht haben Aufwiegler das Gefängniß Mazas angegriffen und die Gefangenen, unter ihnen Flourens, befreit. Sie suchten ferner sich der Mairie des 20. Arrondissements zu bemächtigen, um daselbst den Aufruhr zu installiren. Euer Obercommandant zählt auf Euren Patriotismus, um den ruchlosen Aufstand zu unterdrücken." — An die Stelle Trochu's, des bisherigen Chefs der ganzen Streitmacht, war General Vinoy getreten, der in seiner ersten Proclamation sagte, daß die Stadt „nach einer mehr als viermonatlichen Belagerung" nunmehr zu einem „kritischen Moment" gekommen sei, womit er auf die unvermeidliche Capitulation hindeutete. Ein Artikel

des „Journal officiel" vom 27. sprach es geradezu aus, daß, da auf Hülfe von außen vergebens gewartet worden sei, nichts übrig bleibe, als zu capituliren. Als ein Trostwort ward hinzugefügt: die Nationalgarde würde jedoch die Waffen behalten, die ganze Garnison in Paris bleiben, der Feind — freilich Alles dies nur während des Waffenstillstandes — nicht in Paris einrücken.

Ueber den Eindruck, den diese Mittheilung machte, äußerte die „Corresp. Havas": „Paris ist tief betrübt. Der Artikel des officiellen Blattes läßt keinen Zweifel mehr über die Uebergabe. Die grausamen Bedingungen Preußens haben das Herz der Nationalgarde und der Bevölkerung gebrochen. Ungeachtet des Hungers, welcher in gewissen Stadtvierteln herrscht, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Pariser gegen die harten Bedingungen protestiren; aber eine dringliche Nothwendigkeit, der vollständige Mangel an Brot in wenigen Tagen, legt sich Allen, selbst den Entschlossensten, auf. Der Schmerz ist unermeßlich; aber unter der Gewalt der Fatalität, welche uns seit Beginn des Krieges verfolgt, bleibt die Gereiztheit kalt und schweigsam und man muß hoffen, daß sie sich durch keinen Akt der Agitation kundgeben wird."

Wohl nahmen die Vorgänge in und um Paris das größeste Interesse der Betheiligten (und das waren gleicher Weise die Deutschen um Paris und die Bewohner von Paris) in Anspruch, dennoch ward mit steigender Spannung weiteren Nachrichten aus den Vogesen entgegengesehen. An den möglichen Sieg Bourbaki's klammerten sich jetzt erst recht die Hoffnungen der unter dem Einflusse der Gambetta'schen Lügen stehenden Franzosen, und wenn deutscherseits auch über den endlichen Ausgang des Krieges Zweifel und Befürchtungen nicht vorhanden waren, so mußte man sich doch sagen, daß Bourbaki, der über eine so gewaltige Heermacht gebot, doch vielleicht der gegenwärtig im Osten operirenden deutschen Macht schwere Verlegenheiten bereiten könne.

Da erschien folgende Depesche:

Der Kaiserin und Königin.

Versailles, 1. Februar. Die Bourbaki'sche Armee ist gegen 80,000 Mann stark bei Pontarlier per Convention in die neutrale Schweiz übergetreten. Das ist also die vierte französische Armee, die zum Weiterkampfe unfähig gemacht worden ist.

Wilhelm.

Nachträge ergaben Folgendes: Einem kleinen Theil der Bourbakischen Armee war es gelungen, nach dem Süden zu entkommen, 83,000 Mann waren in die Schweiz übergetreten, 15,000 Mann in die Gefangenschaft Manteuffel's gerathen. In einer Depesche vom 3. Februar hieß es: „Garibaldi, der sich gleichzeitig in Dijon in der Gefahr befand, umzingelt zu werden, ist diesem Schicksal nur durch eiligen Rückzug entgangen." —

Die Schweizer Blätter waren in den nächsten Tagen gefüllt mit Mittheilungen über den trostlosen Zustand der Bourbaki'schen Armee bei ihrem Uebertritt in die Schweiz. Die Welt habe, hieß es, Gleiches nicht mehr gesehen seit dem Rückzuge aus Rußland 1812, wenigstens nicht in diesem Stil und Umfange! —

Mit diesem Vorgange war eine neue Seifenblase Gambetta's geplatzt. Schade nur, daß das Leben so vieler Unschuldigen dabei zu Grunde gerichtet worden war! Bourbaki hatte sich als gänzlich unfähiger Heerführer erwiesen. Gleich nach dem Uebertritt der Armee brachten die Zeitungen die Nachricht, Bourbaki, von Verzweiflung erfaßt, habe sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Wenige Tage darauf ward berichtet: Der Selbstmordversuch sei ihm nicht gelungen, er lebe noch, und man hoffe, daß die Verwundung nicht tödlich sein werde. Und wiederum kurze Zeit später hieß es: Bourbaki sei bereits völlig wieder hergestellt — die Kugel, die er auf sich abge-

schossen, habe nur die Haut gestreift! — Ein würdiger Genosse Ducrot's und anderer französischer Generale!

Wie mochte jetzt Favre bedauern, daß er darauf gedrungen hatte, die Armee Bourbaki's solle außerhalb des Waffenstillstandes stehen! Während er gehofft hatte, es würde der Zusammentritt der nach Bordeaux zu berufenden constituirenden Volksvertretung unter Umständen erfolgen, die dem Vortheile Frankreichs entsprächen, stand jetzt in entschiedener Weise das Gegentheil in Aussicht.

Gleichzeitiges.

Auf den gegenwärtigen Krieg fand der Ausspruch, es werde von der Feder verdorben, was das Schwert gut mache, deutscherseits keine Anwendung. Beide, Schwert und Feder, wurden geführt von sichern Händen, und es möchte schwer werden, festzustellen, was mehr zu bewundern sei: die strategische Meisterschaft des Grafen Moltke oder die diplomatische des Bundeskanzlers. Wie waren, was staatsmännische Befähigung betrifft, die Thiers und die Favre zur Unbedeutendheit herabgesunken, so oft sie — sei es durch das Mittel mündlicher Verhandlungen mit dem Bundeskanzler, oder dadurch, daß sie hinterher über die gepflogenen mündlichen Verhandlungen sich in amtlichen Schriftstücken äußerten — den Anlauf genommen hatten, augenblickliche Vortheile zu erlangen, oder durch Irreführung der öffentlichen Meinung Deutschland moralische Niederlagen zu bereiten! — Ein neuer Versuch, Deutschland in der öffentlichen Meinung zu schädigen, wurde von dem Grafen Chaudordy, dermalen Delegirtem der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, unternommen. Derselbe trat mit einem an die auswärtigen Agenten gerichteteten Rundschreiben

auf, das eine Blumenlese der aus Haß und Blindheit hervorgegangenen von der französischen Presse gebrachten Anklagen gegen die deutsche Kriegsführung enthielt. Darauf erließ Graf Bismarck unter dem 9. Januar 1871 ein Rundschreiben an die auswärtigen Gesandten, welches wie ein heller Blitzstrahl den in Rede stehenden Gegenstand in seinem ganzen Umfange beleuchtete, während der Graf Chaudordy nur auf Einzelheiten verwiesen und sich bemüht hatte, diese in eine der deutschen Sache nachtheilige Beleuchtung zu setzen. „Die Welt", heißt es in dem Rundschreiben des Bundeskanzlers, „kennt das Unterrichtswesen und seine Früchte in Deutschland und Frankreich, die allgemeine Wehrpflicht bei uns und die Conscription mit Loskauf bei unsern Gegnern; sie weiß, welche Elemente in den deutschen Heeren den Ersatzmännern, den Turcos und den Strafbataillonen gegenüberstehen; sie erinnert sich aus der Geschichte früherer Kriege und in vielen Gegenden aus eigener Erfahrung, wie französische Truppen in Feindesland zu verfahren pflegen. Bereitwillig bei uns zugelassene Vertreter der europäischen und amerikanischen Presse haben beobachtet und bezeugen, wie der deutsche Soldat Tapferkeit mit Menschlichkeit zu paaren weiß, und wie zögernd die strengen, aber nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch berechtigten Maßregel zur Ausführung kommen, welche anzuordnen die deutsche Heeresleitung durch das völkerrechtswidrige Verhalten der Franzosen und zum Schutze der eigenen Truppen gegen Meuchelmord gezwungen worden ist." — „Unter Umständen, welche die Annahme eines Zufalls oder eines Irrthums auf Seiten der französischen Truppen völlig ausschließen, ist auf Parlamentäre, welche eine weiße Fahne und einen blasenden Trompeter bei sich hatten, bei 23 Gelegenheiten geschossen worden, theils mit Kleingewehrfeuer, theils mit Granaten, zuweilen in einzelnen Schüssen, zuweilen in Salven. Einige Trompeter sind dabei getödtet, Fahnenträger verwundet worden." — „Während wir auch unzweckmäßige Bestimmungen der Genfer Convention um

den Preis großer Unbequemlichkeiten und militärischer Nachtheile durchzuführen uns angelegen sein lassen, während mehr als hundert französische Militärs hier am Sitze des Hauptquartiers als Aerzte und Krankenwärter sich mit der größten Freiheit bewegen, während französische Delegirte in Gefangenendepots in Deutschland zugelassen worden sind, obwohl zu vermuthen war und sich zu bestätigen scheint, daß ein solcher Verkehr verrätherische Anzettelungen zur Folge haben würde, haben von französischer Seite die Angriffe auf Verbandplätze und Ambulanzen, die Mißhandlungen und Beraubungen von Aerzten, Delegirten, Lazarethgehülfen und Krankenträgern, die Ermordung von Verwundeten, bis auf die neueste Zeit fortgedauert, und wo Aerzte in die Gewalt der feindlichen Truppen gefallen sind, sind sie nicht selten mißhandelt und eingekerkert, im günstigsten Falle ihrer Effecten beraubt und auf beschwerlichen Wegen nach der schweizer oder italienischen Grenze geschafft worden. Bei den häufigen Bewegungen der Truppen und Sanitätskolonnen ist es noch nicht möglich gewesen, alle zur Sprache gekommenen Fälle gerichtlich zu constatiren; ein Zeugniß jedoch kann ich mich nicht enthalten gleich hier ausführlicher mitzutheilen, des schweizer Arztes, Dr. Burkhard, datirt aus Puiseaux, vom 18. Dezember:

„Die Genfer Convention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen. Viele Franktireurs, so erzählen uns zahlreiche Verwundete, zogen bei rückgängigen Bewegungen Genfer Binden aus der Tasche. Das Schießen auf Verwundete kam öfters vor.“

„In der Schlacht bei Wörth wurde bemerkt, daß Flintenkugeln in die Erde einschlugen und dann mit einem sehr vernehmlichen Explosionsknall das Erdreich aufwarfen. Unmittel-

bar nach dieser Wahrnehmung wurde der Oberst von Beckedorff durch eine explosive Flintenkugel schwer verwundet. Ein eben solches Geschoß hat in dem Gefecht bei Tours am 20. December v. J. den Lieutenant vom 2. Pommerschen Ulanen-Regiment von Oertzen getroffen. Bei angestellten Nachforschungen, die noch nicht abgeschlossen sind, haben sich unter der in Straßburg erbeuteten Munition Sprenggeschosse für das sogenannte fusil à tabatière vorgefunden. Ich behalte mir vor, über diese Verletzung der Petersburger Convention an die Unterzeichner derselben eine besondere Mittheilung zu richten." — „Eine nahe Verwandtschaft mit dieser Kampfweise hat es, daß in den Taschen gefangener Franzosen eine Patrone gefunden worden ist, deren Geschoß aus einer in 16- oder mehrkantige Stücke zerschnittenen, lose wieder zusammengelegten Bleikugel besteht. Eins der vielen eingelieferten Exemplare dieses Geschosses, welches in seinen Wirkungen dem gehackten Blei gleichkommt, ist dem Auswärtigen Amte in Berlin übersandt und daselbst den Herren Vertretern der fremden Mächte vorgelegt worden." — „Wie die französischen Gefangenen, deren wir eine beispiellose Menge unterzubringen haben, die verwundeten und kranken, wie die gesunden, in Deutschland behandelt werden, darüber haben Krankenpfleger aus neutralen Staaten aus eigener Anschauung öffentlich und mit Nennung ihrer Namen unaufgefordert Zeugniß abgelegt. — Die deutschen Gefangenen in Frankreich, obwohl sie nicht den zehnten Theil jener Zahl erreichen, sind an manchen Orten mit unmenschlicher Härte und Vernachlässigung behandelt worden. Ein Transport von ungefähr 300 in den Lazarethen von Orleans „gefangenen" bayrischen Kranken, die meisten entweder von Typhus und Dyssenterie befallen oder verwundet, wurden in Pau in den Zellen und Gängen des Gefängnisses zusammengepfercht, mit einem Strohbündel als Lager, und erhielten sechs Tage lang keine andere Nahrung als Brot und Wasser, bis deutsche und englische Damen sich ihrer annahmen, mit eigenen Mitteln zu-

traten und die widerstrebenden Behörden zu einiger Fürsorge bewogen. An anderen Orten, insbesondere bei der Armee des General Faidherbe, werden die Gefangenen bei einer Kälte von 16 Grad in unheizbaren Bodenräumen gehalten und nicht mit Decken, nicht einmal mit ausreichender Nahrung versehen, während in Deutschland alle zur Aufnahme von Kriegsgefangenen bestimmten Gelasse beim Eintritt des Winters mit Oefen versehen worden sind. Die Mannschaften deutscher Kauffahrer werden nicht allein als Kriegsgefangene festgehalten, sondern wurden zu Anfang wie Verbrecher behandelt, zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen, von Ort zu Ort transportirt, und erhielten eine Nahrung, die nach Beschaffenheit und Menge zu der Ernährung eines Menschen unzureichend war. Einem rechtswidrig zum Gefangenen gemachten Civilisten wurde auf seine Beschwerde über Zurückhaltung des für ihn eingesandten Geldes schriftlich der amtliche Bescheid, es höre jede Rücksicht gegen die Gefangenen auf. — Gegen empörende Mißhandlungen der durch Städte hindurch transportirten Gefangenen durch die Bevölkerung werden letztere außerhalb Paris noch heute nicht beschützt. In Deutschland dürfte kein Fall vorgekommen sein, daß die Bevölkerung auch nur mit einem kränkenden Worte die Achtung verletzt hätte, welche das Unglück bei gebildeten Völkern findet. Ungeachtet der von Turkos begangenen Barbareien ist keiner derselben in Deutschland beleidigt oder gar gemißhandelt worden. Die von den Turkos und Arabern an Verwundeten verübten Grausamkeiten und geschlechtlichen Bestialitäten sind ihnen selbst nach dem Grade ihrer Civilisation weniger anzurechnen, als einer europäischen Regierung, welche diese afrikanischen Horden, mit aller Kenntniß ihrer Gewohnheiten, auf einen europäischen Kriegsschauplatz führt. Das „Journal des Debats" hat sich so viel menschliches Gefühl und Scham bewahrt, um Entrüstung darüber zu äußern, daß Turkos den Verwundeten oder Gefangenen mit dem Daumen die Augen aus dem Kopfe drücken. Aber die

„Indépendance Algérienne“ und nach ihr andere französische Blätter richten an die neuerdings gebildeten afrikanischen Soldtruppen, die Gums, indem sie ihnen einen Einfall in Deutschland empfehlen, folgende Ansprache: „Wir kennen Euch, wir schätzen Euren Muth, wir wissen, daß Ihr energisch, ungestüm und unternehmend seid; geht und schneidet Köpfe ab; je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor Euch steigen. — Fort mit dem Erbarmen! fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! — Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: Tod, Plünderung, Brand!“ — Man mag es auf Rechnung der Turkos schreiben, daß nicht nur Leichen, sondern auch Verwundeten in dem Dorfe Coulours bei Villeneuve le Roi die Köpfe und in dem Dorfe Auxon bei Troyes und anderwärts Nasen und Ohren abgeschnitten worden sind. Vielleicht ist es der langjährigen Beziehung zu Algier und den Nachkommen der Barbaresken zuzuschreiben, daß französische Behörden ihren Mitbürgern Handlungen gestatten und sogar Vorschriften geben, in denen alle Kriegssitte christlicher Völker und jedes militärische Ehrgefühl verläugnet ist. Während bei den übrigen europäischen Völkern der Soldat eine Ehre darein setzt, sich als das, was er ist, als Feind, dem Feinde kenntlich zu machen, hat zum Beispiel der Präfekt des Departement Cote d'Or, Luce-Villiard, am 21. November v. J. an die Unterpräfekten und Maires ein Cirkular erlassen, in dem der Meuchelmord durch Nichtuniformirte empfohlen und als Heldenmuth gefeiert wird. „Das Vaterland“, heißt es darin, „verlangt von Euch nicht, daß Ihr Euch in Massen versammelt und Euch dem Feinde offen entgegenstellt; es erwartet von Euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von ihren Communen ausgehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Orte etabliren, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an dem Hauptort des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine

Prämie ertheilen und ihre heldenmüthige That in allen Departements-Zeitungen und im „Journal offiziel" bekannt machen lassen."

Zum Schluß äußert sich der Bundeskanzler über den Ehrenwortbruch der französischen Offiziere wie folgt: „Eine Verleugnung nicht nur des militärischen Ehrenpunktes, sondern auch der gewöhnlichsten Rechtlichkeit ist an den gegenwärtigen Machthabern wahrzunehmen, in Bezug auf den Ehrenwortbruch französischer Offiziere, über den ich mich in meinem Circular vom 14. December ausgesprochen habe. Wie dort bemerkt, kommt es weniger darauf an, eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Individuen des französischen Offizierstandes zu beurtheilen, welche ihr Ehrenwort brechen, nachdem sie sich durch Verpfändung desselben die Freiheit der Bewegung innerhalb einer deutschen Stadt erschlichen haben, sondern es kommt hauptsächlich darauf an, das Verfahren einer Regierung zu würdigen, welche einen Ehrenwortbruch durch Aufnahme des Wortbrüchigen in die Armee thatsächlich gutheißt, ihn durch Agenten und Prämien fördert. In den letzten Tagen haben wir den Beweis erhalten, daß der gegenwärtige Kriegsminister den Wortbruch ausdrücklich gutheißt, dazu ermuntert und ihn durch Baarzahlung zu belohnen verheißt. Ein in die Hände unserer Truppen gefallener Erlaß des Kriegsministers vom 13. November, „desirant encourager les officiers à s'échapper des mains de l'ennemi", verheißt jedem aus Deutschland Entflohenen, abgesehen von der nach älteren Bestimmungen zulässigen Entschädigung für erlittene Verluste, eine Gratification von 750 Frs." —

Unter den vielen Zeugnissen dafür, daß den französischen Gefangenen in Deutschland eine gute Behandlung zu Theil ward, sei hier zunächst auf ein Schriftstück des französischen Geistlichen Camille Raimbaud verwiesen, der bei den französischen Gefangenen in Königsberg i. Pr. stationirt war. Der Schluß des an den Grafen Wilhelm von Pourtalès gerichteten

und von diesem der „N. Pr. Ztg.“ zur Veröffentlichung übergebenen Schreibens lautet: „Wenn Sie jetzt zu wissen wünschen, wie sich die Gefangenen befinden, kann ich Ihnen sagen, daß sie im Allgemeinen zufrieden sind; auch trägt man wahrhaftig viel Sorgfalt für sie; man kann nicht wohl mehr fordern in einem feindlichen Lande, selbst in einem befreundeten nicht, und gestern noch hat mich der Herr General benachrichtigt, daß er befohlen hätte, besseres Brot zu geben. Diese Nachricht wurde mit großer Freude begrüßt. Das, um was Alle bitten, ist Gelegenheit zur Arbeit; aber ich begreife wohl, wie schwer es ist, für eine so große Masse von Menschen Beschäftigung zu finden. — Ich kann nicht schließen, Herr Graf, ohne Ihnen auszudrücken, wie großes Dankgefühl ich hege gegen den Herrn General-Gouverneur, gegen den Herrn Oberst-Commandanten und alle Offiziere für die viele Güte, welche sie für mich zeigen. Noch gestern Abend hat mich der Herr General wahrhaft beschämt — es ist unmöglich, freundlicher zu sein. Ich werde mich bemühen, würdig dieses Vertrauens zu bleiben, und ich hoffe, daß Gott endlich einen Strahl seiner Gnade auf unsere beiden Länder fallen lassen, und daß der Frieden uns zurückkehren wird.“ —

Wichtiger noch ist folgender später von der „Köln. Z.“ veröffentlichte Auszug aus einem umfassenden Berichte, den der französische Almosenier der Armee, Msgr. Graf de Damas, unter dem 5. Januar 1871 nach einer Winterreise durch die deutschen Festungen an seinen Oberhirten gerichtet hat.

Nachdem Graf Damas das Vorurtheil widerlegt, welches in Frankreich dem deutschen Barackensystem anhaftet, geht er auf die Kölner Lazarethe über und sagt wörtlich: „Wir waren hoch erfreut, den Familien der Kranken anzeigen zu können, daß ihre Söhne so vortrefflich gepflegt und aufgehoben sind, wie nur möglich für Menschen ist, welchen das unnennbare Etwas der mütterlichen Sorgfalt fehlt.“ Die Krankenpflegerinnen (soeurs de charité) führten den Besucher in die Küche,

und „hier sahen wir das Brot“, fährt Graf Damas fort, „von dem zwei Sorten existiren, deren geringste aber immer noch besser und feiner war, als das gewöhnliche Tischbrot guter französischer Familien.“ Für die aus Metz kommenden Soldaten, welche furchtbar ausgehungert und mit sehr zerrütteter Verdauung in Köln anlangten, hatten die Schwestern die gewöhnlichen Mahlzeiten des Lazareths vermehrt, so daß deren fünf pro Tag stattfanden, in denen ihnen Kaffee, Chokolade, Bouillon und gebratenes Fleisch abwechselnd dargeboten wurden.

Der Berichterstatter begiebt sich von Köln direkt nach Neustadt-Eberswalde in der Mark Brandenburg, wo er den besten Empfang findet. Hier wohnt er dem Begräbniß eines am Typhus gestorbenen Sous-Lieutenants bei, und die achtzig Offiziere, welche hier internirt sind, versichern dem Almosenier, „daß, wenn etwas im Stande sein würde, sie mit ihrer Gefangenschaft auszusöhnen, es das vorzügliche Benehmen des preußischen Commandanten sei, das dieser ihnen gegenüber an den Tag lege.“

In Stettin befinden sich 12,000 Gefangene, theils in Kasernen, theils in Kasematten, theils in den Forts und dem Festungs-Polygon. Hier erfährt Graf Damas von den Aerzten sehr betrübende Einzelheiten, namentlich über den Gesundheitszustand der aus Metz nach Deutschland gekommenen Soldaten, deren Magen oft jede Speise anzunehmen verweigerte, und von denen einzelne sogar dem Hungertyphus zum Opfer fielen, eine Beobachtung, die wohl geeignet ist, manchen Deklamationen über den „Verrath Bazaine's“ die Basis zu entziehen. Aber der Almosenier findet, daß die französischen Soldaten jetzt und an diesem Orte unzweifelhaft erkennen gelernt haben, daß die Tage der Barbarei vorüber sind, daß der Gefangene heutzutage geheiligt ist, und daß der Sieger nur die unumgänglich nothwendigsten Härten gegen ihn ausübt.

Ebenfalls nur Günstiges hat der Graf über die Behandlung der Gefangenen in Küstrin, Thorn, Danzig, Königsberg,

Posen zu sagen. Als er von Posen aus nach Glogau gekommen, bricht der Graf in die Worte aus: „Ich kann nicht genug sagen, wie sehr ich von Allem dankbar gerührt war, was ich hier gesehen, und von dem trefflichen Verfahren der Behörden.“ In Glogau erfährt der Reisende auch, wie sehr man preußischerseits bemüht gewesen, die Franzosen vor dem Umsichgreifen der Pocken-Epidemie zu schützen, die sie eingeschleppt. In einem Hospital wurden ihm allein 500 neu Geimpfte gezeigt. In derselben Stadt traf er auch die ersten enfants de troupe an, die er noch unter den Gefangenen bemerkt. Sie wurden nicht nur gut gehalten, sondern ein preußischer Offizier gab ihnen besonderen Unterricht, überwachte ihre Spiele und bereitete ihnen durch Gaben ein frohes Weihnachtsfest. In Neisse und Glatz wird dasselbe vortreffliche Verhältniß konstatirt, und Msgr. de Damas ruft aus: „In Wahrheit, ich bin von der Sorgfalt überrascht, mit der die militärische Oberbehörde in Preußen über den Soldaten wacht. Die Offiziere, wenn auch anfänglich etwas steif, sind von wahrer Zuneigung für ihre Untergebenen beseelt.“ Er erzählt darauf, wie man in diesen schlesischen Städten den Gefangenen ein Weihnachtsfest bereitet und ihnen durch Geschenke und besondere Feiertagsspeisung — wie in Schweidnitz — diesen Tag zum wirklichen Feste gestaltet habe; kurz, „er fühlte sich glücklich, das ausnahmslose Wohlwollen der Offiziere den Gefangenen gegenüber rühmend erwähnen zu können.“

Graf Damas berichtet im Ferneren, wie sehr sich die Gefangenen geschmeichelt fühlen durch die letzten militärischen Ehren, welche man überall in Preußen den gestorbenen gefangenen Kameraden erweise. Diese religiöse und militärische Feier, an der die preußischen Offiziere sich jedes Mal betheiligen, rühre sie tief. Ein französischer Offizier, der zum ersten Male ein solches Begräbniß eines Gefangenen sah, brach in helle Thränen aus vor innerer Erregung, und ein junger Konskribirter rief in rührender Naivetät: „Wahrhaftig, ich

möchte in Preußen sterben, um so ehrenvoll bestattet zu werden!" Freilich Graf Damas ist Franzose genug, um dennoch auszurufen: „Dahin mußte es kommen, daß man von seinen Siegern einen Sarg und die letzten Ehren wünscht!"

War vorher schon von Berichterstattern außerdeutscher Zeitungen der Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit der deutschen Soldaten anerkennend gedacht worden, so geschah dies jetzt in noch lebhafterer Weise. „Wer von den Franzosen den deutschen Soldaten nur im Geringsten freundlich entgegenkam," schrieb u. A. ein Berichterstatter, „der wurde nicht blos mit ihnen gut fertig, sondern der gewann sie schließlich lieb. Nichts liegt dem Nord- wie dem Süddeutschen ferner, als ein Zerstörungstrieb aus Rache oder Uebermuth. Ich verkehre jetzt mit Preußen, Bayern und Würtembergern Tag für Tag seit den ersten Tagen des August und habe mich in den allerverschiedensten Situationen mit ihnen befunden. Stets bin ich gewahr geworden, daß sie den Franzosen freundlich und wohlwollend entgegenkamen. Wer sich darauf legt, die Ausnahmen allein zur Sprache zu bringen, der wird einfach ungerecht in seinem Urtheil. Der Soldat hat gern bezahlt, wo er mehr forderte, als worauf er Anspruch hatte. Die ganz Armen wurden oft genug von den Rationen mit gefüttert, und wo man auf längere Zeit bei wenig bemittelten Bürgersleuten Quartier machte, da brachte es die gutmüthige Art des deutschen Soldaten mit sich, daß er mit dem Quartiergeber theilte, was er hatte. Es ist täglich Fleisch, Brot, Kaffee, Reis reichlich geliefert worden. Das wurde von der Hausfrau, die Wein und Gemüse dazu gab, hergerichtet, und man verkehrte im besten Einvernehmen. Ohne die Soldaten hätten Tausende von Familien nicht ein Stück Fleisch zu sehen bekommen. Der Krieg ist ja an sich die denkbar größte Abnormität, und an meinem Theile will ich nicht dazu beitragen, ihm auch nur entfernt das Wort zu reden. Allein ich sage auch nur: der deutsche Soldat hat den Franzosen ihre Last und ihr Elend

nicht noch geflissentlich vergrößert. Wir haben viele Leute hier und anderwärts gestanden, sie seien von ihren Vorstellungen über die germanische Barbarei gründlich geheilt."

Ein englischer Offizier, Grantley F. Berkeley, ließ sich in einer Flugschrift über die deutsche Kriegsführung vernehmen. „Ich stehe", heißt es in der Schrift, „ganz auf Seite der Deutschen, worin mich die hohe und erhabene Bescheidenheit derselben, sowie die falsche Lüge und der Wortbruch der republikanischen Partei bestärkt, doch wünsche ich von Herzen, daß der wahre Feind des schönen Frankreich, die Gambetta-Clique, gestürzt werde. Möge England von den Lehren Nutzen ziehen, welche der jetzige große Krieg bietet, den die Franzosen gesucht haben, und der vom Könige von Preußen, jetzt glücklicherweise deutschem Kaiser, so tapfer durchgefochten worden ist. Vom Anfange der Herausforderung bis zur Niederlage des Kaisers der Franzosen, bei den außerordentlichen Siegen, welche von den verbündeten Heeren errungen worden sind, ist mir keine Thatsache bekannt geworden, welche mir in Bezug auf das Verhalten der Sieger ein Bedauern einflößt. Ueberall ist ihr Betragen fürstlich, human, tapfer gewesen: sie haben vor der Welt den Beweis geliefert, welche vergebliche Bemühungen eine nicht disciplinirte Masse macht, die von eigennützigen Menschen geleitet wird, welche nur ihre eigenen Interessen im Auge behalten, nicht das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft."

Für die große Masse hatte das Schauspiel des seit einem halben Jahre währenden Krieges eine Sättigung erzeugt. Dies machten sich Ultramontane und Social-Democraten in Deutschland (gerade die beiden Parteien, deren Erhebung zu Gunsten Frankreichs als unzweifelhaft für den Fall bezeichnet worden war, daß Frankreichs Waffen gleich zu Anfange des Krieges einige bedeutende Erfolge erzielten) zu Nutze, um zu Gunsten Frankreichs zu plaidiren. Den Ersteren galt nach wie vor das französische Volk in der Masse als eine Hauptstütze des Ultramontanismus,

die gegenüber der so mächtig erstarkenden deutschen Macht weiter noch schwächen zu lassen eine äußerste Gefährdung der Ziele und Zwecke Roms in sich schließe; die Social-Demokraten ließen sich durch das Feuerwerk der republikanischen und socialistischen Phrasen und durch das Gaukelspiel Gambetta's blenden. Beide Parteien deckten ihre den Franzosen günstigen Wünsche mit Phrasen, die menschliches Mitempfinden heuchelten. In Prosa und Versen machte dieses unpatriotische Gebahren sich bemerkbar.

„Genug des Mords, der Gräu'l genug,
Genug gethan ist unsrer Ehre,
Bewährt hat sich die deutsche Wehre,
Zurück, zurück, Germanenzug!"

Gebührend wurden solche Stimmen abgefertigt. „Ihr habt es", rief Venedey den Social-Demokraten zu, „mit zu verantworten, daß der Krieg überhaupt ausbrach. Frankreich hörte Eure Declamationen und glaubte Deutschland getheilt zu finden! Die Franzosen wollten „Deutschland vom Joche Preußens befreien", so sagten sie und hofften mit solchem oft gelungenen Kniff für „deutsche Freiheit" uns noch einmal zu zertreten." — Das „Milit. W.-Bl." erörterte die Rathschläge, die von jenen Parteien zu Tage gefördert worden waren. „Es ist hier und da", sagte das Blatt, „der wunderbare Gedanke laut geworden, man hätte schon nach den großen Schlachten um Metz, spätestens aber nach der Capitulation von Sedan, die weitere Offensive einstellen, sich rückwärts concentriren, nach voller Eroberung des Elsaß und des deutschen Theils von Lothringen sich auf Behauptung dieser Landestheile beschränken und den Angriff der Franzosen dort erwarten sollen. Diese Operation hätte in der Theorie einen Vortheil gehabt: sie hätte den Feind überrascht. Aber dieser Vortheil wäre auch nur ein rein theoretischer geblieben, denn die Ueberraschung des Feindes mußte eine überaus freudige sein, darüber, daß man ihm, nachdem er einen Feldzug verloren, volle Muße

und alle Mittel seines Landes zur freien Verfügung stellte, um sich für einen zweiten Feldzug ausreichend vorzubereiten. Mit der Eröffnung desselben würde er es auch gar nicht eilig gehabt haben, lange nicht so eilig, wie mit den unzeitig unternommenen und daher mißglückenden Versuchen, Paris zu entsetzen. Denn Metz konnte er doch nicht mehr retten. Und was thaten wir unterdessen im Elsaß? Wir durchlebten einen thatenlosen Zustand der höchsten Rüstung und lagen einer Provinz, die wir behalten wollen, mit Einquartierung, Gespanndiensten und unvermeidlichen Verpflegungszuschüssen zur Last, während die ganzen Kosten der ordentlichen Ernährung der Heere auf unser eignes Land fielen. — Der Wahrscheinlichkeit nach erfolgte der feindliche Angriff dann, wenn man in Frankreich den Moment für den passendsten erachtete. Im glücklichsten Falle nun griff uns der Feind bald an und wurde geschlagen. Was thaten wir dann? Blieben wir wieder im Elsaß, oder verfolgten wir ihn? Und wenn wir, wie vorauszusehen, das letztere thaten, warum gingen wir nicht in das feindliche Land schon vor Monaten hinein, als es wenig gerüstet und unter dem Eindruck unserer großen Siege war? Es ist interessant, den Gedanken weiter durchzudenken, aber seinen Ursprung konnte er in den Organen der obersten Heeresleitung wohl kaum finden. Es ist wirklich nicht zu verlangen, daß dort eine Idee zu Tage gefördert werden sollte, welche keiner der vielen deutschen Soldaten, die kriegs- und siegesmuthig über den Rhein zogen, verstanden hätte."

Den Gegenstand in anderer Weise beleuchtend, trat in der „Börsen-Z." Ferdinand Kürnberger in einem geharnischten Artikel gegen jene vaterlandslosen Parteien wie auch (ohne dabei dem berechtigten Mitleidsempfinden seine Anerkennung und Huldigung zu versagen) gegen den gesinnungslosen und denkfaulen Theil des Publikums auf, der einzig um deswillen, „weil der Krieg lange genug gewährt habe," den Abbruch desselben verlangte. „Die Franzosenfreunde", sagte Ferdinand Kürnberger, „fordern uns auf, „die zähe Ausdauer" oder wohl

gar „die heldenmüthige Widerstandskraft“ ihrer Lieblinge zu bewundern. Ich kann ihnen diesen Gefallen nicht thun. Wenn der Franzose Pflug und Hobel einmal verlassen hat, so verwandelt sich Niemand leichter als er in den — militärischen Bummler. Das wußte ich längst. Sein ganzer Naturtrieb ist communistische Gleichheit und seit ein classischer Ausdruck derselben — die Möncherei — aufgehört hat, ist ihm der wahre Himmel des Communismus — die Soldaterei. Jeder in gleicher Uniform, jeder in gleichem Solde, über dem Ganzen die confessionslose Vorsehung, die Kriegscassa – ah quel plaisir d'être soldat! Hinter sich die verhaßte Arbeit, vor sich das Abenteuer, der Tod ungewiß, die Löhnung sicher — — nichts ist französischer. So kenne ich den Celten seit zweitausend Jahren. Wenn es Leute giebt, die das überrascht, so überrascht sie eben Alles, was aus dem Quell der Natur auf die Oberfläche hervorkommt. So haben sie das Wort Ethnographie zwar gehört, aber jede einzelne ethnographische Erscheinung ist ihnen ein Wunder. — Das Soldatwerden des Franzosen imponirt mir demnach nicht im geringsten. Noch weniger imponiren mir seine Heldenthaten. Ich frage nämlich: wo sind sie? Und siehe da, Niemand kann sie mir zeigen. Selbst die der berühmten Loire-Armee nicht. Die Sache ist kurz und gut diese: Wo sich bisher deutsche und französische Heere begegneten, wurden die französischen augenblicklich geworfen. Die Loire-Armee wurde von Orleans auf Blois und Le Mans ein wenig langsamer geworfen, aber auch geworfen. Das ist Alles.

„Auch das kann ich nicht anstaunen, daß die Franzosen, nachdem sie 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft verloren, überhaupt noch Armeen aufstellen. Die Franzosenfreunde stellen sich, als müßte man darüber außer sich vor Bewunderung sein, während ich nichts bewundere, — als den Schwindel dieser Bewunderung. Habe ich doch immer gehört, daß Frankreich und Deutschland je eine Million Streiter aufstellen

können. Wie sollen sie also beim ersten Drittel schon zu Ende sein? Positiv ist nur eins: 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft zu verlieren, ist nach allen militärischen Begriffen der größte und unauslöschlichste Schimpf, ein Schimpf, von welchem in allen Geschichtsbüchern der Europäer und Asiaten nicht einmal annäherungsweise ein ähnliches Beispiel vorkommt, und welchen die Franzosen ganz allein und zuerst auf sich geladen. Daß sie diesen Schimpf wett gemacht hätten durch Nachschieben einiger schwächlicher und zerfahrener Armeecorps, kann nur Derjenige behaupten, welcher gewohnt ist, lebensunfähige Behauptungen viel sorgloser in die Welt zu setzen, als ein Insect seine Eier. Im Grunde kann man sagen, das große und kriegerische Frankreich kämpft gar nicht mit der deutschen Invasion, welche festgebannt vor Paris liegt, — sondern bloß mit jenen Bruchtheilen derselben, welche für den Feldkrieg entbehrlich sind, und selbst mit diesen kämpft es noch immer erfolglos. Wer das bewundert, der will eben durchaus bewundern.

„Und doch hat die Betrachtung dieser ärmlichen Dinge das deutsche Gemüth herabgestimmt und kriegsmüde gemacht, — was ihm freilich zur Ehre gereicht, denn es beweist eben die friedlichen Instincte des Deutschen, jene milde und sittliche Natur, welche, wenn ihr der Krieg aufgedrungen wird, zwar kriegerisch sein kann, von Haus aus aber es nicht ist und das Blutvergießen nicht liebt.

„Aber jede Tugend ist vor ihrem eigenen Uebermaß zu warnen. Deutschlands Ueberdruß am Kriege ist eine Schönheit seines Gemüthes; wir wünschten nicht, daß ein Fehler seines Denkens daraus würde. Und der gangbarste Denkfehler wird schon dadurch gemacht, daß man überhaupt bedenken will, was man beruhen lassen sollte. Wie der Orientale durch seinen Fatalismus die Natur allzusehr ehrt, weil er ihr den Menschengedanken zu schüchtern entgegensetzt, so beleidigt sie der Europäer, indem er mit seinem unaufhörlichen Denk-

kitzel und Denkreiz an ihren Thatsachen zerrt, und Gründe und Ursachen sucht, wie sie nicht so, sondern anders und besser sein sollte, auch wenn es auf der Hand liegt, daß sie nur so und nicht anders sein kann, und daß nichts weiter übrig bleibt, als sie mit Bescheidenheit anzuerkennen.

„Wenn irgend eine, so ist der gegenwärtige Krieg eine solche Thatsache der Natur. Wir wüßten nicht, was daran zu ändern wäre, und an welchem Punkte ihres Verlaufes sie zu ändern gewesen. Denn wenn kriegsmüde Deutsche z. B. sagen: man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen, so ist das eben der Denkfehler, von dem wir sprechen, und zwar ein Denkfehler schwersten Kalibers, unverzeihlich und unbegreiflich. Man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen! Wer ist dieser „man"? Zum Friedenschließen gehören Zwei; hat Frankreich den Frieden nachgesucht? Und hätte ihn König Wilhelm ungebeten vorschreiben sollen? Was für einen Preis hätte Frankreich für den Frieden bezahlt? Kriegscontribution! „Nicht für ein Stück Geld haben wir den König auf der Wahlstatt gelassen," läßt unser hochherziger Schiller seinen Wrangel sagen; und nicht für ein Stück Geld habe ich mein Volk auf der Wahlstatt gelassen, hätte Deutschland gesagt. Die 40,000 Deutschen, welche von Wörth bis Vionville die Schlachtfelder bedeckten, hätten doch eben so schwer wiegen wollen, als der Eine Gustaf Adolf. Also Schleifen der Festungen! Gut, daß inzwischen die Pontusfrage eintrat, denn wir wissen nun, was solche Verträge werth sind. Der erstarkte Feind baut nach wenigen Jahren die geschleiften Festungen auf. Das ist freilich ein Vertragsbruch, aber er will eben den Vertrag brechen. Er bekennt sich offen dazu. Er fordert heraus, und der Herausgeforderte muß den Kampf zum zweiten Mal aufnehmen. Gilt's aber einen zweiten Krieg mit Frankreich, so ist doch nichts simpler, nichts selbstverständlicher, als daß sich Deutschland bei der gewissen Voraussicht eines solchen Kampfes, so lange es selbst das Heft in der Hand hatte, wenigstens in die

menschlicherweise sicherste Verfassung dagegen zu setzen wünschte. Das aber ist der Besitz der erhaltenen Festungen, welcher den Kampf um geschleifte Festungen von selbst ausschließt.

„Diejenigen, welche einen Frieden auf Kriegscontribution und geschleifte Festungen befürworten, verhehlen sich übrigens selbst nicht, wie materiell werthlos ein solcher Friede gewesen wäre, und lieben es dafür, den Ton auf den moralischen Gewinn zu legen, welchen Deutschland durch die Großmuth einer solchen Friedensgewährung fett und lecker davon getragen hätte.

„Dieser moralische Gewinn kommt mir aber nicht nur nicht fett vor, sondern wäre ein herzlich magerer, zäher und unverdaulicher Bissen gewesen, ein elender Brocken in jeder Beziehung. Erinnern wir uns nämlich, wie sehr die Seele aller Südländer der Vortheil ist, und wie sie ein freiwilliges Verzichten auf einen Vortheil absolut nicht begreifen, wenigstens nicht als Großmuth begreifen, sondern einfach als Schwäche, Dummheit und nebelköpfige Tölpelei der nordischen bruta bestia. Die ganze Literatur des Verkehrs zwischen Nord- und Südländern bezeugt mit einer überwältigenden Uebereinstimmung diesen ethnographischen Satz. Hinter dem ersten Grenzstein der romanisch-südlichen Zone hört die Großmuth auf, eine Tugend zu sein und wird eine Narrheit. Sie imponirt nicht, sie macht lächerlich und verächtlich. Sie erweckt nicht Dankbarkeit, sondern blos den Kitzel des Mißbrauchs. Gebt nach dem Tage von Sedan den Franzosen einen großmüthigen Frieden und seid heilig versichert, sie schreiben in all ihre Geschichtsbücher: „Schon der bloße Name der Republik scheuchte die nordischen Söldnerheere von unserem geheiligten Boden — jenes Zauberwort, vor dessen schrecklicher Majestät die Könige erblassen...“ rc. rc. Nicht aus Großmuth machten die Deutschen Frieden, sondern sie gaben das Fersengeld eines panischen Schreckens, und Moltke fürchtete sich ganz erbärmlich vor Jules Favre und Victor Hugo! — Das würde dann Dogma

geworden sein für jeden Franzosen. Die französische Selbstüberhebung, diese permanente Kriegsgefahr für Deutschland, erhielt eine neue üppige Nahrung, und für die Zukunft blieb, ja stieg die Gefahr. Der Franzose hätte die deutsche Großmuth noch weniger ertragen, als den Verlust von Elsaß und Lothringen.

„Wie empfindlich man heute, wo der Krieg überhaupt für abstellbar gilt, ganz besonders gegen Cabinetskriege ist! Aber wenn der König von Preußen einen Frieden schloß, welcher zwischen Deutschland und Frankreich nicht reinen Tisch machte, einen unpolitischen Großmuthsfrieden, welcher kaufmännisch zu reden, unter seinem Preise verschleudert war: hätte das den Krieg nicht wirklich zu einem Cabinetskrieg herabgewürdigt? Wäre es nicht thatsächlich ein bloßes Degen-Duell zwischen zwei großen Herren gewesen, wenn mit der Uebergabe des Degens von Sedan die Sache aus war? Das bedenke man doch! Man bedenke es ernstlich und mit ganzem Gewissen, denn heute kann man selbst Demokraten so reden hören, als ob ein übereilter Großmuths-Friede nach Sedan das Rechte gewesen wäre. Ich kann mich nicht genug wundern! Entgeht es denn den Demokraten, wie sie dadurch einen Krieg, der auf deutscher Seite als heiligster Volkskrieg gemeint war, zu einem ihrer schlecht beleumundeten Cabinetskriege und Herren-Duelle ausarten lassen? Ja, und ist es vollends demokratisch, einen solchen Königsfrieden, der doch ganz und gar kein Volksfriede gewesen wäre, nur für möglich zu halten? Nicht den Selbstherrscher aller Reußen, nicht den Großkhan der Tataren, geschweige einen deutschen Fürsten möchte ich mir so mit absolutistischer Machtvollkommenheit ausgestattet denken, daß er es in seinem großmüthigen Belieben hätte, den populärsten Krieg mit dem unpopulärsten Frieden zu beendigen. Heute, wo nach dem Tage von Sedan noch so viele Opfer nothwendig geworden, wo auch die Zukunft noch nicht ihre Früchte, sondern blos ihre Forderungen neuer Opfer zeigt, heute mögen schwache und sorgenbeladene Seelen freilich gestimmt

sein, Alles aufzugeben und im Stiche zu lassen, was sie bis Sedan geopfert. Aber war denn das immer so? Ist es zu viel verlangt, daß ein Mensch im December sich an den August erinnere? Dieser Krieg hatte mit Leipziger- und Borodino-Schlachten gleich angefangen. Die Nation hatte ein volles Recht, von der Schlacht bei Wörth bis zu den drei mörderischen Schlachttagen bei Metz ihre Leistungen mit dem höchsten Preis zu tariren und die höchste Meinung zu hegen von der Ausgiebigkeit des Ersatzes, den sie dafür beanspruchen dürfe. Getragen von dieser Meinung hätte jeder deutsche Heerführer Sieg und Siegespreis verfolgen müssen, auch wenn er nicht von dem verfehmten Geschlechte der argen Könige war, welche die armen Völker auf die Schlachtbank führen. Nichts war populärer als die Schlachtbank, und nichts war unmöglicher als ein Frieden ohne Eroberung. Ja, es war ein Eroberungskrieg, aber auch ein Volkskrieg. Und müßte es denn immer der Ehrgeiz der Großen sein, welcher erobert? Kann nicht auch ein Volk durch lange Mißhandlungen eines bösen Nachbars zu der Einsicht gedrängt, gewaltsam gedrängt werden, daß es erobern muß, um seine Ruhe, seine Zukunft zu sichern? Deutschland stand auf der Höhe dieser Einsicht, als es, mit dem unerhörtesten Uebermuth angefallen, in beispielloser Kriegsbegeisterung aufflammte und den Kampf augenblicklich in seiner wahren Natur erkannte, als den längst vorhergesehenen und erwarteten Entscheidungskampf zwischen der germanischen und der romanischen Race. Nie war ein Kriegsprogramm schneller formulirt und allgemeiner angenommen als der Ruf: Elsaß und Lothringen! Er bedeutet das Principat der germanischen Race, wie die „Rheingrenze" die Hegemonie der lateinischen bedeutet. Daß der Kampf auf diese Spitze gestellt sei, diese Erkenntniß war augenblicklich das Gemeingefühl der ganzen Nation. Der König von Preußen commandirt in Wahrheit einen Nationalkrieg und handelt im Auftrag eines demokratischen Gedankens. Diese Wahrheit darf nicht veralten. Ich möchte ihre demokra-

tische Natur darum nicht mißverstehen, weil zufällig das demokratische Fabrikszeichen daran fehlt.

„Für männliche Herzen giebt es demnach nur die eine Parthie: den Krieg ohne Murren und ganz besonders ohne Querreden mit Standhaftigkeit auszudauern. Aber auch den verzagten Herzen ist unsere Sympathie gewiß, so lange sie trauern und klagen; denn das ist menschlich. Dagegen wäre es schon weniger als menschlich, die Begeisterung des Volks und die eigene zu desavouiren und alle Grundlinien dieses reinen und gerechten Krieges durch allmählige kleine Verleugnungen in ein großes unkenntliches Zerrbild zu entstellen. Wir können das nur ins Gewissen jedes Einzelnen legen. Denn freilich ist es keine Kunst, im Glücke mit sich einig zu sein; aber schön ist es, bei der Wahrheit zu bleiben und ihr die Ehre zu geben, auch wenn sie nicht mehr die Züge der Schmeichlerin, sondern ernstere Züge zeigt."

Unbeirrt hatte inzwischen die deutsche Heeresleitung ihre Bahn verfolgt und, indem sie die Stadt Paris gezwungen hatte, zu capituliren, einen Vortheil gewonnen, dessen weitere Verwerthung den nahen Abschluß eines für Deutschland günstigen Friedens erwarten ließ.

Gambetta's Sturz.

Nachdem die Capitulation von Paris vollzogen war, und die Deutschen sich in den Besitz der Forts gesetzt und damit thatsächlich zu Herren von Paris gemacht hatten, nahm zunächst die Frage: Wie wird Gambetta sich diesen Vorgängen gegenüber verhalten? das allgemeine Interesse in Anspruch. Die nächsten Tage mußten darüber Entscheidung bringen.

Ein Telegramm vom 28. Januar aus Bordeaux, das über Brüssel in die Oeffentlichkeit gelangte, versicherte, daß die

Nachricht von der Capitulation die Regierungs-Abtheilung in Bordeaux wie ein Blitzstrahl getroffen habe.

Am 29. ward von Bordeaux aus folgender dahin aus Paris gelangter Erlaß von Jules Favre veröffentlicht:

„Wir unterzeichneten heute einen Vertrag mit dem Grafen Bismarck. Ein Waffenstillstand auf 21 Tage ist abgeschlossen, die Nationalversammlung für den 15. Februar nach Bordeaux einberufen. Bringen Sie diese Mittheilung zur Kenntniß Frankreichs. Lassen Sie den Waffenstillstand vollstrecken, und schreiben Sie die Wahlen für den 8. Februar aus. Ein Mitglied der Regierung wird sofort nach Bordeaux abreisen."

Gambetta war jedoch mit nichten Willens, so ohne Weiteres der dictatorischen Gewalt, die er sich angemaßt und die in der allgemeinen Verwirrung man ihm bisher nicht ernstlich streitig gemacht hatte, zu entsagen. Unter dem 31. Januar erließ er eine Proclamation an das französische Volk, die seine Unverschämtheit noch in voller Blüthe zeigte. „Das uneinnehmbare Paris hat", hieß es in derselben, „gezwungen durch Hunger, die deutschen Horden nicht länger abhalten können. Am 28. Januar ist es erlegen. Die Stadt Paris bleibt noch *unbesetzt*. Es ist dies die *letzte Huldigung*, welche der *Barbarei durch die moralische Macht und Größe abgerungen wurde*."

Dieser letzte Satz war geeignet, denjenigen Politikern, die so eifrig Uebung von Großmuth gegen Frankreich empfohlen hatten, Anlaß zu ernsten Erwägungen zu geben. —

In einer Proclamation von demselben Tage an die Präfecten sagte Gambetta: „Die Politik des Kriegsministers bleibt nach wie vor: *Krieg à l'outrance, Widerstand selbst bis zu völliger Erschöpfung!*" —

Nun mußte es sich zeigen, ob Gambetta seine dictatorische Gewalt so fest gegründet hatte, daß er über Favre und dessen Collegen in Paris hinweggehen könne. Er hatte wenige Tage zuvor erklärt, daß, wenn auch — was er jedoch für un-

möglich halte — Paris falle, das Land, gleichviel, welches die Kosten und Folgen seien, den Kampf fortzusetzen habe. Seinem blinden Wüthen gegenüber erhob sich jetzt der berühmte französische Geschichtsschreiber Lanfrey in einem „die Dictatur der Unfähigkeit" überschriebenen Artikel: „Sollen wir etwa warten, bis Alles verloren gegangen ist, ehe wir anerkennen, daß wir des gröbsten Mißgriffs uns schuldig machten, als wir diesem Advokaten die Leitung des Krieges anvertrauten?" — „Es ist", lautete der Schluß des Artikels, „die höchste Zeit, diesem Regime der Willkür, Unwissenheit, Heuchelei und Unfähigkeit ein Ende zu machen, die höchste Zeit, daß die Nation durch Männer repräsentirt wird, die sie ihrer würdig erachtet. Vor drei Wochen verlangten wir dies im Interesse der Consolidirung der Republik, heute verlangen wir es um des Heiles Frankreichs willen. Frankreich hat viele Dictaturen über sich ergehen lassen, aber eine, die es nie lange geduldet hat, ist die Dictatur der Unfähigkeit.

Nun traf die Nachricht von der Katastrophe der Bourbaki'schen Armee in Bordeaux ein. Sämmtliche Zeitungen, inländische und ausländische, enthielten die Nachricht — sie gänzlich hinwegzuleugnen, das ging freilich nicht. Aber gelogen mußte dennoch werden. Um von sich die Schmach über den verfehlten Feldzug, dessen Urheber er war, abzulenken, hatte Gambetta die Stirn zu behaupten: die Bourbakische Armee sei in den Waffenstillstand mit eingeschlossen gewesen, und die Deutschen hätten nach gewohnter Art Verrath geübt!

Eines war ihm klar geworden: Trat eine aus freien Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung in Bordeaux zusammen, so waren die Stunden seiner Herrschaft gezählt! — Was that nun der große Freiheitsmann, der früher so feinsichtig in Erkennung der Fehler des napoleonischen Willkürregiments gewesen war? Er erließ ein Decret, durch das er einen großen Theil der Franzosen von dem Wahltische ausschloß, nämlich diejenigen, die, wie er sagte, „den vorherigen

Regierungen irgendwie gedient haben." — Daß damit den von ihm eingesetzten Beamten, welche die Wahlen zu leiten hatten, die Macht zugesprochen war, allen den Personen die Berechtigung zur Wahl abzusprechen, in denen sie Gegner Gambetta's erkannten, lag auf der Hand. Auf diese Art hoffte Gambetta die Macht in Händen zu behalten, ja sich in dem Besitz derselben noch mehr zu befestigen. Indem er dies Attentat auf die Wahlfreiheit ausübte, ahnte der Thor nicht, daß er damit sich in eine Lage begeben hatte, in der Graf Bismarck ihm das letzte Brett unter den Füßen wegziehen würde. In der Convention waren „freie Wahlen" festgesetzt worden. Welchen Eindruck mag es auf Gambetta gemacht haben, als er am 2. Februar folgendes Telegramm vom Grafen Bismarck empfing:

„Im Namen der durch die Waffenstillstands-Convention verbürgten Freiheit der Wahlen erhebe ich Einsprache gegen die von Ihnen erlassenen Verfügungen, welche zahlreiche Kategorien französischer Bürger des Rechts berauben, in die Versammlung gewählt zu werden. Durch Wahlen, die unter der Herrschaft der Unterdrückung und der Willkür stattfinden, können die Rechte nicht erworben werden, welche die Waffenstillstands-Convention freigewählten Abgeordneten zuerkennt."

Kaum war dieser Vorgang in Paris bekannt geworden, so begaben sich die Mitglieder der Regierung von Paris Arago, Garnier-Pagès und Pelletan nach Bordeaux und überbrachten der dortigen Regierungsabtheilung ein von sämmtlichen Mitgliedern der pariser Regierung unterzeichnetes Decret, welches den Wahlerlaß Gambetta's für null und nichtig erklärte.

Vergebens hoffte Gambetta, daß sich die Einwohnerschaft von Bordeaux für ihn erheben würde: für diesmal hatte er seine Comödie, die dem Lande so theuer zu stehen kam, ausgespielt, und er reichte bei der pariser Regierung seine Demission ein.

Belehrend ist ein Artikel der „Nat. Z." über das „Facit der Republik" bis zum Zurücktritte Gambetta's.

„Seit 1789“, heißt es in demselben, „sind die französischen Regierungen und Verfassungen kurzlebiger Natur. Nach französischer Ansicht vollzog sich am 4. September eine großartige Revolution; „ohne einen Tropfen Blut zu vergießen,“ warf das Volk von Paris die Statuen und Adler des Kaisers zu Boden. Das Blut, welches wir und Frankreich selbst auf den Schlachtfeldern verloren, wurde nicht gerechnet, es war ja nur das Blut von Barbaren und Prätorianern. Eine leichtsinnige Volksmenge, ohne Sinn und Ziel blindrasend, weil ihr das Rasen ein Vergnügen macht, verjagt den Schatten eines Mannes, den sie niemals Auge in Auge anzusehen gewagt; auf der anderen Seite laufen Senat und gesetzgebender Körper, die Kaiserin, die Minister, ohne den Widerstand auch nur einer Stunde zu versuchen, feige vor den Sonntagsspaziergängern davon. In jedem Volke, welches die Ehre liebt, würde eine Niederlage, wie die von Sedan, die Regierenden wie die Regierten einig zusammengeschlossen haben, dieser Tag wäre ein Tag der Trauer, der Sammlung, nicht der einer wilden Freude aus der Oper „die Stumme von Portici“ gewesen. Indeß, die Republik war fertig, und Frankreich klatschte Beifall. Rom nahm seine Consuln vom Pfluge, warum sollte Frankreich nicht auf der Advokatenbank seinen Retter finden? Favre und noch mehr Gambetta fühlten sich zu der Messiasrolle berufen. Die messianischen Hoffnungen gehen immer und überall, sobald sie aus dem Reich der Träume und der Schatten in die Wirklichkeit eingeführt werden sollen, in Blut und Thränen, in gräuelvollster Verwüstung unter. So Jerusalem, so zu Münster das Reich der Wiedertäufer, so die Republik von 1793. Unmöglich war es nicht, daß die Republik in der Mitte des September einen leidlichen Frieden schloß. Das Facit des Kaiserreichs war die Capitulation von Sedan, die Besetzung von Lothringen, des nördlichen Elsaß, eines Theils der Champagne gwesen. Aber weder Metz noch Straßburg, nicht einmal Toul war gefallen, Paris nicht cernirt, noch hatte kein deut-

sches Roß aus den Wellen der „prächtig strömenden" Loire getrunken. Welches auch immer die Forderungen der Sieger sein mochten, so hart wie am heutigen Tage konnten sie am 15. September nicht auf dem Besiegten lasten: denn dieser Besiegte stand noch, stand noch aufrecht in seiner Hauptstadt, in seiner besten und muthigsten Armee, in einer unbezwinglichen Festung, in Metz.

„Wenn aus der Tiefe des Volkes Männer freiwillig, ihrem Ehrgeiz oder ihrer Vaterlandsliebe folgend, an die Spitze der Geschäfte treten, so übernehmen sie die Verpflichtung, das Schicksal zu wenden; sie müssen Erfolg haben, nur dieser Erfolg entschuldigt ihre Usurpation. Nicht in den Augen der gestürzten Herrscher, aber vor der Geschichte und der Nachwelt. „Niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein"; allein jeder ist verpflichtet, das Steuerruder des Schiffs nicht im Sturm zu ergreifen, wenn er es nicht lenken kann. Was hat die Republik aus Frankreich gemacht? Die zwei Grundsätze, für die sie eintrat, waren: die Unverletzlichkeit des französischen Gebiets zu wahren und den Volkswillen über die Regierungsform des Landes zu befragen. Mit Ausnahme der kleinen Burgen Lützelstein, Lichtenberg, Marsal und Vitry hatten die Deutschen bis zum 4. September nur eine größere Festung, Sedan, eingenommen; drei: Metz, Straßburg, Toul, belagerten sie, von größeren Städten hatten sie Luneville, Nancy, Chalons und einige Tage später Rheims besetzt. Von der Erklärung der Republik an verlor diese, die nicht einen Stein ihrer Festungen schleifen wollte, im Elsaß Straßburg, Pfalzburg, Schlettstadt, Neubreisach; in Lothringen Toul, Metz, Diedenhofen; an der Nordgrenze Longwy, Montmedy; weiterhin nach Westen Verdun, Laon, La Fère, Mezières, Soissons, Peronne; zuletzt den Mittelpunkt des Landes, die Forts von Paris. Nacheinander empfingen Troyes, Orleans, Blois, Vendome, Le Mans, Alençon, Rouen, Amiens, Dieppe, Mühlhausen, Dijon deutsche Garnisonen. In der Spiegelgalerie

von Versailles erscholl zum ersten Mal der Jubelruf: „Es lebe der deutsche Kaiser!“ Vor den Bildern, die Napoleonische Siege verherrlichen, stehen die Betten unserer Verwundeten. Und diese tiefste Demüthigung, weil sie über jede materielle hinaus den empfindsamen Lebensnerv der Franzosen trifft, ihre Eitelkeit und Ehrsucht, wer hat sie dem Lande zugefügt, als die Republik? Sie zwang den Sieger, immer weiter vorzudringen; in der Hoffnung, ihn zu entkräften, gab sie ihm stets weitere und reichere Provinzen zur Beute. „Vor sechs Wochen“, rief der alte Crémieux im September, „waren wir das erste Volk in der Welt; haben wir seitdem abgedankt?“ Diesen Anspruch aufrecht zu erhalten, das Dogma der französischen Unüberwindlichkeit wieder herzustellen, übernahm die Republik. Hat sie nur vermocht Wörth und Sedan auszutilgen? Im Gegentheil, die Niederlage Chanzy's von Vendome nach Le Mans war schmählicher, als die Mac Mahon's bei Wörth und vierfach größer im Verlust; Mac Mahon ließ zwischen 4 bis 5000, Chanzy mehr als 20,000 Gefangene in den Händen des Siegers. Das Schicksal der republikanischen Ostarmee wiederholt das Unglück des kaiserlichen Heeres bei Sedan ins Einzelne. Dort konnte Napoleon III. an der Spitze seiner Truppen nicht sterben, hier wurde der General Bourbaki zu einem Selbstmordversuch getrieben. Statt das Dogma zu retten, hat die Republik ihm nur neue Schläge zugefügt, es gleicht einem durchlöcherten Siebe. Wo die Republikaner erschienen, wurden sie geschlagen. Eine unvergleichliche Heldenthat wie die des General Werder und seiner Tapferen — unwillkürlich gedenkt man der Spartaner und des Leonidas — verdanken wir der französischen Republik und ihrem Dictator. Dieser wußte wohl Menschen und Waffen, aber nicht Soldaten zusammenzubringen. Und selbst diese Rüstung war ihm nur möglich, weil Metz und Bazaine während zweier Monate die Hälfte unserer Streitkräfte gefesselt hielten. Als auch wir unsern Nachschub auf das Schlachtfeld führten und das Bom-

bardement von Paris begonnen hatten, zerstoben die republikanischen Heere in alle Winde. Abgesehen von denen, die wir in den Festungen gefangen nahmen, sind seit dem 19. September auf freiem Felde beinahe 100,000 Mann von uns ergriffen worden, etwa 80,000 Mann warfen wir in die Schweiz, 150,000 Mann stehen waffenlos als unsere Gefangene in Paris: das Facit der Republik ergiebt also mehr als 300,000 Mann Verlust, ungezählt die Todten, Verwundeten und Kranken, allein in den Schlachten."

Friedensschluß.

Als Gambetta seine Koffer packte, um nach Sebastino in Spanien zu gehen und sich daselbst eine Zeit lang auf die Lauer zu legen, erachtete es Napoleon an der Zeit, auch wieder einmal von sich hören zu lassen. Die gemeint hatten, er halte sich selbst als für immer beseitigt, bekamen zu ihrem Erstaunen eine Proclamation von ihm zu lesen, in der er seine Rechte als „unberührt" bezeichnete und gegen die Usurpation, die einstweilen die Geschicke des Landes zum Unheil desselben geleitet habe, protestirte. Weshalb sollte er nicht? Mit Schmach und Verwünschungen beladen war er hinweggegangen; nun hatte aber die provisorische Regierung so schwere und dem Lande so theuer zu stehen kommende Fehler begangen, daß mancher seiner früheren Feinde wünschte, er wäre trotz der Reihe von Unglücksschlägen von Weißenburg bis Sedan im Besitze der Macht geblieben. Wie wußte er allen Anklagen gegenüber seine Hände in Unschuld zu waschen, alle Schuld Anderen aufzubürden! „In jenem Augenblicke, als ich gezwungen war, mich gefangen zu geben, konnte ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten; da ich nicht frei

war, so hätte es den Anschein genommen, als seien meine Entschließungen durch persönliche Rücksichtsnahme dictirt." — „Trotz unerhörter Unglücksfälle war Frankreich nicht besiegt, unsere festen Plätze standen noch aufrecht, Paris war im Zustande der Vertheidigung, einer weiteren Ausdehnung unserer Unglücksfälle konnte noch Einhalt gethan werden." — Durfte er sich nicht überzeugt halten, daß die Franzosen solcher Behauptung Beifall zurufen würden? — Er schloß mit einem heuchlerischen Blick nach oben: „Nur eine aus der Volkssouveränität entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande sein, Eure Wunden zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen."

Die Wahlen waren vor der Thür, es wogte und wühlte in der Presse.

Gambetta und Napoleon — ein jeder hatte nach seiner Weise auf die Wahlen einzuwirken gesucht, der Erstere, wie es in Frankreich von Seiten derer stets geschieht, die im Besitze der Macht sind, Napoleon durch einen Friedenspsalter. Es fehlte nicht an Stimmen, die in echt Gambetta'scher Weise schürten und der Fortsetzung des Krieges das Wort redeten. „Möge der heilige Haß", sagte die „Gironde", „unsere Rettung für jetzt, unser Hort für die Zukunft, in den Herzen unserer Kinder fortleben; nicht Einer des heutigen Geschlechtes, der das Bombardement von Paris gesehen, wird jemals den mit dem verruchten deutschen Namen besudelten Bösewichten Verzeihung ertheilen können, bis München, Berlin, Dresden, Karlsruhe, Weimar, Stuttgart, alle die Burgen dieser Banditen, durch die französischen Brandfackeln und Kugeln gereinigt und im Stande sind, die Gaben der occidentalen Civilisation aufzunehmen. Denn wir müssen nunmehr diese „Civilisatoren" civilisiren."

Die in dieser Weise wütheten, wußten nicht, daß sie gerade dadurch die Ansicht immer populärer machten, Deutschland sei gezwungen, diejenigen Forderungen auf's Aeußerste aufrecht zu halten, die geeignet schienen, es vor Ueberflutung des Hasses zu schützen. Aber es fehlte auch nicht an Kundgebungen entgegengesetzter Art. Der „Courr. de la Champagne, Journ. de Rheims" vom 1. Febr. brachte folgende Characteristik des französischen Volkes:

„Von der französischen Nation, welche schon so große Dinge vollbracht hat, aber dabei noch nicht mündig geworden ist, kann man Alles erwarten. Lebhafte Vorurtheile, eine oberflächliche Erziehung, die mehr durch eine civilisirte Corruption, als durch wirkliche Civilisation geleitet wird, romanhafte Legende an Stelle des Geschichts-Unterrichts, Moden an Stelle der Gewohnheiten, Eitelkeit an Stelle des Stolzes, eine sprüchwörtliche Albernheit, welche schon vor 19 Jahrhunderten dem Glücke Cäsars ebenso günstig war als der Muth seiner Legionen, eine Leichtfertigkeit, welche an das Kindische grenzt; der Geschmack an Schaustellungen und die „Manifestationsbegeisterung" an Stelle des öffentlichen Geistes, die Bewunderung der Gewalt, der Kultus der Kühnheit an Stelle der Achtung vor dem Gesetz: — das ist in Kürze das Bild des französischen Volkes."

Eine andere Stimme bezeichnete die Phrase als den Grund des Unglücks Frankreichs. „Wir haben uns", lautete dieselbe, „von mehreren Mißbräuchen frei zu machen. Der gefährlichste darunter ist die Rhetorik, die Schönrednerei, welche im Collège de France, in der Sorbonne, in allen unseren Fakultäten so sehr in Mode ist. Die Vorlesungen sind in Frankreich nur Schaustellungen der Beredsamkeit. Der Professor will einen brillanten Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen haben und richtet seinen Vortrag danach ein. Er ist geistreich, wortreich, fesselnd. Wenn er nicht das Glück hat, Damen zu seinen Füßen sitzen zu sehen, wendet er sich an die

politischen Meinungen der jungen Leute, die ihn hören. Er sieht es auf feine Wendungen, Malicen, Esprit und Anspielungen ab. Das ist deliciös, aber es nützt nichts. Man geht eben so unwissend wie entzückt aus dem Hörsaal. Das muß anders werden. Die Thore der Universitäten müssen die Inschrift erhalten: „Verbotener Eingang für Schönredner!" Sonst geht Alles schlecht."

Wieder eine andere Stimme suchte die Kriegsfurie, von der ein Theil der Nation noch besessen war, zu beschwören. „Schon sind wir auf dem besten Wege uns zu verhärten, d. h. zu verschlechtern, wir sind auf dem Rückwege der Civilisation. Was soll erst werden, wenn wir ganz und gar in dem Partisanenkrieg aufgehen? Gewaltthaten rufen Gewaltthaten hervor: von beiden Seiten werden die Gefangenen erschossen, gewohnheitsmäßiges Blutvergießen erzeugt Blutdurst. Wehe dem Lande, welches diese Bahnen durchschreitet! Trotz patriotischer Aufopferung und persönlicher Tapferkeit wird es unfähig, auf die regelmäßigen Wege zurückzukehren und verlernt die Gewöhnung der Freiheit."

Hätten solche und ähnliche Mahnungen sich früher vernehmen lassen, und wäre das französische Volk in der geistigen Verfassung gewesen, ihnen mehr als ein flüchtiges Interesse abzugewinnen, es würde dies dem Lande zum Heil gereicht haben. Worte, in der Lage gesprochen, in der Frankreich sich zur Zeit befand, gemahnten an Rückgänge anderer Völker, unter denen in Zeiten, die ihrem gänzlichen Verfalle kurz vorher gingen, auch, erzeugt in den schmerzbewegten Seelen Einzelner, Erkenntnißblitze emporgeleuchtet waren, die jedoch jene Völker von der Bahn des Verderbens nicht mehr zurückzuführen vermocht hatten.

Das Bleibende in Frankreich, den unausrottbar zur Herrschaft gelangten Geist, bezeichnete genau der „Constitutionel", indem er den Character der Wahlagitation folgendermaßen schilderte: „Jeder führt seine Sache für sich, rechtet für sich; jeder hält

sich für den Auserwählten; jede Tribüne wird ein Dreifuß, von dem aus man Orakelsprüche spendet. Hier zeigt man offenes Visir, dort heuchlerische Maske; man terrorisirt oder man beschönigt die Dinge. Es ist ein unaussprechliches Chaos. Und was entwickelt sich aus alledem? Niedriger Ehrgeiz, zügellose Begehrlichkeit, eigensüchtige Leidenschaft. Die einzelnen Menschen kommen in die Höhe oder wollen doch in die Höhe kommen. Immer das Persönliche, nichts Großes, Edelmüthiges, Hochherziges."

Von dem herrschenden Geiste legte auch der „Siècle" Zeugniß ab, indem er äußerte: „Die für das Böse organisirte Gewalt hat uns auf den Schlachtfeldern besiegt. Deutschland hat Frankreich wie ein Straßenräuber überrumpelt, entwaffnet und geplündert. Es könnte vielleicht uns vollends materiell ruiniren. Aber den *moralischen* Sieg, den einzigen, der dazu dienen könnte, etwas Dauerhaftes zu gründen, den hat der Kaiser von Deutschland nicht über uns davongetragen, und er wird ihn niemals über die französische Demokratie davontragen."

Darüber waren die meisten Stimmen einig: Frankreich müsse den Frieden zu erlangen suchen — „vorbehaltlich späterer Revanche!" — Der „Constitutionel" sagte: „Es wird noch die Frage gestellt zwischen der Monarchie und der Republik. Die Frage ist zuvörderst zwischen Frankreich und Preußen gestellt; sodann zwischen dem gegenwärtigen Frankreich und dem zukünftigen Frankreich. Dem Wortlaut des Actes der Capitulation zufolge muß sich die bevorstehende Versammlung über den Frieden oder den Krieg erklären. Wenn ihr nach reiflicher Erwägung der Sieg gewiß scheint, so wird sie den Krieg votiren; im entgegengesetzten Falle wird sie den Frieden votiren. — Letzterer Entschluß wird sicherlich das Uebergewicht erhalten; wir halten ihn, was uns betrifft, für verhängnißvoll nothwendig, denn nichts, was wir aus der Vergleichung der Situation unserer Armeen und derer des Feindes wissen,

ermuthigt uns, auf eine siegreiche Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu rechnen. Wir gehen dem Frieden entgegen. Es wird ein schmerzlicher, vielleicht ein unheilvoller Friede sein, aber er wird für Frankreich ehrenvoll sein. Wenn wir, am Ende unserer Kräfte angelangt, gezwungen wären, Seitens des Feindes Bedingungen unvorhergesehener Art zu erdulden, so würde die Schande auf ihn zurückfallen."

Unter solchen Kundgebungen wurden die Wahlen ausgeführt, und die National-Versammlung trat am 12. Februar in Bordeaux zusammen. Garibaldi, der in einem Departement gewählt worden war, befand sich unter den Abgeordneten. Er hatte in einem Tagesbefehl von seinen „Tapfern in der Vogesenarmee" Abschied genommen, sie „auf Wiedersehen unter besseren Umständen" vertröstend, und jetzt legte er auch sein Mandat als Volksvertreter nieder. Als er darnach noch eine Anrede an die Versammlung halten wollte, ward er durch Tumult daran verhindert. Jules Favre gab in seinem und seiner Collegen Namen die Erklärung ab, daß die provisorische Regierung ihre Gewalt in die Hände der Volksvertreter niederlege, daß sie aber die Geschäfte fortführen würde, bis die neue Regierung gewählt sei. Er fügte hinzu, daß nach Ansicht der Minister die Verlängerung des Waffenstillstandes um einige Tage nothwendig sei, daher er die Absicht habe, sich nach Versailles zu begeben, um in Verhandlung über diesen Gegenstand mit dem Grafen Bismarck zu treten.

Die Nationalversammlung erklärte sich damit einverstanden, und Favre trat sofort seine Reise nach Versailles an.

Von den gemäßigten Organen der Presse ward Thiers als der Mann der Lage bezeichnet, und in Uebereinstimmung mit diesem Urtheil stellte in Gemeinschaft einer Zahl von Abgeordneten Dufaure folgenden Antrag: „Die unterzeichneten Deputirten schlagen der Nationalversammlung folgende Resolution vor: Thiers wird zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik ernannt; er wird diese Gewalt unter der

Controle der National-Versammlung ausüben und die Minister bezeichnen, welche ihn in dieser Mission unterstützen sollen." Dieser Antrag wurde mit bedeutender Majorität angenommen.

Inzwischen hatte Jules Favre am 15. dem Bundeskanzler seinen Wunsch vorgetragen, und es verlangte Letzterer für eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 5 Tage (bis zum 24. Februar Mittags 12 Uhr), daß Favre dem Commandanten von Belfort auf telegraphischem Wege den Befehl zukommen lasse, die Festung zu übergeben. Jules Favre willigte ohne Weiteres in die Forderung des Bundeskanzlers, und schon unter dem 16. Februar ward folgende Depesche aus Versailles erlassen: „Der Waffenstillstand ist bis zum 24. Februar Mittags 12 Uhr verlängert und auf den südöstlichen Kriegsschauplatz ausgedehnt; unsere Truppen behalten die Departements Doubs und Côte d'Or, sowie den größten Theil des Jura-Departements besetzt. Die Festung Belfort wird mit dem zur Armirung des Platzes gehörenden Material übergeben und am 18. durch die diesseitigen Truppen besetzt. Der circa 12,000 Mann starken Garnison ist in Anbetracht ihrer tapferen Vertheidigung freier Abzug mit militärischen Ehren bewilligt worden."

Am 19. Februar entwickelte Thiers in längerer Rede sein Friedensprogramm. Das Land sei unglücklich, „unglücklicher als zu irgend einer Zeit seiner so ungeheueren, so glorreichen Geschichte, in der man es so oft in den Abgrund des Unglückes gestürzt sah, um es plötzlich wieder auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes emporsteigen zu sehen, indem es beständig die Hand in allem hatte, was groß, schön und der Menschheit nützlich war! Es ist allerdings im Mißgeschicke, aber es bleibt eines der größten, der mächtigsten Länder der Erde, immer jung, stolz, unerschöpflich in seinen Hülfsquellen, besonders immer heroisch, wie dieser lange Widerstand von Paris beweist, der eines der Denkmäler menschlicher Beharrlichkeit und Energie bleiben wird."

Wohl, wir sind unglücklich, aber doch „groß, erhaben, unübertrefflich": — wessen bedurfte es mehr für den Redner, um die Versammlung mit dem Gedanken zu versöhnen, daß dermalen nichts übrig bleibe, als schleunige Annahme des Friedens, wie der Gegner ihn dictiren würde — falls dieser nicht etwa an die Franzosen eine Forderung stelle, die ihre „Ehre" antaste! —

Nachdem Thiers unter dem Beifalle der Versammlung seine Rede beendet, erklärte er, daß er sich ungesäumt nach Versailles zu begeben beabsichtige, um mit dem Grafen Bismarck wegen der Friedensbedingungen in Verhandlung zu treten. Eine Commission von 15 Mitgliedern begleitete ihn.

Das Ergebniß der Friedensverhandlungen kündeten folgende beide Depeschen an:

Versailles, 26. Februar. Der Kaiserin-Königin in Berlin. Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß die Friedenspräliminarien so eben unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der National-Versammlung in Bordeaux abzuwarten. Wilhelm.

Versailles, 26. Februar. Die Friedenspräliminarien enthalten: Die Abtretung von Elsaß außer Belfort, von Deutsch-Lothringen einschließlich Metz; eine Contribution von fünf Milliarden Francs wird in 3 Jahren bezahlt, und so lange bleiben Theile Frankreichs außerhalb der neuen Grenze besetzt.

Nach der „Prov.-Corr." war der Verlauf der Verhandlungen folgender gewesen: „Da die erste Unterredung Aussicht auf Verständigung ergab, ward deutscherseits eingewilligt, den Waffenstillstand, welcher am 24. Februar zu Ende gehen sollte, zunächst bis zum 26. zu verlängern. Thiers, der am 21.

nach Paris gereist war, kam am 22. nach Versailles zurück und hatte nicht nur eine längere Conferenz mit dem Grafen Bismarck, sondern wurde auf seinen Wunsch auch von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser empfangen. Auch dem Kronprinzen hatte er seine Aufwartung gemacht und in einer Unterredung, welche fast eine Stunde währte, sich über die Verhältnisse Frankreichs sehr eingehend ausgesprochen. Die Grundlagen der deutschen Friedensbedingungen, insbesondere die Forderung einer Gebietsabtretung, scheinen bei den gegenwärtigen Verhandlungen von vorn herein jenem grundsätzlichen Widerspruche, an welchem die früheren Verhandlungen gescheitert waren, nicht mehr begegnet zu sein. Freilich war das Streben des Herrn Thiers darauf gerichtet, die Gebietsabtretungen auf das geringste Maß zu beschränken, und es scheint, daß in dieser Beziehung die berechtigten deutschen Ansprüche nur Schritt für Schritt durchgesetzt werden konnten. Während aber die Abtretung des wesentlich deutschen Elsaß mit Straßburg, wenn auch mit Widerstreben, zugestanden werden mußte, scheint dagegen die Abtretung eines größeren Theils von Lothringen und namentlich der Festung Metz auf den heftigsten und hartnäckigsten Widerstand gestoßen zu sein. Die französischen Unterhändler scheinen sich herbei, abgesehen von ihren eigenen Auffassungen, zugleich auf gewisse Kundgebungen der öffentlichen Meinung in England gestützt zu haben, ohne zu erwägen, wie wenig praktische Bedeutung derartigen Aeußerungen beizumessen ist. Auch die Forderung, daß deutsche Truppen noch in Paris einmarschiren, begegnete dem lebhaftesten Widerstreben der französischen Unterhändler, welche darin eine neue, tiefe Demüthigung für die Hauptstadt erkennen wollten und zugleich vermöge der Erregung der Bevölkerung die größten Gefahren für die einrückenden Deutschen verkünden zu müssen glaubten. Einen Augenblick schien es, als sollten die unter den besten Anzeichen begonnenen Verhandlungen schließlich scheitern, indem Herr Thiers namentlich die Ver-

antwortung für die Abtretung von Metz nicht übernehmen zu können meinte. Er machte den Versuch, einen Verzicht Deutschlands auf Metz unter der Bedingung zu erreichen, daß Frankreich sich verpflichte, die Festungswerke zu schleifen; — er soll endlich ein Arrangement vorgeschlagen haben, durch welches Deutschland einen anderweitigen Ersatz für Metz erhalten hätte; — Graf Bismarck aber bestand unbedingt auf der Erwerbung von Metz, welches für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei Weitem wichtiger ist, als Straßburg und in diesem Betracht durch kein anderes Zugeständniß aufgewogen werden könnte. Um den Franzosen dagegen den Beweis zu liefern, daß die deutsche Politik in der That nur auf dem bestehe, was sie aus überwiegenden Gründen des nationalen Interesses festhalten muß, willigte Graf Bismarck schließlich darein, daß Belfort an Frankreich zurückgegeben werde. Auch diese Festung, welche jüngst mit blutigen Opfern von uns errungen wurde, ist zur Vertheidigung des südlichen Elsaß von einiger Wichtigkeit, — doch nicht von so unmittelbarer und durchgreifender, wie Straßburg und Metz. Wenn es gelang, durch den Verzicht auf Belfort ohne Erneuerung des Krieges einen Friedensschluß zu sichern, der uns diese Hauptbollwerke in die Hand gab, so war der Erfolg gewiß eines solchen Opfers werth, und die tapferen Krieger, welche um Belfort gekämpft, haben sich auch bei solchem Ausgange ein großes Verdienst um den glorreichen Erfolg des Krieges errungen. Der Verzicht Deutschlands auf Belfort scheint in der That die stockenden Verhandlungen wieder belebt und den Entschluß der französischen Unterhändler, sich in die Abtretung von Metz zu fügen, ermöglicht zu haben. Auch der Widerspruch gegen den Einmarsch deutscher Truppen in Paris konnte nicht aufrecht erhalten werden, da es für unsere siegreichen Truppen jedenfalls verletzend wäre, auf den Eintritt in die bezwungene Hauptstadt verzichten zu müssen."

So der Inhalt des Abkommens, das französischerseits von Thiers unterzeichnet worden war. Nunmehr kam es

darauf an, ob, worauf schon die Depesche des Kaisers verwiesen hatte, die vorbezeichneten Bedingungen von der National-Versammlung zu Bordeaux angenommen werden würden.

Am 28. Februar fand die erste Sitzung der National-Versammlung nach der Rückkehr des Herrn Thiers statt. Unter tiefstem Stillschweigen bestieg Thiers die Tribüne und machte folgende Mittheilung: „Wir haben eine schmerzliche Mission übernommen; wir haben alle möglichen Anstrengungen gemacht, und mit tiefem Bedauern befinden wir uns jetzt in der Lage, Ihrer Berathung einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, für welchen wir die Dringlichkeit fordern. Der Gesetzentwurf lautet: Art. 1. Die National-Versammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an." — „Hier verlassen", so berichteten französische Blätter, „Herrn Thiers die Kräfte, er ist genöthigt von der Tribüne herunterzusteigen und den Saal zu verlassen; Barthélemy St. Hilaire fährt mit der Verlesung der Präliminarien fort." —

Welche Art von Gedanken und Empfindungen es gewesen, die auf Thiers eingestürmt haben, läßt sich ahnen. Unter dem Gewicht des Unglücks, das über sein Vaterland gekommen, und dessen Verkündiger er im Angesichte der Nation sein mußte, brach er zusammen. Wunderbares Walten des Geschickes! Der Mann, der den gegenwärtigen Krieg nur um deswillen nicht gewollt hatte, weil Frankreich nicht genügsam gerüstet sei, der aber einer der Hauptschürer der kriegerischen Gelüste seines Volkes gewesen war, der mußte jetzt der Herold seiner Schmach sein! Wer weiß, ob nicht in diesem Augenblicke, obgleich er sagte: „Wir weisen die Verantwortlichkeit von uns!" die Erkenntniß seiner schweren Mitschuld sich zermalmend auf seine Seele wälzte! —

Die Dringlichkeit ward von der Versammlung angenommen, und die Berathung des Gegenstandes für den nächsten Tag (1. März) beschlossen.

Für denselben Tag war im deutschen Hauptquartier festgesetzt worden, daß eine Abtheilung deutscher Truppen in einer Stärke von 30,000 Mann in Paris einrücken und einen Theil desselben so lange besetzt halten sollte, bis die Annahme der Friedenspräliminarien in Bordeaux erfolgt sei. In Bezug auf den zu nehmenden Weg und den zu besetzenden Theil der Stadt war Folgendes verabredet worden: Der Einmarsch erfolgt quer über das Bois de Boulogne am Quartier des Ternes vorbei, die Avenue de la grande armée entlang bis an den Arc de Triomphe auf der Place de l'Etoile, von welcher aus die Avenue des Champs Elysées über den rond Point bis an die Place de la Concorde und das Schloß der Tuilerien führt. Der für die Besetzung durch die deutschen Heerestheile vorbehaltene Raum ist südlich von der Seine begrenzt vom Point du Jour an bis zur Brücke de la Concorde, westlich von der Stadtenceinte am Thor nach Sèvres an bis zur Avenue des Ternes, der nächsten Avenue, die gleichlaufend und nördlich der großen Avenue zur inneren Stadt zieht. Im Norden und Osten schließen die Vorstadt St. Honoré und die Rue Royale den von den deutschen Truppen besetzten Abschnitt der französischen Hauptstadt. Wenn dieser letztere auch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil von Paris umfaßt, so ist es doch jedenfalls derjenige, welcher den Stolz der Hauptstadt bildet, bis in das Herz derselben reicht und die größten historischen Erinnerungen umschließt. Es ist die Siegesstraße vom Triumphbogen zum Kaiserschloß, dieselbe, welche Kaiser Napoleon I. zu gleichem Zwecke anlegen ließ, eine der schönsten Straßen von Paris. Tuilerien und Triumphbogen, Palais des Champs Elysées und Industrie-Palast, die großartigen Gebäude am Concordienplatze, der Obelisk von Luxor auf demselben, die vornehme Rue Royale und die schöne Kirche de la Madeleine sind die Zierden dieses Stadttheils, der vom Stern der Elyséischen Felder bis zum Tuileriengarten zieht. —

Gänzlich auf eine Besetzung von Paris zu verzichten,

empfahl sich um deswillen nicht, weil dies den Hochmuth der Pariser in gefährlicher Weise bestärkt haben würde. Es schien unerläßlich, dem Maulheldenthum den Vorwand zu der späteren Behauptung abzuschneiden, daß sein „Heroismus" es gewesen, welcher den Boden von Paris von dem verhaßten Feinde frei gehalten habe; es mußte offenkundig dargelegt werden, daß auch Paris sich in der Macht der Deutschen befunden habe, und daß, wenn die Deutschen es nur theilweise und kurze Zeit besetzten, dies auf ihrem freien Willen beruhte.

Als man in Paris vernommen hatte, daß deutscherseits der Einzug beschlossene Sache sei, erhob sich in der Presse ein wahres Wuthgeschrei, und wenn damit der Feind vor den Thoren zu überwinden gewesen wäre, so hätte sicher kein deutscher Krieger seinen Fuß auf den „heiligen Boden" von Paris gesetzt.

Niemand war besorgter als Thiers. Nicht nur that er das Mögliche, um mäßigend auf die Presse zu wirken, sondern er erließ auch unter Gegenzeichnung von Favre und Picard eine zur Ruhe mahnende Proklamation an die Pariser. „Fügen wir uns", sagte das „Pays" „ohne zu verzweifeln, den Leiden des Augenblicks; die Schande ist für Frankreich nur provisorisch." Da hatte die Menge wieder ein ihrer Stimmung wohlangepaßtes Stichwort. „Provisorisch! wohl! wir versparen uns die Rache für spätere Zeit!" —

Was sagten die deutschen Krieger vor den Thoren von Paris zu diesem Gebahren? Sie waren — und wahrlich sie hatten dazu die stärksten Anlässe! — von dem Gefühl der Verachtung gegen die Pariser erfüllt: Verachtung gegen das französische Lügen, Prahlen, Haschen nach Theatereffect, von dem Gefühl der Verachtung gegen die weibische Eitelkeit, die kindische Störrigkeit und die gänzliche Abwesenheit männlicher Thatkraft!

Unter dem 1. März erließ der Kaiser von Versailles aus folgende Depesche:

An die Kaiserin-Königin in Berlin. Soeben kehre ich von Longchamps zurück, wo ich die Truppen des 6., 11. u. 1. bayerischen Corps, 30,000 Mann stark, inspicirte, die zuerst Paris besetzen. Die Truppen sahen vortrefflich aus. Die Avantgarde ist um 8 Uhr eingerückt, ohne alle und jede Störung.

Wilhelm.

Die Zeitungen brachten einige Tage später ausführliche Schilderungen des Einmarsches. Ein Berichterstatter der Times schrieb: „Während ich mit diesem Briefe beschäftigt bin, höre ich das Gestampf von Pferdehufen unter meinem Fenster, und sehe einen jungen preußischen Husarenofficier kühn die Avenue hinauf nach dem Triumphbogen galoppiren. Es ist ein hübscher junger Mann auf einem prächtigen Rosse, und das halbe Dutzend Leute, die ihm folgen, sind stämmige, von der Sonne gebräunte Veteranen, die so ruhig und unverlegen aussehen, als wären sie in Potsdam auf der Parade. Auf beiden Seiten der Straße stehen zerstreute Gruppen Feinde, und gerade vor dem Bogen befindet sich eine Zuschauermenge. Unser junger Offizier reitet stracks auf sie zu und schwingt seinen Säbel, um sie zu zerstreuen, was er höchst effektvoll thut. Er kann nicht umhin, den Säbel über seinen Kopf zu schwingen, als er seinem Pferde die Sporen giebt, um über die Ketten und Trümmer zu setzen, welche die Passage unter dem Bogen versperren, und nachdem er und seine Leute durch den Bogen geritten, galoppiren sie kaltblütig die elyséischen Felder hinunter. So wurde Paris am 1. März um 8 Uhr Morgens von einem Jüngling und sechs Husaren genommen. Demnächst erschien Rittmeister von Colomb, der diese Schwadron des 14. Husarenregiments kommandirt, welcher die stolze Auszeichnung zu Theil geworden, zuerst in Paris einzuziehen, und die erste Abtheilung ritt die ganze Länge der elyséischen Felder hinunter, völlig gleichgültig gegen eine große Menschenmenge,

die, wie ich mit meinem Fernglase sehen konnte, sich zu dieser Zeit auf dem Eintrachtsplatze angesammelt hatte."

Nun führte auch die „Prov.-Corr." die Gründe vor, die deutscherseits es nicht hatten als zweckmäßig erscheinen lassen, eine längere Besetzung von Paris in Aussicht zu nehmen. „Thatsächlich", äußerte sie, „konnte die Besetzung von Paris unserem Waffenruhm Nichts mehr hinzufügen; nachdem die Forts von unseren Truppen besetzt und dadurch die Stadt vollständig in unsere Gewalt gegeben war, konnte es uns in militärischer Beziehung völlig gleichgültig sein, ob wir die Stadt selbst besetzt hatten oder nicht. Bei den tief zerrütteten und völlig haltlosen inneren Zuständen aber konnte eine eigentliche und dauernde Besetzung der Stadt wenig Reiz für unsere Armee haben, welche leicht hätte in die Lage kommen können, an Stelle der ohnmächtigen französischen Regierungsgewalten den Pöbel der Hauptstadt zu zügeln. Unsere braven Truppen hatten Besseres verdient, als daß sie am Schlusse eines beispiellos ruhmreichen Feldzuges in die inneren Kämpfe der Hauptstadt verwickelt oder zum Polizeidienst gegenüber gewissen Schichten der Pariser Bevölkerung hätten gebraucht werden sollen. Im Interesse unseres Heeres selber war daher eine längere Besetzung von Paris keineswegs wünschenswerth. Wäre sie als wünschenswerth erkannt worden, so würde sie auch begehrt und gewiß eben so wenig verweigert worden sein, wie uns Straßburg und Metz verweigert werden konnten."

Sehen wir nun, welchen Verlauf an demselben Tage die schon oben berührte Verhandlung nahm, die von Thiers zu dem Zweck angesetzt worden war, die Annahme der Friedenspräliminarien Seitens der Landesvertretung zu erwirken.

Am Abend zuvor (28. Februar) hatte Thiers in einer vertraulichen Sitzung der erwählten Commission den Stand der Dinge in Frankreich und Europa dargelegt und daran den Beweis geknüpft, daß für Frankreich nur übrig bleibe, wolle es anders nicht gänzlich dem Verfalle entgegen gehen, Frieden

auf der von Deutschland unerbittlich geforderten Grundlage zu schließen.

Der Erfolg dieser Darlegung war der, daß die Commission einstimmig beschloß, am nächsten Tage der National-Versammlung die Annahme der Präliminarien dringend zu empfehlen.

In der Sitzung am 1. März nun machte der zum Berichterstatter erwählte Victor Lefranc der Versammlung die Mittheilung, daß die Commission einstimmig beschlossen habe, der Landesvertretung die Annahme der Präliminarien anzurathen. „Die Unterschrift, die Sie geben sollen", äußerte er dabei, „ist schmerzlich. Aber erwägen Sie, ob Sie dieselbe vermeiden können, und um welchen Preis. Soll man in der jetzigen Lage den Kampf wieder aufnehmen nach erfolgter Niederlage, und um die Ehre derer zu decken, die uns ins Verderben gestürzt? Würde das nicht ein Spiel mit der Ehre Frankreichs sein, das durch eine solche That äußerster Verzweiflung vollends preisgegeben würde?"

Wie es von Victor Lefranc geschehen war, wurde auch von anderen Seiten mit Erbitterung auf Napoleon als den einzig Schuldigen verwiesen. Conti, früherer Chef des kaiserlichen Cabinets, protestirte mit Heftigkeit dagegen, behauptend, der Kaiser sei nach wie vor anerkanntes Haupt von Frankreich. Darauf erhebt (mit allen gegen 4 Stimmen) die Versammlung folgenden Antrag zum Beschluß:

„Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhältnissen, in welchen sich das Vaterland befindet, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und Zerstückelung Frankreichs."

Darnach kehrte die Versammlung zu der Berathung wegen der Präliminarien zurück. Thiers ergriff das Wort. Zum Schluß einer längeren Rede äußerte er: „In unserer gegenwärtigen Lage möge Jemand kommen und mir sagen, daß wir

einer regulären Armee von 500,000 Mann widerstehen können; dann werde ich ihm antworten: Nein! Sie würden nur Frankreichs Untergang herbeiführen, Sie würden es in Armuth stürzen, Sie würden seine letzten Hülfsquellen verbrauchen, und Sie würden ihm die Mittel nehmen, zu der Zukunft zu gelangen, die Sie ihm wünschen, und die hoffen zu dürfen heute mein einziger Trost ist."

Es kam zur Abstimmung. Der von Thiers vorgelegte Vertrag wurde mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen.

Am 2. März erließ der Kaiser folgende Depesche aus Versailles:

An die Kaiserin-Königin in Berlin.

Soeben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. So weit also ist das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen Meinen Dank!

Wilhelm.

Da die Besetzung von Paris nur bis zur Unterzeichnung des Friedens stattfinden sollte, ward aus dem Hauptquartier der Befehl zum Wiederabmarsch gegeben, der am 3. März erfolgte. Unter klingendem Spiel traten von früh fünf Uhr ab

die Truppen zur Concentrirung an. Um 9 Uhr begann der Aufbruch. Der Befehlshaber, General von Kameke, hatte mit seinem Stabe Aufstellung vor dem Triumphbogen der Champs Elysées genommen, durch den der Abmarsch des ganzen deutschen Corps stattfand.

An demselben Tage herrschte vor dem Palais des Kaisers in Berlin eine besonders lebhafte Bewegung; der Verlauf der Ereignisse, so viel er bekannt war, hatte zu der zuversichtlichen Hoffnung geführt, daß an diesem Tage noch die Kunde von dem erfolgten Friedensschlusse in Berlin eingehen würde. So geschah es. Um 12 Uhr traten mehrere Generale, unter ihnen der greise Feldmarschall Graf von Wrangel, auf die Rampe des Palais, vor der, dicht gedrängt, eine zahlreiche Menge sich eingefunden hatte. General-Lieutenant von Hanenfeldt verlas nun mit weit vernehmbarer Stimme das Friedenstelegramm. Unendliche Jubelrufe der Menge auf den Kaiser, das Heer, das Vaterland antworteten der Verlesung, bis das am Fuße des Denkmals König Friedrich's II., dessen Haupt ein frischer Lorbeerkranz schmückte, aufgestellte Garde-Musikcorps die ersten Accorde von „Nun danket Alle Gott" intonirte. In diese Klänge und in den sich ihnen anschließenden Gesang der Menge tönte das Geläute aller Glocken und das Salutschießen der im Lustgarten aufgefahrenen Batterie, deren Donner den entlegenen Theilen der Stadt von dem großen Ereigniß, dessen Wortlaut vor dem Schlosse bekannt geworden war, verständliche Kunde zutrugen.

Und wie war die Haltung der Pariser an dem Abende dieses Tages? Im „Daily Telegraph" gab ein Engländer darüber Nachricht. „Es war", erzählte er, „ein prächtiger Abend. Heller Mondschein und dazu auch die Gasbeleuchtung, die zum ersten Male seit Monaten den Parisern wieder strahlte, hatte eine große Menschenmenge hervorgelockt. Die Trottoirs waren von einer dichten Masse belebt, und Zeitungen fanden reichlichen Absatz, hauptsächlich um der Notirung der Rente

willen und wegen der Anzeigen über die am nächsten Tage angekündigten Theatervorstellungen. Jedermann plauderte, lachte und befand sich anscheinend in der angenehmsten Stimmung, aber weder war ein Wort von Krieg und Frieden und den schweren Bedingungen für den letzteren zu hören, noch waren die gefährlichen Straßenpolitiker, die sonst an allen Ecken kleine Parlamente um sich versammeln, zu sehen. Sänger krächzten, Bettler machten Angriffe auf die Menge und an den Ecken stand die Reserve von Krüppeln bereit. Liniensoldaten stolzirten in voller Uniform mit ihrem besten Medaillenschmuck, aber ohne Waffen, in der Mitte der Straße umher, Nationalgardisten machten sich in angelegentlicher Unterhaltung auf dem Trottoir mit ihren Säbeln breit. In den Cafés war kein Eindringen möglich und Reihen von Stühlen streckten sich vor denselben bis an das fünfte oder sechste Haus rechts und links entlang aus. Alle Läden, welche Luxusgegenstände feilschten, standen offen, und wir gingen zu Le Filleul auf dem Boulevard des Italiens, um für einen Freund einen Blumenstrauß zu erstehen. Madame Filleul hat keine schlechte Saison gehabt, sie hat für eine todte Saison ein recht erträgliches Geschäft in Todtenkränzen und dergleichen gemacht, und ich muß sagen, sie sah durchaus nicht niedergeschlagen wegen des Verlustes von Elsaß und Lothringen aus. Man speiste, trank, man rauchte, man spielte Domino und Karten; Kinder sangen wie sonst anstößige Lieder, und Damen von jener Klasse, die in letzter Zeit unsichtbar geworden war, gingen kühn in voller Gesellschaftstoilette, um in Nr. 16 des Café Anglais ihr Souper zu nehmen. Dabei drängten sich betrunkene Mobile und Börsenspekulanten in Menge umher. — Kurz kein Jahrmarkt könnte lärmender, kein zu Scherz und Lustbarkeit versammelter Volkshaufe sorgloser sein. Und mitten in diesem Gewühle traf ich einen Freund aus dem Elsaß, einen Mann, der nicht gerade weinerlicher Natur ist, aber die hellen Thränen liefen ihm die Wangen hinab, als er sprach: „Geschlagen sind sie worden, beraubt

und mißhandelt; sie haben Frankreich zu Grunde gerichtet, seine besten Provinzen eingebüßt und mich der Verbannung überliefert, und jetzt freut sich diese Canaille der eigenen Erniedrigung." So war es in der That. So trug das große pariser Volk, über dessen „bewunderungswerthe Haltung" so viel Aufhebens gemacht wird, seine bittere Demüthigung. Ich habe selten eine lustigere Nacht auf den Boulevards gesehen."

Rückkehr des Kaisers.

„Wenn man Scharnhorst den Waffenschmied der deutschen Freiheit genannt hat, so kann man den Kaiser Wilhelm den Waffenschmied der deutschen Einheit nennen. Wilhelm I. ist ein kriegerischer König, aber die unparteiische Geschichte wird ihn freisprechen von dem Vorwurfe, den man Kriegern zu machen pflegt, er sei kriegslustig und eroberungssüchtig gewesen. Kaiser Wilhelm hat die guten Eigenschaften eines Kriegsmannes, Männlichkeit, Entschlossenheit, Thätigkeit, Ordnung, ohne die schlimmen Seiten, die oft genug damit verbunden gewesen sind. Und ein solcher Charakter that uns noth und thut uns noch heute noth." (Kölnische Zeitung.)

„Gott wolle uns unsern Kaiser und unser Heer glücklich in die Heimath geleiten!" — In diesem Wunsche begegneten sich in den ersten Tagen des März alle Patrioten. Man war jetzt erst recht besorgt vor Ausbrüchen wälscher Tücke. Daß der Kaiser um die Mitte März in Berlin einzutreffen beabsichtigte, war bekannt, über den Tag seines Aufbruchs dagegen verlautete nichts. Endlich traf die Nachricht ein, daß der Kaiser am 7. März Versailles verlassen habe, und die Zeitungen brachten darüber folgende Einzelheiten. Die Stunde der Abreise war den französischen Behörden gegenüber geheim gehalten worden, und nur ein paar Hundert Einwohner von Versailles hatten sich vor der Nouvelle Préfecture versammelt, um den Monarchen scheiden zu sehen, der seit fünf Monaten unter ihnen gelebt hat. Eine Menge deutscher Offiziere jedoch hatte sich eingefunden, und als der Kaiser in seinem Wagen unter dem Bogengang hervorkam, wurde er mit begeisterten Rufen empfangen. Die Offiziere, in voller Galauniform, schwenk-

ten ihre Helme und Federbüsche in der Luft, und riefen: „Es lebe unser Kaiser, hoch!“ Von der Präfectur bis zum Stadtthor waren die Straßen von Truppen, die mit ihren Seitengewehren bewaffnet, eingefaßt. Der Kaiser, in einfacher Feldmütze und Pelzrock, stieg Punkt 8¾ Uhr in den offenen, von vier Pferden gezogenen Wagen, und sobald er die Stadt verlassen, wurde die deutsche Flagge auf dem Präfekturgebäude eingezogen; bald darauf wurde die französische Flagge an ihrer Statt aufgehißt. Eine Abtheilung deutscher Soldaten ging indessen sofort, um die Tricolore einzuziehen, und diese verschwand denn auch bald, nachdem sie etwa eine halbe Stunde über dem Gebäude geweht hatte. Auch der Kronprinz von Preußen trat seine Rückreise an; er begab sich zunächst nach Amiens. „Die Bewohner von Versailles“, ward dem „Daily Telegr.“ geschrieben, „zeigen nur wenig Jubel ob der Abreise des Kaisers und des Kronprinzen, welche beide von allen Klassen der Bevölkerung in hohem Ansehen gehalten wurden.“ Mochte diese Behauptung auch wohlbegründet sein, so war die Befürchtung dennoch natürlich, daß es Fanatikern gelüsten könne, ihrem Haß in letzter Stunde Luft zu machen. Von Ferrières aus, wohin sich der Kaiser zunächst begeben hatte, wurde die Reise am 13. nach Nancy fortgesetzt. Tags darauf traf daselbst auch der Kronprinz ein, und der Kaiser setzte am 15. in Begleitung desselben seine Reise fort, deren nächstes Ziel Metz war. Unter den Geschützsaluten aus sämmtlichen Metz umgebenden Forts und von dem jubelnden Hurrahrufe der auf und vor dem Bahnhofe in dichten Colonnen aufgestellten Truppen begrüßt, fuhr der kaiserliche Zug in die Bahnhofshalle an. Nach einstündigem Aufenthalte ward die Fahrt nach Forbach fortgesetzt, wo die ehemalige preußische Grenze überschritten wurde, und die folgende Inschrift am Bahnhofe den kaiserlichen Zug empfing:

„Der Kaiser beut, als erste Gabe,
Ruhmreichen Frieden Dir, Germania!“

Unter dem 15. hatte der Kaiser folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten der deutschen Armee!

Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert, und der Rückmarsch der Truppen in die Heimath hat zum Theil begonnen. Ich sage euch Lebewohl, und ich danke euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimath zurück, daß ihr einen der größten Kriege geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist, und daß dem deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen.“

Am 15. März 11 Uhr Vormittags traf der Kaiser in Begleitung des Kronprinzen in Saarbrücken ein, woselbst ihm ein feierlicher Empfang bereitet wurde. Es hatten sich dreitausend Gemeinden der Rheinprovinz vereinigt, um einen goldenen Lorberkranz herstellen zu lassen, der dem kaiserlichen Sieger bei seiner Rückkehr überreicht werden sollte. Der kostbare Kranz, auf dessen Blättern die Namen der gewonnenen Ruhmestage prangten, enthielt als Widmung die Worte: Ihrem Kaiser und Heldenkönige — die dankbare Rheinprovinz.“ Er wurde dem Kaiser in feierlicher Weise überreicht. „Eurer Majestät Heimkehr aus dem Lande des Feindes wird ein Siegeszug sein von einer Grenze des Vaterlandes bis zur andern“, hatte der Sprecher gesagt. So war es auch. Die

Bewohner der Orte, welche der Kaiser berührte, wetteiferten, ihrer Liebe zu ihm würdigen Ausdruck zu geben.

Als der König in Potsdam die Begrüßung des Bürgermeisters entgegengenommen hatte, äußerte er: Ja, Großes sei errungen, so Großes, daß es Vermessenheit gewesen wäre, wenn man solche Erfolge bei dem Beginn des Krieges auch nur annähernd hätte ins Auge fassen wollen; es sei errungen durch die über alles Lob erhabenen, fast übermenschlichen Leistungen der deutschen Heere und durch die Opferwilligkeit des gesammten Volkes. Die Hauptsache aber sei das Gottvertrauen; ohne dasselbe seien alle Mühen und Anstrengungen vergeblich!" In Berlin traf der König am 17. März bald nach ein Uhr Mittags ein. Die kaiserlichen Familienglieder und andere fürstliche Personen, wie auch Deputationen hatten sich auf dem Bahnhofe zum Empfange des Kaisers versammelt. Da brauste die bekränzte Lokomotive heran, hinter sich den unter Blumen- und Blätterschmuck fast verschwindenden Salonwagen. In offenen Wagen, in dem ersten der Kaiser mit seiner Gemahlin, in dem zweiten das kronprinzliche Paar, fuhren die Herrschaften nach dem Palais, auf dem ganzen Wege begleitet von dem Jubelruf der Einwohnerschaft. Am Abende ward die Stadt prachtvoll erleuchtet. Würdig war die Begrüßung, die die berliner Presse dem Kaiser an diesem Tage hatte zu Theil werden lassen. „Nach einer Abwesenheit von länger als sieben Monaten", sagte die „Nat.-Ztg.", „kehrt der König heim nach Berlin. Es wird berichtet, daß sein Vorfahre Friedrich bei der Rückkehr aus dem zweiten schlesischen Kriege zum ersten Male allgemein und feierlich mit dem Namen begrüßt wurde, den ihm die Geschichte gelassen hat, dem verdienten Namen des Großen. Es wird besonders hervorgehoben, daß die Berliner, die mit dem ersten schlesischen Kriege nicht ganz zufrieden gewesen waren, jetzt der Ueberzeugung huldigten und sie auch äußerlich an den Tag zu legen strebten: eine größere Zeit sei in der preußischen Geschichte doch noch nicht erlebt worden.

Der König hatte den Frieden, den man ihm nicht gönnen wollte, erzwungen; es war geschehen mit der größten Umsicht, den feinsten Berechnungen und mit glänzender Tapferkeit: hierdurch waren Land und Hauptstadt aus Gefahren gerettet worden, die jeder gefühlt hatte, und was noch mehr war, der Staat war jetzt in seiner neuen Stellung als europäische Macht befestigt, und wenigstens *schien* es so, als wenn er nunmehr in Europa allgemeinere Anerkennung und selbst Theilnahme für seinen Bestand erlangt hätte. König Wilhelm bringt heute den hehren Namen eines deutschen Kaisers vom Schlachtfelde in die Heimath mit, und wir, die seine Ankunft sehen, feiern in seinem erworbenen Range mit nicht geringerer Wärme als jene Vorfahren den glücklichen Ausgang eines schweren und nothwendigen Krieges." Und die „Voss. Ztg." sagte: „Als König von Preußen zog Wilhelm I. vor sieben und einem halben Monat voll Besorgniß aus. Ausgesprochenermaßen hing das Geschick der Nation für ferne Zeiten an dem königlichen Lorbeer, und der Gegner trat mit dem Anspruche auf, aus angeborener und durch Jahrhunderte behaupteter Ueberlegenheit über das Schicksal Deutschlands zu entscheiden. Es ist entschieden. Ein großes Reich ist zerstört, aber das unsere ist gegründet, und als sein Haupt an seiner Spitze zieht *Wilhelm* I. als deutscher Kaiser in die Residenz wieder ein, die ihn in Hoffnung, aber auch in Sorgen, im guten Glauben an die Gerechtigkeit der Sache, aber auch im Zweifel über den Ausgang scheiden sah. Die Sorgen wurden in eine immer wachsende Zuversicht verwandelt, und der Ausgang hat das kühnste Hoffen hinter sich gelassen. In einem solchen Augenblick feiert die Nation sich selbst in ihrem Repräsentanten, sie faßt Alles in einer Person zusammen, in der Monarchie ist es das erbliche Oberhaupt des Staates. Wir aber huldigen heute nicht bloß der Würde, die Persönlichkeit des Kaisers und Königs hat daran ihren hohen menschlichen Antheil. Mit einem Blick überfliegen wir eine Geschichte von sechzig Jahren,

die wir im ersten deutschen Kaiser verkörpert sehen. Unter Millionen von Menschen ist es wenigen vergönnt, bei ihrem Eintritt ins Leben sich ganz den höchsten Zielen des Vaterlandes zu widmen und sie nach sechs Jahrzehnten in rüstiger Kraft selbst thätig zu erreichen. Hier ist ein Fürst durch solche Gunst ausgezeichnet, der nicht gezaudert hat, als er aufgerufen wurde, das Schwert da wieder in die Hand zu nehmen, wo er es zuerst gezogen hat, und der im hohen Alter auf die Siegesbahnen führte, denen er in früher Jugend gefolgt ist. Das deutsche Reich, welches dem besten Theile der Nation bei der Erhebung von 1813 vorschwebte und in feierlichen Urkunden verheißen war, sendet uns nun nach mehr als halbhundertjährigen Geburtswehen den König von Preußen als seinen Kaiser zurück, und von heute ab werden die Geschicke Deutschlands nicht mehr blos thatsächlich unbestritten, sondern anerkannt und verfassungsmäßig von Berlin, der kaiserlichen Residenz aus, geleitet. Das ist ein geschichtlicher Festtag von hoher und unermeßlicher Bedeutung für eine Stadt und ihn begehen wir mit dem Empfange des Kaisers."

Am 20. empfing der Kaiser die Mitglieder der städtischen Behörden Berlins und ertheilte gleichzeitig den zur Beglückwünschung erschienenen Deputationen der Städte Breslau und Charlottenburg Audienz. In der vom Oberbürgermeister von Berlin verlesenen Adresse heißt es: „Es sind nun mehr als vier und ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Gottes gnädige Fürsorge das ruhmreiche Geschlecht der Hohenzollern zur Rettung sandte unserer armen, tief zerrütteten Mark. In dieser langen Zeit haben die Fürsten dieses Hauses, ohne je zu ermüden, mit väterlichem Ernste für uns gearbeitet und gesorgt; sie haben die strenge Pflichterfüllung, die feste Säule unseres Staates, durch eigenes Beispiel ihrem Volke gelehrt; sie haben sich die ersten Diener des Staates genannt, und sie sind es gewesen. So ist es erreicht durch lange harte Arbeit, nicht durch des Glückes Gunst, daß Preußen jetzt herrlich dasteht

unter den Völkern der Erde. Und was Preußen gewonnen hatte, gewonnen war es für Deutschland. Als die Feinde anstürmten von West und von Nord, war der große Kurfürst Deutschlands Schild und Schwert; als deutsche Sitte und deutsches Wesen in Verachtung lag, richtete das deutsche Volk sich empor an des großen Königs ewig denkwürdigen Thaten; als der übermüthige Korse die Welt in Banden hielt, da war es vor allem Friedrich Wilhelm mit dem preußischen Heerbann, der die Schmach tilgte und die Fesseln zerschlug. Deutschlands Wiedergeburt durch Preußens Größe, das ist das große Ziel, dem alle jene trefflichen Fürsten dienten, auch wenn das Ziel, welches sie selbst sich gesteckt, weit davon ablag.

„Dieses hohe Ziel in voller Klarheit erkannt, den Weg, der dazu führt, mit festem Schritt verfolgt, die Hemmnisse, die sich entgegenstellten, mit mächtigem Arm zertrümmert zu haben, ist Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät hellstrahlendes, unsterbliches Verdienst.

„Allergnädigster Kaiser und König! Es ist jetzt vollendet, das große Werk: der Hohenstaufen ruhmreiches Scepter ruht sicher in der Hohenzollern starken Hand. Möge es Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät vergönnt sein, der Früchte Ihrer Anstrengungen noch lange Zeit sich zu freuen inmitten der Liebe und Verehrung des gesammten deutschen Volkes, inmitten der Bewunderung der Welt. Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorber geschmückt hat, auch ein Mehrer des deutschen Reiches werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Das walte Gott!"

Nachdem der Kaiser auch die Adressen der Städte Breslau und Charlottenburg entgegengenommen hatte, erwiederte er auf die ihm dargebrachten Glückwünsche Folgendes: „Sie

können sich vorstellen, meine Herren, mit welchen Empfindungen ich Ihnen heute gegenüberstehe, besonders Ihnen, den Vertretern meiner Haupt- und Residenzstadt, an derselben Stelle, wo ich vor fast acht Monaten von Ihnen tief bewegten Herzens Abschied nahm. Wer damals die Ereignisse, wie sie nun eingetreten sind, hätte vorhersagen wollen, der wäre wohl der Vermessenheit gescholten worden. Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand.

„Was die Armee geleistet hat, das steht so groß da, daß es der Anerkennung mit Worten nicht bedarf. Aber ich fühle mich gedrungen, hier meine dankbare Anerkennung für Alles das auszusprechen, was das Volk daheim für das Heer gethan hat. Der Krieger fühlte sich gehoben und gestärkt, da er wußte, wie in der Heimath für die Seinigen gesorgt sei, da er vertrauen durfte, daß den zurückkehrenden Kampfunfähigen die liebende Fürsorge nicht fehlen werde.

„Was die Gestaltung Deutschlands und meine persönliche Stellung zu derselben betrifft, so habe ich für mich nichts gesucht und kaum erwartet, daß wir gegenwärtig schon diesen Abschluß erreichen würden. In der kurzen Spanne Zeit, die mir noch gegeben ist, wird es mir nur vergönnt sein, die Grundlagen zu legen, meine Nachfolger werden den jungen Baum weiter wachsen und grünen sehen. Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt."

Am 21. März fand die feierliche Eröffnung des Reichstags statt. Die Thronrede des Kaisers war eine klare Abspiegelung der errungenen großen Erfolge wie der hochherzigen Gesinnung des Heldenfürsten; sie enthielt aber auch zugleich das Programm der Politik des neu geschaffenen deutschen Reiches. Die wichtigsten Stellen der Thronrede lauteten:

„Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter

für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.

„Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

„Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heeres-Einrichtungen, bewahren Deutschland in Mitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren.

„Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Thronrede erregte die ungetheilteste Befriedigung. Mit schlichten Worten gedenkt der Kaiser der großen Errun-

genschaften; nicht in sich, sondern in der ganzen Nation findet er die Ursachen von Deutschlands Größe. „Und die Macht," sagte die „Voss. Z.", „die in ihm in neu geschaffener Größe repräsentirt ist, tritt nicht ehern und auf ihre Erfolge pochend auf; sie kündigt sich als eine friedliche an und wünscht nach dem ruhmreichen deutschen Reichskriege einen glorreichen deutschen Reichsfrieden. — Der erste Napoleon sprach inmitten seiner Rüstungen und nach jedem Siege freilich stets von Frieden; aber sein Reich war expansiv über fremde Nationen, und Deutschland kann nur durch feste Begründung in sich selbst stark sein; Napoleon war durch Neigung und Schicksal ein Eroberer, der erste deutsche Kaiser wird bei hohen Jahren Begründer und die Worte des königlichen Greises haben einen anderen Glauben, als die des abenteuernden Corsen."

Die wiener „Presse" sagte über die Thronrede: „Im Vergleiche zu der gewaltigen Zeit und dem außerordentlichen Aufschwunge des Volkes klingt die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag eröffnete, allerdings ruhig, fast kühl. Aber sie hat zwei entschiedene Vorzüge: sie ist durchweg deutsch gedacht ohne eine Spur spezifischen Preußenthums, und sie ist merkwürdig bescheiden. Wie würde ein französischer Monarch in solchem Falle reden! Das Ausland könnte wahrscheinlich die Aeußerungen des nationalen Hochmuthes kaum ertragen. Der deutsche Kaiser geht kurz und einfach über den Riesenkampf weg, indem er Gott, seinen braven Truppen und dem Volke dankt. Er beruhigt die Welt, die mißtrauisch auf das neue Reich blickt und ihm Eroberungsgedanken zuschreibt, mit dem Hinweise auf den deutschen Geist, der die Unabhängigkeit fremder Völker achte und Deutschland vor jedem Mißbrauche seiner durch die Einigung gewonnenen Kraft bewahre. Hält man zu dieser Versicherung, die im deutschen Volkscharacter ihre tiefe Begründung hat, noch die darauf folgende Stelle über die Conferenz, worin der Kaiser seiner Befriedigung Ausdruck giebt, daß Deutschland mitten

im Kriege seine Stimme im vermittelnden und versöhnenden Sinne geltend machen konnte, so kommt man zu dem Ergebniß, daß man an der Spitze eines großen Reiches, dessen Kraftentfaltung soeben Freund und Feind mit Staunen erfüllte, nicht wohl anspruchsloser reden kann."

Der Kaiser von Oesterreich hatte auf Anlaß des Friedensschlusses und der glücklichen Rückkehr des Kaisers Wilhelm ein Beglückwünschungsschreiben an denselben gesandt. Characteristisch ist folgende Bemerkung, welche die N. fr. Pr. an den Hinweis auf diesen Vorgang knüpft: „In der That, dieser eine Bote aus Wien (Graf Bellegarde, der Ueberbringer des Beglückwünschungsschreibens) vervollständigt das Bild des ungeahnten geschichtlichen Umschwungs, der sich in Mittel-Europa vollzogen hat, in der denkwürdigsten Weise. Wenn der vierundsiebzigjährige Greis, der heute auf dem hohenzollernschen Throne sitzt und jetzt ein deutscher Kaiser heißt, bei Eröffnung des deutschen Reichstages mit nicht alltäglichem Selbstgefühl die Versammlung von Abgeordneten aus allen Theilen Deutschlands begrüßt hat, so mag die Erscheinung des einen kaiserlichen General-Adjutanten aus Wien heute im Berliner Schlosse seinen Stolz noch in besonderer Art angeregt haben. Der Kaiser des aus Deutschland ausgeschlossenen Oesterreich sendet dem ersten deutschen Kaiser aus hohenzollernschem Geschlecht seinen Glückwunsch! Der Enkel des letzten deutschen Kaisers, der im Fürstentage vergeblich um die Theilnahme des Preußenkönigs warb, dem Enkel des brandenburgischen Kurfürsten, der in Wien einst um die preußische Königskrone warb. Wahrlich, es ist ein märchenhafter Sieg, den sie heute in der neuen Kaiserstadt an der Spree feiern, und es bedarf des ganzen Aufgebots jener Achtung, welche unerbittliche weltgeschichtliche Ereignisse einem gebildeten Politiker immerdar abnöthigen, damit wir in Oesterreich diesen preußischen Triumph uns nicht zum Stachel einer verderblichen Leidenschaft werden lassen. Wenn aber Jemand in unserem Reiche noch in ganz beson-

derer Weise einer Selbstüberwindung bedurfte, um zum heutigen Tage seinen Glückwunsch von Wien nach Berlin zu senden, so war es der Kaiser, und in wessen Gemüth das Verständniß für die herben Seelenkämpfe der Großen und Mächtigen in schweren Prüfungsstunden Raum findet, der wird heute empfinden, daß das, was sonst als ein gleichgiltiger Act höflicher Courtoisie kaum bemerkt vorübergegangen, eine Gratulation vom Wiener an den Berliner Hof, in diesem Momente die Bedeutung eines nicht leicht zu überschätzenden politischen Ereignisses hat oder doch erlangen kann. Oder wer möchte in der Sendung des Grafen Bellegarde unter den obwaltenden Umständen nur die Erfüllung eines dynastischen Ceremoniels erblicken wollen und sollte nicht vielmehr erkennen, daß es viel natürlicher gewesen wäre, aus politischen Gründen lieber einen Verstoß gegen die Etikette zu begehen, wenn nicht umgekehrt die Politik den Ausschlag gegeben hätte, jeder individuellen Regung Schweigen zu gebieten!"

Auch die englische Presse zollte den neuesten Vorgängen in der neuen deutschen Kaiserstadt ihre Anerkennung. Die Times fand „den Schlüssel zu der Rede, mit welcher Wilhelm I. das erste deutsche Parlament eröffnete," in „der Art und Weise des Empfanges, welcher dem deutschen Kaiser bei seiner Ankunft in Berlin zu Theil wurde." — „Herrscher und Volk waren darüber im Klaren, daß ihre Gefühle nicht mit ihnen durchgehen sollten. Der neue Kaiser wurde von seinem Volke begrüßt mit der einfachen Herzlichkeit, mit welcher wohlhabende Pächter einen beliebten Gutsherrn bei seiner Heimkehr von langer Reise empfangen. Sie machten keine Scenen, und er tischte ihnen keine Phrasen auf. Es ist interessant zu beobachten, durch welche Kette von Ereignissen die deutsche Einheit jetzt endlich zu Stande gebracht worden ist. In Deutschland war die nationale Bewegung ebenso langsam wie die politische und die soziale. Zwischen dem Deutschen und seinem Herrscher ruhte der Pact stets auf wechselseitiger Treue und Ergebenheit,

und die Elemente der Unordnung waren zu keiner Zeit sehr thätig. Die Interessen der Partikularisten waren sowohl die Interessen der Unterthanen als die der Fürsten, und im Gegensatz zu den Italienern verlangten die Deutschen Deutschland nicht nur für sich, sondern auch für ihre Fürsten."

Und die „Daily News" sagte: „Das triumphirende Deutschland feiert die Rückkehr des Friedens mit einer Würde und Selbstbeherrschung, die weder seiner nationalen Vergangenheit, noch seiner Zukunft als Großmacht unwürdig ist. Seine Erhebung ist ruhig, ernst und stolz viel mehr als lärmend, laut und eitel. Das Bewußtsein der Kraft dämpft deren Kundgebungen. Das Gefühl, eine große Pflicht erfüllt, eine große Gefahr abgewendet und ein großes Ziel endlich erreicht zu haben, erfüllt mit einer Dankbarkeit, die zu tief für leidenschaftliche und erregte Ausbrüche ist. Die Jubelrufe der Menge verstummen unter solchen Empfindungen, und die Herzen von Fürsten, Staatsmännern und Kriegern erzittern in seltsamen Regungen der Zärtlichkeit und Demuth."

Zwar ohne einen Fürsten von dem Gottesmuthe, der Treue und Opferwilligkeit eines Wilhelm I. wären Erfolge für Deutschland, wie dasselbe sich deren jetzt zu erfreuen hatte, nicht zu erringen gewesen; aber auch nicht ohne einen Staatsmann von dem Scharfblicke und der eisernen Willenskraft eines Grafen Bismarck. Letzteres ward von Keinem williger und freudiger anerkannt, als von dem Kaiser selbst, und er gab dieser seiner Anerkennung am Tage der Eröffnung des Reichsrathes dadurch Ausdruck, daß er den Bundeskanzler in den Fürstenstand erhob. „In der denkwürdigen Stunde," sagte die „Prov. Corr." über diesen Vorgang, „in der die Vertreter des neuen deutschen Reiches zum ersten Male sich um den Thron des neuen deutschen Kaisers versammelten, ist der Bundeskanzler Graf von Bismarck zum Fürsten erhoben worden. Kaum hätte zur Verleihung dieser neuen Würde ein bezeichnenderer Tag erwählt werden können; denn mit der Wiedererstehung des deutschen

Reiches wird der Name Bismarck für alle Zeiten verknüpft sein, und in dem großen weltgeschichtlichen Acte, welcher am 21. März 1871 im Schlosse unserer Könige vollzogen wurde, durfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. Die künftige Geschichtsschreibung wird mit Bewunderung die stetig aufsteigende Entwickelung der Bismarckschen Politik in ihrem inneren Zusammenhange überschauen und würdigen: von dem unscheinbaren Anfange, der raschen und gebieterischen Lösung der langjährigen kurhessischen Wirren, von der festen Haltung Europa gegenüber in der Frage des polnischen Aufstandes, von der Abweisung des frankfurter Fürstentages bis zu dem glorreichen Frieden von Versailles. — Der Bundeskanzler hat die hohe Genugthuung, daß die deutsche Entwicklung in den Bahnen, in welche er sie geleitet hat, rascher als irgend Jemand es ahnen konnte, zum glorreichen Abschluß gelangt ist, daß aus den Keimen der Einigung zwischen Nord und Süd, die er gepflanzt und sorglich gepflegt hat, in der Stunde der Entscheidung die reife Frucht der vollen Einheit und Kraft hervorging. — „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können," — rief Fürst Bismarck bei Gründung seines nationalen Werkes allen Zweiflern zu, — und seine Zuversicht hat sich in wunderbarer Weise erfüllt. Durch den Ritt des geeinigten Deutschlands in Frankreich hinein ist nicht blos die Kraft des deutschen Volkes herrlich erprobt und bewährt, sondern ein neues Zeitalter der Politik ist eingeleitet worden. Das Angesicht Europas hat sich verändert." —

In der unscheinbaren Form einer Correspondenz aus Riga trat in der „Baltischen Monatsschrift" ein Bewunderer Preußens und besonders des Fürsten Bismarck mit einer Darstellung der Bedeutung dieses Staatsmannes für die Herstellung der Einheit Deutschlands auf. „Das Verhältniß von Wille und Einheit", sagte er, „von Kopf, Herz und Hand

bei uns Deutschen ist wirklich ein anderes, als bei anderen Völkern; der Leitungsdraht, welcher sie verbindet, welcher sonst blitzschnell vom Gehirn zur Hand telegraphirt und diese in Bewegung setzt, hat bei uns, wie es scheint, eine nur relative, nicht wie sonst absolute Leitungskraft ..... Haben die Deutschen nun nicht schon seit 60 und mehr Jahren von deutscher Einheit gesprochen, geträumt, getrunken und gesungen? Haben sie nicht sprechen können erhaben wie die Götter vom Olymp? — und die Hand blieb ruhig, als ob sie nicht zu demselben Körper gehörte: als ob das große Räthsel von dem psychisch-physischen Zusammenhang zwischen Wollen und Handeln, der große Grenzstreit zwischen Geist und Materie für uns gar nicht existirte. — Wer nun aber diesen Zusammenhang zwischen Wollen und Können im deutschen Volke zu ergänzen versteht, wer die Schwingungen des Volksgehirnes bis zu den Gliedern zu leiten vermag — der ist der größte Mann unserer Zeit, vor ihm soll sich beugen, was deutsch ist. Die Psyche und die Physik des Volkes in genaue Verbindung mit einander zu setzen, dort in Kopf und Herzen die Gedanken zum Willen zu sammeln, sich gestalten zu lassen, und dann die Leitung zu vermitteln zur physischen Handlung, das, nur das ist seine Bedeutung. Aber dieses ist größer, als daß ein Mensch es ganz und allein ausführen könnte, und wer es auch nur theilweise und für die bedeutendsten Gehirnschwingungen vollführt — er ist ein Moses! Ja, ein Moses an Kraft und Größe, der sein Volk hinausführen soll aus der Knechtschaft in das Land der Verheißung, vor dem das Meer zurücktritt zu beiden Seiten, und dann hinten zusammenbrechend Pharao und sein Volk verschlingt, der im Volke den Glauben an sich selbst, das Vertrauen in seine Aufgabe und seine Kraft wieder weckt, so daß es nicht zurückbebt vor dem Gange, auf welchem die Natur selbst sich ihm entgegen zu stellen scheint, — der unverwandt auf das Ziel des mühseligen Weges hinblickt und unverwandt der großen Idee, die ihn leitet, der „Feuersäule bei Nacht" folgt,

seinem Arm vertrauend, wenn die Feinde den Siegeszug aufzuhalten drohen; ein Moses endlich, der unter Donner und Blitz mit den Tafeln des Gesetzes in der Hand vom Sinai herabsteigt, den großen Bund zu gründen auf Jahrhunderte." — „Man wird gestehen," sagt das „Mag. für Lit. des Ausl.", „daß eine größere Verherrlichung unseres Bundeskanzlers wohl nicht ausgesprochen werden kann, und wir müssen noch hinzufügen, daß, wenn die hier laut gewordene Stimme aus den Ostseeprovinzen an Beredsamkeit dort vielleicht wenige ihres Gleichen finden würde, doch die Gesinnung in Bezug auf Preußen in dem verlassenen deutschen Tochterlande überall die gleich warme und zustimmende ist, daß man in jedem Schloß, in jedem Bürger- und Bauernhause die Bilder des Kaisers Wilhelm und seines ersten Ministers findet."

Bei Beginn des Krieges waren aus dem erregten deutschen Gemüthe viele poetische Klänge aufgestiegen, von denen unsere Krieger begleitet wurden auf die Schlachtfelder. Darnach erschien es, als erstarre der Liederquell vor dem Schlachtendonner. Aber gerade in dieser Zeit entstand eine der trefflichsten Dichtungen. Oscar von Redwitz feierte die Großthaten des deutschen Heeres und seiner Führer in würdigster Weise. Ueber den Kaiser Wilhelm sagt der Dichter:

„Von jenem Tag, da er auf's Schlachtroß stieg,
Als königliches Vorbild des Soldaten,
Bis heut, wo er nach all' des Ruhmes Saaten
Das deutsche Heer geführt von Sieg zu Sieg;
Was hat er nicht gethan, das er gesollt?
Was sollt' er anders thun, als er's gethan?"

Und über den Kronprinzen fügt er, freudig erregt, hinzu:

Und pflichttreu wie der Vater ist der Sohn,
Dies schöne Menschenbild voll Kraft und Güte,
Dies Ideal von deutscher Mannesblüthe —
So würd'ge Zier einst für den Königsthron."

Dann wendet der Dichter sich zu dem Bundeskanzler. Nachdem er seinem Zorn gegen

„— — jene Diplomaten-Sippe,
Die naserümpfend nur das Volk beschaut,"

Luft gemacht und in Bezug auf den Fürsten Bismarck das Geständniß abgelegt hat:

„Doch ihn auch hatt' ich minder nicht gehaßt,
Auf trotz'gem Nacken trägt er Riesenlast;
Nie hängt er sich der Feigheit Mantel um, —
Doch für der deutschen Freiheit Heiligthum
Hatt' er zum Hüter niemals mir gepaßt," —

gesteht er, daß nunmehr erst ihm dessen Wollen und Wirken durchsichtig geworden, und anerkennend ruft er aus:

„Und also kann ich das Geschick nur preisen,
Daß er in diesem Völkersturm am Ruder —
Ein ganzer Mann, der nie der Halbheit Bruder,
Der Wille selbst, der Mann von starrem Eisen."

Dann der Verdienste des Grafen Moltke gedenkend, ruft er bewundernd:

„Laß, Moltke, tief mein Haupt sich vor dir senken!
Welch Prachtwerk war's doch höchster Meisterstücke,
Da mitten auf dem Marsch zur Seinebrücke
Dein kühner Geist das Heer hieß seitwärts schwenken!
Bei Gott, stets bis zum Unmuth will mich's kränken,
Hör' ich oft schwatzen nur von unserm Glücke:
Als ob ein Adler, der schon längstens flügge,
Dem Glück nur dankte seines Fluges Lenken!
Wer so, die Karte und die Uhr zur Hand,
Ausgrübeln kann des Feinds verborg'nen Stand,
Und so des eignen Heeres Kraft bemißt;
Wer auf Minuten den Zusammenstoß
Voraus berechnet — ist das Zufall blos?
Mich dünkt, daß das der Geist des Moltke ist."

Folgendes Schreiben, welches Graf Moltke auf Anlaß der ihm von Oscar von Redwitz zugesandten Dichtung an

denselben richtete, darf — ganz abgesehen von der Gesinnung, die sich in demselben ausspricht — als ein kleines epistolarisches Meisterstück betrachtet werden:

„Dem Dichter ist es erlaubt, verschwenderisch zu sein. Er giebt mit vollen Händen die Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blumen der Erde, und ebenso freigebig darf er mit Lobpreisungen sein. In diesem Sinne lege ich Ihr Gedicht aus, das mich in eine Reihe mit den größten Männern der Vergangenheit stellt. Diese aber waren auch groß im Unglücke und in diesem vorzugsweise groß. Wir haben nur Erfolge gehabt. Man nenne es nun Zufall, Glück, Fügung Gottes, die Menschen allein vermögen nicht, die Dinge zu bestimmen; und so gigantische Resultate, wie wir sie errungen, werden wesentlich von Umständen begünstigt, die wir weder schaffen noch beherrschen können. Der sehr gute, aber unglückliche Papst Hadrian IV. ließ auf seinen Grabstein folgende Worte setzen: „Welchen Unterschied machen die verschiedenen Zeiten in den Handlungen auch der besten Menschen!" — Gegen die unbesiegliche Macht der Umstände hat auch der Tapferste oft Schiffbruch gelitten, während mancher weniger Tapfere durch dieselbe Macht sicher in den Hafen getragen wurde. Wenn ich aus solchem Grunde, nicht aus falscher oder eitler Bescheidenheit, einen guten Theil des mir gespendeten Lobes zurückweisen muß, so bin ich doch durchaus nicht unempfindlich gegen dasselbe, da eine Dichtung wie die Ihrige Monumente von Stein und Erz überdauern muß."

Ebenso bezeichnend in Bezug auf den Geist, welcher die Führer auf deutscher Seite in dem großen Völkerdrama, das an dem Auge der Mitwelt vorüberging, erfüllte, sind die an den Dichter gerichteten Dankschreiben von dem Kaiser, dem Kronprinzen und dem Fürsten Bismark. Der Schluß des kaiserlichen Schreibens lautete: „In gegenseitigem Vertrauen, in treuer Hingabe an die gemeinsamen Zwecke, in freier Thätigkeit zum Heil und Segen des gesammten Vaterlandes wer-

den sich hinfort die deutschen Fürsten und Völker verbunden fühlen, und so dürfen wir hoffen, daß in Erfüllung gehe, was Sie in Ihrer Dichtung ersehnen: das neue deutsche Reich mächtig nach außen hin und einig im Innern, es möge der Friede, es möge das Reich der dauernden Versöhnung sein. Das walte Gott!"

Die „Commune."

In Paris hatte inzwischen die giftige Hyder des gegenwärtigen Zeitalters, die Social-Demokratie, auf deren Regungen schon in dem Abschnitte „Paris" hingewiesen worden ist, ihr Haupt erhoben, indem sie an das Werk ging, entgegen den Grundsätzen aller der Staatsmänner von der ältesten bis zur neuesten Zeit, die in Wahrheit das Wohl ihrer Mitmenschen gefördert hatten, den Staat in seinen Fundamenten umzugestalten.

Den Völkern Europas stand bevor, wiederum neue Einblicke in das innerste Wesen der französischen Nation zu gewinnen. Es gab der Personen immer noch viele in und außerhalb Frankreichs, die den Grund der Niederlage, die letzteres auf den Schlachtfeldern erlitten, einzig und allein in der „Unfertigkeit bezüglich der Kriegsrüstungen" sahen; drehete und dreht sich doch die ganze staatsmännische Weisheit selbst eines Herrn Thiers einzig und allein um diesen Punkt! Andre sagten: Das, was ihr als Grund angebt, ist Folge tieferer Schädigungen, oder diese hängen doch mit jenem zusammen, und als die tieferen Schäden bezeichneten sie die Verkommenheit auf den Gebieten der Denkart und des Sittenlebens. Prophetisch war vielfach vorher verkündet worden: dem moralischen Ruin werde der materielle Ruin folgen; aber weder die Lenker Frankreichs, noch die Freiheitsapostel, deren jeder ein

fertiges Staatsrecht in der Tasche hatte, achteten auf solche Stimmen. Nun war für die neuen Propheten die Gelegenheit gekommen, ihre Theorien in Wirklichkeit umzusetzen. Eindringlicher noch, als es vorher schon geschehen war, sollte Favre an seinen Ausspruch „In Paris giebt es keinen Pöbel, sondern nur eine intelligente Bevölkerung“ erinnert und ihm die Erinnerung daran zugleich um deswillen zu bitterem Leide werden, daß auf sein Verlangen, für das er drei Tage lang gekämpft hatte, der Nationalgarde in Paris die Waffen belassen worden waren. Socialistische Führer und bewaffnete socialistische Bataillone waren da — es mußten Zustände, wie sie von Scharfblickenden vorausgesehen waren, eintreten. Als am 1. März die deutschen Truppen in Paris einrückten, wurden von Abtheilungen der Nationalgarde, die für die Bewegung im Geheimen gewonnen waren, viele Geschütze auf dem Montmartre und in Belleville zusammengebracht, um — so ward gesagt — diese Stadttheile vor einem Ueberfall der Deutschen zu schützen. Als nun die Deutschen Paris wieder verlassen hatten, verweigerte man dem Commandanten von Paris, General Vinoy, die Herausgabe der Geschütze. Statt dem Aufstande im Entstehen das Haupt zu zertreten, ließ Vinoy Tag für Tag verstreichen, den Aufständischen dadurch Zeit lassend, den Montmartre in eine förmliche Befestigung zu verwandeln; und als er endlich auf Befehl der National-Versammlung, die von Bordeaux nach Versailles übergesiedelt war, den Versuch machte, sich mit Gewalt der Geschütze zu bemächtigen, gingen die meisten seiner Truppen zu den Aufständischen über, er wurde mit dem Rest der Truppen nach dem linken Seineufer gedrängt und mußte sich darauf von dort nach Versailles zurückziehen.

Was in den Tagen vorher in Versailles noch verlacht worden war, war jetzt Wirklichkeit geworden: in Paris hatte sich eine neue Regierung aufgethan, die das Recht der Nationalversammlung, im Namen Frankreichs Beschlüsse zu fassen,

verwarf und Hand anlegte, den Staat in seinen Grundfesten umzugestalten.

Es handelte sich um Lehren, die ihre Wurzeln im vorigen Jahrhundert haben. Damals trat der Feldmesser Baboeuf mit einem socialistischen Glaubensbekenntniß auf, in welchem es hieß: „Jeder, welcher dem Ueberfluß zu Gunsten des Bedürftigen zu entsagen sich weigert, ist als Feind des Volkes zu behandeln. Staat, Regierung, Kirche sind abzuschaffen, Wissenschaft und höhere Bildung sind Luxus. Die großen Städte müssen zerstört werden.“ Baboeuf bereitete mit seinen Anhängern eine Revolution vor. Er und die übrigen Häupter der Gesellschaft wurden festgenommen und hingerichtet. Später machte der Graf St. Simon für eine ähnliche Lehre Propaganda, die von ihm gestiftete Gesellschaft verwirklichte ihre Grundsätze im Kleinen, belud sich aber mit dem Fluche der Lächerlichkeit. Doch aus dem Grundstock der Lehre Baboeuf's trieben andre Wurzeln weiter. Es entstand in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in Paris die geheime Gesellschaft der „Egalitaires“. Sie predigten Umsturz der Throne und Errichtung von Nationalwerkstätten, und in ihrem communistischen Glaubensbekenntniß hieß es: „Der Materialismus ist das unveränderliche und unverbrüchliche Gesetz der Natur. Die einzelne Familie ist aufzuheben, weil sie die Neigung zersplittert und die Harmonie der brüderlichen Liebe stört, desgleichen ist der Ehe ein Ende zu machen, da sie das freigeschaffene Fleisch als persönliches Eigenthum hinstellt, und dadurch das Glück der Gütergemeinschaft, welches keinerlei Art des Eigenthums anerkennt, unmöglich macht. Die schönen Künste sind nur als Erholung von der Arbeit zulässig. Der Luxus und die Städte, letztere als Mittelpunkt der Beherrschung und Bestechung, sind zu vernichten.“ Auf der betretenen Bahn weitergehend, trat Cabet auf, entwickelte sein System in seinem Werke „Voyage en Icarie“, und seine Anhänger, deren er viele gewonnen, nannten sich „icarische Communisten“. Sie

machten Propaganda in abendlichen Zusammenkünften. Cabet wanderte mit einigen Hunderten seiner Anhänger nach Amerika aus, wo sie sich in dem Staate Illinois in einer von den Mormonen verlassenen Stadt niederließen. Auch seiner Lehre war, als sie nun die Probe bestehen sollte, das wirkliche Leben zu gestalten, das kläglichste Fiasco beschieden. Die Anhänger der communistischen Systeme in Frankreich ließen sich jedoch durch die Thatsache nicht zurückschrecken, daß, wo die Lehren nach Verwirklichung gestrebt hatten, lächerliche oder gänzlich unhaltbare Zustände zu Tage getreten waren: der Glanz, den das Zauberwort „Gütergemeinschaft" um sich breitete, hielt sie gefangen, und so verzweigte sich der Communismus weiter über Frankreich, darnach auch nach der Schweiz, nach Belgien und England und auch nach Spanien. Die fruchtbarsten Herde für denselben wurden die Fabrikstädte.

Im Mai 1848 suchte der Communismus zum ersten Male mit den Waffen in der Hand in Paris Gewalt zu gewinnen. Cavaignac schlug ihn im blutigen Kampfe nieder. Aber die Drachensaat der falschen und verderblichen Lehre erzeugte neue Häupter. Bald neigte sich eine Zahl von Journalen den socialistischen Lehren zu. Im Einzelnen ward vorläufig geübt, was als staatlich anerkanntes Recht für alle eines Tages proclamirt werden sollte. Fördert den Materialismus, sagten die Führer, und ihr helft den Tag des Sieges unseres Systems näher rücken! — Schrecklicher Zustand! Auf der andern Seite eine Geistlichkeit, die abgestorbenes Kirchenthum für Christenthum ausgab und dadurch die erlösende Lehre des Heilandes selbst in Mißcredit brachte! — Nun folgte die Zeit Louis Napoleon's, trefflich geeignet, den Glauben an jene unseligen communistischen Lehren zu stärken. In Bezug auf Sitte und Religion fand bereits wieder und zwar auf Veranlassung der Regierung selbst das Wort Anwendung: „Nichts Heiliges gilt mehr!" — Es ist ja ein echt macchiavellistischer Grundsatz, eine Gesellschaft in Sittenlosigkeiten sich ergehen zu

lassen, damit der Despotismus unangetastet bleibe. Die Männer, die es verstanden, den Despotismus zu stützen, die wurden unter Napoleon's Herrschaft zu Ehren und Aemtern erhoben, mochten sie im Uebrigen auch sich zu dem krassesten Materialismus bekennen. Immer mehr ward die Gesellschaft in ihrem innersten Kerne verwüstet. Da klagte der französische Deputirte Carbon im Abgeordnetenhause: „Alle Ideen über ein künftiges Leben und Gerechtigkeit jenseits des Grabes sind vollständig erstickt durch das Ueberwuchern ausschließlich materialistischer Tendenzen.“ — Das war ein vereinzelter Weheruf eines Predigers in der Wüste! — Nun ward im Jahre 1862 während der Weltausstellung in London gar noch ein Bund geschlossen, der die zerstreuten Lehren des Communismus in einem Brennpunkt sammelte und ihnen in den Augen der Besitzlosen einen noch gefährlicheren Reiz verlieh. Der Bund, dessen Plan von dem Rheinpreußen Karl Marx ausgearbeitet wurde, nannte sich „Internationale Vereinigung“ oder kurzweg „Die Internationale“. In London befindet sich das Präsidium der Gesellschaft, dessen Haupt auch zur Zeit noch Karl Marx ist. Der Bund erklärt sich für atheistisch, er bezweckt Abschaffung des Gottesdienstes, Ersetzung des Glaubens durch Wissenschaft, der göttlichen Gerechtigkeit durch menschliche, Beseitigung der Ehe. Er verlangt vor Allem die Aufhebung des Erbrechts, „damit in Zukunft der Genuß eines Jeden der Produktion eines Jeden entspreche.“ — „Was wir wollen,“ erklärte einer der Hauptführer, „das ist eine Nacht des 4. August 1789. Die Radicalen der politischen Parteien, selbst die vorgeschrittensten, wollen einfach das gesellschaftliche Gebäude neu austapezieren, ohne an seine gegenwärtigen Grundlagen die Hand zu legen. Wir aber wollen reinen Tisch machen und Alles neu aufbauen.“ Das Journal „Egalité,“ das den Bund vertrat, erklärte u. A. im Jahre 1869: „Hätte das Erbrecht nur den Fehler, die Aristokratieen zu verewigen, deren Ausgangspunkt es ist, indem es einer müßiggängerischen, schma-

rotzenden Minderheit die Früchte der Collektivarbeit überliefert, so wäre das schon reichlich genügend, um es aus unserer künftigen Organisation zu streichen. Allein das ist nicht Alles: Das Erbrecht ist die Sklavenkette der Völker.“ Auf dem Congreß des Bundes zu Brüssel im Jahre 1868 ward die Erklärung abgegeben: „Wir wollen keine Regierung mehr, denn die Regierungen erdrücken uns mit Steuern; wir wollen keine Armeen mehr, denn die Armeen metzeln uns nieder; wir wollen keine Religion mehr, denn die Religionen ersticken die Intelligenz.“ — Die Organisation der Internationale, die nach Angabe der Times in den europäischen Staaten bereits gegen drittehalb Millionen Mitglieder zählt, ist in der Beziehung ähnlich der des Jesuitenordens, daß die Mitglieder des Bundes die Verpflichtung haben, den Willen der Obern unbedingt auszuführen. Was der Jesuitengeneral für seinen Orden, das ist das Central-Comité für die Mitglieder des Bundes, die nur so weit eine Meinung haben, als sie ihnen von oben her übermittelt wird. Der Glaube, daß das Central-Comité ihnen über kurz oder lang das erträumte Reich der Glückseligkeit erschließen wird, hält die Mitglieder zusammen und bewirkt, daß die Gesellschaft in Bezug auf die Zahl der Mitglieder in raschem Wachsthum begriffen ist.

Die pariser Mitglieder der Internationale nun waren es, die den Anstoß zu jener Bewegung in Paris gegeben hatten. Aber auch von auswärts wurde die Bewegung unterstützt. Paris bot ja dermalen ein herrliches Versuchsfeld für die von dem Gesammtbunde gepflegten Lehren dar. Es wurden Kämpfer gesandt; es fehlte auch nicht an aufmunternden Zusprüchen.

Nun erst sah man in Versailles mit Schrecken, mit welchem Feinde man es in der Hauptstadt des Landes zu thun habe. Die Lage für die Regierung des Herrn Thiers war kritisch. Nach den Friedenspräliminarien, denen ja noch der Abschluß des wirklichen Friedens auf den gegebenen Grund-

lagen zu folgen hatte, durfte die versailler Regierung nur eine Macht bis zu 40,000 Mann zu ihrem Schutze aufstellen. Diese Macht war aber den Aufständischen nicht gewachsen, die bereits Herren des größten Theiles der Stadt waren. Jetzt bemächtigten sich dieselben auch noch einiger der von den Deutschen nach Unterzeichnung der Präliminarien abgegebenen Forts, und sie gaben zu erkennen, daß sie gewillt seien, den Herrn Thiers mit seinem „Bauernparlament", wie sie die Vertretung des ganzen Landes nannten, zu überfallen und gewaltsam aufzuheben. Von deutscher Seite kam man der Versailler Regierung dadurch entgegen, daß man ihr gestattete, ihre in und um Versailles stehenden militärischen Streitkräfte durch Heranziehung von Soldaten, die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, zu verdoppeln. Inzwischen häuften sich in Paris Gräuel auf Gräuel. Die Männer, die an der Spitze der Commune standen, hatten als ihr politisches Dogma den Satz früher aufgestellt: Der Wille Aller ist Gesetz! — Jetzt aber, nachdem sie zur Gewalt gelangt waren, erwiesen sie sich durchaus nicht geneigt, den „Willen Aller", der durch die von dem ganzen Lande erwählte National-Versammlung repräsentirt ward, so ohne Weiteres gelten zu lassen; sie behielten sich vielmehr — ganz entsprechend der früher von Napoleon und neuerdings von Gambetta geübten Praxis — vor, zu entscheiden, was die „wirkliche und urtheilsfähige Mehrheit wolle, und was ihr gut sei," und auch sie erkannten natürlich als der „wirklichen, urtheilsfähigen Mehrheit" zugehörend nur diejenigen Franzosen an, die ihnen unbedingt zustimmten. Das ist ja die alte Geschichte in Frankreich, die ewig neu bleibt, und die auch diesmal einen fanatischen Kampf im Gefolge hatte. Die Aufständischen bemächtigten sich einer Zahl angesehener Männer, steckten sie als Geiseln ein und erschossen sie hinterher, unter ihnen den Erzbischof von Paris. Die Armee von Versailles bombardirte die Stadt, und siehe, nun verstummten plötzlich sowohl auf Seiten der Angreifer wie auch auf Seiten der

auswärtigen Freunde Frankreichs die Phrasen, die besagt hatten: „Paris, die Metropole der Civilisation, der Lichtherd für die Welt, dürfe überhaupt nie und unter keinen Umständen beschossen werden!" — Wie geringfügig erschien nun dasjenige, was die Deutschen der Nothwendigkeit zum Opfer gebracht hatten, den Widerstand der Pariser zu beugen und dadurch zum Frieden zu gelangen, im Vergleich mit den von der versailler Regierung gegen die Hauptstadt in Scene gesetzten Feindseligkeiten! — Und wie wüthete nun der Pöbel, dessen Phantasie durch die in unerhörtester Weise den Deutschenhaß predigende Presse gewissermaßen blutrünstig geworden war, in der Stadt! Aber wunderbar, die Freiheits- und Friedensapostel in Deutschland, in Belgien, in England und der Schweiz, die zu Anfange des Krieges in so tugendhafter Entrüstung gegen den „Barbarismus der Menschenschlächterei" gepredigt, namentlich die Mitglieder der Friedens- und Freiheitsliga, die so oft von Genf aus Proteste gegen den „Krieg" erhoben hatten, sie verhielten sich jetzt gänzlich still, jetzt, wo der Anlaß, zum Frieden zu mahnen, viel größer war, als bei früheren Gelegenheiten — im Angesichte eines Bürgerkrieges! — Auch ein Victor Hugo, der ganze Garbenbündel von glänzenden Friedensphrasen hatte aufsteigen lassen, war jetzt vollständig stumm. Aber freilich, wenn ein pariser Communist zu den Waffen greift, um die gesellschaftliche Ordnung umzustoßen, oder wenn ein pariser Weib als Brandstifterin von Haus zu Haus eilt, so ist das etwas Berechtigtes, Heroisches, Erhabenes; wenn aber ein deutscher Mann, aufgestört von seiner friedlichen Arbeitsstätte, sich das Schwert umgürtet, um im Vertheidigungskampfe sein Volk bewahren zu helfen vor dem zum räuberischen Einbruch sich anschickenden Nachbar, so nennst du, Victor Hugo, letzteres die Handlungsweise eines Barbaren, eines „Sohnes der Hunnen!" — Nun siehest du deine „Elenden", für die du Interesse geheuchelt hast, in den Straßen deines „heiligen" Paris umherrasen und der Gedankenwelt Wirklichkeit geben, die nicht blos von den Baboeuf's,

St. Simon's, Cabet's und den Gründern der Internationale, die auch durch die Federn eines Eugen Sue und andrer Romanschriftsteller (dich selbst in erster Linie mit eingerechnet) und durch die Mehrzahl der französischen Publicisten vor der Nation aufgebaut wurde. O, über euer Mitleid, das ihr mit dem armen Volke, mit den „Elenden" stets hattet! Ja, das arme Volk war elend, aber in anderer Weise, als ihr es jemals verstanden habt, ja, als ihr es überhaupt verstehen wolltet! Ohne Zweifel, es war stets ein Gegenstand eures Interesses, jedoch nur als — Stoff, geeignet zum Gebrauch für eure literarischen Erzeugnisse! O, ihr Armen und Elenden in Paris, wie seid ihr zu beklagen! Die Eugen Sue's, die Victor Hugo's und die Rochefort's haben, indem sie sich zu euren literarischen Advokaten aufwarfen, viele Hunderttausende eingesäckelt, so daß sie immer in der Lage waren, als „Aristokraten" zu leben, sie besteuerten euch in eurer Armuth noch, indem sie euch lockten, ihre Schriften zu kaufen, und ihre Gegengabe bestand darin, daß sie die Reste zufriedenen Sinnes und frommen Glaubens, die etwa noch in euren Seelen vorhanden waren, euch raubten und euch auf diese Art gänzlich um euer Glück betrogen! —

In der zweiten Hälfte des Mai war in jeder Nacht der Himmel über Paris roth von den Bränden. In jenen Tagen that Favre zu dem General Fabrice die Aeußerung: „Mein ganzes Leben war dem Kampfe für die Principien der Demokratie und für die republikanische Sache geweiht, und nun ich in diesem Kampfe ergraut bin, muß ich mit gebrochenem Herzen eingestehen, daß diejenigen Recht haben, welche behaupten, daß das französische Volk noch lange nicht reif ist für die Freiheit."

Aber was sagte Herr Thiers zu den Mordbrennereien? Fühlte er nichts von einer Mitschuld? Hatte er nicht viel ärgere Thaten Napoleon's I. verherrlicht? Hatte er sein Amt als Geschichtsschreiber, als ein priesterliches, das ist als ein Amt betrachtet, das ihm die heilige Pflicht auferlege, der Wahrheit zu dienen? O, er wußte es, daß ein Geschichtsschreiber,

der bei dem Verfassen eines Geschichtswerkes, welches einen Stoff aus der französischen Geschichte behandelt, mit ganzer Hingebung der Wahrheit zu dienen sich befleißigt, kaum einen Verleger, sicher aber kein kaufendes Publikum finden würde. So fertigte er denn literarische Waare an für den Geschmack des kaufenden Publikums, und er wurde ein reicher, ein sehr reicher Mann. Aber als Staatsmann hatte er wohl der Pflicht, treu und wahr zu sein, stets gedient? Schon in einem früheren Abschnitt wurde an eine seiner Reden aus dem Jahre 1841 erinnert, durch die es ihm gelang, die Abgeordneten zur Annahme seines Befestigungsplanes zu bewegen. Aus dieser Rede ist noch einer characteristischen Stelle Erwähnung zu thun. Er äußerte: „Im Jahre 1814 und 1815 besaßen wir die schönsten Kunstschätze von der Welt. Ich beklage mich nicht, daß man sie uns genommen; wir hatten sie durch das Kriegsrecht gewonnen, durch das Kriegsrecht hat man sie uns genommen. Aber ich frage, haben sie viel dadurch gewonnen, daß man sie nicht vertheidigt hat, und haben sie deshalb weniger Frankreich verlassen? — — Ja, im Namen der Humanität ..... Man lasse mich nicht etwas sagen, was eine Blasphemie sein würde; gewiß versteht Jedermann meinen Gedanken. Ich weiß wohl, daß es ein Glück für die ganze Welt ist, daß diese Kunstwerke nicht verbrannt sind, Gott bewahre mich davor, einen ruchlosen Wunsch auszusprechen! — —" Das war so gesprochen, daß in der That „Jedermann ihn verstand." — Das hieß so viel, als: Ehe wir dem Feinde Kunstschätze überlassen, vernichten wir sie lieber! — Wie sich das bei den Franzosen festgesetzt hatte, war schon zu erkennen, als sie — ohne jeglichen anderen Anlaß — St. Cloud, so weit dies ihnen möglich war, zerstörten. Nun aber war Herr Thiers mit seinem „Bauernparlament" der Feind für die Pariser. Hing es auch mit den sie beherrschenden Lehren der Internationale zusammen, Paläste und Kunstschätze zu zerstören, so hatte jener von Herrn Thiers,

wenn nicht ursprünglich angeregte, so doch wenigstens gekräftigte Gedanke, das dem Feinde Begehrenswerthe zu vernichten, gewiß seinen Antheil an der Ausführung. Am 27. Mai schrieb einer der deutschen Krieger: „Plailly, wo wir im Quartier liegen, ist nur wenige Meilen von Paris entfernt, und wenn man den nahen Berg — die Franzosen heißen ihn Ruinenberg — besteigt, so kann man die von Victor Hugo „heilig“ gesprochene Stadt sehen, besonders deutlich den Montmartre und Mont-Valérien. Schon einige Tage lang hatten wir den Blitz der Geschütze dort gesehen, den nachrollenden dumpfen Donner gehört; aber der vorletzte Abend rollte ein so schauerliches Bild vor uns auf, daß ich es in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Dagegen verschwinden doch alle schrecklichen Erinnerungen, die ich — neben den frohen unserer Siege, besonders von Sedan her — nach Berlin heimbringe. Ganz Plailly schien, außer uns jetzt friedfertigen Kriegern, auf dem Ruinenberge zu stehen, der höchsten Spitze des Gebirges, in dessen Thalgrunde auch Plailly liegt. Vor uns sahen wir Paris in einer ungeheuren Feuersbrunst: riesenhoch loderten die Flammen zum Abendhimmel auf, und kaum, daß der Brand an der einen Stätte etwas nachzulassen schien, so brach er auch schon wieder an anderen Stellen los. Dazu das Aufleuchten der Geschütze, das Krachen der Kanonen — der ganze Horizont wie ein Feuermeer, dann und wann eingehüllt in schwarze Rauchwolken. Und neben uns, als jammernde Augenzeugen des brennenden Paris, Männer, Frauen und Kinder! Meine französischen Wirthsleute, eine anständige Familie aus Paris, die nur im Frühjahre und Sommer ihren hiesigen Landsitz bewohnt, waren außer sich. Der Mann, ein Rentier, hat mehrere Häuser in der am meisten bedrohten Vorstadt Belleville, und die Frau sagte händeringend: wenn unser Eigenthum dort mit in Asche liegt, sind wir Bettelleute! — Es war furchtbar. Dies Wort sagt Alles; und meine lustigsten Kameraden, die selbst dort bei St. Privat

unter Berliner Witzen in's Feuer gingen, standen hier, wie wir Anderen alle, mit ernsten Gesichtern und verstummt. Damals, als wir noch im Friedrich-Wilhelm's-Gymnasium Virgil's Schilderung von dem brennenden Troja lasen, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß es mir beschieden sein würde, Aehnliches einmal mit eigenen Augen zu sehen."

„Paris wird an Paris sterben!" hatte einst Blücher gesagt, und ein Wort des Bundeskanzlers hatte gelautet: „Paris mag sich in seinem eigenen Safte kochen! —" Man konnte nicht anders, als dieser Worte nun zu gedenken. —

Am 22. Mai ward endlich die Versailler Armee des Aufstandes Herr. Die Unmenschlichkeiten, die von den Soldaten gegen die Gefangenen ausgeübt wurden, überboten fast noch diejenigen, die sich die Pariser hatten zu Schulden kommen lassen. Und was war nun das Erste, was die Sieger zu thun sich für berechtigt hielten? Sie prahlten: „Wir haben Europa gerettet, indem wir die Commune besiegten!" — Ja, ihr habt der Hyder eine Zahl von Köpfen abgeschlagen, aber sie selbst habt ihr nicht vernichtet, und über Nacht werden an Stelle der abgeschlagenen neue Köpfe in größerer Zahl wachsen, und die Hyder wird sich dann zu neuen und nur noch gefährlicheren Anstrengungen erheben. Denn wahrlich, euch fehlt dasjenige, was sich mit der brennenden Fackel vergleichen ließe, vermittelst derer der Göttersohn Herakles es bewirkte, daß auf dem Rumpfe der von ihm bewältigten Hyder neue Köpfe nicht mehr hervorzuwachsen vermochten, — die politische und sittliche Atmosphäre, in der ihr athmet, ist gerade eine solche, die dem Aufwuchern von Hyderköpfen ersprießlich ist. „Es genügt", berichtete John Lemoine wenige Tage nach dem Siege über die Commune in dem „Journ. de Deb.", „in unsern eingeäscherten Straßen umherzugehen, um darin zu lesen: Es ist von Neuem anzufangen! — Wie viele von denen, die thätig waren bei Anlegung von Bränden, durchwandeln ihr Werk, ihre Kinder an der Hand führend, ihnen leise Racheworte zu-

flüsternd, sie an den Geruch von Schwefel und Blut gewöhnend, der ihnen überall folgen wird, und dessen sie sich eines Tages erinnern werden! Schaut sie an! Sie haben nur ein Gefühl, den Herostratismus!" — Und ein anderer französischer Publicist, Guérault, legte das Bekenntniß ab: „Ohne Zweifel hat das kaiserliche Regiment einen Antheil an dem Verderben. Sehen wir nicht aber im Auslande, in freien Ländern, die Anhänger der Internationale auch in größerer Zahl auftreten? Die Frage ist eine höhere. Die politischen, ökonomischen und religiösen Ideen sind einer Untersuchung bedürftig. Eine Gesellschaft, welche in ihrem Schoße derartige Elemente der Zerstörung keimen ließ, ist eine kranke Gesellschaft." Guérault bemüht sich, wie man sieht, die Aufmerksamkeit in Bezug auf die vorliegende Frage von der französischen Welt ab und auf die europäische Welt zu lenken. Alle diejenigen jedoch, die Beruf und Neigung haben, jene Frage zu studiren, möchten es sich wohl kaum nehmen lassen, dies zumeist im Hinblick auf die französische Gesellschaft zu thun. Denn sie ist der Boden, auf dem die „Internationale" — ihren Grundlehren nach — emporwucherte. Daß der Vorstand seinen Sitz in London wählte, geschah, weil die englischen Gesetze der Gesellschaft größeren Spielraum boten.

Seit jener Zeit nun, in der Guérault sich in oben bezeichneter Weise äußerte, hat es an vielfachen Untersuchungen der Ursachen jener in den Tagen der Commune zu Tage getretenen schrecklichen Erscheinungen nicht gefehlt. Die italienische Zeitschrift „Das Recht" findet den Hauptgrund in dem „Mangel an Glauben an die großen sittlichen, socialen, politischen und volkswirthschaftlichen Principien der Menschheit." „So lange sich Frankreich", heißt es in dem Blatte weiter, „in dieser moralischen und geistigen Unordnung befindet, wird es stets auch schwach und zerrüttet bleiben."

Eingehender behandelt H. v. Sybel diese Frage. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf das kirchliche Leben Frankreichs. „In

jedem Gemeinwesen", sagt er, „in der Kirche wie im Staate, ist es für menschliches Gedeihen erforderlich, daß das richtige Gleichgewicht von Ordnung und Freiheit erzielt wird. Dem Menschen taugt weder völlige Vereinzelung und Ungebundenheit, noch umgekehrt gänzliche Unterdrückung. Er muß in einer Gemeinschaft mit bestimmter Rechtsordnung leben, diese aber muß durch ihre Gesetze nicht auf die Knechtung, sondern auf die Befreiung des persönlichen Geistes hinstreben. Noch vor etwa 200 Jahren entsprach der kirchliche Zustand in Frankreich diesen Forderungen. Die anerkannte Staatskirche war die römisch-katholische, welcher der König und die große Mehrheit des Volkes eifrig angehörte. Immer aber war das Verhältniß derselben zum Staate und zu den Einzelnen durch feste gesetzliche Bestimmungen geregelt. Der reformirten Minderheit war ihre Glaubensfreiheit gewährleistet. Die französische Landeskirche forderte in wichtigen Punkten selbstständige Rechte gegenüber dem Papste. Den kirchlichen Gewalten war jeder Eingriff in das Gebiet des Staates und der Politik bestimmt untersagt. Leider wurden seit 1685 diese Ordnungen vielfach durchbrochen. Zuerst ließ sich König Ludwig XIV. bestimmen, die reformirte Kirche in Frankreich mit allen Mitteln der rohesten und grausamsten Gewalt zu unterdrücken. Der große Grundsatz der Glaubensfreiheit war damit für ein volles Jahrhundert in Frankreich abgeschafft; mit den schwersten Strafen wäre die Bildung einer nicht katholischen oder nicht rechtgläubigen Gemeinde verfolgt worden. So war die äußere Einheit des katholischen Bekenntnisses für das ganze Land wieder hergestellt, das äußere Ansehen der katholischen Geistlichkeit mächtig gewachsen. Aber so glänzend der Schein, so übel war die Sache. Die Menschen sind einmal verschieden in ihren religiösen Bedürfnissen; so ist es immer gewesen, so wird es immer bleiben; eben deshalb genügt eine einzige Kirche dieser Mannigfaltigkeit niemals, und ist die Befugniß immer neuer Kirchenbildung eine unvertilgbare Forderung der menschlichen Natur.

Wo sie durch äußeren Zwang verhindert wird, bleiben in den Geistern die abweichenden Meinungen dennoch bestehen, und die Folge ist nur die, daß die Menschen sich überhaupt von der Religion abwenden, die ihnen als zwingende und drückende Gewalt entgegentritt. So ging es im vorigen Jahrhundert in Frankreich. Die Geistlichkeit hatte die Befugniß, jeden Ketzer einsperren zu lassen; dafür war jeder liberale und gebildete Mann ein erbitterter Feind von Kirche und Religion überhaupt, und als 1789 die große Revolution eintrat, verkündete sie nicht blos allgemeine Religionsfreiheit, sondern verhing eine lange und grausame Verfolgung über die bisher herrschende Geistlichkeit. In Preußen dagegen, wo Friedrich der Große den Grundsatz erklärte „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden", entwickelte sich gerade durch die Freiheit ein warmes religiöses Leben in den mannigfaltigsten Formen und zugleich ein friedliches Nebeneinanderleben der verschiedenen Bekenntnisse. Frankreich aber ist aus jenen unheilvollen Wegen bis auf den heutigen Tag nicht herausgekommen. Als 1815 nach dem Sturze Napoleon's I. die katholische Geistlichkeit wieder großen Einfluß gewann, trachtete sie auf der Stelle auch danach, die alte Alleinherrschaft zurückzugewinnen. Freilich hatte sie nicht mehr das Recht, die Ketzer mit peinlichen Strafen heimzusuchen: dafür aber bemächtigte sie sich des gesammten Volksunterrichts und suchte mit allen Mitteln politische Macht über die Staatsregierung zu gewinnen. Um für diesen Zweck einen starken auswärtigen Rückhalt zu haben, schloß sie sich auf's Engste an den päpstlichen Stuhl in Rom an und warf freiwillig die alten Rechte der französischen Nationalkirche hinweg. Wie vor 200 Jahren die persönliche Religionsfreiheit, so suchte sie jetzt die nationale Selbstständigkeit zu brechen. Die Folge war wieder, daß alle liberal und national Gesinnten der Kirche und der von dieser Kirche verkündeten Religion nicht blos mit Gleichgültigkeit, sondern mit bitterem Hasse den Rücken kehrten. Wie weit dieser Haß

herangewachsen, haben wir in der Gegenwart mit Entsetzen gesehen, wo die Pariser Commune die Kirchen entweihte und plünderte, den Erzbischof und eine Zahl von Priestern und Mönchen erschießen ließ. Es war die gräuelvolle Antwort auf den neuerlich wieder von Rom aus verkündigten Satz, daß die Kirche befugt sei, mit äußerem Zwange gegen Ketzerei und Unglauben einzuschreiten. Aber man muß noch mehr sagen. Auch wo es nicht zu Revolutionen und blutigem Bürgerkriege kommt, ist es für den ruhigen Zustand eines Landes das größte Unheil, wenn sein religiöses Leben erfüllt wird von priesterlicher Herrschsucht auf der einen Seite und von religionsfeindlichem Unglauben auf der andern. Bisher ist es noch keinem Volke gelungen, seine sittliche Gesundheit ohne warme und lebendige Religiosität zu bewahren; es ist also eine Frage von höchster Wichtigkeit, daß die Kirche ihren Einfluß nicht mißbraucht und überspannt und dadurch alle freiheitsliebenden und lebenskräftigen Elemente des Volkes der Religion entfremdet. Wenn in Deutschland, wie wir annehmen dürfen, der Stand der Sittlichkeit im Ganzen und Großen reiner und fester als in Frankreich ist, so verdanken wir dies hauptsächlich der Vielheit der bei uns bestehenden Kirchen und der größeren Selbstständigkeit der persönlichen Religiosität, wo dann so furchtbare Gegensätze wie in Frankreich gar nicht erscheinen konnten. Man nennt ultramontan diejenige Partei in der katholischen Kirche, welche, mit Glaubenslehre und Seelsorge nicht zufrieden, nach förmlicher Beherrschung des Staates und der Wissenschaft durch die kirchlichen Behörden strebt; in diesem Sinne ist seit 1815 die französische Kirche beinahe vollständig ultramontan geworden; und gerade dadurch hat Religionshaß und in dessen Folge ungebundene Sitte in weiten Kreisen um sich gegriffen. Wenn Deutschland Sehnsucht hätte, pariser Zustände auf seinem Boden erwachsen zu sehen, so braucht es nur sein kirchliches Leben nach den Grundsätzen der französischen Kirche einzurichten: unbedingte Unterwerfung der Laien unter die Priester, der Prie-

ster unter die Bischöfe, der Bischöfe unter den Papst. Dann würden wir auch in Deutschland die Commune erleben. Denn wer Unterdrückung säet, wird Revolution ernten. Wer die gesetzliche Ordnung will, muß in dieser Ordnung der Freiheit der Einzelnen und der besonderen Art der Völker Raum lassen.“

Die Commune war besiegt; aber hatten sich die Aussichten für Frankreich dadurch gebessert? „Während der Stern der Freiheit im Sinken ist,“ sagte die „N. fr. Pr.“, „tritt aus den Nebeln der „Bauern-Versammlung“ in Versailles die Gestalt einer künftigen monarchischen Reaction immer deutlicher hervor. Frankreich geht einer Entwicklung entgegen, ähnlich wie in Spanien. Was in Spanien geschah, wird auch in Frankreich geschehen, weil sich die Hauptstadt dort zum Schrecken des Landes macht.“ Aber auch andere Gründe predigen dieselbe trostlose Lehre für Frankreich. Das einzige Mittel für eine heruntergekommene Nation, sich wieder zu erheben, ist eine verbesserte Erziehung des jungen Geschlechts. Ueber diesen Gegenstand sagt der Oberst Stoffel:

„Wie viel unverständiges Zeug wird nicht über die Frage der Disziplin in der Armee geschrieben. Die Disziplin ist glücklicherweise wieder hergestellt, sagen die Einen mit Genugthuung; Andere, welche weniger davon überzeugt sind, meinen, es sei von der höchsten Wichtigkeit, die Disziplin wieder herzustellen. Fragt man diese letzteren, welche Mittel sie vorschlagen, so antworten sie: Man muß die Vergehen gegen die Disziplin strenger als bisher bestrafen, die Offiziere zwingen, mit einem guten Beispiel voranzugehen, die Truppen in großen Instructionslagern zusammenziehen u. s. w. Arme Geister, die nicht sehen, daß die Disziplin in der Armee nur die Folge der Disziplin in der Familie und in der Gesellschaft ist! Weshalb ist die Disziplin so stark und so sicher in der preußischen Armee? Nur deßhalb, weil die jungen Leute disziplinirt, d. h. seit ihrer Kindheit zum Gehorsam im Allgemeinen, zur Achtung gegen die Autorität, zur Treue gegen ihre Pflichten

angehalten, in den Militärdienst treten. Es folgt hieraus, daß die Vorgesetzten fast gar nichts zu thun haben, um die Disziplin aufrecht zu erhalten, und so erklärt es sich, daß es nur eine sehr kleine Anzahl von Bestrafungen in der preußischen Armee giebt. Die Ableitungen aus diesen Sätzen ergeben sich von selbst: Keine wirkliche Disziplin in der Armee ohne eine vollständige Reformation in der Erziehung und dem Unterrichte der französischen Jugend."

Wie verhielten sich die Franzosen den Rathschlägen ihrer Landsleute gegenüber? Kein Mensch bekümmerte sich schon nach wenigen Tagen um sie. Doch plötzlich nahm Gambetta die Frage in Betreff der allgemeinen Schulpflicht auf. Als lockendes Ziel stellte er Folgendes auf: Gründliche Reform des öffentlichen Unterrichtswesens eröffne der Nation die Aussicht, in zehn, zwanzig Jahren — Rache nehmen zu können! — Das hieß von vorn herein den einzig würdigen Zweck der Erziehung verleugnen! Nach Gambetta's Plan sollte die Jugend dressirt werden im Hauche der Lüge. Was sagte aber die Geistlichkeit zu dem Plane, den Schulzwang einzuführen? Sie protestirte dagegen im Namen der — Freiheit! Wie dürfe man einen Familienvater „zwingen", sein Kind in eine Schule zu senden! Wo es dem Klerus paßt, beruft auch er sich auf die „Freiheit". Er ist gegen jenen Plan, weil, wenn er zur Ausführung gelangte, der — Staat die Schule in die Hand bekäme. Er aber begehrt alleiniger Herr der Schule zu bleiben. Hören wir, mit welchen Gründen das Organ der Ultramontanen, das „Univers", gegen die allgemeine Schulpflicht in's Feld rückt! „Es ist nicht der vernünftige Eifer für den Unterricht", sagt das Blatt, „den wir tadeln, es ist der Exceß der Ausgaben, es ist besonders die Täuschung, an die moralische Hebung, wie man sich ausdrückt, zu glauben." Das „Univers" stellt den Franzosen das Schandzeugniß aus, daß, wenn sie wirklich alle lesen und schreiben lernten, sie nichts als Schmutzschriften lesen würden; um dem zu begegnen,

müßte man erst die bestehenden Gesetze abändern, die jetzt den Flugschriften, Zeitungen und wohlfeilen Romanen Verbreitung gestatteten. Noch mehr: jetzt würden die Dorfbewohner vor den schlimmen Einflüssen der Städte geschützt; könnten sie lesen, so würden die Zeitungen und Romane bis in die entlegensten Dörfer dringen. Schließlich wird behauptet: Die Uebel, an denen Frankreich kranke, würden mit dem allgemeinen Gebrauch des Lesens zunehmen! — Das heißt doch so viel als: Der Lehrstoff, den Frankreich bietet, ist zumeist vergiftet! — Abgesehen von den besonderen Zwecken, den das „Univers" in der Sache verfolgt, muß zugestanden werden, daß die letzte Behauptung des klerikalen Blattes zutreffend ist. Kaum kann einem Volke Schlimmeres nachgesagt werden! Wenn behauptet werden kann, es sei die Literatur eines Volkes vergiftet, so heißt das: seine Seele ist vergiftet. Denn diese giebt sich ja in der Literatur kund. — Um die Schule streiten sich nun zur Zeit in Frankreich zwei Gewalten: der Staat, der sich ein Racheheer erziehen, und die Kirche, die das Volk in der Unwissenheit und im Aberglauben erhalten will, um ihre Macht zu befestigen.

Wahrlich, krank ist die französische Gesellschaft, krank bis zum Tode. Ihr größtes Unglück aber besteht darin, daß sie das nicht weiß, daß sie es nicht glaubt. Bekenntnisse wie die obigen von Guérault und Stoffel gehen bei den Franzosen wie Schatten leichter Wolken vorüber und finden keine nachhaltige Beachtung. Die Geschichte des heutigen Frankreich's mahnt an die des nach und nach versinkenden alten Römerreiches. Weder der Voltairismus wird es sittlich aufzurichten vermögen, noch dem Ultramontanismus wird dies gelingen: der Prozeß der Verwesung wird seinen Fortgang nehmen.

Des deutschen Heeres Ehrentag in Berlin.

Es wird dereinst in späten Zeiten
Ein Sänger, herrlich wie Homer,
Ein Lied entlocken goldnen Saiten:
„Die Ilias vom deutschen Heer."
Ein Heer, das stets auf Ruhmesbahnen
Den Hochmuth Frankreichs niederschlug,
Und, Siege knüpfend an die Fahnen,
Der Freiheit leuchtend Banner trug.
Heinrich Zeise.

Berlin hatte am 16. Juni 1871 ein herrliches Festkleid angethan, um 42,000 der tapferen Männer, die für des Vaterlandes Ehren so rühmlich gestritten hatten, würdig zu empfangen. Die Aufstellung erfolgte am Morgen dieses Tages auf dem tempelhofer Felde, einer weiten Ebene vor dem halleschen Thore. Sämmtliche unter dem Oberbefehl des kommandirenden Generals des Gardecorps Prinzen August von Würtemberg aufgestellte Truppen formirten drei Treffen.

Das erste Treffen, von General-Lieutenant von Pape befehligt, bildete die 1. Garde-Division mit den ihr zugetheilten Stäben. Den rechten Flügel nahmen Offiziere des Kriegsministeriums und des Generalstabs ein, welche dem großen Hauptquartier Seiner Majestät des Kaisers angehörten, sowie die anwesenden Generalstabs-Offiziere und Adjutanten der höheren Commandostäbe, denen die consultirenden Chirurgen, Armee-General-Aerzte, der Militär-Inspector der freiwilligen Krankenpflege und die Armee-Delegirten des Johanniter- und Malthæser-Ordens hinzutraten, in drei Gliedern geordnet und vor der Front derselben die General-Lieutenants von Blumenthal, von Podbielski, von Stosche und General-Major von Stiehle. Hieran schloß sich links die Feldgensd'armerie mit den Gensd'armerie-Detachements der Etappen-Inspection des Corps unter Führung des Rittmeisters Kunath und die Cavalerie- und Infanterie-Stabswache unter Premier-Lieutenant von Watzdorff, Commandeur der Stabswache des General-Com-

mandos. Dann folgten die Stäbe des General-Commandos, der 1. Garde-Division und der 1. Garde-Infanterie-Brigade, die Musik des 1. Garde-Regiments zu Fuß und dieser zur Linken die zu Berlin befindlichen 81 erbeuteten französischen Adler, Fahnen und Standarten. Diese waren zuvor durch eine Compagnie Ersatztruppen aus dem Zeughause abgeholt, dem 1. Garde-Regiment übergeben und von diesem an die zum Tragen derselben bestimmten decorirten Unteroffiziere vertheilt worden; von den letzteren gehörten je 7 Unteroffiziere den 9 Garde-Infanterie-Regimentern an, 2 Ober-Jäger dem Garde-Jäger-Bataillon, 2 Unteroffiziere dem Garde-Schützen-Bataillon, 2 dem Garde-Pionier-Bataillon, 2 dem Königs-Grenadier-Regiment, die übrigen dem aus der Armee combinirten Bataillon und darunter je einer den bayerischen, sächsischen, würtembergischen, badischen und hessischen Deputationen. Ein Hauptmann der 1. und ein Lieutenant der 2. Garde-Division geleiteten diese Ehren-Escorte. — Den übrigen Theil des ersten Treffens bildete das 1. und 3. Garde-Regiment zu Fuß, das Garde-Jäger-Bataillon, das combinirte Bataillon der Armee, der Stab der 2. Infanterie-Brigade, das 2. Garde-Regiment zu Fuß, das Garde-Füsilier-Regiment, das 4. Garde-Regiment zu Fuß, die 1. und 3. Garde-Pionier-Compagnie, das Sanitäts-Detachement No. 1, das der Division zugetheilt gewesene Garde-Husaren-Regiment, die combinirte Escadron der Armee und die 1. Fuß-Abtheilung des Garde-Feld-Artillerie-Regiments.

Das zweite Treffen, befehligt vom General-Lieutenant von Budritzki, bildeten vom rechten Flügel an die Stäbe der 2. Garde-Infanterie-Division und 3. Garde-Infanterie-Brigade, das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment No. 1, das 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth, das Garde-Schützen-Bataillon, der Stab der 4. Garde-Infanterie-Brigade, das Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment, das combinirte Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments, die

2. Garde-Pionier-Compagnie, das Sanitäts-Detachement No. 2, das 2. Garde-Ulanen-Regiment, die 3. Fuß-Abtheilung des Garde-Feld-Artillerie-Regiments, die combinirte Batterie der deutschen Armee.

Im dritten Treffen, das General-Lieutenant Graf von der Goltz commandirte, stand die Garde-Cavalerie-Division, auf dem rechten Flügel waren die Stäbe derselben und der 1. Garde-Cavalerie-Brigade, das Regiment der Gardes du Corps, das Garde-Kürassier-Regiment, der Stab der 2. Cavalerie-Brigade, das 1. und 3. Ulanen-Regiment, der Stab der 3. Garde-Cavalerie-Brigade, das 1. und 3. Garde-Dragoner-Regiment. Darauf folgte zur Linken der Stab der Corps-Artillerie, die 2. Fuß- und die reitende Abtheilung des Garde-Feld-Artillerie-Regiments, die Deputationen der Munitions- und Ponton-Colonnen, das Sanitäts-Detachement No. 3, der Train, Deputationen der Feldpost, der Feldbäckerei und Proviant-Colonnen, der Intendantur, Lazarethe, und Pferdedepots des Gardecorps, sowie endlich Deputationen der Feld-Telegraphen- und Eisenbahn-Abtheilungen, der Sanitäts-Detachements und des Trains der Armee. Die Infanterie, Jäger und Schützen waren in Bataillonzug-Colonnen, die Cavalerie in Regiments-Colonnen in Escadrons, die Artillerie in Linie formirt, bei letzterer die Munitionswagen hinter den Geschützen.

Gegen 11 Uhr erschien der Kaiser in Begleitung der Prinzen und vieler fürstlichen Gäste zu Pferde vor der Front der Aufstellung. „Ich möchte Jedem wünschen", erzählte später einer der Mitkämpfer (der den Lesern des „Daheim" durch seine musterhaften Zeichnungen wohlbekannte H. Lüders), „den Kaiser, den der Jubel des umstehenden Volkes begrüßte, in jenen Augenblicken gesehen zu haben. So durch die Mitte seines jubelnden Volkes reiten kann nur Kaiser Wilhelm, so voller Majestät und doch so menschlich mild. Er wehrte den Jubel etwas ab, als wollte er sagen: „meine Krieger, die den

Einzug halten werden, sind es, die den Jubel verdienen!" — In kurzem Abstande folgten ihm die Kaiserin, die Kronprinzessin und viele andre deutsche Fürstinnen in glänzenden Equipagen. Von den Truppen wurde der Kaiser unter klingendem Spiel mit dreimaligen Hurrah begrüßt.

Wer hätte anders als mit freudiger Erhebung auf ihn zu schauen vermocht! Wie war er fast ein Jahr früher gottvertrauend hinausgezogen in den verhängnißvollen Kampf! Und welch eine Zeit hatte er bis zum gegenwärtigen Tage durchlebt! Ungleich mehr als von den Gefahren des Schlachtfeldes war er täglich und stündlich bedroht gewesen von der Heimtücke einer durch Lügen und durch verletzten Stolz leidenschaftlich entflammten Bevölkerung, innerhalb deren der Meuchelmord als Tugend gepriesen ward. Und zu welchen Betrachtungen regte es an, wenn man seine Regierungszeit überschauete! Er beginnt seine Herrschaft als Prinz-Regent, dann wird er König, dann tritt er an die Spitze des norddeutschen Bundes, jetzt ist er Kaiser von Deutschland! — Vier Stufen der Macht nach aufwärts steigend — erinnernd an das Aufsteigen seiner Vorfahren, die nacheinander Grafen, Burggrafen, Kurfürsten und Könige hießen!

Begraben ist der alte Stauf' — hörst du die Raben fliehn? —
Im Zoller stand dein Kaiser auf — dank's Gott! dank's Gott, Berlin!

So Beides — Thor und Herzen auf, durch beide einzuziehen,
Grüß König Wilhelm's Siegeslauf im Kaiser heut, Berlin!

Begleiten wir denn (zumeist hierbei Berichten der „Nat. Z." folgend) den kaiserlichen Feldherrn und seine Heldenschaar auf dem Zuge in die Stadt hinein. Von dem ersten in der Nähe des tempelhofer Feldes errichteten Siegesbogen leuchteten den Einziehenden die Inschriften entgegen:

Ihr habt den Feind bezwungen, den Frieden uns errungen,
Ihr Männer fest und stark.
Der Hochmuth ist gezüchtigt, die Marken sind berichtigt —
Willkommen in der Mark!

Unmittelbar vor dem Kaiser ritten der Reichskanzler Graf Bismarck, der Feldmarschall Graf Moltke und der Kriegsminister Graf von Roon, das Dreigestirn, das in der diplomatischen und strategischen Führung wie in der Schaffung des Armeematerials die Garantie für die große Wendung der Geschicke Preußens und Deutschlands geboten. Zunächst hinter dem Kaiser führten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl die wuchtigen Massen der Garden, die im Geschwindschritt den eine Strecke lang abschüssigen Weg hinabeilten, vor sich die herrlichen Trophäen, die 81 Fahnen und Adler, deren Gold weithin in der Sonne leuchtete. Schon erhebt sich der vieltausendstimmige Ruf der Bevölkerung, der nicht verhallt, bis der Zug vollendet ist. Wohin sollen die Einziehenden zuerst sehen, denn wahrlich, eine Siegesstraße ist ihnen bereitet, wie keiner derselben sich wohl je eine solche erträumt hatte!

Eilen wir ihnen im Geist voran, um zunächst den vom Halleschen Thore bis zum Brandenburger Thore reichenden Theil der im Ganzen eine volle Stunde langen via triumphalis im Fluge zu überschauen, freudigen Gemüths dabei den Eindruck uns vorstellend, den all der prächtige und sinnvolle Schmuck muthmaßlich in den Siegern hervorbringen wird. Zwanglos gliedert sich die Straße in fünf große, durch die weiten Plätze geschaffene Abtheilungen, gleichsam Ruheplätze für den Zug. Am Halleschen Thore ragt eine 30 Fuß hohe Gestalt, als Berolina symbolisirt, empor, ein Werk des Bildhauers Erdmann Encke. Auf dem Haupte trägt die Göttin eine goldene Mauerkrone, auf dem Postament erheben sich vier Bären. Von hier aus bis zum Potsdamer Thore ist auf dem breiten Mitteldamm der Königgrätzerstraße durch aufgerichtete, oben mit je einer vergoldeten Kugel verzierte, in der Mitte ihrer Höhe durch grüne Kränze mit einander verbundene Masten, welche zu beiden Seiten den Weg einfassen, die eigentliche Triumphstraße hergestellt worden. Die Häuser sind mit Fahnen und Kränzen und mit bunten Teppichen vor den Fenstern ge-

schmückt, Tribüne reiht sich an Tribüne, dicht gedrängt mit Festtheilnehmern besetzt, in den Fenstern sieht man Kopf an Kopf. Weiße Wimpel, den schwarzen Adler in der Mitte, flattern lustig von der Spitze der Masten; in der Mitte tragen sie, von den Fahnen der Bundesländer buntfarbig umgeben, die glänzenden vielgestaltigen Wappenschilder der deutschen Staaten und Städte. So setzt sich die Straße bis zum zweiten Ruhepunkte, dem Askanischen Platze fort. Er ist den siegreichen Anfängen des Krieges, den Schlachten von Weißenburg und Wörth gewidmet. Auf Trophäen-Gruppen lesen wir die Inschriften:

Weißenburg.

Den Feind überflügelt
Und deutsche Waffenbrüderschaft
Gar fest besiegelt.

Wörth.

Das waren herrliche Grüße!
Hundert und ein Victoriaschüsse
Hallten durch deutsche Lande weit
Kündete glorreiche Zeit.

Spicheren.

Des Feindes Macht
Am Waldberg-Rand
Mit starker Hand
Zu Fall gebracht.

Auch hier Tribüne an Tribüne. Eine derselben ist besetzt mit 3500 Schülern, die freudig des Anzuges der Helden harren. Vor der Tribüne sind auf Podien Musikcorps aufgestellt. An dem schönen Garten des Prinzen Albrecht vorüber, dessen schattige und hohe Bäume einen wirksamen und tiefgrünen Hintergrund für die weißen Säulen, die bunten Fahnen und schwarzweißen Wimpel abgeben, folgt die via triumphalis nun der etwas schmaler werdenden, gradlinigen Königgrätzerstraße nach dem Potsdamer Thore. In dessen Nähe wieder Tribünen überall und reichgeschmückte Häuser. Eine herrliche, von Lucae, Moritz Schulze und Reinhold Begas ausgeführte, den Sieg von Sedan und die Einnahme von Metz und Straßburg symbolisirende Gruppe erhebt sich in dem

Dreieck vor der Leipzigerstraße. Auf einem Rundbau, dem sogenannten Kanonenberg, dessen beiden Absätze neun in Straßburg eroberte Riesengeschütze — le Ravissant, Molino-delrey, la Galathée, le Vioménil, Hyposeus, Folgora, Ganymède, Gemelius und Méléagre — tragen, steigt ein mit Wappenschildern geschmücktes Piedestal empor: frei und schön steht auf ihm eine geflügelte Victoria, einen Lorberzweig und einen Kranz in den erhobenen Händen, als wolle sie dieselben den Siegern darreichen. Das Antlitz der Göttin ist von heiterer, hoheitsvoller Schönheit; nicht weniger gelungen ist die Bewegung der Gestalt: sie scheint von ihrem Sockel herabschweben zu wollen, den Helden entgegen. An dem Sockel prangt über dem preußischen Adlerschilde der glorreiche Name „Sedan," darunter stehen des Königs Worte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung." Die ganze Höhe der Gruppe beträgt 70 Fuß. Zu beiden Seiten des Kanonenberges sitzen ernst und streng zwei gigantische Frauenbilder, die einen Zug von Michel Angelo's gewaltigen Schöpfungen an sich tragen: Straßburg mit der gesenkten Fackel und Metz, die Hand in die Seite gestemmt, darstellend. Aus einiger Entfernung angesehen, haben die colossalen Gestalten etwas Ergreifendes; das Gewaltige der eroberten Festungen, die Entschlossenheit des Widerstandes, wenn man will ein gewisser noch nicht überwältigter Trotz und Starrsinn der wiedergewonnenen Lande von Elsaß und Lothringen prägen sich in ihnen für Jeden verständnißvoll aus. Dagegen ist die schwebende Victoria in ihrer heiteren Schöne das echte Sinnbild des Sieges. In ihr athmet etwas von jenem freudigen Rausch, jener unbeschreiblichen Siegeszuversicht, der Zuversicht, daß eine allwaltende und allgerechte Nemesis die Weltgeschichte leitet, dieser Zuversicht, die unser ganzes Volk, ja die ganze Welt bei der Kunde der Schlacht von Sedan ergriffen hatte. Goldene Adler umgeben den Sockel, auf dem die Figuren ruhen; auf schlanken Säulen ragen in Lorbeerkränzen eiserne Kreuze auf. Von hier zum Branden-

burger Thore breitet sich der schönste Theil der Siegesstraße aus. Die prächtigen Gärten der Paläste der Wilhelmstraße, die sich hinter zierlichen Gittern aufthun, mit den dunkeln Bäumen, die über die niedrigen Parkmauern hinwegsehen; gegenüber die zierlichen Häuser mit ihren Balkonen und kleinen Vorgärten, dann der Thiergarten, unter dessen Bäumen von der Ecke der Linnéstraße bis zum Thore eine einzige lange Tribüne sich hinzieht, endlich als großartigen, architectonisch vollendeten Abschluß das Brandenburger Thor. Welch ein erhabenes Werk der Baukunst ist dies Thor, eine Nachbildung der Propyläen zu Athen, schon an und für sich! Es hat eine Breite von 195, eine Höhe von 64 Fuß. Zwölf 44 Fuß hohe dorische Säulen tragen die mächtige Attika, auf der stolz die gekrönte Siegesgöttin mit ihrem Viergespann sich erhebt. Langhans baute dieses Säulenthor, die Siegesgöttin ist ein Meisterwerk Schadow's. Und welchen Schmuck hat dieses erhabene Bauwerk, durch das schon drei Mal (1814, 1864 und 1866) die Sieger einzogen, zum heutigen Ehrentage angelegt! Vor demselben erheben sich 6 durch Laubgewinde verbundene, 60 Fuß hohe, an der Spitze mit dem preußischen Adler im goldenen Lorbeerkranze geschmückte Säulen. Die hohen Postamente der Säulen sind mit bezüglichen Trophäen und mit dem plastischen Schmuck von Adlern und den schildhaltenden Bären der Stadt versehen. Von diesen sechs Säulen beziehen sich zwei auf die Besiegung von Paris, die dritte ist den Kämpfen um Orleans, die vierte denen um Le Mans, die fünfte den Schlachten vor Amiens und St. Quentin, die letzte den Gefechten um Belfort und Hericourt gewidmet. Innerhalb des Thores ist der Pariser Platz, auf dem besonders das Arnim'sche Haus im fröhlichsten Festschmucke prangt, von zwei amphitheatralisch aufsteigenden, mit rothem Zeug ausgeschlagenen Tribünen bis zu den Linden eingerahmt. Die Banner aller deutschen Staaten zieren sie. Hier soll der Empfang des Kaisers durch fünfundsiebenzig Jungfrauen und die Ueberreichung

eines Lorbeerkranzes an ihn stattfinden. Vor dem Eingang der Linden ruht auf vier 45 Fuß hohen Säulen, deren jede eine acht Fuß hohe Victoria trägt, ein rothsammtener, mit langen Goldfranzen verzierter Baldachin. In einer Breite von 80 und einer Tiefe von 40 Fuß überdeckt er zwei geräumige Tribünen für den Magistrat, die Stadtverordneten und die Bezirksvorsteher. Hier soll die feierliche Begrüßung des Kaisers durch die Stadt erfolgen.

Wir sind damit in unserer Vorschau bis zu dem Anfange des letzten Abschnittes der via triumphalis gelangt, der von dem Brandenburger Thore bis zum Schlosse reicht. Hier jedoch machen wir zunächst Halt, die Betrachtung dieses letzteren Theils uns aufsparend, denn von jenseit des Thores verkündet uns der ertönende Jubel, daß der Zug nahet. Die Glocken läuten: durch das prächtige Thor erfolgt der Einmarsch der Sieger. „Wie nun", erzählt ein Augenzeuge (Hans Blum im „Daheim") „die drei verdientesten der Verdienstvollen, Feldmarschall Moltke mit dem Marschallstabe in der Rechten, Fürst Bismarck und Graf Roon vor dem Könige und Kaiser einherritten: das muß man erlebt haben, zu schildern ist es nicht. Moltke zügelte sein muthiges Pferd, welches das fortwährende Schwenken der Zunftembleme übel genommen zu haben schien, mit der Kraft eines Jünglings, während Bismarck seinem massiven Braunen freundlich den Hals klopfte und dann wieder den jubelnden Zuruf des Volkes mit freudestrahlendem Antlitz erwiederte; selbst Roon's sonst fast schwermüthiges Gesicht hatte sich aufgehellt — der Gedanke, daß dieser Tag auf das Streben seiner harten, unerschütterlichen Arbeit zur Reorganisation des Heeres die höchste Weihe drücke, überwog den bittern Schmerz des Vaters in ihm; der Krieg hat ihm ja das Leben eines überaus hoffnungsvollen Sohnes gefordert. Dann folgte der Kaiser. Der Eindruck, den diese königliche Heldengestalt, diese Würde, Kraft und Milde hervorbrachte, war unbeschreiblich tief. Hier sprach sich deutsche Liebe und Hingebung an ihren

Fürsten in ihrer Eigenart aus — so ganz anders als romanischer Knechtsinn — man grüßte den Vater des Vaterlandes, und Kaiser Wilhelm nahm so den dankenden Jubel seines Volkes entgegen. Er wie seine treuen Räthe, die vor ihm ritten, trugen am Schwertgriff schon eine ganze Anzahl Kränze, welche die Liebe des Volkes ihnen dargebracht hatte." Die Ehrenjungfrauen, von denen die erste Begrüßung stattfinden sollte, standen zur Rechten vor einer mit Roth ausgeschlagenen bedeckten Tribüne. Eine der Ehrenjungfrauen, Fräulein Christine Bläser, gefolgt von sieben ihrer Gefährtinnen, nahete sich dem Kaiser und begrüßte ihn mit den Versen C. Fr. Scherenberg's:

„Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze!
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt.
Heim führst Du Deutschlands Heer im Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

„Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen,
Aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort!
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst Du die Palme uns, als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sä'manns Mühen reiche Ernte habe!"

Freundlich lächelnd nahm der Kaiser den Lorbeerkranz aus den Händen der Sprecherin entgegen, richtete einige huldvolle Worte an sie und ihre Begleiterinnen, ritt dann zu den verwundeten Offizieren, sprach mit einigen von ihnen und wandte sich darauf dem Eingange der Linden zu. Hier trat ihm die Deputation der Stadt entgegen, und der Bürgermeister Hedemann begrüßte den Kaiser mit folgender Anrede:

„Allerdurchlauchtigster großmächtigster Kaiser!

Ew. kaiserliche Majestät bringen an der Spitze des siegreichen Heeres dem deutschen Vaterlande die Palme des Friedens entgegen. Wir preisen Gott den Herrn, der Ew. kaiserliche Majestät auf schwerem Wege behütete, und all die Heldenherzen, die auf ihn vertrauten, und die er im Kampf zur Abwehr wider einen übermüthigen Feind stählte zum Siege. Die Fürsten und Völker Deutschlands haben Ew. kaiserliche Majestät den Tribut des Dankes im freien Entgegenkommen gezollt. Vorüber ist die kaiserlose Zeit, das mächtige Fürstenhaus der Hohenzollern beginnt die neue Aera deutscher Kaiser. Wir, die Bürgerschaft Ew. kaiserlichen Majestät Haupt- und Residenzstadt, tragen die heilige Pflicht, in der Eintracht, Liebe und Hingebung an Ew. kaiserliche Majestät und dero angestammten Thron die Quelle vielhundertjähriger Wohlfahrt und großer Errungenschaften zu sehen. Den Fürsten Deutschlands und den übrigen großen Führern der Helden, unsern Brüdern im heiligen Kampf für Deutschlands Ehre und Recht, bringen wir im Festschmuck unserer Stadt Anerkennung, Ehre, Ruhm und Dank entgegen. Den Manen der verstorbenen Helden bleibt in der Geschichte Deutschlands unauslöschlicher Nachruhm gesichert. Die Thränen, welche die Opfer des Krieges in vollen Strömen den Augen ihrer Angehörigen entpreßten, sie werden von Neuem das Vaterlandsgefühl befruchten, sie werden sich wandeln in Thränen der Wehmuth und tröstlichen Theilnahme aller deutschen Herzen auf dem weiten Erdenrunde, sich wandeln, so hoffen wir, in Thränen der Freude über das für Deutschland errungene Glück, fortan unter den Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt aller Menschen zu dienen. Wachsame Hüter unserer von Gott geschaffenen, einem raubsüchtigen Feinde wieder abgerungenen Grenzen, werden wir allen Nachbarvölkern gute Nachbarn sein und mit ihnen den der Menschheit würdigen Kampf kämpfen um Ebenbürtigkeit in Wissenschaft, Kunst und Industrie, zur Wohlfahrt Aller.“

Hierauf erwiederte Se. Majestät:

„Ich spreche Ihnen zunächst meinen Dank aus für das, was Sie hier gesagt haben, im Allgemeinen und speciell für mich und für die Armee, die durch ihre Repräsentanten einzieht. Wir haben so Großes erlebt, daß wir wissen, wem wir es verdanken. Wir danken dem Himmel, daß er uns Allen die Kraft und die Ausdauer gegeben hat, die Ausbeute des Erlebten zu benutzen. Alles das, was mein Volk erlebt hat, die Güter und die Schätze, die wir jetzt erst kennen lernen, verdanken wir der Treue außen und daheim; dies wollen wir bewahren als theuerstes Gut für unsere Zukunft. Ich muß der Stadt Berlin jetzt schon meinen Dank für den unbegreiflich schönen und festlichen Empfang sagen, natürlich nicht für mich, sondern für mein Heer.“

Nach der feierlichen Begrüßung setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und es wurden die Linden, an deren Eingang ein großes eisernes Kreuz, gehalten von einer Guirlande, herabhing, betreten.

Die Ausschmückung dieses vom Eingang der Linden bis zum Friedrichsdenkmal gehenden Theils der via triumphalis übertrifft fast noch den der Abschnitte bis zum Pariser Platz. Was ist es, was das Brausen des Jubels auf diesem Platze plötzlich so mächtig steigert? Die Träger der 81 eroberten französischen Adler, Fahnen und Standarten haben soeben das Säulenthor durchschritten und den Pariser Platz erreicht. Herzerhebend und erschütternd wirkt der Anblick dieser Trophäen; ein Sturmruf geht durch die Menge, wie er auf diesem Platz nie vernommen ward. Die „Glorie" des eitelsten Volkes der Welt wird dahergetragen, die Gerechtigkeit des Sieges schlägt wie ein feuriger Funken in Aller Herzen. Zu beiden Seiten der mittleren Lindenreihe bilden die zwischen den Bäumen aufgestellten, mit Eichenlaub bekränzten eroberten Kanonen und Mitrailleusen, fast unabsehbar, den schönsten Schmuck der Straße. Am Eingange liegen rechts und links zwei gewal-

tige Geschütze aus der Festung La Fère; le hautin heißt das eine, l'aubepine das andere, oben auf dem Rohr, unweit der Mündung, sind die Namen eingravirt. Aehnliche Riesengeschütze stehen am Eingange der Friedrichsstraße und am Friedrichsdenkmal. Bis zur Schadowstraße sind die bei Metz und Paris genommenen Kanonen in der Ueberzahl; von dort bis zur Dorotheenstädtischen Kirchstraße stehen 80 bei Sedan erbeutete Mitrailleusen, 40 auf jeder Seite. Die Gesammtzahl der aufgestellten Geschütze beträgt 678. Zwischen den Geschützen stehen Kandelaber, die Feuerbecken tragen. An fünf Uebergängen der Linden sind je zwei 40 Fuß hohe, mit Victorien gekrönte Säulen errichtet; zwischen je zwei Säulen hängt ein 15 Fuß hohes und 20 Fuß breites, mit vergoldeten Quasten eingefaßtes Bild herab. Die Bilder, Werke der akademischen Künstler A. v. Heyden, Ewald, v. Werner, Knille und Schaller, geben, anknüpfend an Aussprüche des Kaisers, Darstellungen, die sich auf die Erfolge des Krieges beziehen. In Goldschrift erscheint der Gegenstand des Bildes, in Versen kurz und bedeutsam ausgedrückt, auf der Rückseite des Bildes. Das erste Bild, die Germania in goldener Rüstung und mit gezücktem Schwerte darstellend, trägt als Ueberschrift das Wort des Kaisers:

> Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu mir stehen, wie es zu meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. 20. Juli 1870.

Unter dem Bilde steht:

> Unfrieden meid' ich,
> Unglimpf nicht leid' ich;
> Mein Schwert ist scharf und schneidig.

Die Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland allegorisch darzustellen, hat sich der Maler des zweiten Bildes zur Aufgabe gestellt. Von Genien wird eine Brücke über den Main gebaut, auf welcher der Preuße und der Bayer einander die Hände zur Bundesbrüderschaft reichen.

Das Bild trägt die Ueberschrift:

Ganz Deutschland steht einig wie nie zuvor.
20. Juli 1870.

Unten: Süd und Nord
Eins in Schwert und Wort.

Rückseite: Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main.

Das dritte Bild zeigt die siegend einherstürmende Germania. Sie ist umgeben von kämpfenden Jünglingen. Bewältigte Feinde liegen am Boden, andre fliehen.

Oben steht:

Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht. 18. Januar 1871.

Auf der Rückseite des Bildes leuchtet dem Beschauer das prophetische Wort Rückert's entgegen:

Und also ist es denn geschehen,
Daß, wie in einem Wetterschlag,
Eh man die Hand hat zücken sehen,
Der, den sie traf, am Boden lag;
Und wir bekennen laut und offen:
Es ist der Herr, der ihn getroffen.

Das vierte Bild zeigt die ruhmgekrönte Germania.

Ueberschrift:

Allezeit Mehrer des Reichs, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Rückseite: Kommen bist du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz gezeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt.

Geibel.

Symbolisch ist „der Frieden“ im letzten Bilde dargestellt. Ueberschrift:

> Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen. 21. März 1871.

Rückseite:

> Der Vorsehung unseren Dank, welche gewollt, daß wir das Werkzeug sein durften für so große welthistorische Ereignisse. 5. März 1871.

> Uns ist gegeben worden über Bitten und Verstehen. 31. Mai 1871.

> Die deutschen Fürsten und Völker sind in gemeinsamer Arbeit zu einem Reiche geeint.
> 31. Mai 1871.

Wo die Linden abschließen, erhebt sich, schräg dem königlichen Palais gegenüber, das Gebäude der Akademie. Dieses mit seiner langen Hauptfront den Linden zugekehrte Gebäude erscheint wie durch ein Wunder verwandelt. Das Dach hat den Schmuck einer zierlichen, mit weißrothen und goldgesäumten Vorhängen verkleideten Ballustrade empfangen. Ueber der Thür befindet sich ein rundbogig geschlossener mächtiger Baldachin, über dem sich eine Fahnentrophäe, von dem altpreußischen Adler zusammengefaßt, erhebt. In dem Baldachin prangt die Kolossalbüste des Kaisers Wilhelm (nach Drake) und vor derselben erscheinen, sich die Hand reichend, die beiden Kolossalgestalten Borussia und Germania. Die Fenster sind mit einem Arabeskenkranz umgeben, die Wände zwischen ihnen mit den Bildern der Heerführer geschmückt. Sie sind auf Goldgrund, in rothschimmernden Rahmen, gemalt. Unter dem Bilde des (von Oscar Begas gemalten) Kronprinzen stehen die Worte:

> Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
> Dir folgt, treu bis zum Tod, freudig zum Siege die Schaar.

Das (von Gustav Richter gemalte) Bild des Prinzen Friedrich Karl trägt die Unterschrift:

Feldherr, markig an Kraft, von vorwärtsstürmender Kühnheit,
Dir folgt, treu bis zum Tod, freudig zum Siege die Schaar.

Eben so characteristisch sind die Unterschriften der Bildnisse des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg und des Kronprinzen von Sachsen (gemalt von Friedrich Kaulbach und C. Becker). Die Unterschrift des ersteren Bildes lautet:

Herrschend durch eigenes Recht, gehorchend aus eigenem Willen,
Fürst und Feldherr zugleich, zogst du, Tapfrer, das Schwert.

Und unter dem Bilde des Kronprinzen von Sachsen stand:

Männer aus jeglichem Gau Germaniens kämpften verbrüdert,
Helden, dem Throne zunächst, führten die Starken zum Sieg.

Wie die oben aufgeführten Feldherrn sind in ganzer und überlebensgroßer Figur (gemalt von Adolf Menzel) Fürst Bismarck und Graf Moltke, Jener die Hände auf einem mit Briefschaften und Karten bedeckten Tische stützend, Letzterer im schneebedeckten Felde stehend, das Doppelglas in der Rechten haltend und scharfen Blickes in die Ferne schauend. Unter Bismarck's Bild steht:

Eisengeschmückt erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit! Meister, du hieltest dein Wort!

Die Unterschrift unter Moltke's Bild lautet:

Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

Wohin sollen bei aller dieser Pracht die Blicke der auf der via triumphalis einherziehenden Krieger sich zuerst richten? Aber die berliner Bevölkerung, die für ihre gastliche Aufnahme schon Vorbereitung getroffen hat, wird Sorge dafür tragen, daß sie in den nächsten Tagen mit Behaglichkeit alles Einzelne genau werden in Augenschein nehmen können. Doch ehe wir uns ihnen im Geiste wieder anschließen, haben wir noch den letzten Abschnitt des für ihren Triumph-Einmarsch bestimmten Weges in Augenschein zu nehmen, die Strecke vom Friedrichsdenkmal über die Schloßbrücke bis zum Schloß. Der Platz vom Friedrichsdenkmal bis zur Schloßbrücke ist von Masten und Säulen freigeblieben, nur Tribünen fassen ihn zu beiden Seiten ein. Durch festliche Verzierungen mit Fahnen, Kränzen und Siegesschildern, welche die Inschrift Sedan und Wörth tragen, tritt das kronprinzliche Palais stattlich hervor. Auf dem großen freien Raum werden wir den Vorbeimarsch der Truppen vor dem Kaiser in langen Reihen, in kriegerischer Pracht und Größe stattfinden sehen. Einen herrlichen Anblick gewährt die Schloßbrücke mit ihren Marmorfiguren und den ihr zur Seite liegenden, mit Kränzen, Blättergewinden und Fahnen geschmückten Kähnen. Durch das Schloß, die Bauakademie, das Museum, das Zeughaus und den Dom wird hier ein unvergleichlicher Hintergrund gebildet, der gleichsam das Wesen und die Geschichte Preußens in steinernen Riesenlettern ausspricht. Vor dem mittleren Portal des Schlosses, zwischen den Rossebändigern giebt das Standbild der Germania der Siegesstraße den schönsten und sinnigsten Abschluß. Auf einem runden Postament von 63 Fuß Umfang thront sitzend und dennoch die Höhe von 19 Fuß erreichend das Riesenbild der Germania, die beiden lange entfremdeten, nun wieder gewonnenen Kinder Elsaß und Lothringen neben sich — eine in erhabener Schönheit von Albert Wolf ausgeführte Gruppe. Der untere Theil des Sockels ist ein die deutschen Flußgottheiten darstellender Fries. Ueber ihm befindet sich ein größerer, 6 Fuß hoher Fries, (ein

Werk Siemering's) der Auge und Sinn des Beschauers sogleich gefangen nimmt. Der Inhalt der Darstellung gehört den großen Ereignissen der Zeit, die heut gefeiert werden, so gänzlich an, daß wir gern einem begeisterten Erklärer des Frieses (Hans Blum) unser Ohr leihen, der sich folgendermaßen über ihn ausläßt:

„Die Bilder sind im eigentlichsten Sinn über Nacht entstanden. Aber auch aus einem Gusse, einer Stimmung, einem Schaffensdrange sind sie hervorgegangen; und nur aus der Erinnerung, die in den Tagen unseres Aufmarsches nach der bedrohten Westgrenze das ganze deutsche Volk beseelte, konnten diese Gestalten geschaffen werden. In der Mitte bläst ein deutscher Herold die Kriegsdrommete, von beiden Seiten stürmen die Krieger der verschiedensten deutschen Stämme jubelnd herbei zum Schutze des Vaterlandes, edle, kraftvolle, eigenthümlich characteristische Gestalten nach Stamm und Waffe. Aber die Stimmungen zu schildern beim Verlassen der Heimath, ist des Künstlers Hauptaufgabe. Die erste Gruppe: Der Abschied des Familienvaters. Im Antlitz des Mannes, als er sein Jüngstes auf dem Arm der schluchzenden Gattin an sich preßt, und ein älteres Kind ihn am Knie festhält, prägt sich bei aller Schwere der Trennung doch der zornige Kampfesmuth aus, der Weib und Kind am besten behütet hält, wenn der Mann für sie das Leben wagt. Vom Commers gekommen, die Cerevismütze noch auf dem Haupte, gürtet sich daneben der sorgenfreie Studio, während in der nächsten Gruppe der sächsische Gardereiter am Ambos, den Helm auf's Haupt gestülpt, dem Meister fröhlich lachend weissagt, wie die wuchtige Faust auf die Schädel der Feinde niederfahren wird mit der treuen Klinge. Der Abschied des Nachbarn ist mit Thränen verbunden. Denn der rheinische Ulan preßt sein Mädchen in dem schnürreichen Mieder zum letzten Male an's Herz — welche Gestalt! Mit am tiefsten empfunden ist aber wohl die nächste Gruppe, wo der halberwachsenene Schüler in's Feld

zieht, während die ausgestreckte Hand des greisen Seelenhirten — eine Gestalt von apostolischer Reinheit — segnend auf seinem Haupte ruht. Und der Bauer vom Lande sagt daneben seiner Alten: „Sei stark, Weib, auch unsere Buben haben sie einberufen.“ Und die Frau ist stark; die Mutterliebe kämpft noch in den Zügen um Auge und Mund, aber die deutsche Patriotin faßt ihre Schürze krampfhaft, und wenn sie das thut, weiß man, daß sie was durchsetzt. Wirklich wird dem Sohn daneben am Pfluge des Königs Ordre überreicht. Vor des Königs „An mein Volk“ sitzen begeistert zwei Invaliden von 1813; sie erleben die Wiedergeburt und Vollendung der Tage, da sie jung waren. Da reißt sich auch der preußische Wehrmann los von seinem Mädchen, während ein Knabe froh die Mütze in die Luft wirft. Das ist in wenigen Worten der Inhalt von Siemering's Fries.“ Diesem Meisterwerke der plastischen Kunst gegenüber erhebt sich noch dicht verhüllt das Standbild Friedrich Wilhelm's III., dessen Enthüllung den Schluß der Einzugsfeier bilden soll.

Zurück nun zu den unter stetig sich fortpflanzendem Hurrah die Linden einherschreitenden Siegern! Als die Spitze des Zuges die Linden verläßt, reitet der Kaiser mit seiner Suite an das Blücherdenkmal. Darauf erfolgt der Vorbeimarsch der Truppen, der fast drei Stunden währt. Jedes einzelne Regiment wird jubelnd begrüßt, die Fahnen werden salutirt. Als der Kaiser beim Vorbeimarsch des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7 sich an die Spitze desselben stellt (ein Gleiches geschieht beim Defilieren des Regiments Königin Augusta, welches der Kaiser seiner hohen Gemahlin vorführt, und des Regiments Garde du Corps) bricht von allen Seiten ein Sturm der Begeisterung aus, welcher die geschichtliche Bedeutung dieser Ehrenbezeugung kennzeichnet. Der greise kaiserliche Held hält auch hier in der glühenden Sommerhitze, Allen ein Vorbild, Stand, in der glänzenden fürstlichen Umgebung der Erste von Allen, an Alter, Kraft und männlicher Größe.

Das Publikum wetteifert in der jubelnden Begrüßung seiner Lieblinge; waren es jetzt Gardeschützen, so beglückwünscht man gleich darauf die Grenadiere von Franz und Alexander, die Artillerie wird nicht minder enthusiastisch empfangen, als die vom Feinde mit märchenhaftem Nimbus umgebenen Ulanen, die stattlichen Gardedragoner und die in der Junisonne glänzenden Kürassiere.

Gegen 1/24 Uhr war der Vorbeimarsch beendet, die meisten Truppen hatten sofort abgeschwenkt, um in ihre Quartiere zu gehen, nur einige Truppentheile, Cavalerie und Infanterie, marschirten in den Lustgarten nnd stellten sich dort in weitem Carré um das verhüllte Denkmal auf. Als diese Aufstellung geschehen war, erschien Sr. Majestät der Kaiser an der Spitze seiner Suite zu Pferde auf dem Platze, begrüßte die Truppen und nahm zur Rechten des in der Nähe der Fontaine aufgestellten eisernen Pavillons seinen Platz. Bald darauf erschien die Kaiserin, die Prinzessinnen und die fremden fürstlichen Damen im Pavillon, und Seine Majestät gab das Zeichen zum Beginnen. Die Tambours schlugen zum Gebet, alle Anwesenden entblößten das Haupt. Auf den Stufen zum Denkmal waren die eroberten französischen Adler, Fahnen und Standarten niedergelegt, Deputationen der Ministerien, der Geistlichkeit, der Stadtbehörden hatten sich davor aufgestellt, hinter dem Denkmal der Domchor, der bei dem Herannahen der Kaisers einen Choral sang. Der Feldprobst der Armee, Thielen, hielt hierauf folgende Ansprache: „Gott segne Deutschland, das nunmehr wieder hergestellt und unter den Staaten Europas den ihm gebührenden Rang eingenommen hat. Deß zum Zeugniß soll dies Standbild enthüllt werden, das der Kaiser zum Zeichen der Liebe und Verehrung König Friedrich Wilhelms III. errichten ließ, des Königs, der die Resultate, vor denen wir heute stehen, angebahnt und die Wege zu ihnen geebnet hat.“ An diese Worte schloß sich ein Gebet, worauf Seine Majestät den Befehl zur Enthüllung der

aus der Meisterhand des Professor Albert Wolff hervorgegangenen Reiterbildsäule gab. Die Hülle fiel, und das Bild zeigte sich den gerührten Blicken des Kaisers, seiner Familie und seines Volkes. Die Truppen präsentirten und riefen Hurrah, die Musik fiel ein, vom Dom ertönten die Glocken, und am Kupfergraben wurden Kanonen gelöst. An die Deputationen hielt der Kaiser darauf folgende Anrede:

„Was wir im tiefsten Frieden ersonnen und vollendet, was wir hofften im tiefsten Frieden enthüllen zu können, dieses Standbild, ist nun auch zum Denkmal des Schlusses eines der glorreichsten, wenn auch blutigsten Kriege der Neuzeit geworden. Wenn der König uns sehen kann, so wird er mit seinem Volk und seinem Heere zufrieden sein. Möge der Friede, den wir mit so vielen Opfern erfochten, auch ein dauernder werden! An uns Allen ist es, die Hand anzulegen, daß es also geschehe. Das walte Gott!"

Um halb fünf Uhr war die Feierlichkeit beendet, der Empfang der Truppen im Einzelnen verbreitete sich über die ganze, weit ausgedehnte Stadt, überall Scenen hervorrufend, welche der Ausdruck des herzlichen Entgegenkommens Seitens der Bürgerschaft waren. — Es war ein schöner, harter und heißer Tag! Die Soldaten haben es gesagt, als sie am späten Nachmittage in ihre Quartiere rückten, nachdem sie die Mühseligkeiten des ihnen bereiteten Festes von den frühesten Morgenstunden an in überreichem Maße genossen hatten. In der Aufregung, der gehobenen Stimmung und dem stolzen Bewußtsein, den nach furchtbarem Ringen erkämpften Lorbeer in dieser Stunde, umjubelt von den Brüdern im Vaterlande, zu pflücken, gehorchte der Körper dem Geiste, und wer von den fremden Offizieren, von den Russen, Amerikanern und Engländern, die auf dem Opernplatz und auf den glühend heißen Tribünen desselben, den correcten Parademarsch unserer Truppen mit angesehen hat, der wird in ihnen die Sieger von Wörth und Sedan, von Orléans, Paris und den Vogesen-

pässen erkannt haben. Daß die festliche Bewirthung der Einziehenden nicht an demselben Tage stattfand, war ein Glück, die Abspannung der Leute (es ging heiß zu, wie in einem Gefecht auf französischem Boden, hörte man sprechen) wäre den Anstrengungen sofort eingetretener Festlichkeiten doch nicht gewachsen gewesen. Ein Trunk Wasser oder Bier war der höchste Genuß, der ihnen geboten werden konnte, und dann — Ruhe, wenigstens auf einige Stunden Ruhe, denn das Feuermeer, das am späten Abend über Berlin ausgegossen war, lockte doch wiederum auch den Müdesten aus seinem Quartier auf die Straße.

Und nicht die Soldaten allein, die nicht zu zählenden und kaum zu schätzenden Fremden, die aus allen Weltgegenden herbeigeeilt waren, hätten die Straßen schon gefüllt. Der Verkehr war am Abend ein ganz ungemessener, und die Großartigkeit der Massenanhäufungen machte für sich selbst schon das Schauspiel der Illumination zu dem interessantesten. Die Illumination am Abende (auch hier folgen wir den Berichten der „Nat.-Ztg.“) fing wegen der sommerlichen Helle natürlich ziemlich spät an, sie war aber wohl, ohne die geringste Uebertreibung gesprochen, durch keine vorangehende jemals übertroffen. Von Seiten der Stadt war für die Beleuchtung der Siegesstraße, der öffentlichen Denkmäler und des Brandenburger Thores Sorge getragen. Zwischen den französischen Kanonen Unter den Linden leuchteten die Kandelaber in hellen Flammen über dem Frühlingsgrün der Bäume und die bunten Lampions unter Guirlanden hervor, die Velarien, diese prächtigen Farbenschöpfungen unserer Maler, erstrahlten von Zeit zu Zeit im bengalischen Lichte, die Kaiserlaternen umgaben das Friedrichsdenkmal in geschmackvoller Fassung mit fernhinleuchtendem Glanze, alle fürstlichen Palais an dem Opernplatze, das Opernhaus, das Zeughaus, die Universität, das Akademiegebäude, die Hedwigskirche, das Museum machten die laue Sommernacht zum hellsten Tage. Die Fresken hinter den Säulen am Mu-

seum waren durch electrisches Licht beleuchtet, welches die Bilder weit über den Lustgarten hin erblicken ließ. Wohl das Prächtigste, wie ein phantastisches Märchen aus tausend und einer Nacht war das Brandenburger Thor mit der Victoria. Den Tausenden, die Kopf an Kopf gedrängt auf dem Pariser Platz standen, erschien das gewaltige Baudenkmal im rosenrothen Glanze, während fortwährend bunte Leuchtkugeln, Raketen, Girandolen in den Nachthimmel emporstiegen; dann leuchtete vom Thiergarten aus electrisches Licht wie anbrechender Morgen, bis mit Jubel begrüßt blendend und strahlend eine Sonne sich über der Gestalt der Siegesgöttin erhob. Der Eindruck war jedesmal ein überwältigender. Die Standbilder der Helden der Freiheitskriege am Opernplatz und der großen Generale Friedrich's II. auf dem Wilhelmsplatz, der große Kurfürst, die „Berolina", diese Colossalstatue, das Werk weniger Tage und leider nur für wenige Tage berechnet, die Marmorstatuen vor der neuen Wache und auf der Schloßbrücke, alle diese herrlichen Figuren waren von bengalischem Feuer umglüht und bildeten die Mittelpunkte der dicht sie umdrängenden Volksmassen. Der klare, wolkenlose Himmel spiegelte das Flammenmeer der Hauptstadt wieder und wird weithin in's Land die Freudenzeichen des Siegesjubels getragen haben. Als Finale mögen auch die Schloßkuppel und der Thurm des Rathhauses, die Kuppel der Sternwarte, mehrere Kirchen, wie die Spittelkirche am Ende der Leipzigerstraße, gegolten haben, die in rothem und grünem electrischen Lichte oder aus flammenden Feuerbecken hoch über den Dächern der Stadt Freudenfeuer in die Ferne entsendeten.

Ja, dieser 16. Juni das war ein Tag hoher Festesfreude, wie eine solche — nach ihrer äußern Erscheinung — in gleicher Pracht wohl auch in anderen Ländern, sicher aber nirgendswo in gleicher Innigkeit zum Ausdruck gekommen ist! Welche Siegesarbeit war vollbracht! Immer und immer wieder ward die Seele von Staunen ergriffen, betrachtet sie die Größe der dem Vaterlande in der Kriegsfrage gestellten Aufgabe, die jetzt

erst in ihrem vollen Umfange sich übersehen ließ, und die Mächtigkeit der errungenen Erfolge. Eine genaue Berechnung ergab, daß der Kriegszustand im Ganzen 210 Tage gewährt hatte. Werden daran die Tage der Mobilmachung und die Tage der Verhandlungen während des Waffenstillstandes abgezogen, so bleiben 180 eigentliche Kriegstage übrig.

In diesen 180 Tagen nun haben die deutschen Heere 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte bestanden, 17 größere Schlachten geschlagen, 26 feste Plätze genommen, 11,650 Offiziere, 363,000 Mann Gefangene gemacht und über 6,700 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet.

Eine eingehende Berechnung ergiebt demnach, daß die deutschen Heere in jedem der sechs Monate wirklicher Kriegsführung durchschnittlich 26 Gefechte und 3 Schlachten durchkämpft, 4 Festungen genommen, 1940 Offiziere und 60,500 Mann gefangen und 1,110 Geschütze und 20 Adler und Fahnen erbeutet haben.

Es kommen somit auf jeden Tag des Krieges beinahe ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eingenommene Festung; ferner auf jeden Tag an Kriegsgefangenen 65 Offiziere und 2070 Mann, an Fahnen oder Adler einen oder je zwei auf je zwei oder drei Tage.

Und bei dieser Berechnung sind weder die für gefangen erklärten 170,000 Mann zählenden pariser Truppen, noch die 83,000 Mann, die nach der Schweiz und die 6000 Mann, die nach Belgien übergetreten waren, in Betracht gezogen worden. —

Es vertheilen sich die Gefechte und Schlachten auf die einzelnen Monate wie folgt: es kommen auf die Zeit bis zur Capitulation von Sedan 13 Gefechte, 8 Schlachten — bei Weißenburg, Wörth, Spicheren, Courcelles, Vionville, Gravelotte, Noisseville und Beaumont-Sedan, — und die Einnahme

von vier festen Plätzen, Lützelstein, Lichtenberg, Marsal und Vitry. In den Monat September fallen 13 Gefechte und die Einnahme der Festungen Sedan, Laon, Toul und Straßburg, in den Monat Oktober 37 Gefechte und der Fall der Festungen Soissons, Schlettstadt und Metz, in den Monat November 15 Gefechte, zwei Schlachttage, — die von Amiens und Beaune la Rolande — und die Einnahme der Festungen Verdun, Montbeliard, Neu-Breisach, Ham, Diedenhofen, la Fère und der Cidatelle von Amiens, in den Monat Dezember 30 Gefechte, die Schlachten vor und bei Orléans und an der Hallue, sowie der Fall von Pfalzburg und Montmédy, in den Monat Januar endlich 48 Gefechte, die Schlachten bei Le Mans, Montbeliard und St. Quentin und der Fall der Festungen Mézières, Rocroy, Peronne, Longwy und Paris. Im Monat Februar wurde endlich Belfort den deutschen Truppen vorläufig übergeben. —

Der Zeitabschnitt der Cernirung von Paris währte vom 19. September bis zum 28. Januar, also 130 Tage, innerhalb deren 22 größere Ausfallsgefechte stattfanden, welche bei vorstehender Berechnung durchweg der Zahl der Gefechte hinzugezählt worden sind, obgleich ein Theil derselben ihrer Ausdehnung wie Bedeutung nach wohl den Schlachten des Krieges anzureihen sein dürfte. Die Ziffer von 22 Ausfallsgefechten auf 130 Tage ergiebt für den Monat fünf bis sechs, und zwar fallen auf den September deren drei, auf den Oktober acht, auf den November zwei, auf den Dezember vier und fünf auf den Januar.

Nach allen Seiten hin betrachtet — welche Anstrengungen! Die Belagerung Straßburgs allein hat 2 Millionen Thaler gekostet. Nicht weniger als 193,000 Geschosse aller Art, 50-pfündige, 25-pfündige Bomben, Shrapnels, Langgeschosse, sind dort zur Verwendung gekommen.

Solche Anstrengungen, solche Erfolge, — und doch bei den einziehenden Siegern — eine Armee selbst, die aber in

ihrer Zusammensetzung die gesammte Wehrkraft Deutschlands repräsentirte, — auch nicht einen Hauch und Schimmer alten oder modernen Prätorianerthums! Da wurde es dem Beschauenden, der es bis dahin noch nicht gewußt, klar, was es heiße: ein Volk in Waffen war's, das da stritt — nicht aus Gier nach eitlem Ruhm oder nach Beute, sondern um das Heiligthum des Hauses und Landes zu schützen! — Wie recht hatte Julius Lippert, der den Ausspruch that: „Tapfer ist der Deutsche von Haus aus, und wenn er sich auf den Krieg verlegen muß, kann er der beste Soldat sein; aber seine Tapferkeit hat nichts von dem romantischen Schimmer der französischen. Er kann siegen und sterben mit gleicher Würde, aber er kann nicht ein Wesen machen, wie der Held auf der Bühne.“ Die frohbewegte Seele des Volkes, dessen Denken und Empfinden tausendfältig in all den geschilderten symbolischen Festeszeichen sich kund gegeben hatte, fand auch in der Presse würdigen Ausdruck. Die Zeitungen wetteiferten miteinander, den Siegern den Zoll der verdienten Anerkennung darzubringen. Die Ansprachen würden Bände füllen, vereinte man sie zu einem Ganzen. Aus der Fülle heben wir einen Bewillkommnungsgruß von Karl Frenzel hervor:

„Heut feiert das deutsche Heer den schönsten und größten Sieg, der je erstritten ward. Nicht nur hat es allein, ohne Bundesgenossen, im Gegentheil, überall von feindlichen oder neidischen Blicken verfolgt, je stolzer und weiter seine Fahnen flogen, den übermüthigen Gegner zu Boden geschlagen, sondern sich selbst hat es zuerst überwunden.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

„Nicht Weißenburg war unser erster Sieg; daß jede Zwietracht verstummte, jeder Parteiunterschied ausgeglichen war; daß Alle, ob die Vögel von rechts oder links flogen, eins im Herzen trugen: das Vaterland; daß Fürsten und Stämme einträchtig sich erhoben; daß im Sturm der allgemeinen Begeiste-

rung jene wenigen ruchlosen und ehrvergessenen Menschen, die nachher mit dem Erbfeind zu liebäugeln anfingen, verstummen mußten: das war unser erster Sieg, die Bürgschaft aller übrigen, das Fundament einer glorreichen Zukunft. Das deutsche Heer eroberte nicht allein Straßburg, Metz und Paris, es eroberte auch die Einheit; es gab uns nicht nur Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder, es gab uns Allen ein gemeinsames Vaterland. Und wie das deutsche Volk in Waffen, am Anfang des schrecklichen Kampfes, seinen schlimmsten Feind in der eigenen Brust, den Partikularismus, die Eigensucht, bezwungen, so bezwang es, am Ende, als ein unermeßlicher Erfolg seine Anstrengungen gekrönt hatte, den andern bösen Dämon, den Stolz.

„Heut triumphiren wir nicht über Frankreich, heut triumphiren wir vor Allem, daß wir ein einiges Volk geworden sind, und freuen uns, daß unsere Haltung nach dem Siege den Schrecken, den unsere Waffen eingeflößt hatten, in die Bewunderung der Welt verwandelt hat. Ja, einig sind wir, an einem Stamm vereinigt flattern wieder alle deutschen Fahnen. Jedes Siegeszeichen ruft den Heimkehrenden zu: vereint habt ihr gestritten, vereint gesiegt. Nicht zu unterscheiden in dem dichten Lorbeerkranze, den die Victoria dem deutschen Heere darbringt, ist das Blatt, das die Brandenburger gewonnen, von dem Blatte, das den Bayern gebührt; nicht zu unterscheiden in dem Kanonengewühl der Siegesstraße ist das Geschütz, das die Sachsen erobert, von dem, welches die Schwaben erbeutet; unter den goldenen kaiserlichen Adlern, die den Siegern vorangetragen werden, wer will sagen, ob die Badenser dieses, die Thüringer jenes, die Hessen ein drittes der stolzen Feldzeichen Napoleon's auf dem Schlachtfelde an sich gerissen? Gemeinsam wie der Kampf ist ihnen der Triumph. Aus einem Kriege, der für immer, durch den Verlust der Rheinlande, unsere Schwäche und innere Getheiltheit als das Gesetz unsers staatlichen Daseins festsetzen sollte, sind wir einiger als jemals heimgekehrt.

„Nicht Soldaten, Bürger kommen uns heim, Bürger, die im höchsten Sinne des Worts ihre Bürgerpflicht geübt. So kehrten die Griechen von Marathon und Salamis zurück, so sind die Tapferen, welche mit Washington die Unabhängigkeit der Union erkämpften, nach den herrlichsten kriegerischen Thaten friedlich zu friedlichen Geschäften heimgekehrt. Wir feiern ihren Heldenmuth, wir danken ihnen einen Triumph, dessen ganzen Werth und weltumgestaltende Bedeutung erst ein nachfolgendes Geschlecht erkennen wird; aber alle diese Empfindungen überwiegt die Freude, daß jetzt das Volk in Waffen seine Rüstung ablegt und wieder zum Volk im Bürgerrock wird."

Auch von der ausländischen Presse wurde das berliner Siegesfest und seine Bedeutung vielfach in Betracht gezogen. „Europa", sagte die „Times", „sah am 16. Juni in Berlin einen großen Triumph in einer großen und gerechten Sache. Kein Ereigniß alter und moderner Zeit wird, wenn man Vergleichungen anstellt, so viele Gründe zur Befriedigung vereinigen und gleichzeitig so wenig Ursache zur Klage bieten, welche die Stunde der Freude trüben oder die Zukunft bedrohen.

„Was Europa sich zum Bewußtsein bringen muß, mehr noch als es die Helden dieses Triumphes thun, ist der Umstand, daß der bisher auf Deutschland lastende Vorwurf nun von ihm genommen ist. Man hat ihm tausend Mal gesagt, daß es ihm bei allen sonstigen sittlichen und geistigen Gaben an derjenigen gebreche, welche aus Männern eine Nation machen. Es könne Alles vollbringen und ausführen, nur das Eine nicht: sich selbst einigen und regieren, und so bleibe es ein gegen sich selbst getheiltes Haus. Alles das ist nun abgethan, wir hoffen für alle Zeiten."

In demselben Sinn und Geiste, wenn auch nicht mit gleichen Mitteln, wie es in Berlin geschehen war, ward in Tausenden von Orten Deutschlands an verschiedenen Tagen die Rückkehr der Krieger gefeiert.

An den Festen in den deutschen Städten nahmen die Deutschen im Auslande durch Einsendung von telegraphischen Grüßen und Glückwünschen den innigsten Antheil. Aber auch besondere Feste zu Ehren des Mutterlandes wurden von Deutschen vieler Städte Amerikas, wie auch in Städten anderer Erdtheile gefeiert, und die Zeitungen brachten durch lange Zeit hindurch erquickende Kunde von den erhebenden und kräftigenden Nachwirkungen der deutschen Siegesthaten. Ein Zuruf der zu einem Fest vereinten Deutschen in New-York lautete:

„Vereint hast du, mein Volk, erreicht,
Was dir versagt, als du geschieden;
Du hast dich kühn im Kampf gezeigt,
Nun sei auch groß und stark im Frieden!“

Schlußbetrachtung.

Doch hütet euch vor Sicherheit!
Sie ist der Menschen erblich Leid.
Shakespeare.

Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Schiller.

Die Thaten des siebenjährigen Krieges — also hatte Göthe seiner Zeit geäußert — gaben der deutschen Literatur Anstoß und Inhalt. Was ist Anderes damit gemeint, als daß der denkende Theil der Nation, indem er zum Bewußtsein der Bedeutung jenes Krieges kam, mit neuer Kraft an dem Weiterbau der deutschen Nationalität zu arbeiten begann? Den großen Thaten folgte die Betrachtung; Gang und Ziel der deutschen Geschichte ward wieder deutlicher erkannt.

Wenden wir dies auf den großen Krieg von 1870/71 an, so dürfen wir hoffen, daß, so gewaltig seine augenblicklichen Ergebnisse auch waren, er dennoch größer, fruchtbarer in seinen Folgen für das deutsche Volk, aber auch für andere

Völker sich erweisen werde. Das Geschehene steht vor uns wie ein Schauspiel, dessen Anblick in seinen wechselnden Scenen uns mit Staunen erfüllte, und das, auch nachdem der Vorhang gefallen, auf dem das Wort „Friede" uns entgegen leuchtete, in der Erinnerung eine wahrhaft überwältigende Macht auf uns ausübt.

Allgemach erst beginnt die fruchtbare Betrachtung. Welche Ausbeute verheißt sie! Wie hat sie jetzt schon die geschichtliche Erkenntniß bereichert! Einzelnes, was mitten im heißen Kampf in blitzähnlicher Schnelle sichtbar ward und dann wieder hinschwand, breitet sich jetzt vor unsern Blicken in mehr und mehr deutlicher werdenden Umrissen aus.

Als Sedan gefallen war, vernahm man den Ruf: Auch du, unfehlbares Rom, wurdest bei Sedan tödtlich auf's Haupt getroffen! —

Gering mochte damals die Zahl derer sein, die es durchschaueten, daß und wie weit Rom in dem Kampfe verflochten war. Wie anders heut! Der Blitz der deutschen Schwerter hat enthüllt, was in Dunkel geborgen war.

Der doppelhäuptige Feind sank ohnmächtig zusammen. Aber er ist nicht todt, er erwacht aus seiner Betäubung, er beginnt, wirre Reden der Wuth und der Rache auf den Lippen, sich wieder zu regen. Daher gilt für uns die Mahnung des Weisen:

„Doch hüte dich vor Sicherheit!
Sie ist der Menschen erblich Leid!"

Ja, die „Sicherheit" ist namentlich das „erbliche Leid" der germanischen Völkerschaften gegenüber den Romanen von grauer Vorzeit her gewesen. Schlage das Buch der Geschichte auf, und du wirst dies erkennen! Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt treten zum ersten Male germanische Völker aus dem Dunkel der Geschichte hervor, die Cimbern und Teutonen. Ein Jeder weiß es, daß diese beiden tapferen Stämme ein römisches Heer nach dem andern zer-

malmten, und daß Rom, vom „cimbrischen Schrecken" geschüttelt, sich bereits für verloren gab. Was ward dieser tapfern Völker Verderben? „Sicherheit!" Beide Völker trennten sich, jedes sich stark genug fühlend, dem Feinde, wo er ihm begegne, die Stirn zu bieten. Da gelang es den Römern, erst das eine, bei Aix, dann das andere, bei Vercelli, zu besiegen.

Für Rom ergab sich daraus eine Lehre, die es nie wieder vergaß, und die als ein Erbtheil an die aus ihm entsprossenen Völkerschaften (die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen, die mit dem gemeinsamen Namen lateinische oder romanische Völkerschaften bezeichnet werden) überging. Es ist damit nicht etwa der politische Grundsatz gemeint: „Theile und herrsche!" Dieser Grundsatz war bei ihnen längst in Geltung und hatte sich hundertfältig bewährt. Es war vielmehr die Lehre, diesen Grundsatz mit verdoppeltem Eifer gegen die Germanen in Anwendung zu bringen.

Von da ab erfolgten die Heimsuchungen der Germanen durch die Römer, wie es gegen kein anderes Volk geschehen ist. Die Formen wechselten, die Sache blieb — bis in die neueste Zeit hinein — immer und immer dieselbe.

Als ein, wirkliche Sicherheit für die Zukunft verbürgendes Heil für Deutschland wäre es anzusehen, wenn ein jeder Deutsche, Mann und Jüngling, Frau und Jungfrau, es sich allen Ernstes angelegen sein ließen, ihres Volkes größten Widersacher auf das Genaueste kennen zu lernen, diesen argen Feind, den Luther in seinem erhabenen Kampfesgesange mit den Worten characterisirt:

„Groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist;
Auf Erden ist nicht sein's Gleichen!"

Es wolle dem Leser gefallen, das Nächstfolgende als eine Anregung zu einer derartigen Betrachtung anzusehen!

„Theile und herrsche!" das heißt im Sinne Roms: Theile, um zu herrschen! Erzeuge durch List und Trug Zwiespalt in den Reihen derer, auf deren Bewältigung du es

abgesehen hast, heuchle Freundschaft gegen einen Theil und zieh' ihn in dein Interesse, während du den andern bekämpfst, ja benutze den einen zur Mitbekämpfung des andern, oder hetze die Theile zum Kampfe gegen einander — Alles dies zu dem Zweck, schließlich sie insgesammt unter dein Joch zu beugen!

Rom verdankte es zunächst der Anwendung dieses Grundsatzes, daß es zu einem Staate von 120 Millionen Menschen herangewachsen war, daß es die Schätze der Welt in seine Hauptstadt gezogen hatte, und daß diese Hauptstadt, Rom, alle Städte der Welt an Pracht und an Stärke der Befestigungen überragte. Die absolute Selbstsucht feierte in der römischen Politik ihre höchsten Triumphe. Aber doch suchte Rom sich und Andere zu täuschen, indem es seinen wirklichen Zweck, Herrschaft zu üben und die Früchte der Mühen anderer Völker sich zum Wohlleben dienen zu lassen, durch die Behauptung verdeckte, es führe seine Kriege, um die Früchte der Civilisation über die Länder der Barbaren auszubreiten! —

Eitles Vorgeben! Geschah Letzteres von dem Eroberer zu einem Theile, so galt ihm dies eben nur als täuschendes Mittel, abgesehen davon, daß nicht wenige Völker von Rom neben wirklich guten Früchten der Civilisation auch — in Bezug auf das Sittenleben — Civilisationsgifte empfingen, die ihnen tödtlich wurden.

Die germanischen Völker machten offenbar den Römern ganz besondere Sorge, namentlich nachdem Arminius ihnen im teutoburger Walde eine so schwere Niederlage bereitet hatte. Dieser Schlag, den Rom empfangen, war überdies fast ausschließlich das Werk eines einzigen Stammes, des Stammes der Cherusker, gewesen. Wie, wenn die Gesammtheit der Stämme Germaniens, oder auch nur der größere Theil derselben sich vereinte zum Entscheidungskampfe gegen Rom? — Betrachtungen solcher Art drängten sich den Römern auf, und es hatte dies zur Folge, daß sie nur um so eifriger bedacht darauf waren, ihre politischen Mittel in erhöhtem Maße gegen Germanien

in Anwendung zu bringen. In welcher Stärke unter den Römern diese Anschauungsweise herrschend war, ist recht deutlich aus dem Umstande zu ersehen, daß selbst ein Tacitus, offenbar ein Mann edlen Characters, der Einwirkung derselben sich nicht zu entziehen vermochte. Wie ein Angstruf aus gepreßtem Herzen erklingt seine Mahnung an seine Landsleute, es sich doch ja auf das Aeußerste angelegen sein zu lassen, die Uneinigkeit der deutschen Stämme aufrecht zu erhalten, da davon Roms Bestehen abhänge! —

Rom stand um diese Zeit in äußerer Beziehung auf der Höhe seiner Erfolge, während bereits ein Feind im Innern, den seine Politik ihm geschaffen, sein Zerstörungswerk begonnen hatte. Die aus allen Erdtheilen zusammengeraubten unermeßlichen Schätze, in der Kriegssprache Beute genannt, hatten ein unerhörtes Wohlleben erzeugt, und dieses Wohlleben zehrte nicht nur wie Gift an der Kraft der Nation, sondern verschlechterte auch den Boden der Denk- und Empfindungsweise der Bevölkerung in einer solchen Weise, daß zuletzt aus ihm abwechselnd nur noch Tyrannei und Demagogie emporwucherten, welche Giftgewächse stets als die sicheren Zeichen der moralischen Verkommenheit eines Staates anzusehen sind.

Um dieselbe Zeit leuchtete die Sonne des Christenthums mit ihren Strahlen in das Römerreich hinein, und viele Mühseligen und Beladenen fanden in ihrem Lichte eine Erquickung, wie die Welt sie nicht bot. Sie fanden in der neuen Lehre auch die Kraft, das Leidenskreuz zu tragen, das bald genug die römischen Staatsmänner den Bekennern des Christenthums auferlegten, da Letztere erkannten, daß das Christenthum Grundsätze enthalte, die, zu allgemeiner Geltung gelangt, der Politik der Selbstsucht das Fundament entziehen würden. Trotzdem verbreitete sich die neue Lehre, denn sie entsprang dem im tiefsten Gemüth ruhenden Menschheits-Ideale, das in dem Leben des Heilandes in vollkommenster Weise zur Verkörperung gelangt war, und wenn auch damals schon sowohl das Bild des

Menschensohnes wie auch seine Lehre von manchem Nebensächlichen begleitet war, so stand dies nicht im Gegensatze zu der neuen Lehre, sondern es glich dem Gold- und Purpurgewölk, mit dem die Erde sich schmückt, die aufgehende Sonne zu empfangen. Sie selbst ist es, die das Licht zu diesem Schmuck giebt, der je nachdem in Farben glüht, je nachdem das Gewölk geartet ist, das von den Strahlen getroffen wird.

Anders begann sich die Sache des Christenthums im Römerreiche von der Zeit an zu gestalten, in der die römische Staatskunst beschloß, sich des Christenthums zu bemächtigen, um es politisch zu verwerthen. Wir vermögen es nicht, die neue Lehre auszurotten, sagte sich Rom; wohlan denn, so wollen wir die in ihr ruhende Macht in den Dienst des Staates, in den Dienst unserer politischen Zwecke ziehen! Das war für die im Römerreiche lebenden Christen eine so schwere Heimsuchung, daß dagegen die Heimsuchungen durch die vorhergehenden zehn blutigen Verfolgungen gering erscheinen. Letztere hatten die Vernichtung der Leiber, diese hatte die Schädigung der Seelen und damit die Verdunkelung und Entstellung der heiligen Lehre zum Zweck. Der Heide Constantin ließ Christen für sich kämpfen, ihnen gelobend, daß, wenn sie ihm die Kaiserkrone erstritten, er die Taufe annehmen werde. Es kann nicht verwundern, daß eine solche Zusage die Christen seines Heeres zu beispielloser Anstrengung entflammte. Aber obgleich sie den Sieg gewannen, und obgleich hinterher die Trugerzählung von dem die Unterschrift „Unter diesem Zeichen wirst du siegen!" tragenden Kreuz, welches dem nunmehr in den unbestrittenen Besitz der kaiserlichen Macht gelangten Constantin vor der Schlacht am Himmel erschienen sei, auf seine Veranlassung verbreitet ward, ließ er sich dennoch nicht sofort taufen; er versparte sich vielmehr diese „Ceremonie", in der er — echt heidnisch! — eine Art von Zaubermittel sah, der Strafe für alle begangenen Sünden zu entgehen, für die Zeit, in der er den Tod nahe fühlen würde. Hatte er doch noch vor, ver-

schiedene Morde auszuführen, sogar einige, die sich auf Glieder seiner Familie (seiner Gemahlin Fausta und seines trefflichen Sohnes Chrispus) bezogen! — Dennoch ließ dieser heidnische Tyrann, (derselbe, der zu Nicäa — entgegen seiner kurz vorher kundgegebenen Ansicht, zu der sich auch die versammelten Kirchenmänner in ihrer großen Mehrheit bekannt hatten — die Annahme des athanasischen Glaubensbekenntnisses durch Gewaltmittel erzwang) sich von da ab als „christlichen" Kaiser feiern, und es fehlte nicht an unwürdigen Priestern, die sich zur Ausführung auch dieses Truges hergaben. Man täuschte sich gegenseitig. Constantin suchte seine Stütze in den christlichen Priestern, nicht um sich und seinem Volke die christliche Lehre zu Nutz und Frommen dienen zu lassen, sondern um an den Priestern Werkzeuge zu gewinnen, die ihm unter christlicher Hülle politische Dienste erwiesen; sie wiederum feierten ihn nicht, weil sie der Ueberzeugung lebten, daß christliche Gesinnung ihn erfülle, sondern weil er ihnen mit vollen Händen Kirchengut gab, und er sie mit weltlichen Ehren überhäufte.

Trauriges Schauspiel! Der äußere Sieg des Christenthums, der darin bestand, daß es im römischen Staat als Staatsreligion erklärt wurde, war der Anfang der Verdunklung und Entstellung der göttlichen Lehre! Die weltliche Ehre und der Reichthum verlockten von da ab „Kinder dieser Welt", sich in die Reihen der oberen Priesterschaft einzudrängen und christliche Staatsämter anzunehmen, und unter dem Einfluß solcher Personen war bald die Methode gefunden, unter christlichen Formen in altheidnischer Weise über das Volk Herrschaft zu üben, zumal aus dem Vorrath heidnischen Aberglaubens reichlich geschöpft und in die christliche Kirche eine Zahl von Gebräuchen übernommen wurde, die sich im heidnischen Tempeldienste als treffliche Mittel bewährt hatten, das Volk, indem man es täuschte, niederzuhalten.

So begann der christliche Klerus den von ihm Brot des Lebens begehrenden christlichen Gemeinden Steine unfruchtbarer Lehren und tödtenden Aberglaubens darzureichen.

Nicht die Gesinnung einzelner in den Reihen der Priesterschaft haben wir hier (und auch weiterhin) in Betracht zu ziehen. Auch in den schweren Zeiten der Kirche, die jetzt folgten, hat es nicht an einzelnen wahrhaft frommen und erleuchteten Priestern gefehlt. Diese aber waren unvermögend, das heidnische Wesen, das sich in den Klerus eingedrängt hatte, wieder zu entfernen, und so ward trotz alles Mühens und Ringens dieser einzelnen frommen Männer der römische Klerus immer mehr ein Gefäß altheidnischen Geistes — der Gesinnung nach ein Grab der Verwesung, das äußerlich übertüncht war mit christlichen Zeichen und Farben.

Unter gleichen Umständen wäre auch auf anderen Orten das Herrschaftsgelüst im Klerus aufgewuchert. Wie viel mehr mußte dies in Rom geschehen, dem Orte, der tausend Jahre der Mittelpunkt der Welt gewesen war! Der Gedanke, von dort aus die Welt zu beherrschen, lag, — die ganze Umgebung mit ihren stummen, aber doch beredten Zeugen, die ganze Geschichte der Vergangenheit erzeugte ihn — gleichsam in der Luft — allgemach erfüllte sich der römische Klerus mit ihm.

Die Hauptmacht der Priesterschaft concentrirte sich in dem Bischof, und nun sehen wir im Jahre 162 nach Christi zum ersten Male in Rom den Versuch in Scene treten, Rom zum Vorort der ganzen Christenheit, die römische bischöfliche Gewalt als die herrschende über die Gewalt aller übrigen Bischöfe und damit der ganzen gesammten christlichen Welt anerkannt zu sehen. Der Bischof Victor war es, von dem dieser Versuch ausging, das geistliche Cäsarenthum Roms zu begründen. Mit Heftigkeit hatte er bei Gelegenheit einer unter auswärtigen Bischöfen ausgebrochenen Streitigkeit begehrt, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, ja, es waren die „widerspenstigen" Bischöfe von ihm mit Ausstoßung bedroht worden. Er wurde jedoch von der auswärtigen Geistlichkeit kräftig zurückgewiesen; Bischöfe erinnerten ihn an die klare Weisung des Heilandes: „Die weltlichen Fürsten herrschen, und die Ober-

herrn haben die Gewalt. So soll es unter euch nicht sein, sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei nur Diener. Und wer will der Vornehmste sein, der sei nur Knecht." Victor mußte sich beugen.

Im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte jedoch wurden neue Versuche gemacht, und ob ihnen auch neue Rückweisungen zu Theil wurden (von 63 der berühmtesten älteren Kirchenväter haben sich 47 gegen das Herrschaftsgelüst Roms ausgesprochen): der Gedanke, Rom als geistlichen Vorort und den Bischof Roms als geistlichen Oberherrn der Christenheit anerkannt zu sehen, blieb im römischen Klerus nicht nur bestehen, er gewann vielmehr — langsam zwar, jedoch unaufhaltsam — an Stärke.

Der Widerstand regte zu eifriger Umschau nach Mitteln an. Die christlichen Priester gingen in die Schule bei ihren heidnischen Voreltern, und siehe, im Klerus fanden auch die wichtigen Grundsätze des alten Römerreiches Aufnahme: Nie ein in's Auge gefaßtes Ziel aufgeben! Zeitweise ruhen, um neue Kräfte zu sammeln, doch nicht geschlossenen Auges, vielmehr spähend nach Zeit und Gelegenheit, Vortheile zu gewinnen! Nach Herrschaft zu streben und die erlangte Herrschaft beständig auszudehnen!

Das waren die Grundsätze, die den alten heidnischen Staat groß gemacht hatten, und der Welt sollte nun das Schauspiel werden, jene Grundsätze — unter geistlicher Hülle — neu aufleben und große, erstaunenswerthe, aber auch überaus verderbliche Wirkungen hervorbringen zu sehen.

Was half es, daß außerhalb Roms lebende fromme Kirchenväter den römischen Priestern warnend zugerufen hatten: ihr vergesset die Forderungen des Heilandes an die, die sein Reich begründen sollen; ihr steuert — im Gegensatze zu den

Lehren des Meisters und Herrn — darauf hin, ein „Reich von dieser Welt“ zu gründen! — Alle Mahnungen waren vergebens! Der römische Klerus war schon zu sehr verstrickt in den Banden des Heidenthums, es war in ihm die „Theologie der Hölle“ bereits zur Herrschaft gelangt, jene sophistische Auslegekunst, die einzelne Aussprüche der heiligen Schrift in der Weise zu benutzen weiß, wie uns dies als von dem Teufel geschehen in der Versuchungsgeschichte Jesu dargestellt wird. Durch ein sophistisches Trugspiel ward Simon Petrus als den übrigen Jüngern voranstehend, der Bischof von Rom aber als Nachfolger Petri hingestellt.

Aber war denn Petrus überhaupt in Rom gewesen? Die einzige Quelle, aus der über diese Frage eine Antwort zu schöpfen ist — die heilige Schrift — läßt es als möglich erscheinen, daß Petrus auf seinen Reisen Rom vorübergehend berührt habe. Was nun thun, um späteren Einsprüchen zu begegnen? Man griff kühn und keck zur Geschichtsfälschung! Der Bischof Isidor ließ Documente anfertigen, durch die „nachgewiesen“ ward, Petrus habe das Amt als erster Bischof Roms fünfundzwanzig Jahre bekleidet, und durch diesen von dem Heilande selbst eingesetzten Statthalter sei Geist und Macht auf den Nachfolger übergegangen, wonach sich von da ab — durch Handauflegen — in gleicher Strömung dasselbe Gnadenwunder fortgesetzt vollzogen habe!

Wären heidnische Sophisten aus ihren Gräbern aufgestanden, sie würden den römischen Geistlichen, die in jener Weise die theologische Wissenschaft schändeten, bekannt haben: Ihr seid nicht nur Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein — ihr seid auch nach Geist und Gesinnung gänzlich die Unsern, und wenn ein Unterschied zwischen uns und euch vorhanden ist, so ist es der: ihr übertrefft uns noch in der Kunst der Sophistik!

Beharrlichkeit führt zum Ziele: durch Ränke und Künste aller Art ward es dahin gebracht, daß auf dem Concil zu

Chalcedon (451) die angeblich vom heiligen Geiste inspirirten Väter dem Bischofe von Rom den Titel Papa universalis zuerkannten, worauf dann auch bald für ihn der Titel „Papst“ und die Anrede „Heiliger Vater“ in Gebrauch gelangte.

Nun war die Papstmacht da, und sie blieb bestehen, obgleich einer der folgenden zur höchsten geistlichen Würde erhobenen Priester — Gregor der Große — den Versuch machte, den Titel „Papst“ und die mit ihm zusammenhängenden Ansprüche wieder zu beseitigen. Es könne ja, sagte er, für jeden, der sehen wolle, nicht zweifelhaft sein, daß, sobald ein Bischof sich den allgemeinen nennen dürfe, und derselbe das Unglück habe, in einen Irrthum zu verfallen, die ganze christliche Kirche Gefahr laufe, zusammenzustürzen, und daß folglich die Einwilligung in dieses Wort eine wahre Gotteslästerung und eine wirkliche Verleugnung des Glaubens in sich schließe!

Aber selbst eine solche aus dem Mittelpunkte der oberen Priesterschaft hervorgegangene Stimme war nicht mehr mächtig genug, den Ungeist der Kirche zu bannen, der polypenartig sich über die Gesammtheit der oberen Priesterschaft Roms verbreitet hatte. Ueberdies stützte und förderte derselbe Gregor diesen Ungeist in anderer Weise, indem er das kirchliche Wesen äußerlich in verstärktem Maße mit Pomp umkleidete und aus der Priesterschaft eine wohlgegliederte geistliche Armee schuf, die später sich trefflich dazu eignete, das geistliche Cäsarenthum Roms zu befestigen.

Es kam die Zeit Winfrid's, dem Rom den Namen Bonifacius (Wohlthäter) und Apostel der Deutschen gab, weil er das Christenthum in Deutschland verbreitete, namentlich aber, weil er das christliche Deutschland an Rom kettete, weshalb der Papst ihn auch mit der erzbischöflichen Würde bekleidete. Bonifacius, ein wahrhaft frommer Priester, dachte hoch und hehr vom Primat Petri, etwa so, wie später Luther zu der Zeit, in der er seine Reise nach Rom antrat, oder wie

heut noch viele fromme und deshalb auch von den Protestanten hochgeachtete Katholiken vom Papstthum denken. Auch Bonifacius sollte sich des Unterschiedes zwischen dem wirklichen Rom und dem Rom, wie es dem frommen, von jeder Untersuchung scheu zurückbebenden Glauben erscheint, bewußt werden. Rom begann seinen Sündenhandel mit Pipin, dem allgewaltigen Minister des Frankenkönigs. Es handelte sich um Heiligsprechung des Kronenraubes, den Pipin auszuführen beschlossen hatte. Bonifacius erstarrte vor Schreck, als er vernahm, der Papst habe bei seiner Antwort auf die an ihn gerichtete verfängliche Frage nicht die klaren Gebote Gottes, sondern seinen weltlichen Vortheil in Betracht gezogen. Er lehnte es ab, die Krönung an Pipin zu vollziehen, und als der Papst in eigener Person in dem Frankenreiche erschien, um selbst das verruchte Werk, zu dem er die Hand geboten, zur Vollendung zu bringen, begab sich Bonifacius, der mit zu Hofe geladen war, mit seinen Büchern und mit seinem Todtenhemd in das Land der Friesen, wo er im Dienste seines Heilandes, dem er sich mit wahrer Seele ergeben, seinen Tod fand.

Was mag der fromme Greis gelitten haben, als es sich ihm klar vor die Seele gestellt hatte, daß der Edelstein der Lehre Jesu in Rom eingesargt lag, daß daselbst heidnisches Augurenwesen, umhüllt von christlichem Schein und christlichen Formen, zur Herrschaft gelangt, daß der Papst mit nichten der Stellvertreter Gottes auf Erden, daß er vielmehr ein heidnischer Pontifex maximus sei, der sich das christliche Priestergewand angelegt hatte!

Damit war äußerlich sichtbar geworden, was — dem Gelüst und dem Grundsatze nach — längst im römischen Klerus gelebt hatte. Die wachsende Gier nach Herrschaft, nach weltlichem Besitz war durch das Mittel der Lüge, durch den Verrath an dem Worte Gottes auf der Bahn der Selbstsucht, „die das Ihre sucht“, zu einem Hauptziele gelangt. Das

alte Rom war — als Staat — neu erstanden, die Priester gaben es aus für das sichtbar gewordene Reich Gottes, es war aber in Wahrheit nur ein ekles Zerrbild des Gottesreiches.

Vor der Welt glänzte dieses Reich, für dessen Herrscher von nun ab der Name Papst unangefochten galt. Auch der Fußkuß (ebenfalls ein heidnischer Gebrauch) war bereits zur Aufnahme gelangt. Da die Grundlehren des Christenthums verleugnet worden waren und vor dem Volke schon um deßwillen verdeckt gehalten werden mußten, damit dasselbe an ihnen nicht einen Maßstab gewinne, das Leben und Treiben des Klerus zu prüfen, blieb nur übrig, der Menschheit durch äußerliches Wesen Ersatz zu bieten. „Da kamen auf," sagt Eyth, „Weihrauch für die Nase, Musik und Glocken für das Ohr, Gewänder, Bilder, Fahnen, Crucifixe, Processionen für das Auge." Der bischöfliche Hirtenstab, früher von schlichtem Holz und somit an und für sich werthlos, aber von hoher symbolischer Bedeutung, geltend als Zeichen treuer Fürsorge und christlicher Demuth, wandelte sich in Gold und strahlte von Edelsteinen; der Papst im goldgestickten Purpurkleide thronte herrlich wie ein Cäsar alter Zeit auf seinem Stuhle. Es war gelungen, eine neue Knechtung der Welt (eine ungleich gefährlichere, wie die alte es gewesen, die sich nur auf brutale Gewalt gestützt hatte, während die neue Knechtung auf die Verdunklung, ja Ertödtung des Gewissens der Menschheit ausging) von Rom aus in Scene zu setzen, und wieder ward „die Welt gehöhnt mit falschem Schein!" —

War denn die im Jahre 800 erfolgende Krönung Karl's des Großen im Grunde genommen nicht ebenfalls ein Werk falschen Scheines? Der Papst — also ward dem Volke erzählt — habe den vor dem Altar in Andacht versunkenen Karl mit seiner Gabe — der Kaiserkrone — „überrascht." Was gab er ihm denn? Einen Titel, einen leeren Titel! Römischer Kaiser! Kaiser des alten Weltreiches Rom! Aber nicht eine

Stadt, nicht einen Zoll Erde, nicht einen Grashalm gewann Karl von dem ehemaligen Römerreiche, das in Verfall gerathen war, und aus dem sich selbstständige Staaten gebildet hatten. Wie es in dem Handel mit Pipin geschehen war, machte Rom auch in dem neuen Handel ein gutes Geschäft; denn es erhielt — diesmal für ein Nichts — wiederum Landgebiet und zwar solches in weit ansehnlicherem Umfange, als Pipin's Schenkung betragen hatte, und es konnte sich nun der angebliche Statthalter Gottes auf Erden mit mehr Recht, als es vorher schon geschehen war, Papstkönig nennen!

Nach Theilung des großen Frankenreiches ging die Kaiserkrone auf Deutschland über, d. h. die Päpste behielten sich vor, das Schauspiel der Krönung an den deutschen Königen in St. Peter zu Rom zu wiederholen, damit der Welt kund thuend, es ihr immer wieder auf's Neue einprägend und sie an die Vorstellung gewöhnend, daß wie für himmlische Dinge, so auch für irdische Rom, die von der Gottheit eingesetzte erhabene Gnadenspenderin sei!

Den Frankenfürsten blieb als Entschädigung der Titel „Allerchristlichster König“, der zuerst dem Blutmenschen Chlodwig verliehen worden war, zu dessen Krönung eine weiße Taube ein Fläschchen mit Salbungsoel — dies Wunderfläschchen mit dem sich fortgesetzt neu erzeugenden Oele wird heut noch vorgezeigt! — vom Himmel herabgebracht hatte; und Rom versagte auch weiterhin solchen Fürsten, die weit eher verdient hätten, die allerteuflischsten Könige zu heißen, diesen Titel nicht, sofern sie sich nur dazu hergaben, dem heiligen Stuhle Dienste zu thun.

Der Herrschaftsgedanke Roms war so weit zur Entfaltung gelangt und hatte durch die errungenen Erfolge eine solche Stärke gewonnen, daß im Cardinals-Collegium die Parole galt: Wir ruhen nicht, bis uns — und zwar in größerem Maßstabe noch, als unseren heidnischen Vorvätern — die Welt zu Füßen liegt! —

Kein besonnener Beobachter der Entstehung der Papstmacht und ihrer Fortentwicklung bis zu dem Punkte, den wir erreicht haben, kann nunmehr noch zweifelhaft über Zweck und Ziel aller weiterhin erfolgenden Entschließungen und Kundgebungen derselben sein.

Aber ging denn nur absolut Böses von Rom aus? Behüte! Rom gab sich nicht nur den Schein, christliche Lebensregungen zu fördern, es förderte solche — im Einzelnen — auch wirklich. Der heilige Stuhl hatte stets ein Auge auch auf Männer, die in Werken christlicher Tugendübungen als hohe Vorbilder betrachtet zu werden verdienen: diese betraute er mit besonderen Missionen. Aber welchen Zweck hatte Rom im Auge, indem es sie aussandte zur Uebung schwerer Dienste, als da wären Heidenbekehrungen, Stiftung und Erhaltung wohlthätiger Anstalten, Krankenpflege und Aehnliches? Geschah es in erster Linie um der Verrichtungen willen, zu deren Ausübung gerade sie besonders befähigt erschienen? Wahrlich nicht! Sich selbst hatte Rom dabei in erster Linie im Auge; auch die Tugendübung Einzelner ward von Rom in den Dienst der Selbstsucht genommen. Es ward in Berechnung gezogen, daß die Völker ja ohne allen Zweifel im Hinblick auf die ihnen gesandten frommen Männer sich sagen würden: Leuchten diese schon als Sterne, so muß ja Rom eine Sonne, ein Vorhof des Himmels sein, in welchem der heilige Vater in unmittelbarem Verkehr mit den Heiligen der Kirche steht! Daher war denn auch Rom nicht sparsam in Ehrenbezeugungen gegen diese Sendlinge; es erhob einzelne von ihnen sogar — zur Aufmunterung für die andern — in die Rangstufe der Heiligen und verlieh ihrem Leben einen legendenartigen Schmuck. Den h. Dionys, der sein abgeschlagenes Haupt 6000 Schritt trug, haben wir oben kennen gelernt. Aber wehe denen von ihnen, die ihr christliches Sinnen und Trachten etwa dahin brachte, Vergleiche anzustellen zwischen dem Leben des Heilandes und seiner Jünger und dem des

Papstes inmitten seines Cardinal-Collegiums, und die ihr Wahrheitssinn trieb, ihre Stimme zu erheben gegen die durch das Treiben Roms an den Tag gelegte Verleugnung der Lehre des Heilandes! Sie wurden erbarmungslos hingewürgt von der Kirche, die nicht Anstand genommen haben würde, dem Heilande und seinen Jüngern durch Feuer oder durch Einmauerung ein Gleiches zu thun, wären dieselben um diese Zeit noch einmal erschienen, und hätten sie an den Klerus die Forderung gestellt, aus der Verweltlichung in ein wirklich geistliches Leben überzugehen!

Zweihundert Jahre nach der Zeit Karl's des Großen trat das neue Rom mit seinem Programm vor der Welt auf — freilich nicht ohne daß ihm von seinem Verfasser, dem Papst Gregor VII., der Weihrauch fromm klingender Phrasen beigegeben wurde. „Die Welt" — also hieß es in dem von Gregor ausgegebenen Programm — „wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Gewalt wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig."

Dies Programm war zugleich eine Kriegserklärung gegen den deutschen König Heinrich IV. Wie das alte Rom war auch das neue Rom nicht ohne schwere Besorgniß in den Kampf mit Deutschland eingetreten. Die geistlichen Kriegsmittel Roms hatten sich gegen die romanischen Völker im Ganzen gut bewährt; aber wie das alte Rom den deutschen Heldenarm, so fürchteten die neuen Römer die tiefangelegte Geistigkeit, das dem Ewigen ernst zugewandte Gemüthsleben der Deutschen. Gregor meinte, nachdem er seine Kriegsmittel überschaut hatte, mehr wagen zu dürfen, als seine Vorgänger. Er

gebot über ein starkes geistliches Heer im Lande des Königs, den er zu beugen beabsichtigte; die geistlichen Festen, die Klöster, waren fast so zahlreich wie die Kriegsfesten es gewesen waren, die das alte Rom früher am Rhein und an der Donau errichtet hatte. Nun noch — sagte sich Gregor — die Anwendung des politischen Grundsatzes „Theile und herrsche!" und ich biete der Welt ein Schauspiel, wie sie ein gleiches nimmer sah! — So geschah es. Gregor benutzte klug die in Deutschland herrschenden Zerwürfnisse, und er entzweite Stämme und Fürsten dermaßen, daß bei seinem Vorgehen gegen Heinrich die Mehrheit der Deutschen auf seine Seite trat, was schließlich dahin führte, daß der deutsche König eines Tages wie ein armer Sünder vor dem Thore von Canossa erscheinen und, nachdem er aus Gnade in den Schloßhof eingelassen worden war, sich der schimpflichsten Buße vor dem italienischen Priester unterziehen mußte.

Das an Gehorsam gewöhnte geistliche Heer hatte sich durch kräftige Handhabung der kirchlichen Gebräuche, die insgesammt viel weniger auf Läuterung der Seelen als auf Gewöhnung an die Oberherrlichkeit Roms hinzielten, namentlich aber durch den Beichtstuhl den Zwecken Roms bereits außerordentlich förderlich erwiesen. Dem Imperator Gregor genügten die errungenen Erfolge noch nicht, und er fand ein Mittel zur Stärkung der Disciplin unter seinen geistlichen Soldaten darin, daß er ihnen das Gesetz der Ehelosigkeit auferlegte und sie somit von der Bevölkerung schied und an Rom um so fester kettete. Die Priester wurden nun gänzlich römische Soldaten im geistlichen Gewande, Menschen ohne Familie, ohne Vaterland, Werkzeuge in der Hand Roms!

Nun, Deutschland, hüte dich! Kämpfe, schwere, länger währende Kämpfe als die, die du einst gegen das alte Rom zu bestehen hattest, stehen dir bevor, willst du anders nicht ohne Weiteres dich unter Rom beugen! — Der Hohenstaufenstamm, der edelste der deutschen Fürstenstämme, gelangte zur Herrschaft.

Barbarossa war nahe daran, die deutsche Christenheit von Rom gänzlich loszulösen und eine Nationalkirche zu gründen. Das kluge Nachgeben Roms in entscheidender Stunde verhinderte es. Mächtiger entbrannte der Kampf unter dem Hohenstaufen Friedrich II. Scharf und glänzend wie sein Schwert war auch des hochgesinnten Kaisers Feder, der, heller als alle seine Zeitgenossen den Trug Roms durchschauend, in seinen Briefen an den Papst Wahrheiten aussprach, die wie Fackeln in der schon auf der Christenheit ruhenden Nacht aufleuchteten.

Die Hohenstaufen waren der Kraft und der Gesinnung nach echte Repräsentanten der deutschen Nation. Darum eben kam in Rom der Beschluß zu Stande: dieses Otterngeschlecht müsse heruntergebracht werden, koste es auch, was es wolle! O, es kostete die Uebertretung göttlicher Gebote! — Das neue Sündenwerk Roms gelang. Das heilige Rom scheuete sich nicht, auch Gift und Dolch in Verwendung zu bringen, und es ruhete nicht, bis auch der letzte Sproß des edlen Fürstengeschlechts, der jugendliche Konradin, hingewürgt war. Ausführer des Mordes war der französische Prinz von Anjou, doch der Papst war an der Sündenthat betheiligt, wie einst David an der des Urias betheiligt gewesen war, denn er hatte, nachdem bereits von ihm wider alles göttliche und menschliche Recht das Erbe Konradin's, Neapel, an England verkauft und das Kaufgeld auch genommen worden war, das Verkaufte, um anderen Vortheil zu gewinnen, dem finsteren Karl von Anjou zugesprochen.

Welch ein deutscher Mann könnte es je vergessen, daß ein deutscher König — Heinrich IV. — einst baarhaupt und im Büßergewand unter dem Fenster eines römischen Priesters stehen mußte, und daß Rom das herrlichste deutsche Kaisergeschlecht, die Hohenstaufen, ausrottete!

Aber auch was in der Folge geschah, ist nur zu geeignet, den unaussprechlichsten Abscheu vor Rom in jeder Brust wachzuerhalten, vor dem geistlichen Rom, diesem gefräßigen Wolf im

glatten Schafskleide. Denn nun schien es, als sei die Widerstandskraft Deutschlands gegen Rom gänzlich erschöpft. Nacht begann sich über Deutschland zu lagern, Knechtungen in leiblicher und geistiger Beziehung gingen Hand in Hand. Das alte Gaukelspiel, das mit Pipin und Karl dem Großen angefangen, ward fortgesetzt: für ein Nichts oder sogar — wenn man Schädigung geistigen Lebens so bezeichnen darf — für weniger als Nichts zog Rom materielle Güter ein. Das Geschäft des Ablaßhandels wurde immer schwunghafter betrieben. Wie weit mußte das Gewissen der Menschheit schon getrübt sein, daß solch ein schmachvolles Trugspiel nicht durchschaut ward! Rom log frech: es verfüge über einen Schatz „überschüssiger Verdienste“, ihm von Heiligen zum Gnadengebrauch für die arme sündige Menschheit hinterlassen! Als ob auch nur ein einziger Mensch den Kreis seiner Pflichten vollkommen auszufüllen, geschweige denn ein Mehr über seine Pflichten hinaus zu thun vermöchte — ganz abgesehen von dem Widersinn, daß solch angebliches „Mehr“ in geistlicher Truhe aufbewahrt werden könne! Millionen über Millionen wanderten in die ewig begehrliche Schatzkammer des Stuhles Petri — das war die Kriegsbeute des geistlichen Roms! —

Man denke sich die Gegensätze: die Hütte zu Nazareth und die Prachtwohnung des Papstes, den Vatican, der nach seiner Vollendung nicht weniger als elfhundert Gemächer enthielt!

War der Papst ein „Herr von dieser Welt“ geworden, so strebten auch die Bischöfe und Aebte nach Gütern dieser Welt, und das gemeinsame Streben gelang den geistlichen Obern in dem Maße, daß endlich der dritte Theil des Grundes und Bodens der christlichen Länder Eigenthum der höheren Geistlichkeit war. Also auch in Bezug auf Ländererwerb sehen wir, daß die Politik des alten heidnischen Römerreiches im neuen Rom noch in voller Geltung war.

Aber unschuldig erscheint das alte Rom gegen das neue,

christlich sich nennende Rom, wenn man in Betracht zieht, daß ersteres sich begnügte, irdische Güter zu nehmen, die Beraubten im Uebrigen aber ihres Glaubens leben ließ, während letzteres die Beraubten auch noch um ihrer Seelen Seligkeit dadurch betrog, daß es in ihnen den Gedanken erstickte, Fehl fordere Sinnesreinigung, daß es vielmehr an dessen Stelle in den Gemüthern den Wahn zu erregen wußte, Schuld sei durch Geld zu sühnen, Buße thun heiße Geld zahlen! — So mußte das Sittenleben des Einzelnen, so das der Gesammtheit sinken, und dem deutschen Volke, welches in der Zeit, in der es dem Heidenthum angehört hatte, um seiner Tugenden willen gepriesen worden war, schien das Geschick bevorzustehen, als christliches Volk in sittlicher Beziehung zu Grunde zu gehen! Welche unerhörte Gefahr für ein Volk, das nach seiner ursprünglichen Beanlagung den edelsten Völkern der Welt, der Blüthe der Menschheit darf zugerechnet werden!

An vereinzelten Regungen, die auf Erlösung vom römischen Joch hinzielten, fehlte es nicht; doch die geistlichen Heere Roms, mittelst derer Deutschland so zu sagen in Belagerungszustand erklärt worden war, wußten der von ihnen als „ketzerisch“ gebrandmarkten Bewegungen überall Herr zu werden.

Aber je schlimmer die Noth, je näher die Hülfe. Auch Deutschland sollte sein Nazareth haben, in welchem in dürftiger Hütte ein Retter ihm erwuchs.

Sehen wir uns, ehe wir dieses Retters näher gedenken, in Kürze die sieben Päpste an, die vor dem Auftreten Jenes „den Thron der Christenheit zierten.“ *) Es waren: Paul II. Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II. und Leo X. Alle, außer dem greisen Pius III., der kurze Zeit nach seiner Erwählung starb, verfolgten selbstsüchtige Zwecke, und die meisten von ihnen führten ein höchst

*) Siehe Näheres darüber in des Verfassers „Preußens Geschichte in Wort und Bild“ S. 286—288.

sittenloses Leben. Kaum war Paul II. gewählt, so brach er die den Cardinälen geschworenen Eide. Sixtus IV. war ein Hauptbeförderer der Blutgerichte in Spanien und trieb den schamlosesten Wucher mit geistlichen Stellen. Innocenz IV. ist der erste Anreger der Hexenprozesse; unter ihm, dem Vater von sechzehn Kindern, konnte jegliches Verbrechen mit Geld gesühnt werden. Auf Alexander III. (einem Spanier aus dem Hause Borgia), der sich der niedrigsten Sinnenlust in schamlosester Weise hingab, konnte man das Wort anwenden: „Teufel schämen sich, eines Mönches Thaten auch nur zu denken." — Er nahm, um sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen, zu jeder Art von Erpressung seine Zuflucht. Reiche Leute, die dem Tode nahe waren, wurden gezwungen, ihn zu ihrem Erben einzusetzen, oder es wurden nach ihrem Tode ihre Güter ohne Weiteres eingezogen. Sündenbeladen, wie je ein Sterblicher, schied er aus diesem Leben. In der Absicht, einige Cardinäle zu ermorden, waren sie von ihm zur Mahlzeit eingeladen worden. Da trank er aus Versehen von dem für jene bestimmten vergifteten Wein und mußte qualvoll sterben. Seinen Sohn traf dasselbe Schicksal. Julius II. war ein Kriegsmann durch und durch. Statt des Kreuzes trug er beständig das Schwert und befand sich fast immer im Felde. Kaiser Maximilian I. nannte ihn einst einen „trunkenen Pfaffen." Der letzte dieser Reihenfolge der Päpste, Leo X., war ein feiner, kunstliebender Weltmann, der in Prachtbauten ungeheure Summen verschwendete.

Es war so, wie ein Kirchenlehrer der neueren Zeit sagt: „Judas Ischarioth hatte den Platz des Heilandes eingenommen."

Wahrlich, die Welt lag im Argen, Rettung schien aus diesem Uebel kaum möglich. Aber Gott weiß die rechte Stunde für das Heil der Einzelnen und der Völker, und wohl denen, die dann die Gabe erkennen, die er ihnen darreicht!

„Und wie die Menschheit also lag in Ketten,
Da trat ein Mönch aus Wittenberg hervor,
Mit seinem Donnerwort die Welt zu retten!"

Der von Hause aus friedfertigste, demüthigste Mann, Luther, ward, vom Geiste Gottes, vom Geiste der Wahrheit getrieben, der Leiter einer Bewegung, die im Kerne darauf hinzielte, die Menschheit von dem Judas Ischarioth, der den Beutel führte, und der sein Verhalten abmaß nach dem Vortheile des Beutels, zu dem Heilande selbst, in den Kreis seiner Jünger zu führen, um, im Geiste dem Heilande zu Füßen sitzend, nicht mehr gefälschte Worte, sondern Worte des Lebens zu vernehmen und daran wieder zu genesen.

O wie irren die, die in dem religiösen Wesen eines Volkes nicht den bestimmenden Mittelpunkt, den Nerv aller Bestrebungen sehen! Eine falsche oder eine richtige Stellung zu dem Göttlichen überträgt sich, findet Ausdruck in allen übrigen Lebensbeziehungen des Einzelnen wie der Gesammtheit. Trefflich äußert sich M. Lazarus über die Bedeutung des religiösen Wesens. „Das Herz," sagt er, „ist ein ganz besonderer Muskel; verschieden von den meisten anderen Organen unseres Leibes, welche in Thätigkeit und Ruhe abwechseln, muß das Herz immer thätig sein. Von der ersten Secunde des Lebens bis zur letzten muß es schlagen; hört es zu schlagen auf, so ist auch das Leben geschieden. Die Religion ist das Herz im Organismus des Volksgeistes. Hört dieses Herz zu schlagen auf, so tritt auch hier Fäulniß, Verderbniß, Verwesung ein."

Letzteres — ein Verkommen des inneren Lebens und ein dem entsprechender Zustand des Sittenlebens — war im Großen und Ganzen in der christlichen Welt zur Herrschaft gelangt, als Luther, ein zweiter Arminius, sich zum Kampf gegen die römischen geistlichen Legionen erhob.

Es tritt einem Jeden, der die ungeheure Macht, die damals die Kirche erlangt hatte — die materielle Macht und die Macht über die Geister — in Betracht zieht, wie ein Wunder vor seine Augen, daß es dem Bergmannssohne gelang, dem Römerthum eine Niederlage zu bereiten, die von weit bedeutenderen Folgen war, als diejenige, die Rom einst im teutoburger Walde erlitt.

Als der Mund verstummt war, aus dem so tief ergreifende Worte der Liebe, aber auch Donnerworte erschütterndster Art gekommen waren, und das Herz mit dem felsenfesten Gottvertrauen aufgehört hatte zu schlagen, machte die Reformation ihren Gang durch Europa. Das Gewissen der europäischen Menschheit war erregt, wie es selten der Fall gewesen war.

Bei allen Völkern klopfte die Reformation an, gleichsam wie Carlyle sagt, fragend: „Giebt es in dir, o Nation, genug der heldenmüthigen Menschen, um sich hervorzuwagen und zu streiten für Gottes Wahrheit gegen des Teufels Lüge auf Lebens- und größere Gefahr hin?“ Welchen Erfolg sehen wir im Großen? In den germanischen Staaten gewann die Reformation nach schweren Kämpfen Bestand, in den romanischen Staaten gelang es, sie niederzukämpfen. Dadurch ergiebt sich die Antwort auf obige Frage. —

Zu Ende dieses Zeitraumes des religiösen Aufschwungs gehörten bereits sieben Achttheile der Deutschen der evangelischen Kirche an. Die Zuversicht war allgemein, daß das letzte Achttheil sich nunmehr auch von Rom lösen werde, und man berieth bereits hüben und drüben, auf welche friedliche Art dies zur Ausführung zu bringen sei. Was ein Barbarossa schon erstrebt, wofür ein Kaiser Friedrich II. gekämpft — es schien bereits so gut wie erreicht zu sein. Wie schrecklich jedoch sollte es sich rächen, daß die Deutschen wiederum zu frühzeitig in ihrer Sache sich für gesichert hielten!

Denn schon war inmitten des Romanenthums ein neuer Feind erstanden — der Orden der Jesuiten, eine geistliche Prätorianerschaar, die ihre Dienste dem Stuhle Petri anbot, der eine Zeit lang gewankt hatte.

Die Deutschen hatten der Welt die Reformation, den Weg zur Verjüngung, zur Erneuerung, demnach zur wahrhaften Erlösung geboten — der Jesuitismus, die Methode, durch den im Einzelnen bereits geübten, nun aber in ein System gebrachten Lug die geistliche Herrschaft Roms auf's Neue zu befestigen — das war das Gegengeschenk der Romanen!

Noch ein geistiges Ungethüm war auf romanischem Boden aufgetaucht — der Macchiavellismus, eine in ein System gebrachte politische Lehre, in ihrem Kern dahin lautend: wer mit Sicherheit zur Herrschaft über ein Volk gelangen wolle, der dürfe nicht zögern, ausschließlich die schlechten Regungen der Menschennatur in den Dienst des Staates zu nehmen. — Später ist das von Macchiavelli aufgestellte System von Friedrich dem Großen gebrandmarkt und noch später sind Versuche gemacht worden, Macchiavelli zu rechtfertigen. Er habe, ist gesagt worden, den „patriotischen" Zweck im Auge gehabt, das zerrissene Italien zu einigen! — Solche Rechtfertigung verurtheilt sich selbst! Welche anderen, als schließlich grauenvolle Folgen müßte es haben, ein Volk auf der Bahn der systematischen Nichtbeachtung, ja — so weit die Kraft dazu reicht — Unterdrückung aller guten Regungen — äußerlich gewaltsam zu einigen? Welch einen Bestand vermöchte solche Geeintheit zu sichern? Friedrich der Große wies darauf hin, wie verderblich die Schrift Macchiavelli's auf junge, von Hause aus despotisch gesinnte Fürsten und Staatsmänner wirken müsse! Wahrlich, ein von einem gewandten Sammler aller Handgriffe, deren geübte Diebe sich bedienen, verfaßtes und alle Arten von leicht auszuführenden Mordthaten aufführendes Buch würde eine ungleich weniger schädliche Gabe für die Menschheit sein, als die Schrift von Macchiavelli es für sie war und ist!

Diese beiden Ungeheuer, der Jesuitismus und der Macchiavellismus, sie wurden — vergessen wir dies nicht! — geboren in der romanischen Welt, und sie ersahen sich beide als Hauptgebiet ihrer Wirksamkeit das — deutsche Volk! — Klug wie die Schlangen sind diese Ungeheuer, aber sie sind auch falsch wie die Schlangen! Beider Ziel ist: Knechtung der Völker; die Bahnen beider, die sich einander unterstützten, sind mit Blut und gebrochenen Eiden gezeichnet. Das Uebelste aber ist, daß schon durch den Gifthauch, der von ihrer Lehre ausging, das Gewissen der Christenheit (und nicht etwa nur

das der katholischen!) getrübt und vergiftet wurde, ein Unheil, von dem die christliche Welt wohl lange noch nicht gänzlich genesen wird! —

Während die Deutschen im Gefühle vollkommener Sicherheit lebten, wurden — in aller Stille — Söhne vornehmer Deutschen, unter ihnen zwei Fürstensöhne, — wir sehen sie später als Kaiser Ferdinand II. und Kürfürst Maximilian I. von Bayern auftreten — von Jesuiten abgerichtet zu Feinden der evangelischen Lehre und zugleich in die Schule Machiavelli's eingeführt. Es war aus dem Gebiet des Papst- und Jesuitenthums, dieser Theologie und Politik der Hölle, nun auch noch eine Pädagogik der Hölle aufgewuchert. Gründen wir, hatten die Jesuiten sich gesagt, Lehr- und Erziehungs-Anstalten für die Jugend, für Söhne Hochstehender: bemeistern wir uns frühzeitig der Seelen — wer die Jugend hat, namentlich den Theil derselben, der nach kurzer Zeit in die einflußreichen Stellungen ihrer Väter einrückt, dem gehört die Zukunft! — Als Lehrer wurden aus den Reihen der Jesuiten solche Personen ausgewählt, die sich durch Umgangsformen von feinstem Schliff auszeichneten, die sich den Schein seltenster Anmuth und Liebenswürdigkeit zu geben wußten. Mit welchem Bedacht und daraus sich ergebendem Erfolg das neue Höllenwerk betrieben wurde, geht daraus hervor, daß Ferdinand in seinem angehenden Jünglingsalter aus Ingolstadt, woselbst er Zögling der dort von den Jesuiten errichteten Erziehungsanstalt war, u. A. schrieb, ihm sei inmitten der Priester, als wandle er schon unter himmlischen Palmen, ja er verehre die „Väter Jesu" dermaßen, daß, wenn es geschähe, daß ihm ein Jesuit und ein Engel zugleich begegneten, er den Jesuiten zuerst grüßen würde; am liebsten nannte er sich in Briefen: „Sohn der Gesellschaft Jesu."

Wahrlich, unschuldig erscheint das alte heidnische Rom in seiner Deutschland gegenüber eingeschlagenen Haltung gegen das neue heidnische Rom, das sein weltliches Streben in den

Glorienschein christlichen Wesens zu hüllen wußte. Das alte Rom bestach hervorragende Deutsche durch Gold; das neue heidnische Rom vergiftete junge Seelen aus fürstlichen Häusern bis in das Mark hinein. Das alte Rom hatte mit dem Schwert in der Faust für seine Eroberungszwecke gekämpft, das neue Rom verfolgte, die Miene der Taubeneinfalt dabei zur Schau tragend, das Ziel, die Deutschen dahin zu bringen, daß sie einander selbst erwürgten. Wie Brandstifter zu dem Zwecke, zu rauben, heimlich Feuer anlegen, so betrieb Rom sein Werk, Deutschland durch Entzweiung zu zerrütten. Es hatte dabei seinen Vortheil im Auge. Was daneben zu Grunde ging an Gut und Menschenleben, dafür fehlte ihm jegliches menschliche Erbarmen. Was Anderes als eine grauenvolle Ernte konnte aus solcher Teufelssaat aufsprießen! —

Aber wie war es möglich, hat schon mancher deutsche Patriot sich bei dem Rückblick auf die Geschichte seines Volkes gefragt, daß die Deutschen nichts Entsprechendes thaten, um der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen? Die Ursache liegt zumeist in guten Seiten des deutschen Characters. Der Deutsche ist im Gefühle seiner Kraft vertrauend; weil der Boden seines Gemüthes nicht danach geartet ist, Pläne der Tücke und Hinterlist zu erzeugen, setzt er das Vorhandensein solcher auch bei Anderen nicht voraus. Erst wenn Unthaten gegen ihn zur Durchführung gelangt sind, gesteht er sich, daß er zu gut vom Feinde gedacht habe. Dann hat der Feind bereits den Vortheil in der Hand, und indem er sich dessen erfreut, meint er obendrein noch, er stehe an Geistigkeit dem Uebervortheilten voran!

Aber noch ein besonderer Grund war vorhanden, der es veranlaßte, daß Deutschland in eine so grauenhafte Lage gerieth, wie die war, die um jene Zeit von den Jesuiten mit allem Bedacht vorbereitet ward. Die Kaiserkrone war an ein Fürstengeschlecht gekommen, welches — in den meisten seiner Mitglieder — Unfähigkeit und Unwürdigkeit an den Tag legte,

an die Habsburger! — Die Habsburger verriethen den nationalen Geist, indem sie schmachvoller Weise in eine Art von Vasallenschaft Roms eintraten. Die alten, großen Kaisergeschlechter hatten mit Recht den Titel „Mehrer des Reiches“ geführt; die Habsburger hätten es verdient, „Minderer des Reiches“ genannt zu werden. Unter den Habsburgern erblich der Glanz der Kaiserkrone mehr und mehr; es lösten sich während ihrer Herrschaft im Laufe dreier Jahrhunderte vom deutschen Reiche: Burgund mit Savoyen, die gesammten Niederlande (Holland und Belgien, mit Flandern und der Freigrafschaft), die russischen Ostseeprovinzen (Esthland, Livland und Kurland), die Schweiz, das Elsaß und Lothringen — im Ganzen nicht weniger als gegen 5000 Quadratmeilen!

Ein solches Unheil brachte Habsburg über Deutschland, dieses Fürstenhaus, das inzwischen seine Erblande um Ungarn, Siebenbürgen und Dalmatien, Kroatien und Galizien, Venetien und die Lombardei vergrößerte!

Diesem Geschlecht entsproß Ferdinand, und daß er der Jesuitenschule zu Ingolstadt zur Erziehung übergeben worden war, kann nicht verwundern, wenn man die Stellung seines Geschlechts zu Rom in Betracht zieht.

Als nun Ferdinand zur Kaiserkrone und Maximilian zum kurfürstlichen Hut gelangt war, brach das geplante Unheil über Deutschland herein — der schreckliche Religionskrieg! — Dreißig Jahre lang wütheten Schwert, Kugel, Feuer, Hunger und Seuchen in Deutschland. Ruinen von Denkmälern in den älteren Städten zeigen es, zu welcher Blüthe des Kulturlebens Deutschland es gebracht hatte, als jener unheilvolle Krieg begann. Deutschland kam durch diesen Krieg in Bezug auf Gewerbe- und Kunstfleiß, wie auch in Bezug auf Handel und auf Bodenkultur auf mindestens ein halbes Jahrhundert gegen die Nachbarstaaten zurück. Wie entsetzlich die Dämonen des Krieges in des Reiches Marken gewüthet hatten, ergiebt sich daraus, daß bei dem Friedensschlusse in dem großen Deutschland etwa

nur noch vier Millionen Menschen — demnach weniger Bewohner als heute Bayern zählt, — lebten! Es schien, als sei nunmehr das deutsche Volk aus der Reihe der europäischen Völker insofern gestrichen, als es im europäischen Völkerrathe seine Geltung verloren hatte.

Wem hatte Deutschland jenes Unheil zu danken?

Wem anders, als dem neuen Rom, das hinter christlichem Scheine die aus dem alten Rom stammende Methode der Völkerunterjochung in steigendem Maße vervollkommnet hatte!

Schwere Schuld an dem Unheil trug ferner das in das Vasallenthum Roms übergegangene habsburgische Fürstengeschlecht.

Zum Dritten aber hatte sich Frankreich mehr als je als ein gefährlicher Feind Deutschlands erwiesen.

Das Volk der Franzosen, das stärkste der aus dem alten Römerreiche entsprossenen Völker, Miterbe der Natur jenes Stammes, hatte bis auf einen Rest die Flamme der Reformation in sich durch Blut erstickt, und es war darnach von ihm dem Jesuitismus und dem Machiavellismus Thür und Thor geöffnet worden.

Von da ab hatte das religiöse Wesen in Frankreich nicht mehr die Bedeutung, die es für die Seelen der Menschen haben soll: sie im Lichte der Wahrheit, der Bruderliebe, des Glaubens an den Sieg des Guten zu läutern; die Religion wurde vielmehr (nach dem Vorgange Roms) in politische Verwerthung genommen, und die Staatsgewalt erklärte sich für diejenige Form derselben, in der sie den Zwecken der Tyrannei sich wirksam erwies.

Aber Gott läßt sich nicht spotten! Frankreich ging damit Zeiten entgegen, in denen die Verwilderung der Seelen in schrecklichen Ausbrüchen offenbar werden sollte.

Auch in seiner Haltung nach außen zeigte Frankreich, daß von ihm das religiöse Wesen anderer Länder nur von dem Standpunkte der Politik in Betracht gezogen ward. Das *katholische* Frankreich, das in seinem Innern den Protestan-

tismus zertreten hatte, unterstützte (wie ein Gleiches zu gleichem Zweck auch schon in der Zeit der Reformation geschehen war) die — Protestanten Deutschlands! Welch ein Brandmal drückte sich die französische Politik dadurch auf! Es handelte sich in dem Kampfe um das höchste Gut des Menschen, um die Religion, und Frankreich betheiligte sich an dem Kampfe zu dem Zweck, dem deutschen Reiche Grenzgebiete zu entreißen! Mehr noch! Frankreich zieht den Friedensschluß hin und verlängert somit das gräßliche Elend des auf deutschem Boden geführten Krieges, um beim Friedensschluß eine Bestimmung zur Annahme zu bringen, die dem Grundsatze nach eine Auflösung des Reiches ausspricht! Es wurde — das ermattete Deutschland mußte endlich der Forderung nachgeben — die Souveränität der einzelnen deutschen Länder proclamirt, diesen demnach das Recht zugesprochen, mit dem Auslande beliebig Bündnisse abschließen zu dürfen. Die französischen Staatsmänner, die Deutschland bei dem Abschluß des Westfälischen Friedens eine solche Bestimmung aufnöthigten, hatten bei dem Ausdruck „Ausland" natürlich nur Frankreich im Sinne, das sich bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit schuf, je nach Zeit und Gelegenheit mit einzelnen deutschen Stämmen gegen andere deutsche Stämme Bündnisse abschließen zu können.

Da sehen wir die gegen Deutschland geübte Politik des alten Rom auch in Paris in vollster Blüthe! Theile und — oder besser gesagt: Theile, um zu herrschen! — Noch zu Zeiten Ludwigs XIV., dieses Despoten, der sich förmlich in den Orden der Jesuiten hatte aufnehmen lassen, kam ein Bündniß Frankreichs mit den katholischen Kirchenfürsten der Rheinlande zum Abschluß — der erste Rheinbund —, und es ging dem Reiche, gegen welches, um es genügend zu beschäftigen, der „allerchristlichste" Ludwig die Türken hetzte, Elsaß mit Straßburg verloren.

Feindschaft gegen Deutschland ward nunmehr von den beiden romanischen Hauptfesten Rom und Paris aus mit gleichem Eifer geübt, während der auswärtige Feind innerhalb

Deutschlands neben vielen kleineren in Wien und München zwei bedeutende Festen für die Zwecke des Romanismus gewonnen hatte, und es außerdem dem Jesuitismus gelungen war, in Deutschland so viele gewaltsame „Bekehrungen“ zu veranstalten, daß fast die Hälfte der Bevölkerung wieder dem päpstlichen Stuhle unterworfen war.

Zu einem verhältnißmäßig gleichem Erfolge hatte es das alte Rom in seinen Kämpfen gegen Germanien nie gebracht. Deutschland war vor Beginn des Religionskrieges nahe daran gewesen, gänzlich von Rom gelöst zu sein, — jetzt triumphirten die beiden als Gegensätze zum Protestantismus aus dem Schooße des Romanismus aufgestiegenen geistigen Ungethüme, der Jesuitismus und der Machiavellismns, über dasselbe.

Wir fühlten uns — solche Stimmen vernahm man nun — zu sicher: das ward unser Verderben! Nach diesem Falle, nach dieser proclamirten staatlichen Zerbröckelung — dem Grundsatze nach im Westfälischen Friedensschluß zu dem Zwecke zur Annahme gebracht, es dem gierigen Feind draußen zu ermöglichen, ein Gebiet nach dem andern von Deutschland abzulösen, — giebt es ein Auferstehen für die Deutschen als Nation nicht mehr! — Mit Klagen solcher Art sank um jene Zeit mancher Patriot in die Grube.

O du Kaiserhaus, das sich zur Ausführung des Haupttheils der Henkerarbeit an dem eigenen Volke hergegeben hatte, welchem du auf dem Erlösungswege, auf seiner geistigen Wanderung aus dem Reiche des verlogenen Rom in das heilige Land der Wahrheit und des Lebens treuer Hort hättest sein sollen, du arges Kaiserhaus, es hat der Tag des Gerichts für dich bereits begonnen, ein langdauernder Tag, dessen Endspruch erst zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1866, gefällt werden sollte! Freilich, für das deutsche Volk schloß das Ergebniß des Religionskrieges eine unerhört schwere Schädigung in sich; aber auch dir, du Kaiserhaus, wurde in dem Augenblicke des Triumphes über die Evangelischen eine Schädigung zu Theil,

die du nicht wieder verwinden solltest! Denn welche Bedeutung hatte von da ab noch die Reichsgewalt, die du repräsentirtest? Jener Friedensschluß durchschnitt ja die Sehnen deiner Macht dadurch, daß von da ab jeder große und kleine Fürst, ja selbst jede freie Reichsstadt als „souverän" galt!

Neues Unheil! Der erlangten Souveränität begehrten die meisten der kleinen deutschen Fürsten nun auch — natürlich, wie in Frankreich, auf Kosten des Volkes — Ausdruck zu geben, und dies dadurch, daß sie den Hofstaat Ludwig's, das glänzende Versailles, für ihren Hof sich zum Muster, die Sonne dieses Hofstaates, Ludwig XIV., für ihre Person sich zum Vorbilde nahmen. So kam — als ob das Reich nicht schon durch den Religionskrieg genug des Elends erlitten hatte — nun auch noch die Seuche des Franzosenthums in politischen Formen und in Formen des Hofwesens über Deutschland, was eine gesteigerte Uebertragung verkommenen Sittenlebens mit sich führte. Ein tödtlicher Gifthauch in die noch blutenden Wunden, die der Krieg dem Vaterlande geschlagen hatte!

Und dennoch ging das deutsche Volk nicht zu Grunde? Auch das ist fast als ein Wunder zu betrachten. Geschah doch auch bald darnach dem deutschen Volke das Unheil, daß der sächsische Fürstenstamm, der von Luther's Zeiten an der treue Hort des Protestantismus gewesen war, die heilige Sache des evangelischen Glaubens für den Judaslohn der polnischen Königskrone verrieth! Der körperlich starke, aber in der Luft seines französischen Hoflebens an Gesinnung zur Elendiglichkeit herabgesunkene August II. ward, nachdem er, gemäß den Forderungen der Polen, den evangelischen Glauben abgeschworen hatte, von letzteren zum König erwählt.

Das waren Zeiten hoher Triumphe für Rom und für Frankreich. Der Jesuitismus und der Machiavellismus, diese — es kann nicht eindringlich genug betont werden! — auf romanischem Boden erzeugten geistigen Ungethüme, hielten mit

unzählbaren Polypenarmen, deren Ausgangspunkte namentlich Fürstenhöfe, Beichtstühle und Jesuitenschulen waren, ihr blutendes Opfer, Deutschland, umstrickt, und aus ihren funkelnden Blicken leuchtete der Hohn des erbarmungslosen Siegers. Dabei gewann Circe, die Schutzgöttin der französischen Frivolität, die sittenloses und lasterhaftes Wesen in Formen der Anmuth zu hüllen weiß, bis die Verwandlung der ihrem unheiligen Priesterdienst Huldigenden von der Würde des Menschen zur Niedrigkeit des Thieres vollendet ist, fortgesetzt größere Gewalt in Deutschland, zunächst an Fürstenhöfen, den kleinen Versailles, dann an Edelhöfen und weiterhin auch in bürgerlichen Kreisen.

Nie war eine Nation in Bezug auf ihren Bestand als ein einheitliches Ganzes, in Bezug auf Erhaltung und Entwicklung ihrer Eigenart in größerer Gefahr als Deutschland in der unmittelbar auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Zeit.

Wie Viele giebt es, die weder jene Gefahr, in der ihre Nation sich befand, kennen, noch es wissen, welchen Personen und Umständen eine nochmalige Rettung zu verdanken ist! Vor den Augen Derer aber, die jene Zeit des allgemeinen Umschwungs mit Ernst in Betracht ziehen, erhebt sich alsbald hoch und hehr eine fürstliche Gestalt, die Friedrich Wilhelm's von Brandenburg, des großen Kurfürsten, und je mehr sie diesen Fürsten und zwar bei gleichzeitigem Hinblick auf die sich ihm entgegenstellenden, fast unüberwindlich scheinenden Hindernisse betrachten, um so mehr wird ihr Gemüth von Bewunderung für ihn erfüllt. Ein echt deutscher Mann und dabei ein wahrhaft frommer evangelischer Christ. Und gerade auf der Stelle begann er sein staatliches Reformationswerk, die am meisten gelitten hatte in dem schreckensvollen Kriege, der Mark Brandenburg, mit Hohn genannt „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse!“ — Als dieser Fürst nach einem fast funfzig Jahre währenden, nicht genug zu preisenden Wirken sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte, stand in Branden-

burg-Preußen der fest organisirte, auf granitner Grundlage ruhende Bildungskern des neuen deutschen Reiches vor aller Welt Augen da — ein offenkundiger Beweis für Alle, die Augen haben, welche zu sehen vermögen, daß Deutschthum und evangelisches Wesen doch mächtiger ist, als alle teuflischen Künste des Jesuitismus und des Macchiavellismus. Der brandenburgische Adler war das Symbol des im Lichte des evangelischen Glaubens sich verjüngenden Deutschlands geworden.

Wahrlich, das wunderbare Schauspiel der Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zu einem Königthume und zu einer europäischen Großmacht war nur möglich, weil die Hohenzollern opferfreudig für den Kampf um die gefährdeten Güter des deutschen Volkes eingetreten waren. Mit ihnen ward zugleich die gute deutsche Sache gekrönt. Ein Anhauch französischen Wesens war unter König Friedrich I. auch an den preußischen Thron gekommen. Dieses Wesen zertrat der kräftige, deutschgesinnte König Friedrich Wilhelm I., wie man ein giftiges Gewürm zertritt. Wie lange war blöden Augen der eigentliche Sinn und der Werth des Wirkens dieses Fürsten für Preußen und für Deutschland verborgen! Und handelte es sich nicht auch in dem Riesenkampfe, den Friedrich der Große zu führen hatte, im tiefsten Grunde ebenfalls um etwas ganz Anderes, als das ist, was sich dem Blick äußerlich zunächst darbietet? Die schlesischen Fürstenthümer, unrechtmäßiger Weise seit langer Zeit dem Hause Hohenzollern vorenthalten, gaben doch nur die äußere Veranlassung zu dem Wiederausbruch des großen Kampfes zur Befreiung Deutschlands aus der Knechtschaft der römisch-habsburgischen Politik! Das Haus Habsburg wähnte im 18. Jahrhundert nachholen zu können, was ihm im 17. Jahrhundert nicht gelungen war, und rief zum Kampfe gegen Friedrich den Einzigen das Ausland, Frankreich, Rußland und Schweden, herbei, um deutsches Blut zu vergießen und Theil zu nehmen an der Vernichtung des größten deutschen Fürsten, indem es zugleich für die Theilnahme an der

beabsichtigten Unthat den fremden Mächten deutsche Landesgebiete als Beute verhieß. Dennoch ging der unvergleichliche Held, der über ein Ländchen von 5 Millionen Einwohnern gebot, und dessen Gegner Völkerschaften regierten, die 95 Millionen Seelen zählten, aus dem Kampfe siegreich hervor! — Wir leben der Zeit jener Ereignisse noch zu nahe, unser Blick wird durch die Vielheit und das Gewirr von Einzelheiten, die nebenher gingen, noch zu sehr getrübt, als daß der Kern der Sache, um die es sich im Grunde handelte, die echte Würdigung finden könnte.

Aber dennoch heben sich die Gestalten des großen Kurfürsten und Friedrich's des Einzigen gegen den Hintergrund ihrer Zeiten jetzt schon als Lichtgestalten ab, sich anreihend den größten Helden nicht blos des deutschen Volkes, sondern aller Völker und aller Zeiten*)

Eines hatte sich als unerläßlich erwiesen: Sollte Raum für die eigenartige Entwicklung der deutschen Nation wieder gewonnen werden, so mußte von dem Theile aus, in welchem die Verjüngung der Nation auf protestantischer Grundlage einen neuen kräftigen Anfang genommen hatte, von Preußen aus, der Kampf zunächst gegen den Feind innerhalb Deutschlands, gegen den Vasallen Roms, das habsburgische Kaiserhaus, anheben.

Es war im Grunde genommen ein Erlösungskampf, den Friedrich mit Schwert und Feder führte. Wie auch die Römlinge außerhalb und innerhalb Deutschlands dagegen arbeiteten: es begann im deutschen Volke wieder der Glaube lebendig zu werden, daß Deutschlands Mission noch nicht vollendet, daß sie vielmehr in einem neuen, vielverheißenden Aufschwunge begriffen sei. Friedrich hatte gezeigt, daß der Theil Deutschlands, in welchem sich eine Verjüngung des staatlichen Lebens im Lichte des Protestantismus vollzogen hatte, die Macht besitze,

*) Siehe „Geschichte Preußens in Wort und Bild." Von Ferdinand Schmidt. Berlin. Fr. Lobeck'scher Verlag.

sich dem Kaiserhause gegenüber, ja „gegen eine Welt in Waffen“ aufrecht zu erhalten.

Gab der „alte böse Feind“, dessen Art der Kriegsführung, dessen Generalstab und dessen Haupt- und vorgeschobene Festen wir kennen gelernt haben, seinen Kampf schon auf? Durchaus nicht; er fuhr fort je nach Zeit und Gelegenheit alte und neue Kriegsmittel zur Bewältigung des sich emporringenden deutschen Geistes in Bewegung zu setzen. In der Kaiserburg zu Wien hatte längst schon die wälsche Politik als einzige Quelle staatsmännischer Weisheit gegolten. Jetzt griff man zu einem Mittel, welches von Frankreich bei den Vorberathungen zum Westfälischen Friedensschluß mit Erfolg angewandt worden war. Frankreich hatte damals gegen die kleinen deutschen Fürsten die Miene des wohlwollenden Protectors angenommen; es hatte in ihnen das Gelüst nach „Souveränität“ erregt, und es war ihnen dann auch behülflich gewesen, daß das gefährliche Danaergeschenk ihnen zu Theil geworden war. Jetzt — o der Armseligkeit der wiener Diplomaten, die immer noch in die versailler politische Schule gingen! — warf sich das Kaiserhaus zum Protector der kleinen deutschen Fürsten auf, und von Oesterreich aus, welches sich gegen Aufgabe deutschen Gebietes zu mehr als drei Viertheilen in einen außerdeutschen Staat umgewandelt hatte, ward Mißtrauen gegen Preußen gepredigt, dessen ganze Politik dahin gehe, die übrigen Theile Deutschlands sich „in's Haus zu schlachten!“ —

Daß dazu von Rom und von Paris aus durch Jesuiten in den Beichtstühlen und durch französische Agenten in den Cabineten eindringlich secundirt wurde, kann nicht verwundern.

Aber die großen Erinnerungen blieben im Preußenvolke wach, und der erweckte Geist ließ sich durch jesuitische und machiavellistische Künste nicht wieder bannen. Auch in dem deutschen Volke außerhalb der Grenzen Preußens begann sich die Erkenntniß Bahn zu brechen, daß es sich bei allen Kämpfen um ein gänzlich anderes Ziel handle, als das von den Ausländern

angegebene es war, daß jeder Sieg Preußens als ein Sieg zu Gunsten Deutschlands anzusehen sei, und daß das völlige Aufkommen Preußens die Wiedererhebung Deutschlands zu alter, theils durch Trug und Gewalt des Auslandes ihm entwundener, theils durch den Miethlingsdienst der Habsburger schmachvoll aufgegebener Macht bedeute. Man sah, daß in Berlin nicht allein spartanischer, sondern auch atheniensischer Sinn seine Stätte aufgeschlagen hatte, daß unter den Fittigen des nach dem Lichte schauenden und zugleich den Blitz in den Fängen mit sich führenden preußischen Adlers mit gleich ernster Hingabe die Künste des Krieges wie die des Friedens gepflegt wurden. Die neue deutsche Literatur ward allgemach die Verbündete Preußens, während die Cabinets-Politik der kleinen Höfe für Oesterreich und durch dasselbe für die Zwecke und Ziele der auswärtigen jesuitischen und machiavellistischen Politik thätig war.

Ein neues großes Ereigniß sollte es erweisen, in welchem Theile Deutschlands der nationale Sinn gepflegt, in welchem andern er zu Grunde gegangen war. — Der Attila des Westens, Napoleon I., brach, die Mittel der altfranzösischen Politik mit besonderem Geschick verwerthend, in Deutschland ein. Der Corse Napoleon war gleichsam eine Verkörperung des Machiavellismus. Zumeist Böses in seinen Dienst nehmend und es mit Schlangenklugheit zu seinen Zwecken verwendend, benutzte er auch das an sich Gute, um durch dasselbe Täuschungen herbeizuführen, die seiner Selbstsucht dienten. Er ließ seinen Raubschaaren den fanatischen Glauben, Apostel der Völkerfreiheit zu sein, während er darauf ausging, die Völker in Fesseln zu schlagen; er löste hanfene Stricke, um den „Befreiten“ Eisenketten anzulegen.

Nun, du deutscher Kaiser, der du dich und deinen Stamm als Hort Deutschlands den Hohenzollern gegenüber hattest feiern und preisen lassen, nun zieh' dein Schwert, schlag' an dein Schild und wahre das gefährdete Reich! —

Welch ein klägliches Schauspiel sehen wir nun sich vollziehen! Der letzte der Habsburger, dieser „Mehrer“ vaterländischen Unheils, entsagt in der Stunde der Noth seiner Würde! — Und die kleinen Reichsfürsten, die Feinde Preußens, die Säulen des habsburgischen Kaiserhauses? Sie treten — es kommt zu einer neuen Auflage des Rheinbundes — in den Dienst Frankreichs gegen Preußen, gegen den Theil, der zum Schwerte greift.

Friedrich der Einzige ruhete im Grabe, Friedrich Wilhelm, ein die Güter des Friedens mit Hingabe und Verständniß fördernder Fürst, hatte den Thron Preußens inne. Der Ansturm der fränkischen Schaaren war zu mächtig, Preußen erlag — jedoch dies nur äußerlich auf eine Zeit.

Eine Nacht des Unglücks kam über das Land; aber in dieser langen und bangen Nacht hielten des Preußenvolkes Edelste Zwiesprache mit den Lichtgestalten vergangener Zeiten. Da stand verklärt auf, was die Vergangenheit in die Seele des Volkes gelegt hatte; da erhoben Denker und Dichter ihre Stimmen, ein Fichte und ein Schleiermacher, ein Arndt, ein Stein, ein Schenkendorf und Andre; da öffneten sich die Herzen dem Hymnus der Freiheit, den der edelste der deutschen Dichter in dem Drama „Wilhelm Tell“ dem deutschen Volke in demselben Jahr geboten hatte, in welchem Napoleon durch Gewalt und List auf den Thron gelangt war, und als der Morgen tagte, stellte Preußen ein Heer auf, wie — betrachtet man den dasselbe erfüllenden Geist — die Welt bisher ein trefflicheres nicht gesehen hatte. Preußen setzte Alles an Alles, durch unerhörte Anstrengungen gelang es ihm, sich und zugleich Deutschland zu befreien.

Deutschland war von Oesterreich in der Stunde der Noth verlassen worden, Preußen hatte es gerettet: gebührte nun nicht Preußen von Gottes und Rechts wegen die Führerschaft Deutschlands?

Dies zu verhindern, ward im feindlichen Lager sofort

eine Verständigung erzielt, und das Ergebniß derselben war eine für Deutschland zu Stande gebrachte Bundesverfassung (Bundesacte oder auch der deutsche Bund genannt), darauf berechnet, Preußen nun erst recht zu verhindern, daß der in ihm gepflegte Geist zu voller Geltung gelange.

Für Preußen wurde die ihm aufgezwungene Bundesverfassung ein brennendes Nessusgewand, unter dem es, wie die Feinde hofften, hinsiechen sollte. Das war wiederum das Werk jenes alten bösen Feindes, den wir kennen gelernt haben. Alle europäischen Mächte standen in dieser Frage auf Seiten Oesterreichs; Preußen sah sich in eine Lage gebracht, in der es — Oesterreich und die kleinen Staaten hatten es in der Hand, Alles am Bunde durchzusetzen — seines Daseins nicht froh zu werden vermochte.

Aber für das Haus Habsburg, welches so lange Zeit zum Schaden Deutschlands der Vasall Roms gewesen war, rückte nun endlich die Zeit heran, in der es für seine alten und seine neuen Sünden seine Strafe mit einem Schlage empfangen sollte.

Der Donner von Königgrätz war der vernichtende Spruch für die Politik der Habsburger: Oesterreich ward aus Deutschland ausgeschlossen.

Der Schlag, der den Vasallen Roms getroffen hatte, traf auch Rom und beunruhigte zugleich Frankreich, dessen politisches Dogma gegen Deutschland von der Zeit des dreißigjährigen Krieges an dahin gegangen war, dasselbe in der Zerklüftung zu erhalten, und welches nun mit Schrecken sah, daß Deutschland durch Bildung des Nordbundes und durch den Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Nord- und Süddeutschland auf der Bahn der Einigung einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hatte.

Dies nun führte in Frankreich zu dem verwegenen Plane, die Einigkeit Deutschlands, soweit sie sich vollzogen hatte, wieder zu vernichten.

Wie der Versuch ausfiel, und zu welch ganz andern als den gehofften Ergebnissen er führte, das hat uns in dieser Schrift beschäftigt, und wir sind in der Schilderung der Ereignisse bis zu der Heimkehr der Truppen vorgerückt.

Wie oben dargelegt, wurden unsere Krieger mit Ehrenbezeugungen ohne Gleichen empfangen, und wer bedenkt, was sie Großes vollbracht, der wird dennoch nicht sagen, es sei ihnen zu viel der Anerkennung zu Theil geworden.

Wahrlich nicht!

Wie der Dichter im Hinblick auf einen hochgesinnten und tapfern Mann, einen Retter aus der Noth, der darnach bescheidenen Sinnes allen Dank ablehnte, bewundernd rief, nimmer werde er ermüden, den braven Mann zu preisen, so wird sicherlich auch ein Gleiches von unserem Volke im Hinblick auf unsere Krieger gesagt werden können. Was sie gethan zu Ehren und zum Heil des Vaterlandes, das wird als ein köstliches Ehrengeschmeide immer und immer wieder, namentlich an den nationalen Weihetagen, unserer Jugend vorgeführt und diese dazu angeregt werden, aus frohbewegtem Herzen den Helden Lob in Liedern zuzurufen. An den Beispielen der Erwachsenen wird die Jugend es lernen, die Männer ehren, die das Zeichen an der Brust tragen, welches zu erkennen giebt, daß sie Theil nahmen an dem großen Befreiungskampfe, in welchem eines der höchsten Güter, das Leben, in die Schanze geschlagen werden mußte, um der Nation köstliche Ehren zu retten, um für das geliebte Vaterland den Zustand zu erstreiten, in welchem sich nunmehr erst die Eigenart des deutschen Wesens in voller Freiheit und — mit Gottes Hülfe — zum Segen des eigenen Volkes und auch zum Segen anderer Völker wird zu entwickeln vermögen.

Wer ein Auge dafür hatte, dem entging es nicht, daß über unsere heimkehrenden Krieger eine Weihe ausgegossen war, und wer über die Ursache dieser Erscheinung ernst nachsinnt, wird sie darin finden, daß der Deutsche, so tapfer er ist,

und so kühn und machtvoll er dem ihn herausfordernden Feinde zu begegnen weiß, er doch den Frieden ungleich mehr liebt, als den Krieg, und daß im Besondern unsere einziehenden Krieger von dem sie beseligenden Gedanken ergriffen waren: sie habe Gott gewürdigt, dem theuren Vaterlande das Gut der Einigkeit zu erstreiten, das von wälscher Tücke vor Jahrhunderten zerstört worden sei, und zu dem wieder zu gelangen, wälsche Tücke in geistlichem und weltlichem Gewande bisher zu verhindern gewußt habe.

Das Ringen und Kämpfen durch Jahrhunderte war nunmehr zu einem Abschluß gekommen, die Sehnsucht der Besten hatte ihre Erfüllung gefunden, die Rabenschaar war durch den Waffenblitz und das Wort wahrhaftigen Gottvertrauens aus dem Munde des königlichen Führers verscheucht, das Kaiserthum in verklärter Gestalt erstanden.

Daher der Hauch der Weihe in dem Bilde des Ehreneinzuges unserer Krieger. Nicht wir allein, wir Väter, Brüder und Verwandte, wurden davon ergriffen, und nicht in uns allein wurden durch diese Erscheinung erhebende Hoffnungen für eine gedeihliche Zukunft unsers Volkslebens rege! Beobachter aus fremden Ländern empfingen die gleichen Eindrücke. Viel des Raumes bedürfte es, auch nur die Berichte vorzuführen, die in den Hauptzeitungen anderer Länder erschienen. Nur einer Stimme sei gedacht. Ein Amerikaner schrieb aus Berlin der „New-Yorker Nation“: „Von nun an belebt ein einziger gemeinsamer Athem den ganzen Volksorganismus Deutschlands. Alle Lebensquellen des deutschen Volkes sind wunderbar aufgefrischt durch das wiedergefundene Bewußtsein, daß von nun Alle vereint für ein edles, vielversprechendes Gemeinwohl und nicht bloß für die Befriedigung von Einzel-Interessen und persönlichen Bedürfnissen arbeiten. Anstatt sich mit dem Studium fremder Länder zu befassen und nach Beispielen im Auslande umzusehen, werden die Deutschen nun ihr eigenes Haus aufbauen und dazu solide Grundlagen mit den unerschöpflichen

Hilfsquellen ihrer eigenen Nationalität legen. Dasselbe strenge Pflichtgefühl, dieselbe unermüdliche Disciplin in Geist und Körper, welche in diesem Kriege den Sieg errangen, werden sie befähigen, im Frieden ihre erhöhte Stellung zu behaupten und alle ihre Energie auf die Arbeiten des inneren Fortschritts und der Freiheit zu verwenden."

Wer sollte ein solches Hoffen nicht freudig begrüßen!

Nur vor Einem möge ein gnädiges Geschick uns bewahren: davor, daß wir nicht wieder dem Gefühle der Sicherheit verfallen!

Der alte böse Feind ist noch da; was ihm augenblicklich an Kraft gebricht, sucht er zu ersetzen durch verdoppelten Haß und gesteigertes Nachsinnen, wie er uns schaden könne; er wird sich von den betäubenden Schlägen, die er empfing, wieder erholen und sein Werk mit neuen Kampfesmitteln aufzunehmen trachten.

Wie, heißt das Haß gegen die katholischen Mitbürger predigen? Das wäre ein besonders unwürdiges Thun im Lande Preußen, in welchem in der Fürstenkrone Glaubensfreiheit stets einer der glänzendsten Edelsteine war. Um seines Glaubens, das will sagen um seiner Stellung zum Göttlichen willen wird kein Mitbruder, möge er einer Confession angehören, welche es auch sei, von einem echten Protestanten sich irgend welcher Feindschaft zu versehen haben. War der Luther zu der Zeit, als er sich auf dem Wege nach Rom befand, nicht ein verehrungswerther frommer Christ, den zu verachten Thorheit, ja Sünde gewesen wäre? Als er im Angesichte der ewigen Stadt auf seine Kniee sank, betete er ein von seinem frommen Glauben verklärtes Rom an. Wie Luther zu jener Zeit glaubte, so glauben heute noch viele katholische Mitbürger, und es wäre ebenfalls eine Sünde, sie deshalb zu verachten. Die Stellung des Protestanten zum Katholiken ändert sich erst in dem Maße, in welchem Letzterer an ein verweltlichtes Rom glaubt und für dasselbe wirkt, und Ersterer davon Kenntniß

gewinnt. Wer den Papst auch als seinen weltlichen obersten Herrn verehrt und an den Werken der Jesuiten, den geistlichen Prätorianern der Papstmacht, Theil nimmt, die daran arbeiten, die Grundsätze eines Gregor VII., eines Paul IV. oder die des Syllabus zur Geltung, demnach die Länder der Christenheit auch in politischer Beziehung unter die Oberherrschaft des Papstes zu bringen, der erweist sich dadurch als ein Ausländer im eigenen Vaterlande. Welcher Gefahr und Noth solche Art von Ausländerei Thür und Thor geöffnet hat, haben die Protestanten im dreißigjährigen Kriege kennen gelernt, und wer weiß, welche neuen traurigen Lehren ihnen zu Theil geworden wären, hätten im letzten Kriege, der ja im tiefsten Grunde auch von den Anhängern der weltlichen Obermacht des Papstes ausging, die französischen Waffen gesiegt! Diejenigen Katholiken, die in dieser Weise aus dem Reiche eines frommen Glaubens in das Gebiet weltlicher Macht treten und sich auf die Seite der Freunde des Vaterlandes stellen, diese mittel- oder unmittelbar unterstützend, können unmöglich erwarten, daß ihnen der Protestant mit Vertrauen begegne. Der traurigen Beispiele so schwerer Verirrung liegen ja so viele vor, und schmerzlich ist namentlich der Umstand für die Protestanten, in den Reihen der Gegner im eigenen Vaterlande Leute zu sehen, deren Voreltern Protestanten waren, die von Römlingen mit Gewalt in die römische Kirche zurückgebracht worden sind.

Das Verfahren des echten Protestantismus unterscheidet sich von dem des verweltlichten Katholicismus grundsätzlich dadurch, daß Ersterer die Anhänger der katholischen Kirche um ihres Glaubens willen in keiner Weise gefährdet, so lange dieser Glaube nicht dazu führt, die Gesetze des Staates zum Vortheil einer ausländischen Macht zu verändern, während der zu vollem Siege gekommene verweltlichte Katholicismus die Protestanten um ihres Glaubens willen mit Feuer, Schwert und Bann verfolgt und ihnen den Gebrauch der Kampfesmittel versagt, die sie ihm anzuwenden gestatteten, und durch die er

sich, während er vorgab, nur nach Gleichberechtigung zu streben, zur Herrschaft aufschwang. Nach freier Presse ruft der verweltlichte Katholicismus da, wo er sich emporzuarbeiten die Absicht hat, und er gebraucht die Freiheit dann auch in ausschweifendster Weise; Censur führt er jedoch für den Gegner ein, sobald er zur Herrschaft gelangt ist — ein Verfahren, bei dem der Jesuitismus und der Machiavellismus zugleich betheiligt ist!

Sehen wir nicht den verweltlichten Katholicismus, auch Ultramontanismus genannt, jetzt schon wieder sein unterirdisches Werk betreiben?

Zart und leise — o die Führer sind für alle Rollen trefflich eingeschult! — traten die Ultramontanen am Reichstage mit der Darlegung auf: sie verlangten „nicht gerade" die Ausführung eines Kreuzzuges zu Gunsten des Papstes in Bezug auf seinen weltlichen Besitz in Italien, doch wünschten sie, es möchte nicht beschlossen werden, daß von Seiten Deutschlands unter allen Umständen davon Abstand genommen werden solle! — Es ward dies Letztere jedoch ausdrücklich beschlossen, und der Beschluß in die Adresse an den Kaiser aufgenommen, welcher seine volle Zustimmung zu derselben „in allen ihren Theilen" aussprach. — Und wie schnell sind die Ultramontanen mit einer neuen Zeitung in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, in Berlin, aufgetreten! „Für das verweltlichte Rom" müßte der Titel heißen, wollten und dürften die Unternehmer wahr sein. Aber wie in allen Stücken wird auch schon durch den Namen der Zeitung das Mittel der Täuschung angewandt. Die Jesuiten besudeln einen ehrwürdigen Namen und nennen die für das verweltlichte Rom wirkende Zeitung: „Germania" — Dieses Wort, jetzt in Aller Munde, benutzen sie, um die Massen für sich einzufangen, für die sie, wenn es gilt, despotisch gesinnte Fürsten zu gewinnen, nicht Worte der Verachtung genug haben! Frech ist die Sprache dieser Zeitung, frech in der äußersten Bedeutung des Wortes. Der wüthendste

Radicalismus ist in der Ausdrucksweise von diesem Jesuitenblatte überboten.

Aber es ist gut — und auch dies haben wir unseren tapferen Kriegern zu verdanken — daß in der Verwirrung, die über die Römlinge gekommen ist, hier und dort der Mund überschäumt von dem, was gleisnerisch lange Zeit zum Schaden unseres Vaterlandes verborgen gehalten ward; denn wahrlich, in den letzten 25 Jahren war den Römlingen in Deutschland zu viel Bewegungsfreiheit gelassen worden. „Man erkennt es", rief voll Ingrimm die ultramontane „Monde", „daß der Cäsar von Berlin der Fortsetzer Luther's ist und nicht der Erbe Karl's des Großen. Die Krone des großen Kaisers ist in Aachen und sein Leichnam dort beigesetzt. Aber seine Politik ist todt, und ein Enkel Friedrich's II. wird sie nicht auferwecken." Darüber sind die Römlinge klar, daß Kaiser Wilhelm weder wirklich noch figürlich nach Rom pilgern wird, um sich, wie es von den Habsburgern zum Unheil des Vaterlandes und schließlich auch zu ihrem eigenen Unheil geschah, in den Vasallendienst des heiligen Vaters oder vielmehr der ihn regierenden Jesuiten zu begeben. Ein anderes ultramontanes Blatt, der „Univers", äußerte drohend: „In dem Feldzuge gegen die Katholiken wird Preußen auf Festungen stoßen, die sich anders halten werden, als Metz und Paris; Herr v. Bismarck wird schließlich unterliegen."

Wäre es solchen Zeichen der Zeit gegenüber wohl angethan, sich in Sicherheit einzuwiegen? Die Jesuiten, die Leute ohne Vaterland, und die Internationalen, die ebenfalls, wie Bebel und andere ihrer Sprecher erklären, ein Vaterland nicht kennen, schließen — das kennzeichnet beide Parteien! — ein Bündniß miteinander. Das sich frecher Weise „Germania" nennende berliner Jesuitenblatt hatte gedroht, die Ultramontanen würden sich mit einer der deutschen Einheit gefährlichen Macht verbünden, wenn es Preußen mit ihnen verderben sollte. Allgemein war angenommen worden, es sei mit dieser

Macht Frankreich gemeint. Darauf erklärte das Jesuitenblatt, nicht Frankreich sondern die „rothe Revolution“ sei gemeint gewesen. Infamie und Lüge im Verein! Wer zweifelt daran, daß die Jesuiten sich sowohl mit Frankreich als auch mit der „rothen Revolution“ verbünden würden, sobald die Gelegenheit sich dazu darböte und ein sicherer Vortheil für sie in Aussicht stände?

Bluntschli wies in der heidelberger Protestantenversammlung auf dieselben Feinde hin. Die Lage sei ernst, äußerte er; das neuerstandene deutsche Reich sei von zwei Feinden bedroht, nicht augenblicklich durch äußerliche Feindesgewalt, aber von Innen durch den Erbfeind, Rom, dem gegenüber die Synode eine protestantische Aufgabe im friedlichen Verbande mit dem Staate zu lösen habe: die andere Gefahr drohe von der Macht, welche in Frankreich verwüstend ausbrach, den socialen communistischen Erscheinungen. Die Arbeiterbevölkerung habe vielfach den Glauben an Gott, eine sittliche Weltordnung, das Vaterland verloren: hier habe die protestantische Kirche eine große Aufgabe zu erfüllen, zu bauen und zu den Quellen wahren religiös-sittlichen Lebens zurückzukehren.

Das führt uns auf einen Feind, den wir Protestanten im eigenen Lager haben: das starre Lutherthum. Hochmuth und Herrschsucht, diese gefährlichen Krankheiten der Seelen, haben ihn erzeugt, und er hat den Altar des Buchstabengötzendienstes mitten unter uns aufgebaut und den belebenden, erquickenden und zu sittlichen Thaten treibenden Quell zu einem Theile verschüttet, aus dem neben vielen andern Erlösungsworten auch das Wort emporkam: Du sollst Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten! — Mit nichten, ruft das starre Lutherthum, sollst du Gott aus der Empfindung heraus anbeten, die das göttliche Wort auf dein Inneres erzeugt, sondern du sollst ihn — und alles Andere ist Werk des Satanas, der dich zu verführen trachtet — anbeten in den For-

men, Weisen, Worten und Geberden, die unsere vom heiligen Geist — etwa wie der Papst — inspirirte Zunft aufgestellt hat! Wo nicht, und gäbest du alle deine Habe, ja dein Leben selbst aus Liebe hin für die Brüder, bist du dem Gericht verfallen und wirst in Ketten der Verdammniß gelegt werden!

Für unhold und widerwärtig, aber doch andrerseits auch für unschädlich hat schon mancher Wohldenkende dieses verknöcherte Lutherthum angesehen. Bei näherer Erwägung kann dem Letzteren nicht beigestimmt werden. Es sei abgesehen davon, daß diese Glaubensrichtung die Seelen in einen mechanischen „Dienst Gottes“ zwingt und sie zu der Seligkeit des Schauens des Göttlichen, wie ein solches in mehr oder minderem Grade denen zu Theil wird, die andachtsvoll mit den Lehren aus des Heilandes Munde sich beschäftigen, nicht gelangen läßt — hier sei vielmehr nur die Wirksamkeit dieser Glaubensrichtung in Beziehung auf die Völkergeschichte in Betracht gezogen. Schlagen wir das Buch der Geschichte auf, um zu sehen, welche Rolle von dem Lutherthum in der schwersten Zeit, die Deutschland durchzumachen hatte, in der Zeit des Religionskrieges, durchgeführt ward. Der Haß der Lutheraner gegen ihre Confessionsverwandten, die Reformirten, war so groß, daß sie nicht ihnen, sondern den Katholiken den Sieg wünschten, daß sie die Katholiken mittelbar und unmittelbar unterstützten, daß sie jubelten, als der reformirte Ketzer Friedrich von der Pfalz, den sich die Böhmen zum König erwählt hatten, von dem katholischen Marimilian von Bayern aus dem Lande vertrieben ward. Während durch ihre Beihülfe Böhmen dem Protestantismus hätte erhalten werden können, fiel es nun den Blutgerichten Ferdinand's anheim, der Protestantismus ward fast gänzlich ausgerottet, und die Nachkommen der gewaltsam Bekehrten sind heut die Verbündeten Roms gegen uns! — Hätten die Lutheraner einmüthig zusammen gestanden mit den Reformirten, so würde sich der Krieg nicht so lange hingezogen haben, ja er wäre

vielleicht gar nicht ausgebrochen. Aber der Haß der Lutheraner gegen die Reformirten war den Jesuiten nur zu wohl bekannt, und Letztere wußten bei ihrem Kriegsplan diesen Umstand weislich in Verwerthung zu bringen.

Betrachten wir eine andere verderbliche Frucht des Lutherthums. Sein Hauptheerd war der sächsische Hof. Die Hofprediger wetteiferten mit dem Papst in den Ansprüchen auf alleiniges Verstehen des religiösen Wesens. In dem Buchstaben- nnd Formelgötzendienst aber ging gerade das religiöse Wesen bei Hofe zu Grunde. Die Blüthezeit des unheiligen Sinnes, der bei Hofe Raum gewann, fällt in die Zeit August des Starken, der zuletzt (wie oben bereits bemerkt) seinen Glauben um den Judaslohn der polnischen Königskrone hingab und katholisch wurde. —

Dies sind äußere Zeichen für die innere Verwandtschaft des Lutherthums mit dem Ultramontanismus. In diesem Sinne faßten auch die Jesuiten jener Zeit das Lutherthum auf, denn sie zeigten sich bei den Verhandlungen, die dem Westfälischen Frieden vorangingen, bereit, der lutherischen Kirche Kultusfreiheit zuzugestehen. Sie rechneten darauf, daß die lutherische Kirche gänzlich verknöchern und schließlich von selbst in den Schooß der katholischen Kirche zurückfallen würde, während sie klar erkannten, daß in der reformirten Kirche das Leben, die bewegende Kraft des Protestantismus ruhe. Letzteres erkannte aber auch der große Kurfürst, der es — mit der Hand am Degengriff — durchsetzte, daß auch den Reformirten Glaubensfreiheit zugestanden ward, und von dem der evangelischen Kirche damit ein unermeßlich wichtiger Dienst geleistet ward, ein Dienst, der lange noch nicht genügend gewürdigt worden ist! — Die Lutheraner in der Provinz Preußen waren voll Haß gegen den herrlichen Fürsten, und wenn es nach ihnen gegangen wäre, und Friedrich Wilhelm nicht mit mächtiger Hand eingegriffen hätte, so wäre das deutsche Land Preußen an Polen gekommen. „Die lutherischen Pastoren in Königs-

berg", sagt Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik", „sprachen 1662 auf den Kanzeln so, als wenn dem Antichrist nun der letzte Rest gegeben werden müsse." — „Die Sorge um die Religion ward von den Ständen in Preußen als Hauptgrund ihres Widerstandes aufgeführt. Die Predigten waren voll politischer Demagogie." — Und wie sauer machten auch die Lutheraner Brandenburgs dem großen Kurfürsten das Leben! Haß und hochmüthiges Wesen waren die wirkenden Kräfte ihrer Predigten. Manches Kanzelbrett ward unter Vermaledeiung der „calvinischen Ketzer" mit der Faust zerschlagen, und so mancher Zuhörer verließ mit geballten Fäusten und Fluch auf den Lippen gegen die Reformirten das Gotteshaus. Solche Zustände bereiteten den Jesuiten Wonne, dem Kurfürsten bittern Gram. Vergebens mühete er sich, zu versöhnen. Mahnungen, dahin gehend, das Hauptgewicht nicht auf das „Bekenntniß" und nicht auf die kirchlichen Formen zu legen, welche insgesammt doch nur Werke und Anordnungen irrender Menschen seien, vielmehr aus dem Born der Lehre Jesu zu schöpfen und die Hörer, statt sie mit unheiligem Haß gegen die Reformirten zu erfüllen, zur Demuth und Bruderliebe anzuregen, beantworteten die lutherischen Eiferer damit, daß sie sich — o des Hochmuths in dem Gewande der Demuth! — für Gefäße des göttlichen Geistes erklärten, der in ihnen walte; daß sie behaupteten: er, der göttliche Geist, rede aus ihrem Munde, nicht ihr Geist! — Da hatte man das widerliche Gewächs der Unfehlbarkeit, dessen Hauptwurzeln Hochmuth und Herrschsucht sind, auch auf lutherischem Boden! —

Aber in unserem Zeitalter vermag dieser Bodensatz des Protestantismus, dieses in seinem innersten Zweck der Selbstsucht dienende Buchstabengötzenthum doch nichts das Staatsleben Gefährdendes auszurichten! So hat Mancher sich schon getröstet. Wollte Gott, der Trost wäre berechtigt! Leider ist dem nicht so. Die Schlange Selbstsucht umschlingt den Baum

des Lebens in alten wie in neuen Tagen, und wo die Wahrheit eine neue Stätte sich erkämpft und auf derselben sich einen neuen Tempel erbaut hat, da schleicht auch in neuer Maske die Selbstsucht herbei und baut sich ihre Kapelle daneben — in der Absicht, die Mauern des Tempels unvermerkt zu untergraben, ihn schließlich zum Sturz zu bringen und mit seinen Trümmern die eigene Kapelle zu erweitern. Wer das heutige Lutherthum für ungefährlich hält, der möge doch einmal den Bewegungen desselben in Hannover und Mecklenburg eine ernste Beachtung schenken, und er wird bald genug wahrnehmen, daß es heute lutherische Eiferer giebt, die in ihrem Haß gegen die freiere protestantische Richtung weder den sächsischen Hofpredigern im 17. Jahrhundert, noch den Hochkirchenmännern unter den Stuart's etwas nachgeben, und die in ihrer Feindschaft gegen das neu entstandene deutsche Reich wetteifern mit den Franzosen und den Römlingen!

In einer 1870 erschienenen Schrift eines lutherischen Pastors in Mecklenburg, die von dem Haupte der mecklenburgischen Lutheraner, dem bekannten lutherischen Papst Kliefoth, kanonisirt wurde, wird die deutsche Einheit und der norddeutsche Bund als ein „Teufelswerk“ bezeichnet. „Das jetzige Reichsregiment,“ heißt es in der Schrift, „hat hervorgerufen nicht eine Mißstimmung, sondern einen Zorn, einen Haß, einen Haß, der alle Tage vor dem Herrn sein Zeugniß ablegt;“ „die Einheit von 1866 ist ein Uebel, über dem wir beten: erlöse uns von dem Uebel!“ Der fromme Eiferer räth — ganz nach dem Vorgange der fanatischen Streitschriften, die kurz vor Beginn des dreißigjährigen Krieges erschienen —, es nicht an dem Beten genug sein zu lassen, sondern sich zu verbinden mit Allen, „mit denen man in dem Gedanken der Wiederherstellung Deutschlands eins sei.“ „Man schelte das immerhin eine Koalition“ sagt der fromme Pastor; „nur durch eine Koalition, nur durch ein einmüthiges Zusammenwirken alles Lebendigen, welchen Namen es auch habe, (merket auf, ihr

„rothen Pfaffen," was ein „schwarzer Pfaffe," der so wenig wie ihr ein Vaterland kennt, euch zuruft!) ist die Errettung denkbar." Und derselbe Internationale im Talar sagt mit dem Bischofe Senestrey von Regensburg: „Die Kirche allein, das muß so laut wie möglich gesagt werden, giebt endgültige politische Urtheile ab;" — „die Kirche schützt Land und Leute, erhält Throne und Völker, oder stürzt sie, so sie nicht hören wollen!" —

Ist das nicht die Sprache Gregor's VII. und des Syllabus? Reichen sich nicht hiermit Papismus und Lutherthum die Hand? Hat der fromm-orthodoxe, aber nicht hierarchisch gesinnte Professor der Theologie Baumgarten nicht recht, wenn er sagt: „Unter allen Landplagen, mit denen Mecklenburg behaftet ist, ist dieses deutsch-feindliche Pfaffenthum die unerträglichste; denn sie verdüstert, verbittert und vergiftet den Geist." — „Dieses Lutherthum hat kein Herz und kein Gefühl für das grenzenlose Elend, welches einst der Hader der Theologen über unser deutsches Vaterland gebracht hat; es ist in seinem fanatischen Formelwesen so verhärtet, daß es an seinem Theile Alles versucht, um das wilde Feuer des 17. Jahrhunderts wieder anzufachen."

Was begehren denn nun diese Papisten und hierarchischen Lutheraner?

Für Deutschland: Auflösung des Kaiserreichs, Zurückführung des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen, Wiederaufrichtung des alten Bundestages und Einsetzung der habsburgischen Vormacht an demselben. In Frankreich soll Heinrich V., in Spanien Don Carlos auf den Thron gelangen, der „nothleidende" Papst in seinem von den Steuern der ganzen Christenheit erbauten, elfhundert Zimmer enthaltenden Vatican soll sein weltliches Königreich wieder erhalten.

Weshalb dies Alles?

Damit eine vom englischen Hochkirchenthum ausgebrütete kirchlich-politische Lehre, das „Legitimitätsprinzip," wieder zur

Geltung komme, diese verbrecherische Lehre, nach welcher einem Volke obliegt, auch einem Nero gegenüber im „leidenden Gehorsam“ zu verharren, nach welcher der Landesfürst seinem Volke gegenüber gar keine Pflichten, sondern lediglich nur Rechte, u. A. das Recht hat, jede seinem Volke gelegentlich eingeräumte Freiheit, weil eine solche nur als ein zeitweiliger Ausfluß seiner Gnade zu betrachten sei, zu jeder Zeit, auch wenn er eidlich gelobt hat, es nicht thun zu wollen, zurücknehmen zu dürfen. — „Alte geheiligte Rechte“ sollen wieder zur Geltung kommen! O wie klingt das so fromm! Aber eure kirchlich-politische Lehre, ihr Herren, ist mit jener Darlegung noch nicht erschöpft. Eure Stellung spielt in jenem wahnsinnigen System eine Rolle, die es verräth, weshalb ihr dasselbe zur Geltung zu bringen trachtet. Die Geschichte der Stuart's lehrt es, welche Rolle ihr spielt, wo dies System aufrecht erhalten wird. Ein Fürst nach eurem Sinne vermag sich ohne euren Beistand nicht zu halten, und wahrlich, wo ihr zur Macht gelangt, seid ihr nicht billig im Preise! —

Um die Erreichung solcher Zwecke willen setzten diese Menschen ihr Vaterland, ja Europa in die Gefahr eines schrecklichen Krieges! Nehmen wir einmal an, Heinrich V. und Don Carlos kämen auf den Thron Frankreichs und Spaniens. Heinrich V. hat bereits zu erkennen gegeben, daß er bereit sei, einen Kreuzzug zu Gunsten des Papstes auszuführen. Don Carlos ließ sich kürzlich also vernehmen: „Wir, die legitimen Herrscher, werden die Sieger sein. Frankreich, welches groß war unter der Oriflamme, wird seinen Rang und seine Grenzen wieder erobern. Die lateinische Race muß wieder Herrin der Welt werden!“ — Die beiden Prätendenten appelliren zugleich an den politischen Fanatismus, und wahrlich, es würde derselbe, kämen sie zur Macht, sich ihnen dienstwillig zur Verfügung stellen. Dann würde der Kreuzzug auf das Herz der anti-römischen Bewegung, auf Deutschland, gerichtet sein. Unterläge es, so würden die

Schrecken des dreißigjährigen Krieges weit überboten werden; zum Siege aber würde Deutschland nur durch Ströme von Blut zu gelangen vermögen.

Was fragen nach solchen Möglichkeiten rothe und schwarze Internationale? — Sie wühlen nach ihrer Art und ermuntern die Feinde! —

Genug des Ueberblicks! Es ist ein zwei Jahrtausende umfassender Zeitraum in's Auge gefaßt und der Versuch gemacht worden, sowohl unsern auswärtigen Erbfeind — den „alten bösen Feind," der nach Willen und Zweck immer derselbe bleibt und nur seine Maske wechselt — als auch unsere inneren Feinde zu characterisiren und zwar Eines wie das Andere zu dem Zweck, die möglichste Empfänglichkeit für die Mahnung, uns nicht in Sicherheit zu wiegen, zu erregen.

Aber was thun dem lauernden Feinde gegenüber?

Deutsches und evangelisches Wesen mit Hingabe fördern, wälsches Wesen, wie es auch immer geartet sei, aus Kirche, Haus und Staat hinausweisen!

Wir wenden uns zunächst an unsere tapferen Krieger und beschwören sie, eben so rühmlich, wie sie gegen den Feind auf dem Schlachtfelde stritten, alles wälsche Wesen, wo sie demselben auf den Gebieten der Denkart und der Sitte begegnen, niederkämpfen zu helfen!

Ihr Tapfern, ihr werdet den Schmerzensruf des edlen Max von Schenkendorf zu würdigen verstehen, den er nach den Freiheitskriegen erhob, als er sehen mußte, daß französisches leichtfertiges Wesen doch wieder im Vaterlande eine Stätte fand:

„Zerbrochen ist das arge Joch,
Des Fremdlings schnöde Ketten,
Doch ach, wir tragen andre noch:
Wer mag uns davon retten?"

Dadurch, daß ihr dem Tode kühn ins Auge sahet, wie auch durch die Liebe, die euer Volk euch entgegentrug, als ihr

ruhmvoll heimkehrtet aus hartem Streit, seid ihr geweiht zu Streitern in dem geistigen Kampfe, in welchem wir jetzt stehen.

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht."

Ihr habt es zur Erfüllung gebracht, was E. M. Arndt, der getreue Eckart des deutschen Volkes, prophetisch verkündete: „Ihre (der Franzosen) Gelüste und ihre Listen würden uns am wenigsten gefährlich sein, wenn wir, alle Deutschen, in unserer Waffenrüstung einmal als Ein Mann ihnen gegenüber zu stehen kämen!" — Es geschah, und der Erfolg war auf unserer Seite. Aber Arndt hatte auch hinzugefügt: „Dagegen mit den pestilenzialischen Einflüssen und Einwirkungen, welche der gallische Wind zu uns hinüberwehen will, da ist es freilich ein gar anderes Ding." — O daß er die Tage eurer Siege erlebt hätte! Sie würden seine Befürchtungen hinweggescheucht haben, wie ein Sonnenblitz das nächtliche Dunkel hinwegscheucht. Wie würden seine Augen geleuchtet haben, hätte er gelesen, was einzugestehen eure Tüchtigkeit dem anfangs scheel blickenden Auslande abzwang! Es sind der Urtheile so viele vorgeführt worden, — hier sei nur noch eines Urtheils des Berner „Bund," des bedeutendsten der schweizer Journale, gedacht, aus dem hervorgeht, welche Rückschlüsse man von der Haltung des die Blüthe und Kraft der Nation in sich schließenden Heeres auf die Nation selbst gemacht hat, und auf Grund dessen wir berechtigt sind zu der Hoffnung, daß der Weiterkampf auf geistigem Gebiete, in welchem unsere Krieger bei wachsendem Bewußtsein der Bedeutsamkeit und Unerläßlichkeit desselben den Reigen zu führen berufen sind, zum Segen des Vaterlandes ausschlagen werde.

„Wir fassen das Bisherige dahin zusammen, daß im letzten Kriege die französisch-romanische Nationalität sich als alt

und krank, die deutsch-germanische dagegen als erfüllt von der besten blühendsten Lebenskraft gezeigt hat. Daraus folgt für die Kulturgeschichte mit einer gewissen Nothwendigkeit, daß von nun an deutsches Denken und Leben für unsern Erdtheil im Vordergrunde stehen werden. Und ist das ein Unglück, ein Rückschritt? Gewiß nicht. Die hohle Kultur der Phrase wird ersetzt durch die reelle thätiger Arbeit und gründlichen Strebens. Der Krieg hat gezeigt, welch' gewaltiges Uebergewicht Gründlichkeit und Tiefe über Aeußerlichkeit und Schein erlangen können. Die nächste Periode wird unter Deutschlands Führung für alle Staaten eine Zeit der angestrengten Thätigkeit zur Ausbildung der physischen und moralischen Ausbildung der Völker sein. Auf diesem Wege aber und nur auf diesem kann neue Lebenskraft in die Adern der gegenwärtigen Gesellschaft geführt werden."

Und nicht minder hochbedeutsam ist folgende Stelle aus demselben Blatte:

„Der Sieg der deutschen Waffen im letzten Krieg hat noch in einer anderen, als der angedeuteten allgemeinen Richtung eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung — als Sieg des modernen Prinzips der Glaubensfreiheit, welches der protestantische Germanismus seit der Reformation zu wahren gewußt hat, über die Theorie der Glaubenseinheit des katholischen Romanismus. Die Niederlage der einzigen protestantischen Großmacht des Continents wäre das Signal gewesen zu einer allgemeinen katholischen Reaktion. Damit wäre eine Periode des Rückschritts in der Kultur über Europa hereingebrochen. Unsere Kultur, welche wesentlich in der Achtung der Individualitäten ruht, verträgt sich nicht mit Priesterstaat und Glaubenszwang."

Es gilt demnach, das Errungene aufrecht zu erhalten,

Ansprüchen gegenüber, die sich jetzt schon stark hervordrängen. Der Papismus hatte ebenfalls sein Sedan — nunmehr gilt es, ihm auch noch sein „Paris" zu bereiten! Der Krieg mit den Eisenwaffen war das Vorspiel des Krieges, in welchem jetzt die Nation steht: wird letzterer Krieg mit der Macht und der Umsicht des ersten geführt, dann wird der böse Feind schließlich capituliren, seine Helfershelfer im Inlande werden verstummen müssen.

Obiges Urtheil, dessen Schluß auf die in Folge des Kampfes ausgebrochene religiöse Bewegung hinweist, wurde Anfang Juli 1871 ausgesprochen. Welche bedeutenden Fortschritte hat seitdem die reformatorische Bewegung gemacht, die inmitten der deutschen Katholiken ausgebrochen ist! Wir vernehmen denselben Ruf, der sich einst in den Tagen Luther's erhob: Hinweg von dem angeblichen Statthalter Gottes und hin zu dem Heilande und seinem ungefälschten Erlösungsworte!

Gott segne unsere deutschen Brüder, die ihre Lösung von dem verweltlichten Rom vollziehen, und helfe uns, daß des frommen Schenkendorf's Wunsch bald seine Erfüllung finde:

„Nicht mehr dann trennt uns Süd und Norden:
Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden,
Ein Deutschland hoch und schön!

Welch ein unermeßlicher Segen wäre für unsere Kinder und Kindeskinder gewonnen, wenn die erwachte reformatorische Bewegung zu dem Ziele führte, daß der altheidnische römische Grundsatz „Theile und herrsche!" für Deutschland seine Kraft gänzlich verloren hätte!

Auch auf dem Gebiete des Erziehungswesens hat der Waffenblitz ein neues Leben entzündet. Man beginnt in immer weiteren Kreisen zu erkennen, daß das junge Geschlecht einer Nation wichtigster Staatsschatz ist, daß alle Haus-, Schul-, Stadt- und Staatspädagogik darauf gerichtet sein müsse, diesen Staatsschatz nicht verkommen zu lassen, daß die erwachsene Welt die heilige Verpflichtung habe, ihr Leben und Treiben

— in dem Hause wie außer dem Hause — nach der Frage zu regeln: „Was frommt oder was schadet der Jugend?“ — Es wird erkannt, was das „Wehe“ zu bedeuten habe, das über diejenigen gerufen wurde, die durch Wort oder That irgend etwas zur Entweihung junger Gemüther beitragen. „Wehe, wer ein Kind ärgert!“ Ein Wort von weitgehender, tiefer Bedeutung, ein Mahn- und Erweckungswort, geeignet das Leben eines Jeden, sich und Andern zum Heil, zu verklären! — Das Verhalten der Pariser, die darüber hinaus sind, sich in ihrem Treiben von der Frage beeinflussen zu lassen, in wie weit etwa durch Eines oder das Andere das junge Geschlecht sittliche Gefährdung erleide, ist den Deutschen mehr als je vor die Augen getreten und hat sie, da sie in die Lage gekommen sind, Ursache und Wirkung klar zu überschauen, mit Schrecken und Abscheu erfüllt. „In diesem Verhalten der Franzosen,“ sagte kürzlich der gelehrte Corsi, „liegt ein gesellschaftlicher Krebsschaden, ein Geschwür, welches, von weitem betrachtet, das Ansehen eines Brillanten hat, aber immer tiefer frißt und immer brandiger wird!“ — Für eine unter den herrschenden pariser Einflüssen heranwachsende Generation seien, fährt er fort, Vaterland und Tugend wesenlose Begriffe geworden. Leben bedeute dem also erzogenen Geschlechte, sich gütlich thun an materiellen Genüssen. Corsi fügt eine Darlegung dessen hinzu, was er unter „Leben“ verstehe. „Leben“, sagt er, „sollte, im moralischen Sinne genommen, gleich bedeutend sein mit der ehrenvollen Ausübung eines anständigen Berufes, der nützlichen Anwendung seiner Zeit für sich und für Andere, dem Streben nach Tugend und dem Vermeiden des Lasters, der Hochachtung und Unterstützung seiner Eltern, einem liebevollen Verhalten gegen die erwählte Gattin oder (von deren Seite) gegen den Gatten, einer guten Kindererziehung, kurz der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten.“

Möge in diesem Sinne in dem neuen deutschen Reiche das Leben sich mehr und mehr verklären, vor allen Dingen in

der neuen deutschen Hauptstadt Berlin; möge in dem entbrannten Kampfe zwischen der „nur stofflich bewegten Welt der fünf Sinne und der gotterfüllten Welt des Geistes und der schönen Sittlichkeit“ Berlin immer entschiedner und thatkräftiger auf der Seite des belebenden Lichtes stehen, für welches da stritten treffliche Insassen alter und neuer Zeit, unter ihnen Fürsten und Heerführer mit und ohne Scepter und Feldherrnstab, aber geschmückt insgesammt mit dem strahlenden Diadem dankbarer Anerkennung, welches das Volk in geschichtlichen Weihetagen, in denen es erleuchteten Auges vor- und rückwärts zu schauen vermag, freudig ihnen darreicht; möge Berlin gleicherweise gegen den „Materialismus geisttödtenden geistlichen Formelwesens wie gegen geistleugnende Sinnlichkeit“ kämpfen, damit den ausdrücklich ihm hinterlassenen letzten Willen Schiller's, des Lieblingsdichters unseres Volkes, zur Geltung bringend:

„Daß es mit der Religion nicht länger so bleiben kann, läßt sich Jedem begreiflich machen. Berlin gebe zum Licht die Wärme und veredle den Protestantismus, dessen Metropole zu sein es ja doch einmal bestimmt ist!“





